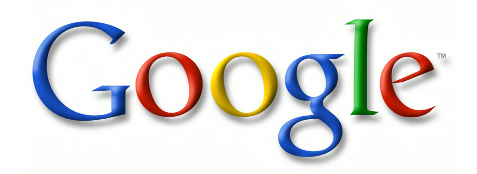
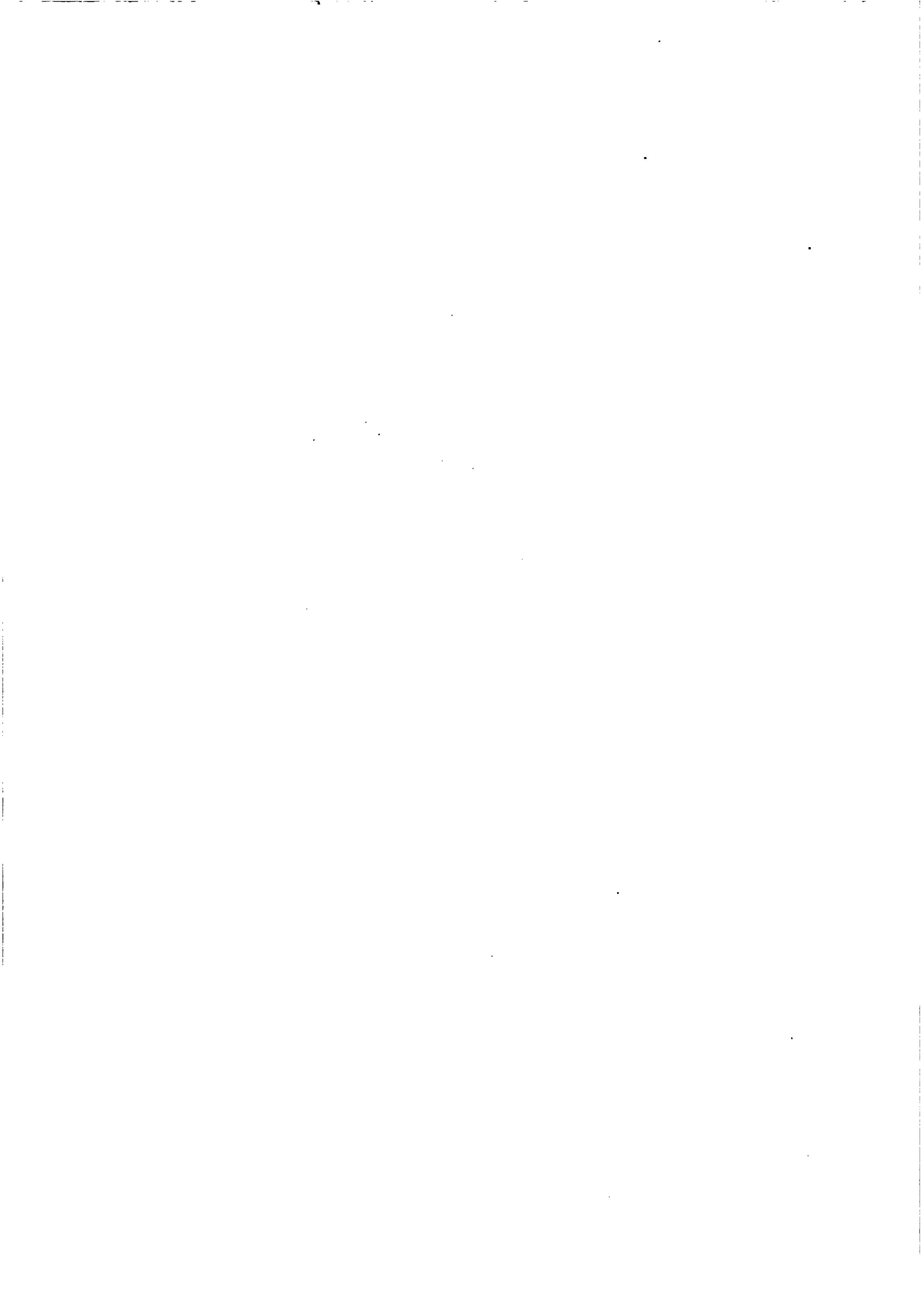
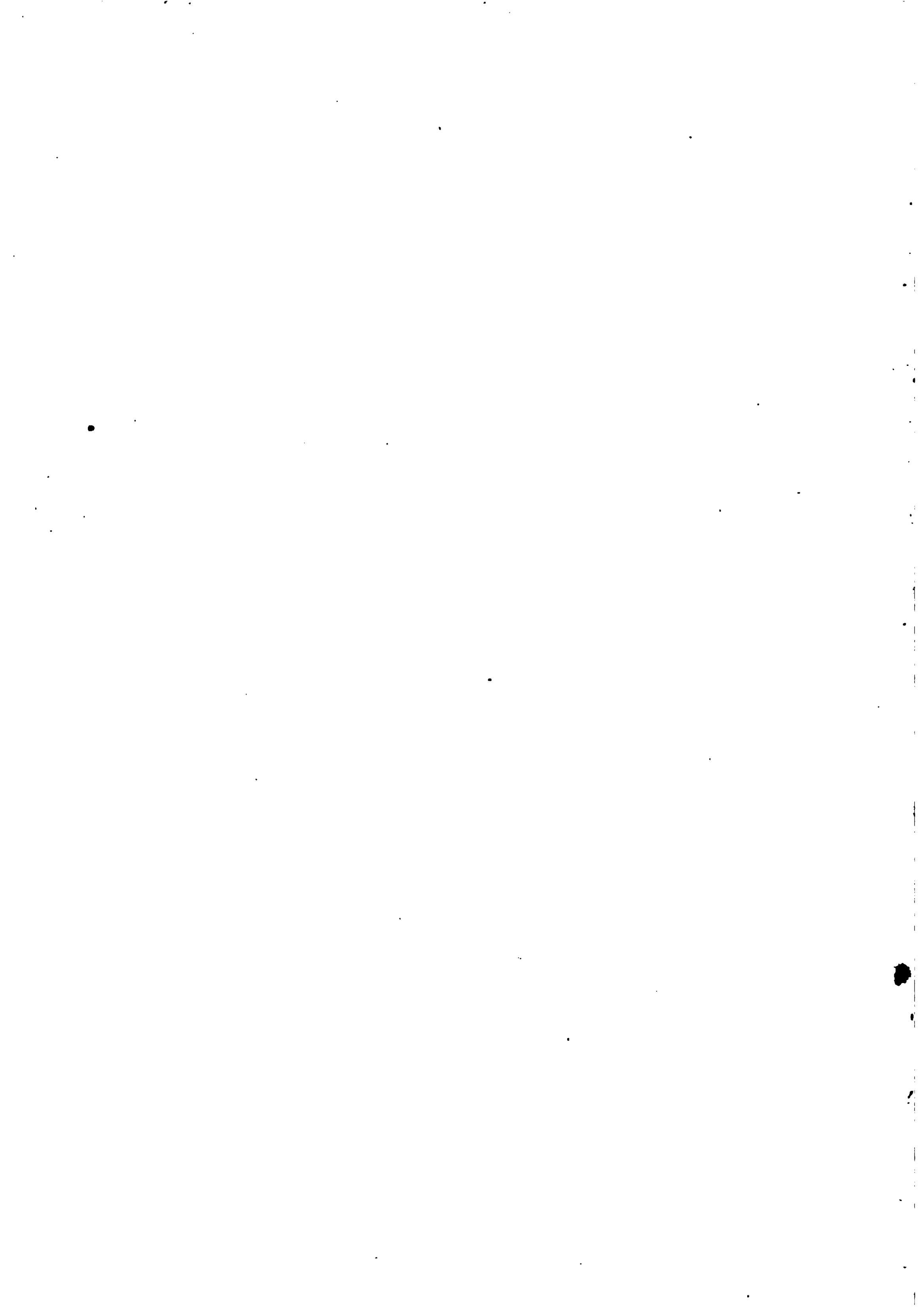
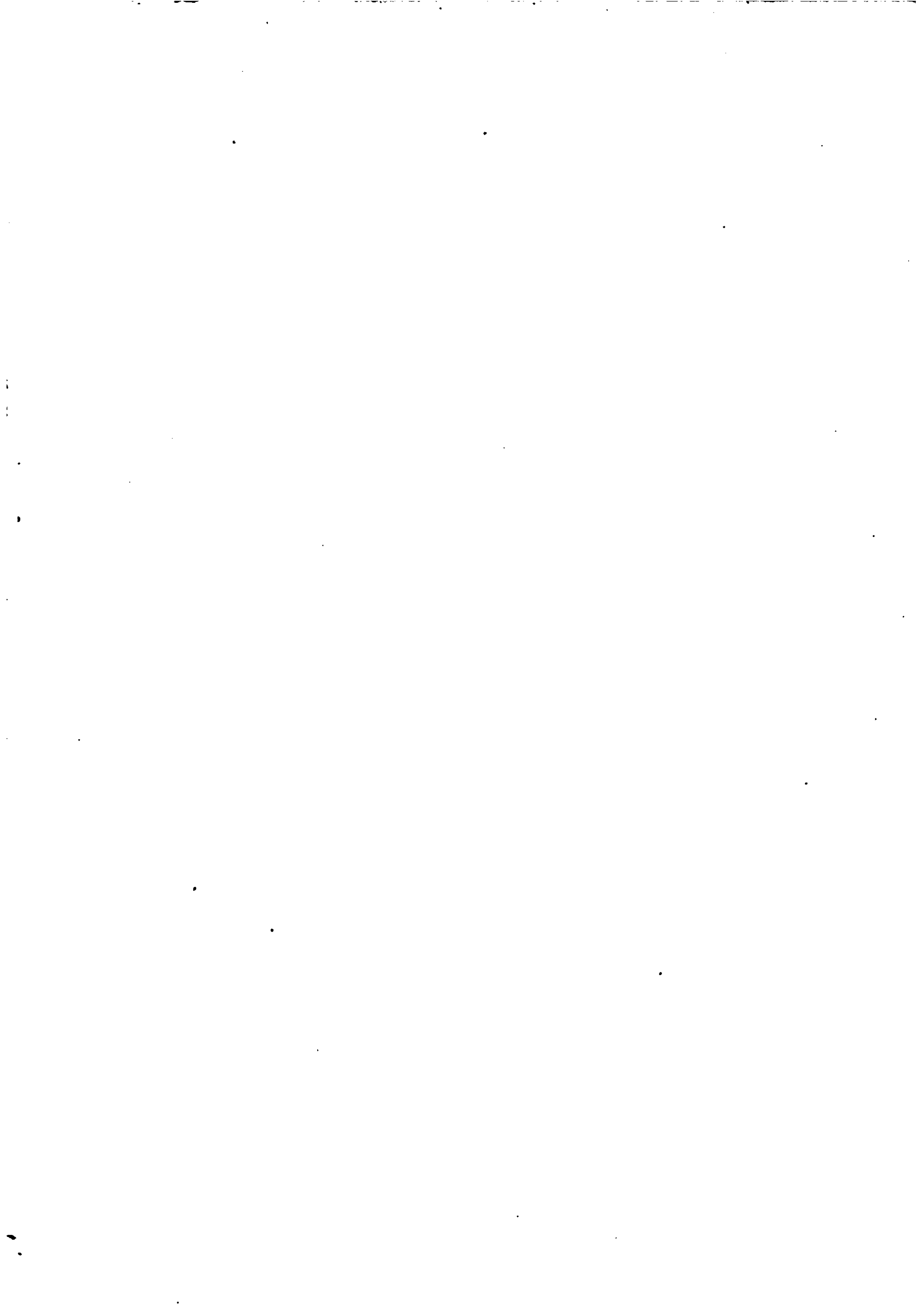
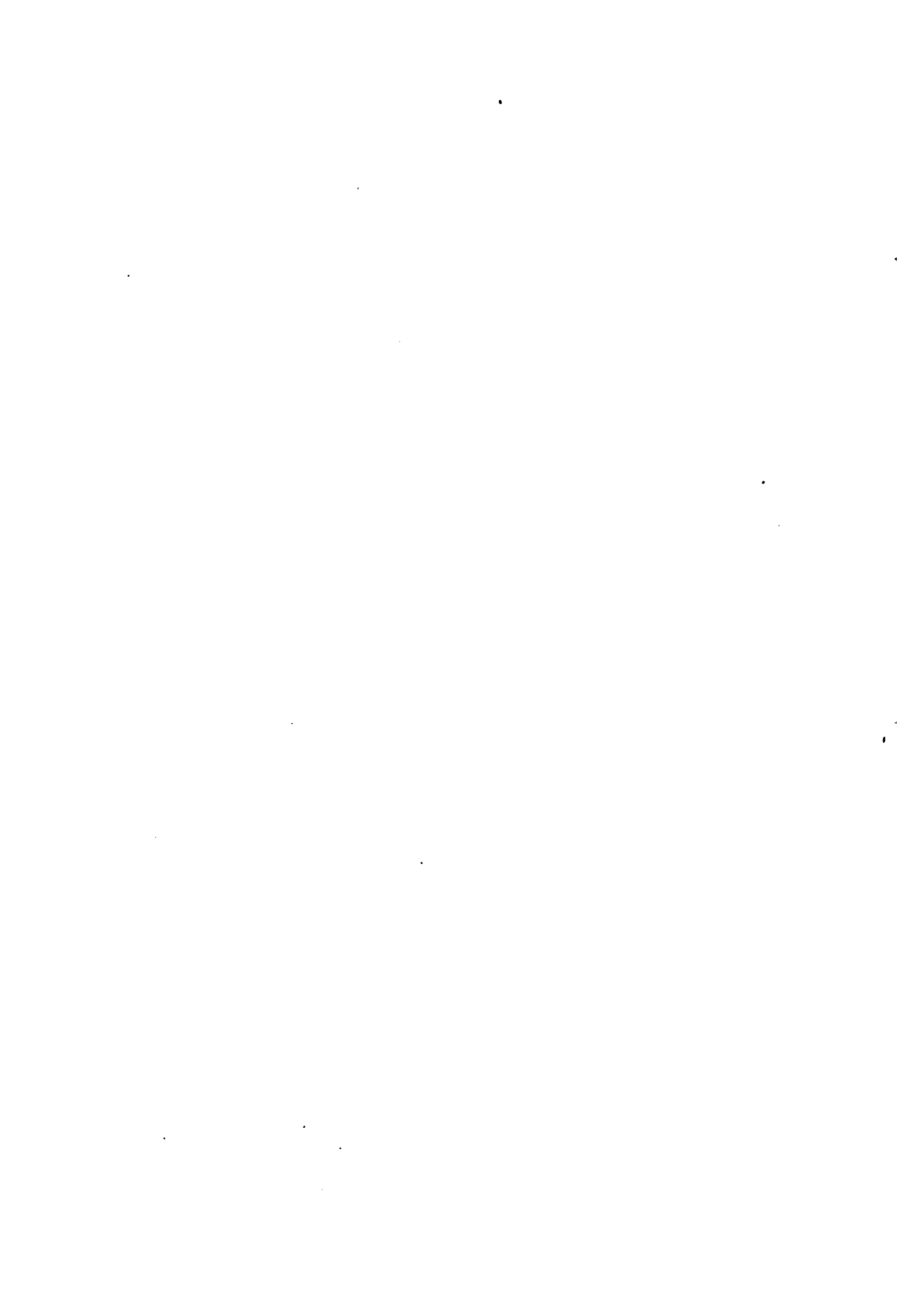


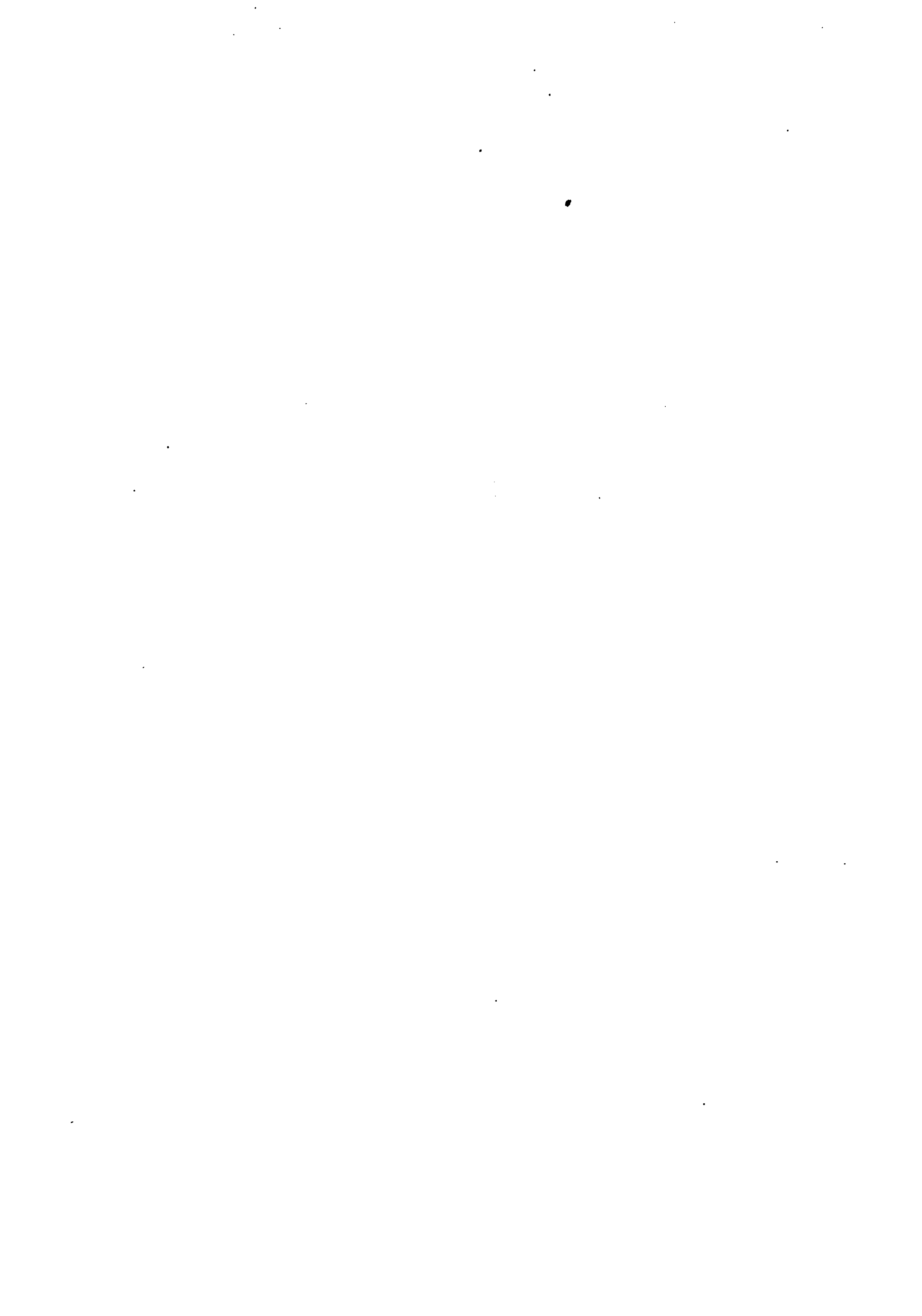














Dolomiten: Die drei Zinnen, bei Schluderbach in Tirol.

Das deutsche Land

in seinen [illegible] Zügen

und seinen [illegible] zu Geschichte und Leben

der [illegible]

[illegible]

Dr. Victor St[illegible]

[illegible]



[illegible]

[illegible] 1900

Das deutsche Land

in seinen charakteristischen Zügen
und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben
der Menschen.

Von

Prof. Dr. J. Kutzen.

Vierte Auflage, gänzlich umgearbeitet

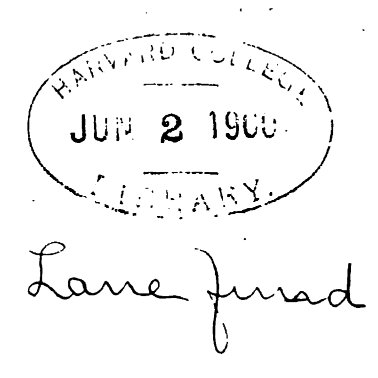
von

Dr. Victor Steinecke.

Mit 116 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck,
sowie 5 Karten und 4 Tafeln in vielfachem Farbendruck.



Ferdinand Hirt,
Königliche Universitäts- und Verlags-Buchhandlung.
Breslau, 1900.


HARVARD COLLEGE
JUN 2 1900
LIBRARY.

Herrn Professor Dr. A. Kirchhoff

als Zeichen ihrer Hochschätzung

gewidmet von

dem Bearbeiter und dem Verleger.



Möchten alle Deutsche, welchen Stammes sie auch sein mögen, immer fühlen, dass sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können; jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!
König Ludwig I. von Bayern.

Vorwort.

Kutzen war einer der ersten, die nach dem Vorgange *Karl Ritters* in der physikalischen Erdbeschreibung die Grundlage der geschichtlichen Vorgänge sahen. Er legte im Jahre 1855 „dem gebildeten deutschen Publikum eine Darstellung der Natur unseres Vaterlandes in ihren charakteristischen Zügen und ihren Beziehungen zu menschlichen Verhältnissen in Vergangenheit und Gegenwart“ vor, die mit warmer Begeisterung für unser Vaterland geschrieben war und sich bald grosser Beliebtheit erfreute. Sein Werk neu herauszugeben war keine leichte Aufgabe, denn die Wissenschaft der Erdkunde hat sich seit Kutzens Tode (1877) besonders in Deutschland gewaltig entwickelt: *von Richthofen* und *Penck* haben für die Betrachtung der Erdoberfläche neue Gesichtspunkte gegeben, *Ratzel* hat die Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und seinem Wohnsitze tiefer zu erfassen gelehrt, und *Kirchhoff* hat einen ganzen Stab von Gelehrten zur Erforschung der deutschen Landes- und Volkskunde um sich geschart. Auch einzelne Teile von Deutschland fanden eine wissenschaftliche Bearbeitung mustergültiger Art, z. B. Schlesien durch *Partsch* und Thüringen durch *Regel.* All das Neue zu verwerten, ohne der Darstellung Kutzens ihr eigenartiges Gepräge zu nehmen, habe ich mich redlich bemüht; nur die geologischen Abschnitte habe ich vollständig neu ausarbeiten müssen. So ist das Werk denn auch in der neuen Gestalt kein Lehrbuch, sondern eine Beschreibung der deutschen Gaue, die „dem gebildeten Deutschen Stoff zu willkommener Belehrung darbieten und ihn für unser an Naturvorzügen so reiches und infolge seiner Naturbeschaffenheit geschichtlich so bedeutsames Vaterland erwärmen“ möchte. Dass die Verlagsbuchhandlung das Buch mit einem reichen Schmuck an Bildern und Karten ausgestattet hat, wird wohl allgemeine Billigung finden.

Coblenz, am 23. Mai 1899. **Dr. Victor Steinecke.**

Übersicht des Inhalts.

I.
Deutschland im allgemeinen.

Schon durch die von uns gewählten Titelworte „das deutsche Land“ sollte angedeutet werden, dass wir uns nicht auf die Landstriche, die wir jetzt unter dem Namen des Deutschen Reiches zusammenfassen, und auch nicht auf das Land des vormaligen deutschen Staatenbundes beschränken werden; vielmehr wollen wir zugleich fast ringsum in den anliegenden Gebieten eine weite Strecke vorgehen und darin Umschau halten. Wir haben hierzu guten Grund. Zunächst bringen es die geologische Beschaffenheit und die Entstehung des Bodens mit sich, dass Deutschland aus einer Zahl grosser Landschollen von verschiedener Art und Form besteht, und da wir die Wechselbeziehungen zwischen dem Lande und seinen Bewohnern untersuchen wollen, so thun wir gut, unser Forschungsgebiet bis zu seinen natürlichen Grenzen zu betrachten.

Dazu kommt, dass gewisse benachbarte Landstriche grossenteils deutsche Bevölkerung haben und in manchen wichtigen Kulturbeziehungen oder durch ein engeres politisches Band in Verbindung mit Deutschland gegenwärtig stehen oder doch in früheren Zeiten standen — insbesondere die Schweiz, Österreich-Ungarn, Belgien, Holland und Jütland. Auf alle diese Nachbarländer des heutigen Deutschland werden wir demnach gebührende Rücksicht zu nehmen nicht unterlassen dürfen, wenngleich unsere Aufgabe hauptsächlich ihm selbst zugewendet bleiben wird.

Bei der Betrachtung der allgemeinen Verhältnisse und Beziehungen der Oberfläche Deutschlands muss es uns vor allem darauf ankommen, seine geographische Stellung genau kennen zu lernen, d. h. die Stellung, die es durch seine räumliche Lage im Gesamtorganismus Europas einnimmt. Dass sie eigentümlich und bedeutsam ist, darauf weist schon der bildliche Ausdruck hin, den man so oft dafür anwendet. Man nennt es bekanntlich den Kern, das Herz Europas und bezeichnet damit unstreitig die bevorzugte

Stellung eines Landes der Mitte in diesem Erdteile, sowie zugleich den wohlthätig belebenden Einfluss eines unentbehrlichen Einheitspunktes und Centrums auf ihn. Und in der That hat kein anderes Land in Europa für alle übrigen eine so centrale, so vermittelnde und ausgleichende Stellung wie Deutschland — eine Eigentümlichkeit, die wir ihm später auch bezüglich seiner Ausbreitungs- und Erhebungs-, seiner hydrographischen und klimatischen Verhältnisse werden zuerkennen müssen.

Folgende Erörterungen dürften die Wahrheit jener Behauptung einleuchtend erscheinen lassen, denn sie veranschaulichen uns klar, von wie verschiedenen Gesichtspunkten aus, wenn es sich um die Auffindung der Mitte Europas handelt, wir immer auf Deutschland treffen, ja dabei öfters sogar auf dessen Centrum, das Fichtelgebirge. Überblickt man nämlich das gesamte Europa nach seiner horizontalen Ausdehnung, so mag man eine möglichst lange Linie in gerader Richtung von West nach Ost oder von Süd nach Nord, oder die Diagonallinie von Nordwest nach Südost und von Nordost nach Südwest ziehen — in allen diesen Richtungen geht sie in ihrem mittleren Drittel durch Deutschland. So verläuft die westöstliche Linie vom Kap Finisterre nach dem Nordteile des Kaspischen Meeres durch den Süden Deutschlands, und jede der drei anderen sogar durch dessen Mitte, sowohl die südnördliche, etwa vom Südende Siziliens bis zur nordwestlichen Küstengegend Norwegens, als auch beide Diagonalen, die eine etwa von der südlichen Krim nach dem westlichsten Irland, die andere, die Linie der ganzen Längenerstreckung Europas, gleichsam seine Hauptachse, von der Einsattelung des Ural bei Jekaterinburg bis Lissabon. Die erstere dieser beiden Linien trennt zugleich das breite, ebene, kontinentale Osteuropa von dem schmalen, gebirgigen und gegliederten Westeuropa; hier hört südliches Klima und mit ihm der Weinbau auf, hier beginnt schon nach der Vorstellung der Alten und auch noch in unserer Zeit nach den Vorstellungen der Italiener, Spanier und selbst der Franzosen der Norden — gewiss ein bedeutungsvolles Zusammentreffen von Gegensätzen Europas, die durch Deutschland vermittelt werden.

Betrachtet man ferner den zusammenhängenden Hauptkörper Europas im Verhältnis zur Lage seiner nach aussen gewendeten Glieder, seiner Halbinseln und der anliegenden grösseren Inseln,

gewissermassen der trabantenartig ihn umgebenden ozeanischen Erweiterungen des Ganzen, so kommt Deutschland im Norden und im Süden mit dem mittleren Teile dieser Gliederung in Berührung, mit der jütischen und italischen Halbinsel: eine Linie, welche die Mitte der ersteren mit der Mitte der letzteren verbindet, läuft in ihrem mittleren Teile gerade durch Deutschlands Mitte.

Eine centrale Stellung behauptet Deutschland auch zu den Europa umgebenden Meeren. Im Nordosten zieht sich das Baltische Meer an deutschem Gebiete hin und nimmt die Oder und Weichsel auf; im Norden und Nordwesten flutet die Nordsee als offenes Grenzgewässer, in das sich der Rhein, die Weser und Elbe ergiessen; von Süden her reichen durch den adriatischen Meeresarm die Wasser des Mittelländischen Meeres bis an Deutschlands Marken; nach Südosten, nach dem Schwarzen Meere, weist gewissermassen einladend hin der mächtige Donaustrom. So steht Deutschland vermöge seiner Lage unter einem dreifachen Einflusse von aussen her: unter einem kontinentalen, durch die Nordsee unter einem ozeanischen, ferner durch das Adriatische Meer und durch die Ostsee, die als das Mittelmeer von Nordeuropa gelten kann, unter dem Einflusse zweier Binnenmeere.

Fassen wir nun Europa ins Auge, um die Bedeutung seines Centrums hervorzuheben, so bemerken wir, dass auch dieses auf der Erde eine Mittelstellung einnimmt; es liegt in der Mitte der Landhalbkugel und kann als der Kontinent der Mitte, als der Übergang, das Verbindungsglied aller zu allen betrachtet werden. Ausserdem ist es in seinen Ausbreitungs- und Erhebungsverhältnissen der beschränkteste, am leichtesten überschaubare, am meisten gegliederte, am meisten gangbare, belebte und bewegte, in seinen klimatischen der am meisten gemässigte und einheitliche Erdteil; es ist vermöge der durch alle diese Eigenschaften geförderten Entwicklung seiner Völker der herrschende, geistig gestaltende, fortbildende Erdteil, der Vorkämpfer der höheren Bestrebungen der Menschheit: so musste natürlich Deutschland, die Mitte Europas, eine ganz andere Bedeutung erhalten als die Mitte jener grösseren Erdteile, die eine derartige Natur und Wirksamkeit nicht aufzuweisen haben; es mussten die Beziehungen zu dem verhältnismässig kleinen Ganzen und zu dessen übrigen einzelnen Teilen beschleunigter, gedrängter, fester, gewissermassen unvermeidlicher und notwendiger werden.

Auf diese Weise ist Deutschland in der That vermöge seiner centralen Lage für den Zusammenhang dieses Ganzen unentbehrlich, ist, wie für den Körper der Herzschlag, sein Lebenspunkt. Nur durch Deutschland werden die übrigen Teile Europas zu einer wahrhaften Einheit zusammengehalten. Es schliesst sich an die mittlere der südlichen wie nördlichen Halbinseln an und verknüpft so den Süden mit dem skandinavischen Norden; seine Erhebungsformen gehen ebenso in das gebirgige Westeuropa wie in das flache Osteuropa über und vermitteln so die Verbindung der gegliederten und gebirgigen atlantischen Länder im Westen mit den einförmigen und weiten sarmatischen Ebenen im Osten. Ringsum in Europa findet sich kein Land und keins der angrenzenden Meere, mit dem Deutschland nicht verwachsen oder mittelbar in leichte Berührung zu bringen ist. Ringsherum wie um ihren Mittelpunkt gruppieren sich Russland mit Polen, Skandinavien, Grossbritannien, Holland, Belgien, Frankreich, die Schweiz, Italien, die Türkei, Ungarn, Galizien und stehen mit ihm in unmittelbarer oder durch die vorhin genannten Gewässer, die ihm einen kurzen und leichten Weg nach allen Seiten eröffnen, in naher, mittelbarer Verbindung.

Alle diese Länder sind zwar Teile eines grösseren Landkörpers, des Kontinents Europa, haben aber auch wieder jedes im Vergleiche zu den übrigen durch ihre Lage, Begrenzung, innere Gestaltung und Bevölkerung ein eigentümliches Gepräge und stellen in gewissem Grade kleinere Einzelwesen auf der Oberfläche jenes grösseren Ganzen dar. Demnach kommen von allen Seiten her mit dem in der Mitte gelegenen Deutschland eine Zahl von Länder-Individuen in Berührung, von denen jedes in seiner Weise Einfluss ausübte und empfing. Eine Wechselwirkung musste natürlich auch zwischen dem Ganzen des Erdteils und seiner Mitte stattfinden.

Nun hat Europa seine grösste Ausdehnung von Ost nach West, und sein Rumpf verjüngt sich allmählich nach Westen zu; gleichsam wie Flügel sind die grösseren Halbinseln nach Nord und Süd angesetzt, und jedesmal findet zwischen den Gliederpaaren eine stärkere Einschnürung statt: die etwa 5300 km lange Haupterstreckung ist etwa doppelt so gross wie die grösste meridionale Ausdehnung (vom Asowschen Meere zum Karischen Busen etwa 2800 km), sechsmal so gross wie die mittlere (zwischen der Bucht von Swinemünde und dem Golf von Triest etwa 900 km) und beträgt

das Fünfzehnfache der schwächsten Stelle (zwischen dem Busen von Biscaya und dem Löwenbusen 370 km).

Dieses Verhältnis der Längen- zur Breitenausdehnung hat sich nicht nur auf dem Gebiete der Natur, sondern auch in der Menschengeschichte sehr einflussreich gezeigt. Da nämlich das Ostende des Erdteils sich in weit grösserer Entfernung von seinem Westende befindet als die südlichsten Teile der Hauptmasse von den gegenüberliegenden nördlichsten, so gelangten die Völker bei ihrer Bewegung und Ausbreitung von Asien her viel eher zu einem sichernden Abschluss in der Richtung von Süd nach Nord und umgekehrt als von Ost nach West. In letzterer Richtung kostete es schon der Entfernung wegen, ganz abgesehen von sonstigen Hindernissen, bei weitem grössere Mühe, von einem Ende zum anderen vorzudringen. Es lag daher nahe, dass die Völker in den Zeiten ihrer dauernden Niederlassung, ihrer Staatenbildung und Staatenerweiterung seltener eine schmale und langgestreckte Zone von Ost nach West einzunehmen und festzuhalten strebten, sondern vielmehr eine Ansammlung ihrer Bestandteile und feste Abrundung ihrer Gebiete in Süd-Nordrichtung wählten, wo die Meere zu beiden Seiten natürliche Grenzen bildeten.

So gestalteten sich in ethnographischer und politischer Hinsicht die grösseren Territorien nebeneinander weniger von Süd nach Nord, weit mehr dagegen von Ost nach West, und füllten in der Regel zugleich die ganze Breite des kontinentalen Hauptkörpers von einem Meere zum anderen. So liegen nebeneinander die drei Hauptbestandteile der europäischen Bevölkerung, die slavische, germanische und romanische Völkergruppe, und ebenso Europas grosse Staatsgebiete des Mittelalters und der neueren Zeit, Russland, Deutschland, Frankreich und Spanien, zu denen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch Polen gehörte.

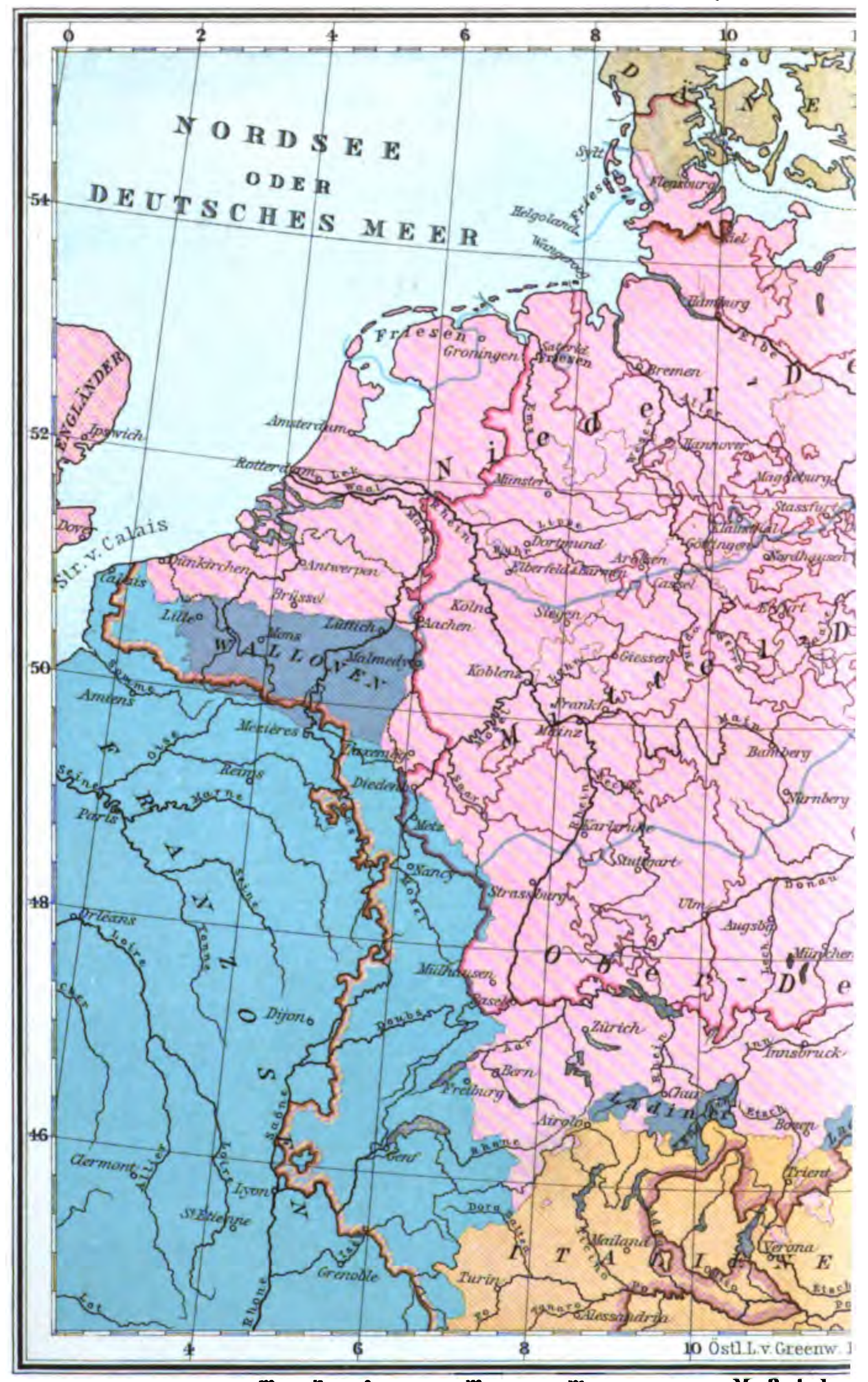
Aus dieser Aufeinanderfolge ergiebt sich, dass auch in den letzten beiden Beziehungen Deutschland eine mittlere Stellung einnimmt; ausserdem ist Norddeutschland ethnographisch die Mitte des ganzen germanischen Völkerkreises in Europa.

Dass Deutschland vermöge seiner Lage von der Mehrzahl der gedachten Volksstämme umschlossen oder ihnen benachbart und leicht zugänglich ist, hat auch folgende sehr beachtenswerte Erscheinung auf dem ethnographischen Gebiete zur Folge gehabt. Es treffen nämlich an seinen Grenzen, ja sogar innerhalb derselben, die Haupt-

stämme der europäischen Bevölkerung mit ihren Sprachen zusammen: von Osten her Slaven, von Westen und Süden Romanen, von Norden verwandte germanische Stämme; daher erscheint Deutschland bereits seit den Zeiten des frühen Mittelalters, wo die jetzigen Gestalten des Volkstums, der Kultur und der Staaten vorbereitet und begründet wurden, als ein ethnographisches Grenzvermittlungs- und Vermischungsland. Diese Erscheinung wollen wir mit Rücksicht auf Deutschlands Grenzen in einigen Hauptzügen näher veranschaulichen.

Unser Vaterland hat seine schwächsten Grenzen im Osten und nächstdem im Westen. Im Osten finden wir allenfalls in der Südhälfte natürliche Grenzen, nämlich den äussersten westlichen Ast der Karpaten und die oberschlesische Hochebene von Tarnowitz. Weiter nördlich bis zu den nördlichsten Teilen Ostpreussens verläuft sich Deutschlands breite Ostseite unbestimmt und unmerklich in das grosse russische Flachland, und nur von Menschenhand sind hier Markzeichen seines Endes gesetzt. Höchstens bilden Flüsse auf längere oder kürzere Strecken die Grenze; aber es liegt in der Natur solcher Wassergrenzen, dass sie häufig mehr einen verbindenden als trennenden Einfluss ausüben. Dazu kommt, dass gerade hier im Gegensatze zu der massigen Osthälfte Europas stärkere Abschmälerung nach Westen hin beginnt. Alle Völkerwogen, die aus Asien und Halbasien gegen Westen hin heranrollten, ergossen sich, da an den Hochkarpaten noch unübersteigliche Gebirgswände entgegentraten, über einen viel engeren Raum, als sie früher eingenommen hatten, zusammengedrängt an den östlichen und südöstlichen Gegenden des heutigen Deutschland. Mochten sie auch mehr nördlich, in der Nähe der Ostsee, vorrücken oder mehr südlich an der Weichsel und Oder durch die Mährische Pforte hinziehen; mochten sie durch das Thal der March oder vom Dnjestr her über die niedrigen Waldkarpaten und durch die ungarische Theiss-Ebene sich dem Donauthale zuwälzen, oder schon früher, östlich und südlich von den siebenbürgischen Karpaten, an die Donau gelangen und an ihr bis zum Wiener Becken fortwandern oder auch dem Laufe der Drau und Save folgen — auf allen diesen Zügen führten gangbare Ebenen und Thäler nach Deutschland. So sehen wir den Osten Deutschlands, nachdem ihn die Germanen verlassen, zu Beginn des Mittelalters in seiner ganzen Ausdehnung von den Slaven besetzt und die etwa zurückgebliebenen

DEUTSCHLAND, SPRA



Maßstab
(100 Kilometer in der Nat

RACHEN & MUNDARTEN.



ab 1: 7.000.000 — Deutsche Meilen (15=1°)

r Natur = 14,3 mm. auf der Karte.)



Reste der ersteren von diesen überwuchert; ja, an einigen Stellen rückten wendische Stämme sogar bis ins mittlere Deutschland vor und liessen sich hier dauernd nieder. Aber die Germanen gelangten in den nächsten Jahrhunderten zu festerer staatlicher Ordnung und durch das Christentum zu höherer Kultur; sie drangen erobernd in die von den Slaven und anderen nachziehenden Völkern, z. B. von den Avaren, eingenommenen Landstriche wieder ein, lebten mit denjenigen Überwundenen, die ihre bisherigen Wohnsitze beibehielten, häufig in bunter Mischung und erzielten in deren Christianisierung und Germanisierung nicht unbedeutende Erfolge, da sie ihnen nicht bloss in den Waffen, sondern auch in der Bildung überlegen waren. Besonders zeigte sich dies innerhalb der nordöstlichen Gebiete Deutschlands in hohem Grade; im Süden dagegen wurde der Widerstand des slavischen Volkstums ausser anderen Ursachen durch die gebirgige Beschaffenheit des Landes begünstigt, und später waren ihm auch die Störungen seitens der Magyaren und Türken dienlich.

Im Norden der Ostseite Deutschlands wies die Ostsee den Weg bei der Ausbreitung seiner Herrschaft und Kolonisation über slavische Gebiete und über andere Volksstämme, z. B. über die Bewohner von Preussen und Kurland, während nach dem Süden die Donau hinableitete, so dass sich allmählich zwei weit vorgestreckte Arme deutscher und germanisierter Bevölkerung ansetzten, die nach Osten immer weiter voneinander wegbogen: dort eine zusammenhängende Reihe Kolonieländer längs der Ostsee bis zum Finnischen Meerbusen, hier eine grosse Zahl deutscher Koloniestriche längs der nördlichen Donauseite bis zur Walachei hin. Dazwischen ragt an der Oder ein deutsches Gebiet wie ein Fels ins slavische Völkermeer hinaus, aber an zwei Stellen, von Polen und Böhmen her, drängt das Slaventum gegen alles deutsche Wesen vor, und zahlreiche Sprachinseln geben Zeugnis von der furchtbaren Brandung (vgl. die vorstehende Karte).

Auf der ganzen Ostseite von Deutschland begegnen wir noch heute einer grossen Mannigfaltigkeit im ethnographischen Bestande. Wir stossen auf vermittelnde Gebiete von mehreren Nationalitäten, auf zwei-, sogar dreisprachige Mischvölker, in Gebräuchen und Sitten auf Überreste einstigen Vorwaltens einer anderen Nationalität oder ihr noch fortbestehendes Übergewicht. Kärnten, Krain, Steiermark und Mähren sind deutsch-slavische Mischprovinzen; Schlesien, Posen, West- und Ostpreussen ebenfalls, nur dass hier der deutsche Bestandteil

bereits vorherrscht; in Böhmen machen die slavischen Tschechen die grosse Mehrzahl aus; weiter nördlich sind die Slaven, mit Ausnahme einiger Striche in der Lausitz, verschwunden, doch lassen sich im Königreich Sachsen, in Brandenburg und Pommern ein im Verschwinden begriffener slavischer Einfluss und slavische Elemente in Kleidung, Sitten und Gebräuchen und in der Rasse des Volkes selbst noch erkennen.

Im Westen folgt gegenwärtig die Grenze Deutschlands der Höhe des Wasgenwaldes, zieht sich dann westwärts über die lothringische Hochebene und darauf nordwärts über die westlichen Hochflächen des niederrheinischen Schiefergebirges gegen den Niederrhein. Diese Abgrenzung des heutigen Deutschland ist unter Berücksichtigung früherer Zusammengehörigkeit deutscher Stämme durch die Politik geschaffen; sie ist besser als vor 1871, wo die Bastion Metz gerade der böhmischen Spitze gegenüber den Reichsleib einschnürte, während wir jetzt einen Keil an der Mosel in den französischen Staat hineingetrieben haben. Die mittelhohen Waldgebirge an den westlichen Marken sind nicht mehr solche Verkehrshindernisse, wie sie etwa von den Römern mit Schauder empfunden wurden, und können bei der fortgeschrittenen Kultur, welche die natürlichen Hindernisse abschwächt, nur noch als schwache Grenzen angesehen werden. In früheren Zeiten, ehe das Deutsche Reich in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts allmählich Elsass und Lothringen an Frankreich verlor, war die Westgrenze zum Teil ebenso natürlich wie jetzt, obwohl sie keineswegs einen starken und sichernden Abschluss gewährte; damals verlief sie auf den Savoyer Alpen, dem Jura und Wasgenwald und dem unmittelbar im Westen der Maas streichenden Höhenzuge, der die Stromgebiete des Rhein und der Seine oder der Maas und Aisne trennt.

Hier nun, in dem Gebiete zwischen Rhein, Maas und Seine, hatten schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Römerstädte und römisches Gebot in einem altdeutschen Landstriche Platz gewonnen; in späteren Zeiten waren hier öfters Franzosen, Deutsche und belgische Wallonen unter einer Herrschaft vereinigt. So war es in dem lotharingischen Reiche, zur Zeit der höchsten Macht der deutschen Kaiser und in den Jahrhunderten, wo es Frankreich gelang, anfangs einzelne Gebiete und endlich das gesamte linke Rheinufer an sich zu bringen. Daher finden wir dort in einem umfassenden Landstriche

romanisch-deutsche Mischzustände und, ebenso wie im Osten Deutschlands, zwei-, ja dreisprachige Volksstämme. Nur verhielt sich hier Deutschland in den wechselseitigen Kulturbeziehungen viel mehr passiv: die nach Gallien übergesiedelten germanischen Stämme wurden Romanen;*) gleich den Gewässern, die von Westen her sich ihren Weg zum Rhein gebahnt hatten, kam von dorther auch französierender Einfluss in Sprache und Sitte; die Franzosen erlangten zuerst in gefälligen Kulturformen und später in der Machtübung das Übergewicht.

In der südwestlichen Ecke Deutschlands liegt die von ihm abgebröckelte Schweiz. Hier stossen drei romanische Zweige mit den Deutschen zusammen, Franzosen, Italiener und die von der alten römisch-gallischen Bevölkerung abstammenden Romanen im engeren Sinne des Wortes. Ein gemeinsames Staatswesen verbindet sie alle, aber unschwer lassen sich die Einwirkungen auf die deutschen Bestandteile, ganz besonders von seiten der Franzosen in Sprache, Bildung und Erziehung sowie in vielen französischen Einrichtungen erkennen.

Auch im Süden konnten vermöge der Lage Deutschlands die Wechselwirkungen zwischen den romanischen Italienern und den Deutschen nicht ausbleiben. Zwar erhebt sich hier die Grenzmauer der Alpen, aber diese gewährte, wie wir später noch näher darthun werden, Italien weniger Schutz gegen Deutschland als Deutschland gegen Italien. Die Deutschen ergriffen, gelockt durch die Reize des schönen mittäglichen Landes, Besitz von den jenseitigen Absenkungen und Umgebungen ihrer Südgrenze, deutsche Kaiser dehnten ihre Herrschaft über die zunächstgelegenen Striche italienischer Bevölkerung aus, und so wurden vielfache Berührungen mit den Romanen herbeigeführt: also fehlen auch in dem südlichen Gebiete unseres Vaterlandes eigentümliche Mischzustände nicht, die sich in der Sprache, hier und da in Sitten und Gesinnungen und nicht minder in der Bauart einzelner Städte, z. B. Laibach, Triest, Görz, Roveredo, Trient, Bozen, sogar teilweise von Innsbruck und Salzburg kundgeben.

Im Südosten kommen aus den früher angeführten Gründen die Verbindungen mit den Slaven hinzu. Hier im Triestinischen, in Krain und Kärnten stossen Italiener und Deutsche mit den im

---

*) Die Franzosen werden hier öfters kurzweg als ein romanisches Volk bezeichnet, was sie genau genommen nur nach ihrer Sprache sind.

Donaugebiete stromaufwärts sich ausbreitenden Slaven zusammen und sind vielfach durcheinander gemischt.

Wenden wir uns endlich zu der gegenüberliegenden, zu der nördlichen Grenze. Sie wird meist durch das Meer gebildet, also bestand hier, die Jütische Halbinsel abgerechnet, stets ein vollständiger Abschluss, wenigstens keine unmittelbare und dauernde Berührung mit fremden Bestandteilen, und es begegnet uns, namentlich im Gebiete der Friesen, noch viel Ursprüngliches in Sprache und Sitte. Trotz dieser verhältnismässig geschützten Lage waren dennoch diese Gegenden den Bewohnern des nördlichen Europa nicht unerreichbar; denn das flüssige Element ist als Grenze wie die Schwelle eines Hauses, trennend zugleich und den Übergang erleichternd. Schon vor der Zeit Karls des Grossen hatten Küstenstämme von Deutschland aus glückliche Versuche über die See nach England gemacht, und bald darauf kamen in häufiger Aufeinanderfolge zur See und über die Jütische Halbinsel her Normannen, Dänen und Schweden nach dem nördlichen Deutschland und herrschten dort mehr als einmal längere Zeit; doch gelang es ihnen ebensowenig wie den Deutschen, ein Ostseereich zu gründen. Es wurden allmählich Familienverbindungen unter den Grossen des Landes herbeigeführt, indes traten wenige Mischzustände und Veränderungen des Volkstums ein, teils weil die Einströmungen wegen der Natur der Grenze nicht so massenhaft und dauernd geschahen, teils und ganz besonders, weil sie von stammverwandten Völkern ausgingen und also mehr gleichartige Elemente mitbrachten. Überdies waren die Deutschen den skandinavischen Eindringlingen an Bildung überlegen, so dass sich hier das deutsche Wesen viel regsamer und wirksamer zeigte als gegen die höher kultivierten Nachbarn an den westlichen und südlichen Grenzen, ja es drang in wichtigen Kulturbeziehungen, z. B. bei der Verbreitung des Christentums, bis tief in die Heimat der Skandinavier hinein.

So entwickelte sich im Laufe der Zeiten eine für Deutschland ganz eigentümliche, durch seine centrale Lage erwirkte Erscheinung: es traten in ethnographischer und in kulturgeschichtlicher Beziehung an allen Rändern verschiedenartige Mischverhältnisse und Gegensätze einander gegenüber, rückten einander näher und durchkreuzten sich wohl gar, wobei die Süd- und Westseite, an welcher ältere Kulturvölker sassen, Kultur von aussen erhielt, die Nord- und Ostseite da-

gegen nach aussen spendete. In keinem anderen Lande Europas lassen sich ähnliche Verhältnisse, wenigstens nicht in solchem Umfange und in solcher Mannigfaltigkeit, aufweisen.

In ähnlicher Weise bewirkte die centrale Lage auch eine ethnographische Mitteilungsfähigkeit nach allen Seiten: wohin immer wir in Europa blicken, überallhin hat Deutschland mehr oder weniger Bruchstücke seiner Bevölkerung abgegeben, nach Italien wie nach Britannien und Skandinavien, nach Frankreich und Spanien, nach Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und Russland.

Die geographische Stellung Deutschlands hatte ausserdem auch wichtige weltgeschichtliche Folgen. In den Zeiten der sogenannten alten Geschichte, in den frühen Jahrhunderten, wo der klassische Boden der Weltgeschichte nur an dem die drei Erdteile der Alten Welt verbindenden Mittelmeere zu finden war, vom Indus zum Tiber und vom Nil zum Oxus und Tanais — da freilich lag Deutschland im dunkeln, hyperboreischen, barbarischen Norden, lag ausserhalb der Teilnahme an den grossen Entwicklungen des Menschengeschlechts. Aber jener klassische Boden war nur für gewisse Zeiten ausschliesslich bevorzugt; er verlor allmählich durch die sich mehr und mehr verbreitende Civilisation die Alleinherrschaft. Als mit der Eroberung Galliens durch Cäsar gewissermassen die Entdeckung des nördlichen Europa bewirkt war, als das Alpengebirge nicht mehr die unübersteigliche, gefürchtete Scheidewand zwischen Süd und Nord darstellte, als sich griechisch-römische Kultur über die hispanische Halbinsel, über Gallien und über einen Teil Deutschlands ausbreitete und neuer Völker Überwucht sich aus dem massenhaften Morgenlande über das kleine Abendland ergoss — da war der Schauplatz eröffnet, der nunmehr der Mittelpunkt der Weltgeschichte werden sollte. Von dem geschlossenen Gelände des Mittelmeeres ging überwiegender Einfluss nach und nach auf andere Räume, insbesondere auf Deutschland über, das in der Mitte eben dieses kleinen Occidentes lag, der nun im Laufe der Jahrhunderte die Heimat der gebildetsten Völker der Erde wurde. Unter den südeuropäischen Ländern blieb, wie dem Raume nach, so auch in seiner Weltstellung, nur Italien ihm genähert, durch welches es die Verbindung mit dem Süden und mit dem fernen Indien unterhielt, und mit dem auch die wesentlichsten, für die Entwicklung des deutschen Völkerlebens fruchtbarsten Wechselbeziehungen stattfanden. Deutschland musste wegen seiner

mittleren Lage in den Zeiten jener ungeordnet vorwogenden Kräfte, jener ostwestlichen und nordsüdlichen Völkerströmungen ein vieldurchzogenes und aufgerütteltes Durchgangsland werden; es erschien später, als sich die grossen Völkerfluten wieder verlaufen hatten, aus derselben Ursache vor allen Ländern zur Kulturaufnahme, zur Herrschaftsübung und zur Kulturverbreitung gleichsam berufen. In der That bildete auch der Kern der nach der Völkerwanderung auf deutschem Boden zurückgebliebenen germanischen Stämme fortan den Mittelpunkt der gesamten christlichen Welt. Von dort aus wurde das römische Weltreich erneuert, und bei der zweiten Erneuerung desselben durch die Sachsen wurde der alte Boden Germaniens der eigentliche Sitz des römisch-deutschen Kaisertums. In dieser Glanzzeit des deutschen Landes und Volkes, in der Blüte der Ottonen, Salier und Hohenstaufen, in diesem Heldenalter der deutschen Nation war das römisch-deutsche Reich das herrschende — Deutschland war die leitende Macht, Deutschlands Geschichte war die allgemeine Geschichte Europas, Deutschland war der Kernpunkt der allgemeinen Interessen.

Aus demselben Grunde, wegen seiner räumlichen Stellung, war Deutschland in den späteren Zeiten, als es infolge Verschiebung der Verkehrsstrassen nach der Neuen Welt von seiner Machtfülle verloren und gekräftigte Staaten zu Nachbarn erhalten hatte, oft noch der Schauplatz, wo sich die grossen und allgemeinen Angelegenheiten Europas entschieden, und blieb der Gegenstand eifersüchtiger Aufmerksamkeit und Habgier der übrigen Grossmächte. Es giebt fast kein Volk in Europa, das nicht zeitweise eine starke und thatsächliche Einwirkung auf Deutschland ausgeübt hätte: von Süden die Italiener, von Westen die Franzosen und auch die Spanier, von Norden die Schweden, die Engländer und teilweise selbst die Dänen, von Osten die Ungarn, die Türken und in neuerer Zeit die Russen. Auch zählt kein anderes Land des Erdteils so viele Schlachtfelder grosser Entscheidungskämpfe wie Deutschland, das als Knotenpunkt der grossen Völkerstrassen gewissermassen eine unermessliche Walstatt zwischen den Völkern des Ostens und Westens, des Nordens und Südens vorstellt.

Nicht bloss durch seine Lage, sondern auch durch seine horizontale Entwicklung, durch seine Ausbreitungsverhältnisse nimmt

Deutschland unter den grossen Völkergebieten Europas eine mittlere Stelle ein. In seiner Form ein nicht vollständig gefülltes Viereck von fast gleicher Länge und Breite, bedeckt es einen Flächenraum von 540000 qkm; der vormalige Deutsche Bund hatte 680000 und damals, als die Schweiz, Elsass, Lothringen, Belgien und Holland noch dazugehörten, an 876000 qkm, mit Einschluss des Ordenslandes Preussen aber über 930000 qkm. Es ist also kleiner als die östlichen, grösser als die westlichen Länder Europas.

Die Seegrenze ist verhältnismässig klein. Von der ganzen etwa 4450 km betragenden Grenzlinie des alten Deutschen Bundes kommen auf die deutsche Nordseeküste 267, auf die Küste des Baltischen Meeres 616 und auf die des Adriatischen Meeres 297 km. Wir haben demnach nur etwa den vierten Teil Meeresgrenze. Wenn also auch Deutschland nicht so sehr Binnenland ist wie seine östlichen Nachbarländer, so erreicht es doch bei weitem nicht die Küstenentwicklung der Westländer Europas und ist folglich bezüglich der Richtung und Entwicklung seines Verkehrs und seiner Macht zunächst auf das Land hingewiesen.

Ausserdem ist unsere Küste ungünstig, denn sie gehört zum grössten Teile einem fast abgeschlossenen Binnenmeere an, der Ostsee oder dem Baltischen Meere, welches kalte, meist ziemlich unfruchtbare, schwach bevölkerte und erst langsam civilisierte Landstriche bespült. Die wechselvollen Winde und der kurze, krause Wellenschlag waren keineswegs geeignet, im Anfang zu weiten Versuchen mit gebrechlichem Fahrzeuge zu ermutigen. Dazu kommt noch, dass die einspringenden Buchten des Baltischen Meeres oft erst im späten April von den Eisdecken des langen Winters befreit werden, dass es nur im Südwesten, von der Bucht Wagriens bis zu den Mündungen der Oder, wenige und sichere Häfen birgt, und dass die bequeme Verbindung des Binnenlandes mit der hohen See teils durch Sandriffe unfern des Strandes, teils durch Versandung der Mündungen grösserer Flüsse und durch grosse Seichtigkeit der kleineren bedroht, teils durch einen seltsam gebildeten Dünenkranz (jenseits Danzig und Elbing bis nach Kurland hin) gesperrt wird.

Wie bevorzugt gegen diese stiefmütterliche Ausstattung der germanisch-baltischen Gestade sind die skandinavischen, die, hoch und buchtenreich, auch Schutz vor den so oft und nicht selten so furchtbar tobenden Nordweststürmen gewähren!

Und derjenige Teil des Ozeans, der an dem Nordende unseres Vaterlandes entlang flutet, der selbst bei fremden Völkern den Namen das „Deutsche Meer“ führt und bereits im Altertume führte, die Nordsee, hat noch viel von der Lage eines Binnenmeeres. Ein Wasserbecken zwischen Dänemark, Norwegen, Britannien, den Niederlanden und Deutschland, berührt es das letztere in der mindesten Erstreckung. Der kürzeste Weg von Deutschland aus in das freie Weltmeer ist nur eine enge Strasse, die ebenso leicht durch fremde Seemächte versperrt werden wie durch gefahrvolle Strömungen und Nebel abschrecken konnte. Auch an geschirmten Häfen und Schiffsstationen, an sicherem Fahrwasser und an windstillen, bergenden Buchten leiden die langgestreckten deutschen Küsten dieser aufgeregten „Mordsee“ empfindlichen Mangel. Überdies ist das noch junge, unfertige Wasserbecken selbst in geschichtlich kundbarer Zeit bis in die neuesten Jahrhunderte herab ungeheueren Veränderungen unterworfen gewesen.

Anderen Ländern Europas, z. B. Griechenland, Spanien, England, auch Italien, Frankreich, Dänemark und Skandinavien, ist in Beziehung auf überseeischen Verkehr und auf Ausbildung einer Seemacht eine günstigere Stellung und Gestaltung zu teil geworden. Hier legte sich das Meer an fest aufgebauten Küsten an oder drang zwischen weit ausschauenden Vorgebirgen und Vorsprüngen gestaltend, sondernd und wiederum verbindend in schirmende Buchten und kostbare Naturhäfen tief ein. Seine Lockungen waren vielfältiger, einladender, und das ganze Leben und Bewegen dieser Völker erhielt dadurch früher oder später einen starken maritimen Anstrich und Anteil. Der Deutsche dagegen, grösstenteils von ausgedehnten Ländermassen umgeben, hielt sich lieber auf den Naturbahnen, die ihm näher und leichter sein binnenländisches Mitteleuropa bot. Etwaige Neigung zu überseeischen Unternehmungen fand geringere Nahrung, da ihm die Wege dazu in der Nähe weniger offen standen, und besonders da diejenigen Striche an der Nordsee, wo noch am meisten der natürliche Schwerpunkt eines deutschen Seewesens und einer deutschen Seemacht gewesen wäre, die deutsch-flämischen und französisch-batavischen Niederlande, Deutschland mehr und mehr fremd, ja sogar feindlich entgegentraten.

Entsprechend daher der Stellung und horizontalen Gestaltung unseres wesentlich kontinentalen Landes waren des deutschen Volkes

Bestrebungen, Wanderungen und kriegerische Unternehmungen lange Zeit meist auf das Binnenland gerichtet, und die Macht verschiedener geschichtlicher Verhältnisse, die hier nicht näher zu erörtern sind, sowie die Nichtbeachtung des Grosshandels und Seewesens von seiten des Kaisers und Reiches steigerten noch die natürlichen Hindernisse, die sich einem schwunghaften Erfassen und Behandeln des Wassers in den Weg stellten.

Gleichwohl gab es eine Zeit, wo die deutschen Meeresgrenzen hohe Bedeutung, wo die Deutschen selbst auf den nordischen Gewässern weltgeschichtliche Geltung erlangten. Dies war die Glanzperiode der deutschen Hansa, der eigentümlichen Städtegenossenschaft, die mit Klugheit, Mut und zäher Ausdauer Deutschlands langgestreckte Küste und zugleich die damals viel höhere Weltstellung der nordischen Mittelmeere Europas benutzte. Noch fehlte nämlich damals die Weltverbindung durch die Ozeane, der Seeverkehr war meist nur auf die benachbarten Meerbusen und Binnenmeere beschränkt. Die übrigen an den Gestaden der Nord- und Ostsee wohnenden Völker hatten noch gar keine hohe und geordnete Kraftentwicklung auf der See begonnen, als die deutsche Hansa sich bereits zu des Reiches Seemacht aufschwang. Die Entdeckung und kaufmännische Belebung entfernter Strassen und Länder, die Weiterpflanzung des Christentums, die Erziehung der Marine und des Handels von Britannien, das einst auch von hier einen wesentlichen Bestandteil seiner Bevölkerung erhalten hatte, die Bändigung der ungezähmten Normannen, die Niederhaltung der dänischen Herrschaft, die Entscheidung über die Besetzung nordischer Throne, die Befreiung des Meeres von Raubgesindel, eine weit verzweigte Kolonisation auf und an dem Baltischen Meere, sowie die Sicherung ihrer Freiheit gegen Vergewaltigung durch äussere Feinde — das war alles das Werk kraft- und nachdrucksvollen Handelns der Hansa.

Eine so ausgedehnte Wassergrenze wie Deutschlands Ostsee musste in jenen Zeiten natürlich für die Schiffahrt unseres Vaterlandes zu hoher Wichtigkeit gelangen. Andere Staaten in Westeuropa, besonders England, waren im Handelsverkehr noch von geringer Bedeutung, die transatlantischen Fahrten nicht gekannt, die neuen Welten noch nicht entdeckt. Die nordöstlichen Länder dagegen, Russland und Skandinavien, hatten damals schon fast ebenso wie jetzt eine Menge deutscher Erzeugnisse nötig: Leinwand, Wolle in rohem

und verarbeitetem Zustande, Hopfen, Bier, frisches und gedörrtes Obst u. a. m., wogegen sie in die Hansastädte Eisen, Pelzwerk, Hanf und getrocknete oder gesalzene Fische sandten.

Dies waren die Zeiten, wo sich die Ostsee sogar in höherer Bedeutung als die Nordsee zeigte, wo Lübeck weit über Hamburg stand, wo die kleine kaum 100 km lange Trave sich mit Rhein und Donau messen konnte und Flotten auf ihrem Rücken schaukelte, die Schweden und Dänemark zittern machten. Als jedoch nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien die atlantischen und transatlantischen Beziehungen immer mehr um sich griffen, da trat die Ostsee an Bedeutung zurück; ihre Häfen waren nun durch die Jütische Halbinsel, durch die dänischen Inseln mit ihren belästigenden, erst 1857 abgelösten Zöllen und durch die Stürme des Kattegat verbarrikadiert und vom grossen Weltverkehr ausgeschlossen, bis in unseren Tagen der Kaiser Wilhelm-Kanal eine neue Pforte geöffnet hat.

Dagegen musste allmählich die Nordsee zu immer höherer Geltung kommen. Von ihr aus öffnet sich, obwohl sie zu den abgeschlossensten Teilen des Ozeans gehört, doch noch am freiesten für uns die weite Wasserstrasse zu den grossen Weltinteressen; in sie ergiesst sich auch die Mehrzahl unserer ansehnlichsten und befahrensten Ströme, und an ihr liegen unsere bedeutendsten Handelsstädte. Es ist kein Zweifel, der Hauptsache nach ist Deutschland in seinen maritimen Beziehungen der Nordsee zugewandt, seit einigen Jahrzehnten ganz besonders. Spezialwerke der Geschichtschreibung, der Erdkunde und Naturbeschreibung, anziehende Dichtungen und Sagen über die Gestadeländer der Nordsee, viele Mitteilungen in der Tagespresse, insbesondere auch die seit der Mitte des Jahrhunderts sich geltend machende Auswanderungslust haben die Aufmerksamkeit und Teilnahme für jenes Thor des Weltmeers steigern helfen. Auch die Bewohner unseres Binnenlandes sind, wie sich in gewissem Sinne von der ganzen kultivierten Welt sagen lässt, im Laufe eines Menschenalters ozeanischer geworden, fortwährend „rüttelt das flüssige Element an der Trägheit des erdgeborenen Menschen“ *(Ratzel)*, und wir denken endlich daran, die Naturhilfe unserer Wassergrenze nachdrucksvoller zu schützen und auszunützen — allen voran unser weitblickender Kaiser!

Es ist eine Lust, der Entwicklung unseres Seehandels nach-

zuspüren: die deutsche Handelsmarine*) nimmt im Welthandel nach England die zweite Stelle ein; die preussischen, mecklenburgischen und oldenburgischen Küsten können für die Marine eine Bevölkerung liefern, in der sie es kühn mit der ganzen Welt, selbst das stolze England nicht ausgeschlossen, aufzunehmen im stande wären. Noch ganz anders könnten die Dinge in diesem Punkte stehen, wäre rechtzeitig eine schützende Kriegsflotte geschaffen, wie sie einst der Hansa zu Gebote stand, wäre jene Grenze, wie es die Lage verdient, eifrig gepflegt und thatkräftig überwacht worden! Selbst die wunderbare Felseninsel Helgoland, die etwa 60 km von der Mündung der Weser und Elbe einsam aus den Wogen der Nordsee emporsteigt, selbst diese in Beziehung auf kriegerische Unternehmungen und transatlantischen Handel so wichtige Insel hat man sorglos fremden Händen überlassen und erst im Jahre 1890 dem Deutschen Reiche wieder einverleibt — ein Zeichen, dass Deutschland aus sich herausgeht! Seit der Bildung des Norddeutschen Bundes und der Neugestaltung des Deutschen Reiches war die Regierung darauf bedacht, durch Anlage von Kriegshäfen und Küstenbefestigungen unsere nördliche Seegrenze gegen feindliche Angriffe zu sichern und durch Schaffung einer wohlausgerüsteten Kriegsflotte die deutschen Handelsinteressen auch in fernen Gewässern zu schützen: unser Handel hat infolgedessen, mit unserer Industrie wetteifernd, von den fernsten Plätzen Besitz ergriffen.

Auch an seiner südlichen Meeresgrenze, am Adriatischen Meere, hatte Deutschland nach Venedigs Sinken und Fall allmählich eine andere Stellung einzunehmen begonnen. Nach der Entdeckung

*) Deutsche Handelsflotte (nach *B. Weyer*).

	Dampfer		Segelschiffe		Summe	
	Zahl	1000 Tonnen	Zahl	1000 Tonnen	Zahl	1000 Tonnen
1871	147	82	4372	900	4519	982
1881	414	215,8	4226	956,8	4640	1172,6
1891	896	723,8	2757	709,8	3653	1433,4
1897	1127	1039,2	2564	610,8	3691	1650

Dabei ist zu bedenken, dass Dampfer und Segelschiffe nicht nach der Tonnenzahl verglichen werden dürfen; denn der Dampfer fährt viel schneller als der Segler und hat deshalb ungefähr viermal soviel Wert für den Handel wie ein Segelschiff derselben Ladungsfähigkeit.

Amerikas und des Wasserweges nach Ostindien verloren die alten, von Ägypten, Syrien, Arabien und Indien nach Mitteleuropa führenden Handelswege ihre frühere Bedeutung. In unserem Jahrhundert jedoch hat die Einführung der Dampfschiffe der kürzeren Verbindung mit dem Orient durch das Adriatische Meer ihre alte Bedeutung zurückgegeben; auch das Rote Meer, das wegen widriger Winde (Wechsel der Monsune) zeitweise von Segelschiffen gar nicht befahren werden kann, hat durch die regelmässige Dampferverbindung erst den Rang einer guten Wasserstrasse erhalten. Beide Wasserwege wurden durch die Anlage von Eisenbahnen zwischen dem Nildelta und dem Roten Meere verbunden, dem im Jahre 1869 die Durchstechung der Landenge von Suez durch einen 160 km langen Kanal auf dem Fusse nachfolgte. Durch ihn wurde das Abendland dem indochinesischen Orient um $^1/_3$ bis $^1/_2$ der früheren Entfernung näher gerückt. Als Beweis für die Wichtigkeit dieser Handelsstrasse und besonders des Adriatischen Meeres dient das schnelle Emporblühen Triests. Mit seinem geräumigen und geschützten Hafen wurde Triest durch die von Norden hier mündende Brennerbahn und Österreichische Südbahn sowie durch die Handelsflotte des Österreichisch-Ungarischen Lloyd der Knotenpunkt der Handelsverbindungen von Deutschland und Nordeuropa mit dem Orient. Dieses Emporblühen des Freihafens von Triest sollte aber sehr bald durch die Eröffnung des Mont Cénis-Tunnels (1871) einen Stoss erleiden. Den mit diesem ersten Alpentunnel in Verbindung stehenden Bahnen wendete sich der englische Überlandverkehr zwischen dem Mutterlande und seinen südlichen Kolonien zu, und Brindisis Hafen trat, weil jenem Tunnel am nächsten liegend und seit 1866 wiederhergestellt, mit dem von Triest in Wettbewerb. Nach Vollendung des Gotthard-Tunnels ist die Verteilung im allgemeinen so, dass die eiligen Güter den Landweg bis Brindisi benutzen, während die anderen Frachten von Osten her über Triest, von Westeuropa über Genua befördert werden, so dass also für Deutschland in erster Linie Triest in Betracht kommt: es hat wie Hamburg den Vorzug, dass es an der Bucht liegt, die am tiefsten in das Land hineingreift.

Haben uns die bisherigen Erörterungen überzeugt, dass Deutschland nach seiner geographischen Stellung und horizontalen Aus-

breitung sich in einem mittleren Verhältnis unter den grossen Ländern Europas befindet, so wird uns die nun folgende Darstellung seiner Erhebungsweise oder seiner senkrechten Gliederung, seines plastischen Baues belehren, dass es die verschiedenen Oberflächenformen des Erdteils in sich vereinigt, verbindet und sich von den Extremen gleich fernhält, also gleichfalls eine mittlere Stellung einnimmt.

In dem plastischen Bau Deutschlands zeigt sich im allgemeinen eine grosse Einfachheit, dagegen eine grosse Verwicklung, sobald wir mehr in das Einzelne gehen. Man kann Deutschland als die nördliche Abdachung der Alpen auffassen, der sich eine Ebene vorlagert. Die Scheidelinie zwischen Bergland und Tiefland fällt dann in jene Diagonale, die überhaupt das grosse östliche Tiefland von dem westlichen Hochlande des festländischen Europa trennt, und zieht hier an den Sudeten, den Absenkungen des Erzgebirges und Thüringerwaldes, am Harze und an den nördlichen Ausläufern der Wesergebirge hin. Aber sie trennt das deutsche Tiefland von dem deutschen Hochlande nicht scharf, sondern westlich von ihr buchtet sich an der Lippe und am Rhein das westfälische und das niederrheinische Tiefland weit zwischen die Gebirge ein, und die westlichen Bergzüge öffnen ihre zahlreichen Thäler fast alle dem benachbarten nördlichen Tieflande. Wie zum Flachlande fast alle Naturbahnen der Gewässer gehen, so strömen durch sie eine Menge Einflüsse in das Bergland zurück; beide zeigen sich vielfach verschlungen, auch in ihren geschichtlichen Schicksalen, so dass man sagen kann, alle diese Hochlandsteile gehören trotz ihres gebirgigen Charakters der Ebene an und sind für sie gleichsam eine Beigabe von mehr oder weniger erhabenen Halbinseln und Inseln, deren Bedeutung aufs innigste mit ihr zusammenhängt, gerade so wie einige Tieflandsbusen, z. B. das oberrheinische Thal und das Wiener Becken, von Hochland umschlossen und von ihm abhängig sind.

Nähere Berücksichtigung verdient daher für unseren Zweck eine andere Markscheide zwischen der Hauptmasse des deutschen Hoch- und Tieflandes, der Gebirgskamm. Zwar sondert auch er beide nicht ihrem ganzen Umfange nach, aber er ist in vielen wichtigen Beziehungen wirklich trennender Natur und für Deutschland eigentümlich. In der Richtung nämlich von Ost nach West zieht sich von den Quellen der Oder bis zu den Grenzen Frankreichs eine an

mehreren Stellen nicht unbedeutend gebogene, bald schmalere, bald breitere Linie von Gebirgen, die ziemlich innig zusammenhängen und alle benachbarten Erhebungen an Höhe übertreffen: die Sudeten (d. h. das Mährische Gesenke, das Glatzer, Waldenburger, Riesen-, Iser- und Lausitzer Gebirge), das Erz- und Fichtelgebirge, der Thüringerwald, die Rhön, der Vogelsberg, Taunus, Westerwald, der Hunsrück und die Eifel bis zu den Ardennen.

Von einem Standpunkte, auf dem man diese fast 1100 km lange Kette überschauen könnte, würde sie sich als ein sehr bemerkbarer Damm darstellen, der nur zu beiden Seiten des Mittelrheins und der Elbe mehr wie ein Hochland ausgebreitet erscheinen würde, ein Damm, der wie eine Mauer Deutschland von Ost nach West durchschneidet und in zwei ziemlich gleiche Hälften teilt. Wir wollen diese Bergkette, die selbstverständlich im Munde des Volkes keinen gemeinsamen Namen führt, den Hauptkamm der deutschen Mittelgebirge, den mitteldeutschen Gebirgskamm oder den mittleren Hauptkamm nennen.

Auf diesem Gebirgskamme hören die vielfachen Beziehungen zum Tieflande überall auf, und die Verschiedenheiten, die sich in der Bodengestaltung, in hydrographischen, klimatischen und vielen anderen Verhältnissen nördlich und südlich von ihm entwickeln, sind unverkennbar. Der südlich davon gelegene Teil Deutschlands ist ein Hochland, in dem die Oberfläche des Bodens fast nur in einzelnen Flussthälern, z. B. im Thale des Rheins, der Donau und der unteren March, bis unter 260 m herabsinkt; es ist von vielen Gebirgszügen der verschiedensten Ausdehnung, Höhe und Richtung durchzogen und besteht aus grossen Länderbecken und Hochebenen, dergleichen sich im Norden des mittleren Hauptkammes nicht vorfinden. Mit Recht wird demnach Süddeutschland auch Hoch- oder Oberdeutschland genannt.

Anderer Art ist das deutsche Land nördlich von jenem Hauptkamme. Man nennt es Niederdeutschland, könnte es aber auch, wie hier und da wirklich geschieht, das ozeanische nennen, da es im Norden an das Meer grenzt und von ihm in vielfacher Beziehung Einflüsse erfährt; Oberdeutschland würde dann als das kontinentale den Gegensatz zu jenem bilden. Niederdeutschland, wenn auch keineswegs durchgängig eine ebene Niederung, besteht doch hauptsächlich aus Flach- und Tiefland; in einer Breite von 450 bis 190 km setzt

es die grosse russisch-polnische Ebene fort, geht von der Memel- und Weichselmündung 1500 km weit längs der Ost- und Nordseeküste bis zu den Mündungen des Rheins hindurch und nimmt von der gesamten Oberfläche Deutschlands mehr als ein Drittel ein. Es hat nur unbedeutende und in Beziehung auf Klima, Anbau, Bewohnbarkeit und Verkehr fast bedeutungslose Erhebungen.

In keinem anderen Völker- und Staatengebiete Europas findet eine so eigentümliche senkrechte Gliederung statt, in keinem ein solcher Gegensatz massenhafter Trennung und massenhaften Nebeneinanderliegens einer fast völlig flachen und einer fast durchgängig mit Gebirgen und Hochebenen gefüllten Hälfte. Russland mit Polen besteht aus einer einzigen ungeheueren Ebene von Feldern, Wäldern und Steppen, die im Innern an mehreren Stellen nur durch einige Hügelreihen und Landrücken eine Unterbrechung erleidet und erst an den weit entlegenen Grenzen teilweise von hohen Gebirgszügen umschlossen wird. Auch in dem schachbrettartig gegliederten Frankreich hat die Ebene wenigstens einiges Übergewicht, obwohl es an Gebirgslandschaften nicht fehlt; aber nur eine derselben (die der Cevennen) befindet sich in seinem Innern, die übrigen liegen gegen die Grenzen hin. In Spanien herrscht das von Gebirgsketten durchzogene und umrandete Hochland, das für weite Ebenen fast keinen Raum lässt. Die Balkanhalbinsel ist von mächtigen Gebirgen erfüllt, die mit vielen grösseren und kleineren Armen nach allen Seiten ausgreifen und dadurch ein Gitterwerk zahlloser kleiner Gebirge und Ebenen gestalten. Ebenso durchzieht Italien der lange Gebirgszug der Apenninen, links und rechts viele Äste aussendend, die sich wiederum vielfach verzweigen, und nur im Norden weitet es sich zu einer grösseren Ebene. Die gewaltige, vielfach zerklüftete Felsmasse von Skandinavien ist gebirgig im Norden wie im Süden, mit wenig Spielraum für umfassende Ebenen. Und endlich England hat zwar im Westen weit mehr das Gepräge eines Gebirgslandes als in dem östlichen Teile, aber auch dieser ist fast durchweg Hügelland.

Die Vergleichung Deutschlands mit den übrigen Ländern Europas belehrt uns zugleich, dass in allen diesen mehr oder weniger e i n e gewisse Naturform der Oberflächenbildung, in D e u t s c h l a n d dagegen die g r ö s s t e M a n n i g f a l t i g k e i t vorwaltet. Wir treffen hier einen reichen Wechsel harmonisch geordneter Hochgebirgsländer, Hochflächen und Stufenländer mit den verschiedenartigsten Stromnetzen,

ferner Mittelgebirge aller Art und weite Flach- und Tiefländer. Wir finden hier das Tiefland des slavischen Ostens, den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und welliger Ebene der britischen Inseln, die überraschende Mannigfaltigkeit der griechischen, die Regelmässigkeit der italienischen und die Hochlandbildung der spanischen Halbinsel. Deutschland ist also vor allen übrigen Ländern mit dem Charakter Europas überhaupt ausgestattet, welches nicht wie andere Erdteile eine bestimmte herrschende Eigenart in sich trägt, sondern eine Vereinigung aller Oberflächenformen und diese in der grössten Mannigfaltigkeit auf seinem Raume darbietet.

Mit der Bodengestaltung Deutschlands stehen eine Zahl Erscheinungen auf dem Gebiete der politischen und Kulturgeschichte in enger Verbindung, von denen wir hier in der allgemeinen Übersicht nur einige auswählen, welche uns die Einwirkung des Gebirgsdammes zu veranschaulichen geeignet sein dürften. In dieser Beziehung sehen wir fast von dem ersten Auftreten der Deutschen durch das ganze Mittelalter hindurch, dass grössere Völkergruppen und Bündnisse entweder einen grossen Teil des nördlich oder des südlich von jenem Gebirgsdamme liegenden Deutschlands umfassen; wir treffen z. B. zur Zeit *Armins* die Cherusker mit ihrem Bunde nördlich davon und fast gleichzeitig im Süden die Markomannen unter *Marbod;* wir treffen später den alemannischen Völkerbund Süddeutschlands gegenüber dem fränkischen im Norden. Als in der zweiten Hälfte des Mittelalters die deutschen Städte sich zu heben und durch grosse Bündnisse zu sichern begonnen hatten, war der Schwäbische Städtebund in dem oberdeutschen Süddeutschland ausgebreitet, während der Hansabund, der seine Glieder nördlich von dem Gebirgsdamme in einer breiten Zone liegen hatte, Nieder- oder Norddeutschland angehörte.

Und sollte die Erhebungsform, insbesondere die eben bezeichnete Trennungslinie, gar keine Beachtung verdienen, wenn man die Ursachen beurteilt, weshalb in der Hauptsache die niederdeutsche Mundart nördlich, die oberdeutsche südlich von ihr angetroffen wird, weshalb die Lande des sächsischen Rechtes auf der einen, des schwäbischen Rechtes auf der anderen in so grosser Ausdehnung gefunden werden, nicht aber jenseits? In den norddeutschen Mundarten gewahrt man überall die weicheren Formen, in den süddeutschen fast überall die härteren und schärferen Laute; in jenen ist mehr

das Gepräge des Flachlandes, in diesen des Gebirgslandes zu erkennen. Und das Recht greift an Stellen, wo der mitteldeutsche Gebirgskamm vielfach durchbrochen ist, auf die andere Seite hinüber: wir werden diese Wahrnehmung unter anderem bei Betrachtung des schlesisch-böhmischen Grenzgebirges machen.

Sollte ferner jene geographische Gestaltung bei der Errichtung und Ausbildung der grossen Kirchenprovinzen und geistlichen Territorien Deutschlands im Mittelalter unwirksam gewesen sein? Wir finden deren drei in Ober-, drei in Niederdeutschland und eine in beide hinein ausgebreitet. In Oberdeutschland liegt das Erzbistum Salzburg oder die *Provincia Salisburgensis* (das Land an der mittleren Donau bis zum Böhmerwalde und Fichtelgebirge), das Erzbistum Prag oder die *Provincia Pragensis* (Böhmen und Mähren) und das Erzbistum Trier oder die *Provincia Trevirensis* (das Gebiet der Mosel und unteren Lahn); in Niederdeutschland das Erzbistum Köln oder die *Provincia Coloniensis* (der Niederrhein und das Gebiet der Ems), das Erzbistum Bremen oder die *Provincia Bremensis* (längs der Nord- und Ostseeküste) und das Erzbistum Magdeburg oder die *Provincia Magdeburgensis* (an der mittleren Elbe und Oder). Nur die eine der sieben grossen deutschen Kirchenprovinzen, das Gebiet des so wichtigen erzbischöflichen Stuhls von Mainz, die *Provincia Moguntina,* umfasste Striche sowohl in Nord-, als auch in Süddeutschland, indem sie quer von Norden nach Süden durch ganz Deutschland hindurchging, wie denn überhaupt der Mittelrhein es ist, der von jeher auf die Nord- und Südhälfte des Westens unseres Vaterlandes verbindend eingewirkt hat.

Sehen wir auf die politische Verteilung Deutschlands in unserer Zeit, so muss es in der That auffallen, wie sehr bei aller Zersplitterung die Grenze der nord- und süddeutschen Staaten mit der erwähnten Naturgrenze zusammenfällt. Verfolgen wir den Gebirgskamm, so erhalten wir eine Linie von mehr als 750 km, die heute, dem bei weitem grössten Teile nach, die nord- und süddeutschen Staatengebiete voneinander trennt. Fast überall bildet die Wasserscheide und das Gebirge die Grenze. Die ganze Masse der österreichischen Monarchie, abgerechnet den kleinen Teil von Schlesien, fällt südlich von dieser Grenze, ebenso fast ganz Bayern, ganz Württemberg, Baden und der Kern von Hessen, während die Hauptmasse von Preussen, die sächsisch-thüringischen und die übrigen kleineren

Staaten des deutschen Kaiserreiches nach Norden fallen; nur unbedeutende Teile von Preussen, Bayern und den thüringischen Staaten greifen hinüber und herüber. Wiederum ist es der mittelrheinische Westen mit seinem prächtigen, die Landschaften durchbrechenden Strome, dessen Staaten als Übergangsgebiete zwischen Nord- und Süddeutschland betrachtet werden können — allerdings bildet das Schiefergebirge auch keine scharfe natürliche Grenze.

Überhaupt schwankten und vermischten sich hier im Westen von jeher mehr die Begriffe von Nord- und Süddeutschland; der Süden und Norden gehen fast in einem gemeinsamen Westen auf. Dieser Natur entsprach der Gang der Geschichte; denn im Westen gelang es zuerst den Franken, die deutschen Stämme zu einem staatlichen Gemeinwesen zu vereinigen. Hierzu waren sie vor anderen befähigt, hauptsächlich durch den bei ihnen am wenigsten ausgeprägten Stammescharakter, wie er sich schon in der zwischen Ober- und Niederdeutsch die Mitte haltenden Mundart zu erkennen gab. Das Andenken an ihre vierhundertjährige Herrschaft erhielt sich dann auf mannigfache Weise. Nach den Franken führte das Reich noch lange Zeit den Namen; in ihr Recht trat der neugewählte König, welchem Stamme er auch angehören mochte; ihr Land am Mittelrhein blieb der bevorzugte, gleichsam geweihte Boden, auf dem das Oberhaupt Deutschlands gewählt und gekrönt wurde. Demnach war in dieser Gegend die natürlichste Lage für die Hauptstadt des mittelalterlichen Deutschland zu suchen: hier lag die kirchliche Hauptstadt Mainz und die alte deutsche Kaiserwahl- und spätere Krönungsstadt, die alte deutsche Bundesstadt Frankfurt.

Mit der Bodengestaltung hängt der Lauf der Flüsse zusammen. Gemäss der vorherrschend nördlichen Abdachung Deutschlands wendet sich auch die grössere Zahl seiner Gewässer dem Norden und den nördlichen Meeren zu. Zwei Drittel gehen dahin, während weniger als ein Drittel sich nach Osten zum Schwarzen Meere und ein sehr untergeordneter Teil südwärts zum Adriatischen Meere wendet. Diesem letzteren gehören vorzugsweise die Etsch und der Isonzo an; die mittlere Gruppe besteht hauptsächlich aus der Donau mit ihren Nebenflüssen; die zuerst genannte und grösste Gruppe endlich gehört der Nord- und Ostsee an und enthält ausser den Küstenflüssen dieser

beiden Meere die Systeme des Rheins, der Ems, Weser, Elbe, Oder und Weichsel.

Entsprechend den vier Bodenschwellen, in die sich Deutschland nach Norden hin abstuft, giebt es auch vier, ja sogar fünf Arten von Flüssen. Einige der nordwärts gerichteten Ströme, die den inneren Bezirken des Hochlandes entquellen, durchbrechen nämlich in engen Tiefthälern den weiten Gebirgshalbkreis des mittleren Deutschlands und bilden bei sonst milder Umgebung der Landschaft mit jenen Thalspalten, wo zum letztenmale die Felsbildung des Hochgebirges auftritt, die romantischen Stromgegenden unseres Vaterlandes, dicht an der Grenze der grossen einförmigen Niederung. Der Rhein, der sämtliche Stufen Deutschlands durchströmt, zeigt diese Natur eines durchbrechenden Stromes nicht nur in seinem oberen, sondern auch in seinem mittleren Laufe im grossartigsten Massstabe, und sein Durchbruchsthal von Bingen bis Coblenz und wiederum von Andernach bis zum Siebengebirge ist berühmt im ganzen Abendlande. Die Elbe, die jene Naturbildung in etwas kleinerem Verhältnis aufweist, bewirkt ihren Durchbruch bei Lobositz in Böhmen bis nach Pirna und Meissen. Zwei andere, minder bedeutende Flüsse zeigen das Ansetzen zu einer ähnlichen Bildung, oder vielmehr sie haben ihren Durchbruch bereits früher vollendet: die Weser an der Westfälischen Pforte und die Maas im Ardenner Waldgebirge oberhalb Namur bis unterhalb Lüttich.

Vergleichen wir Deutschland hinsichtlich der Bewässerung mit den übrigen Ländern Europas, so nimmt es auch hier eine mittlere Stellung ein. Es hat nicht so grosse Ströme wie das sarmatische Osteuropa, aber es hat grössere als jedes andere Land des Erdteils und erfreut sich, wie wir eben sahen, einer gleichmässigen Wasserverteilung nach fast allen Gegenden. Zwar scheint ihm Russland verhältnismässig gleich zu sein, wo nicht den Vorrang abzulaufen; denn bei der ungeheueren Ausdehnung und der grossen Gleichförmigkeit der Bodenfläche Russlands ist auch für die Flüsse eine umfassende Entwicklung, eine gewissermassen selbstwillige Bestimmung durch die weiten Ebenen möglich. Fast giebt es daselbst keine andere geographische Gliederung als durch sie, fast keine anderen Thäler als durch sie; und wie des Volkes Vergangenheit hauptsächlich in diesen Flussthälern aufzusuchen ist, so sammelt sich noch heute nicht selten gleich aller Vegetation und allem Leben der Natur

auch die Bevölkerung in ihrer schützenden Tiefe, während die hohe nackte, den Winden und der Kälte ausgesetzte Steppe unbewohnt zur Seite liegt. In manchen grossen Sumpfstrichen ist überhaupt ein gedeihliches Weiterkommen nicht leicht anders als auf den Flüssen möglich. Aber aller Verkehr wird fast fünf Monate hindurch auf den meisten russischen Strömen durch die Eisdecke gesperrt, und zu eben dieser Zeit entstehen auf der weichen Schneedecke des festen Landes nach allen Richtungen rasch fördernde Bahnen, die das Verkehrsleben an sich ziehen, so dass auf diese Weise die Bedeutung der Flüsse und Kanäle im Vergleich zu den Landwegen sinkt.

Frankreich hat Flüsse, die nach Grösse, Entwicklungslinie, Schiffbarkeit, Verschiedenartigkeit der Richtungen und doch leichter Verbindung sehr beachtenswert sind und ihm noch dazu fast alle von der Ursprungs- bis zur Mündungsstätte beinahe vollständig angehören. Auch ist der Binnenverkehr auf ihnen und den Kanälen nicht gering, obwohl manche Wasserstrasse versandet und wasserarm ist, und ihre Bedeutung war von jeher für Land und Volk wichtig und anerkannt. Allein Frankreich hat nach drei Seiten eine sehr ansehnliche Meeresgrenze; es fehlt ihm nicht an langgedehnten Küstenstrichen und weit vorspringenden Halbinseln, die untereinander nicht durch die Flüsse, sondern durch das Meer in Verbindung treten; die Meereswege halten demnach in Frankreich den Flussbahnen wenigstens das Gleichgewicht.

Griechenland und Skandinavien sind mit nur schmalen, kurzen und meist sehr raschen Gewässern versehen, die vor dem Einflusse des Ozeans, der Binnenmeere und Fjorde verschwinden. Ein gleiches Verhältnis findet grossenteils bei England statt, so hohe Bedeutung auch seine kleinen Flüsse durch menschliche Kunst und durch die eindringende Meerflut erlangt haben; allein was sind sie gegen das allseitig umgrenzende Meer mit seinen vielen Busen und gegen die Küstenfahrt ringsum? Das langgestreckte Italien kann nur den Po als den einzigen ansehnlichen Fluss aufweisen. Die Pyrenäische Halbinsel endlich hat zwar einige grosse Flüsse, aber sie haben sich wegen ihres reissenden Laufes und sonstiger Hindernisse für die Schiffahrt nie besonders geeignet gezeigt und kommen gegen den überwiegenden Küstenverkehr wenig in Betracht.

Deutschland dagegen hat alle diese Hindernisse und Mängel nicht, und andererseits haben seine Flussadern dadurch eine höhere Wichtig-

keit, dass es weit mehr binnenländisch ist als das übrige Europa ausser Russland, und dass, besonders im Norden, verhältnismässig leicht Kanalverbindungen hergestellt werden können. Deshalb wurden die Flüsse und ihre Thäler frühzeitig belebt, und ihre Einwirkung hat sich bei Wanderungen und Ansiedelungen, politischen Abzweigungen, Städtegründungen, Heer- und Handelsstrassen, Feldzügen und Schlachtenplänen, kurz bei allen einflussreichen Unternehmungen gezeigt. Geschah doch in der ältesten Zeit der Verkehr vorzugsweise durch Flussschiffahrt, und lässt sich doch aus Urkunden als unzweifelhaft nachweisen, dass viele Neben- und Zwischenströme, z. B. die March, Mur, Enns und selbst unbedeutende Flussläufe Norddeutschlands in früheren Jahrhunderten weit mehr benutzt und gepflegt, auch für Warenfrachten viel leichter befahrbar waren als in neuerer Zeit.

Ausser argen Vernachlässigungen verkümmerten in vergangenen Zeiten künstliche und politische Hemmnisse, z. B. Zölle und Stapelrechte, die freie und volle Benutzung der herrlichen Bahnen, die uns die Natur in den Flüssen dargeboten, und erst im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich dafür ein höheres und allgemeineres Interesse und grössere Anstrengung von seiten der Regierungen und Bevölkerungen kundgegeben. Teils durch Verträge, zuletzt durch die Friedensverträge im Jahre 1866 und durch die Einigung Deutschlands, teils durch Vervollständigung der Wasserverbindungen mittels neuer Kanäle, teils durch Beseitigung oder Umgehung uralter Hindernisse, z. B. von Sandbänken, Felsen und Stromschnellen, teils endlich durch Regulierung der Flussläufe ist seit 1815 in anerkennenswerter Weise der Natur hilfreiche Hand geleistet worden.

Allerdings ist durch die Vervollkommnung des Landverkehrs seit Einführung der Eisenbahnen die Wichtigkeit der Flussverfrachtung gewaltig erschüttert worden, und es konnte einmal scheinen, als ob die Flüsse in dieser Beziehung nur noch eine geschichtliche Bedeutung haben würden. Aber durch die Dampfschiffahrt und ihre schnellere Beförderung ist ein Gegengewicht geboten; ferner wird für schwere Güter und für solche, die viel Raum wegnehmen oder keine besondere Eile nötig haben, wegen der grösseren Billigkeit noch oft den Wasserstrassen der Vorzug gegeben werden, und auch selbst die kleineren Flüsse werden durch das Bedürfnis des örtlichen Nahverkehrs immer einiges Leben an sich fesseln.

Gedenken wir zum Schlusse der klimatischen Eigentümlichkeiten Deutschlands. Schon durch seine Lage gehört es mehr dem Norden als dem Süden Europas an und musste jenem in noch höherem Grade dadurch zugewendet werden, dass ihm südlich die Alpen vorgelagert sind. Das mit diesem Hochgebirge verknüpfte rauhere Klima gewann insbesondere für den dem Süden zugewendeten Teil beherrschenden Einfluss. Auch die allmähliche Senkung des Bodens von Süd nach Nord brachte in den klimatischen und den damit zusammenhängenden vegetativen Verhältnissen eine grössere Gleichartigkeit hervor, als sonst bei der Breitenverschiedenheit vorhanden sein würde; denn diese beträgt etwa 11°, indem der südlichste Punkt auf der Halbinsel Istrien unter 45°, der nördlichste in Preussen unter 56° nördlicher Breite liegt.

Indes ungeachtet jener Milderung der Gegensätze von Nord und Süd sind klimatische Verschiedenheiten immer noch in nicht geringem Grade bemerklich, und zwar greift hier zugleich die östliche und die westliche Nachbarschaft abändernd ein. Süddeutschland, teilweise in unmittelbarer Verbindung mit wärmeren Ländern und auch selbst durch Gebirge vor den Einflüssen des Ostens und Nordens mehr geschützt, geniesst hierdurch eines im ganzen wärmeren Klimas als das nördliche Deutschland, welches gerade im Osten, wo seine Niederung am breitesten ist und am meisten nach Süden dringt, mit dem kalten Nordosteuropa in ungehindertem Zusammenhange steht. Befindet sich schon hierdurch der breitere Ostteil Norddeutschlands in minder günstiger Lage als der schmalere westliche, der weit mehr dem mildernden Einflusse des benachbarten Meeres zugänglich ist, so ist er auch bezüglich der Feuchtigkeit im Nachteil: Ostdeutschland liegt im Wind- und Regenschatten des Mittelgebirges, das den westlichen Winden ihre Feuchtigkeit grossenteils abnimmt, und ähnelt der Steppennatur Osteuropas.

Im Gegensatze jedoch gegen Oberdeutschland hat das gleichförmige Niederdeutschland auch ein gleichförmigeres Klima; jenes bietet infolge der grossen Mannigfaltigkeit seiner Bodengestaltung bisweilen im einzelnen eine dem Norden gleiche oder gar eine grössere klimatische Strenge dar, z. B. in den höheren Alpengegenden, auf hohen und breiten Rücken der Mittelgebirge, hier und da auf der Donauhochfläche; aber neben diesen kälteren Höhen haben die vielen tieferen Thaleinschnitte, sowie niedriger liegende und vor rauhen

Einflüssen gedeckte Flächen und Kessel eine den südlichen Breitengraden angemessene Temperatur. Dabei zeigt sich in Süddeutschland die Einwirkung der östlichen oder westlichen Lage nicht in dem Grade wie in dem flachen Norddeutschland, in dessen grösserer Hälfte die herrschenden Luftströmungen nicht durch Bergmauern und Thaleinschnitte gebrochen und in andere Richtung gelenkt werden.

Verglichen mit den anderen Ländern ringsum erfreut sich Deutschland im ganzen eines europäischen Mittelklimas, eben so fern von nordischer Armut, die den Geist abstumpft, wie von südlicher Fülle, welche die Thatkraft lähmt und die Sinnlichkeit überreizt. Seine Bewohner müssen ihre Kräfte anspannen, ihre Nahrung dem heimatlichen Boden zu entlocken, doch erübrigen sie auch noch Zeit, das Leben zu geniessen und für höhere Zwecke zu verwerten. Die Rauheit ihres Himmels, verglichen mit der Milde des Klimas jenseits der Alpen, und die Eigenschaften ihres Bodens nötigen und gewöhnen sie an Widerstandskraft, Festigkeit und Ausdauer; sie bleiben sich länger treu und lassen nicht leicht von ihrer Art.

So haben wir Deutschland als das Land Europas kennen gelernt, das sich, wie Europa vor den übrigen Erdteilen, in seinen räumlichen, orographischen, hydrographischen und klimatischen Verhältnissen durch einen Charakter der Mitte und des Ebenmasses, durch eine gemässigte und ausgleichende Art auszeichnet. Wir wollen jetzt in der Geschichte und in dem Leben seiner Bevölkerung umherblicken, ob uns hier Erscheinungen begegnen, die durch jene Landesnatur bedingt sind oder ihr doch entsprechen.

Sehen wir vergleichend nach, wie sich des deutschen Volkes Art und Wesen geistig und in der Geschichte zeigt, so erscheint Deutschland als ein Hauptland auch der historischen und geistigen Mitte, als der Mittelpunkt, der von allen Seiten die Gedanken an sich zieht und ansammelt; gerade so wie das leibliche Herz, mit dem es oft verglichen wird, des ganzen Körpers bedarf, so ist Deutschland das der ganzen Welt bedürftige Herz. Umsonst suchen wir nach einem Lande, wo die allgemeinen Wissenschaften so gepflegt und ausgebildet, die Kenntnisse so ausgebreitet, die künstlerischen Bestrebungen so wenig einseitig sind wie in Deutschland; umsonst nach einem Lande und Volke von einer gleich grossen Allseitigkeit, ver-

möge deren es, das Mark des Kontinents, am meisten befähigt ist, Fremdes von jeder Seite her aufzunehmen, aber auch das Eigentümliche und das zum Eigentum umgeschaffene Fremde dem Auslande wieder mitzuteilen. „Wohl sind die herrlichen Bäume, welche die Weltgeschichte aufwachsen liess, verdorrt, ihre Blüten sind abgefallen; aber die köstlichen Früchte, welche sie getragen haben, sind als der Samen der neuen Bildung in allen Ländern ausgesäet, haben endlich Keime getrieben und sind dann, von allen Seiten sich befruchtend, in Deutschland als jener hohe geistige Lebensbaum ausgeschlagen, der durch seine Wurzeln Nahrung aus allen Zeiten und Zonen zieht und, seine Äste und Zweige über alle Völker ausbreitend, ihnen geistig nährende und erquickende Früchte zum Genuss anbietet, damit auch sie von dem neuen Lebenssafte der gegenwärtigen Bildung durchdrungen werden.“ *(Forbiger.)*

Hat das deutsche Volk nun in so hohem Grade den damit in Verbindung stehenden Weltbürgersinn, der das Ausländische ohne Vorurteil prüft und sich die geistigen Blüten aller Völker aneignet, so ist ihm freilich auch jene, von unserem deutschgesinnten Philosophen *Fichte* scharf getadelte Ausländerei nicht fremd geblieben, die ohne Not Auswärtiges nachäfft und das Einheimische verachtet. Hierin ist das deutsche Volk bisweilen das schwache und bethörte Herz Europas gewesen, das die rechte Stelle verloren zu haben schien. Es hat daher auch zu wiederholten Malen am ersten oder am meisten den Rückschlag der Zuckungen empfunden, von denen die Extremitäten des Erdteils ergriffen wurden. Allzuempfänglich für jedermanns Leiden und Freuden, hat es oft eine verwerfliche Gleichgültigkeit gegen eigene Zustände und Bedürfnisse bewiesen, bis es endlich in unserem Zeitalter mehr an sich selbst zu denken beginnt.

Indes — das nehmen wir zugleich bei einem unbefangenen Rückblick in die Geschichte mit erhebender Genugthuung wahr — die von jenem Herzpunkte des Erdteils ausgeflossenen gesunden und frischen Kräfte haben die Wechselwirkung und das gegenseitige Verständnis der Länder und Völker ringsum vermittelt, die von ihnen ausströmenden Übel gemildert, zerteilt, abgewehrt und so sich allen wohlthätig, niemandem gefährlich erwiesen. Deutschland hat den skandinavischen Völkern, den Magyaren und einem Teile der Slaven Christentum und Civilisation gebracht und leuchtet ihnen noch fortwährend durch Muster der Bildung vor; und den romanischen Ländern

gegenüber hat es zwar manchmal augenblicklich geschwankt, aber im Gegensatze zu Italiens südlicher Heftigkeit und Überschwenglichkeit, zu Frankreichs schnell entzündeter Leidenschaftlichkeit und übersprudelnder Ideenfülle hat es sich doch immer wieder zu gemessenem Ernste gesammelt und eine kraftvolle Gegenwirkung zu entwickeln gewusst.

Ebenso ist die vielbedauerte und doch so zäh festgehaltene politische Zerspaltung Deutschlands keineswegs ausschliesslich durch geschichtliche, sondern wesentlich auch durch geographische Verhältnisse, durch Lage und Landesnatur begründet worden. Uns fehlt eine leicht zu verteidigende und zu einem staatlichen Mittelpunkte vorteilhaft gelegene Centralhochfläche, wie etwa Spanien sie hat, oder ein überwiegend grosses Mittelbecken an einem ganz deutschen Hauptflusse wie etwa das der Seine oder Themse. Ausserdem waren der Mangel an Natureinheit eines geographisch abgeschlossenen Ganzen und die nach mehreren Seiten offene Lage durchaus nicht geeignet, das Streben nach Verdichtung der Staatsgewalt und die Ausbildung einer das ganze einige Deutschland beherrschenden Hauptstadt zu unterstützen; da, wo keine trennenden Gebirge hinderlich waren, geschah viel leichter und schneller eine staatliche Einigung als in dem zersplitterten Mitteldeutschland. Die ungemeine Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, die in der Bodenform sich aussprechende vielfältige Sonderung des Landes hat eine ähnliche Verschiedenheit der Bevölkerung, ihrer Sitten, Gewohnheiten und Erwerbszweige, eine vielfältige geistige Durchbildung hervorrufen und entwickeln helfen. Um so leichter konnte bei dem uralten Zuge unseres Volkes nach Selbständigkeit und Sonderung der Stämme und bei der dadurch geförderten politischen Werdelust einzelner Zeiten eine ähnliche Mannigfaltigkeit der Staaten und staatlichen Einrichtungen entstehen; bei aller Allgemeinheit im Wesen des deutschen Volkes geht zugleich auch die Sonderung und Zersplitterung im Äusseren immer nebenher.

Ja, es konnten bei dieser durch die Natur begünstigten Vielstaatigkeit Deutschlands und durch die Beziehungen nach aussen leicht trennende Unterschiede hervorgerufen, wenigstens die vorhandenen Unterschiede durch jene Beziehungen befestigt werden. Österreich z. B. hatte Rücksichten auf Italien zu nehmen, dessen Verhältnisse zu überwachen es sich berufen fühlte; je mehr es dies that, um so mehr entfremdete es sich den deutschen Ländern, die

ihrer Lage wegen jenes Bedürfnis nicht empfanden oder wohl gar nach der entgegengesetzten Seite zu blicken veranlasst wurden — dies war in der That der Fall bei Preussen, Hannover und Oldenburg, die sich alsdann mehr oder weniger auffallend von dem übrigen Deutschland unterschieden haben; und bei der Schweiz und den Niederlanden hat dieser Umstand sogar zur völligen Trennung von Deutschland mitgewirkt.

Die Gefährdung einzelner Teile von aussen zeigte sich noch in unserem Zeitalter da, wo kleinen Staaten die volle Wucht eines fremden Staatskörpers bedrohend nahegerückt und infolge der Grenzgestaltung sichtbar und fühlbar ist. Wir haben dies sattsam am Oberrhein gesehen, wo in den kleinen deutschen Staaten die Spannung kaum geringer war als in dem benachbarten Frankreich selbst, wenn hier ein wichtiges Ereignis vorbereitet oder ein Umsturz eingeleitet wurde. Regte es sich auf ungewöhnliche Weise in den nahen Waffenplätzen Frankreichs, verkündeten die diesseits wohl bekannten alarmierenden Zeichen durch den Elsass die Katastrophe, so ertönte auf deutscher Seite allerorten das Echo einer ungeheueren Aufregung: Furcht oder Hoffnung, Freude oder Niedergeschlagenheit gaben sich kund; in allem Thun und Lassen zeigte sich, wenn auch ohne klares Bewusstsein der Beteiligten, der Glaube an eine Abhängigkeit von Frankreichs Schicksalen; es fehlte das Selbstvertrauen und die ruhige Zuversicht, die der Angehörige eines grossen Staates allen ihn bedrohenden Weltbegebenheiten entgegenstellt — freilich hatten schon seit der Napoleonischen Zeit auf jene deutschen Grenzgebiete französisches Gesetz, französische Muster in Verwaltungsformen und im öffentlichen Leben eingewirkt.

Aber was die Landesnatur in Verbindung mit Stammtümlichkeit und Politik geschaffen, bietet doch auch erfreuliche Seiten dar. Beispielsweise zeigt uns die Geschichte im Leben der deutschen Völker fast überall einen Zug von I n n e r l i c h k e i t und Friedlichkeit, hauptsächlich hervorgerufen oder doch befördert durch die überaus mannigfachen Verhältnisse des Bodenbaues und die dadurch von jeher begünstigte kleinstaatliche Verfassung und Sonderung. „Während Spanier und Franzosen," sagt *Gervinus* in seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, „erfolglos ihre Kräfte vergeudeten in dem Streben nach grossen einheitlich regierten Staatsgebieten, machte sich der individualistische Trieb der Germanen fortwährend auch in

ihren Staatsbildungen geltend: alles strebte darin nach Selbständigkeit und Selbstregierung der natürlichen Staatsteile, nach landschaftlicher Sonderung, nach kleinen Staatsgebieten, und höchstens wo sich grössere Nationalitäten in einem Staate zusammenschlossen, nach föderativer Vereinigung. Diese kleinstaatliche Verfassung gab dem Leben der germanischen Nation überall, im Gegensatze zu den nach aussen strebenden romanischen Staaten, einen Zug inneren Lebens und friedlicher Neigung."

Es ist ferner bereits oben auf die allgemeine Bildung in Deutschland hingewiesen worden. Wenn diese durch die allseitige Berührung mit anderen Ländern gefördert wurde, so musste die gleichfalls aus der Bodenplastik entstandene Vielheit und Mannigfaltigkeit der deutschen Staaten, besonders bei der unseren Stämmen eigentümlichen Sprödigkeit ihres Wesens, die geistige Bildung noch mehr vervielfältigen und erweitern. Die Gefahr einer einseitigen Abhängigkeit von einer alles beherrschenden einzigen Haupt- und Residenzstadt konnte nicht entstehen; vielmehr wurde der Blick nach verschiedenen grösseren oder kleineren Brennpunkten geistigen Lebens hingezogen, die als befruchtende Vorbilder, jedes in seiner Art, durch schöpferische Strebsamkeit glänzten und dem grossen Ganzen des Vaterlandes ihre Gaben darboten. Wieviel des Fördersamen für den umfassenden Geist der deutschen Litteratur ist nicht aus dem kleinen Weimar seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen!

Auch in anderen hochwichtigen Bestrebungen, auf dem kirchlichen, politischen und geschäftlichen Gebiete, wurde einer ausschliesslichen Vereinigung der Lebenskräfte auf einen Punkt vorgebeugt; vielmehr gab es darin eine ganze Zahl mehr oder weniger einflussreicher Sammelpunkte, die sich in ihrer Vielheit bei heilbringenden und auch bei bedrohlichen Ereignissen als vorteilhaft erwiesen; denn jene blieben nicht auf die Pflege eines Residenzmittelpunktes beschränkt, und diese werden stets durch die Verteilung auf viele Orte in ihrem Ausbruche gemildert. Industrie und Handel fanden an verschiedenen Gebieten, an einer grösseren Anzahl von Kauf- und Stapelplätzen einen Anhalt, und in unserem Jahrhundert des Verkehrs sind ja durch die Eisenbahnen die verschiedenen Plätze einander so nahe gerückt, dass die Handelsinteressen aller Gebiete Deutschlands zu aller Nutzen vereinigt werden können. Das seit 1840 über unser

Land gezogene Eisenbahnnetz hat eine Zusammenschiebung und Durchdringung des Ganzen erwirkt und übt zugleich in Beziehung auf Nationalbewusstsein und Nationaleinheit immer mehr einen ausgleichenden Einfluss.

Wie wir im vorstehenden eine Reihe ethnographisch-historischer Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte ihrer Beziehungen zu der eigentümlichen Bodenform unseres gesamten Vaterlandes betrachtet haben, so werden wir auch bei der folgenden Schilderung der einzelnen Teile bemüht sein, die geographischen Bedingungen mit den geistigen und geschichtlich wirksamen Kräften zu verknüpfen. Denn nicht die reine Natur oder das blosse Menschenwerk ist es, was unsere ganze Teilnahme und unsere höchste Bewunderung in Anspruch nimmt: das vermag erst das Verhältnis zwischen dem Menschen und der Natur, wenn wir sehen, wie sie ihm ihren Stempel aufprägt und er ihre Fesseln zerbricht und abwirft, bis er sich unter weiser Benutzung der von der Natur ihm dargebotenen Mittel zum Herrscher der Erde macht.

Ptolemaeus Karte des östlichen Deutschlands.

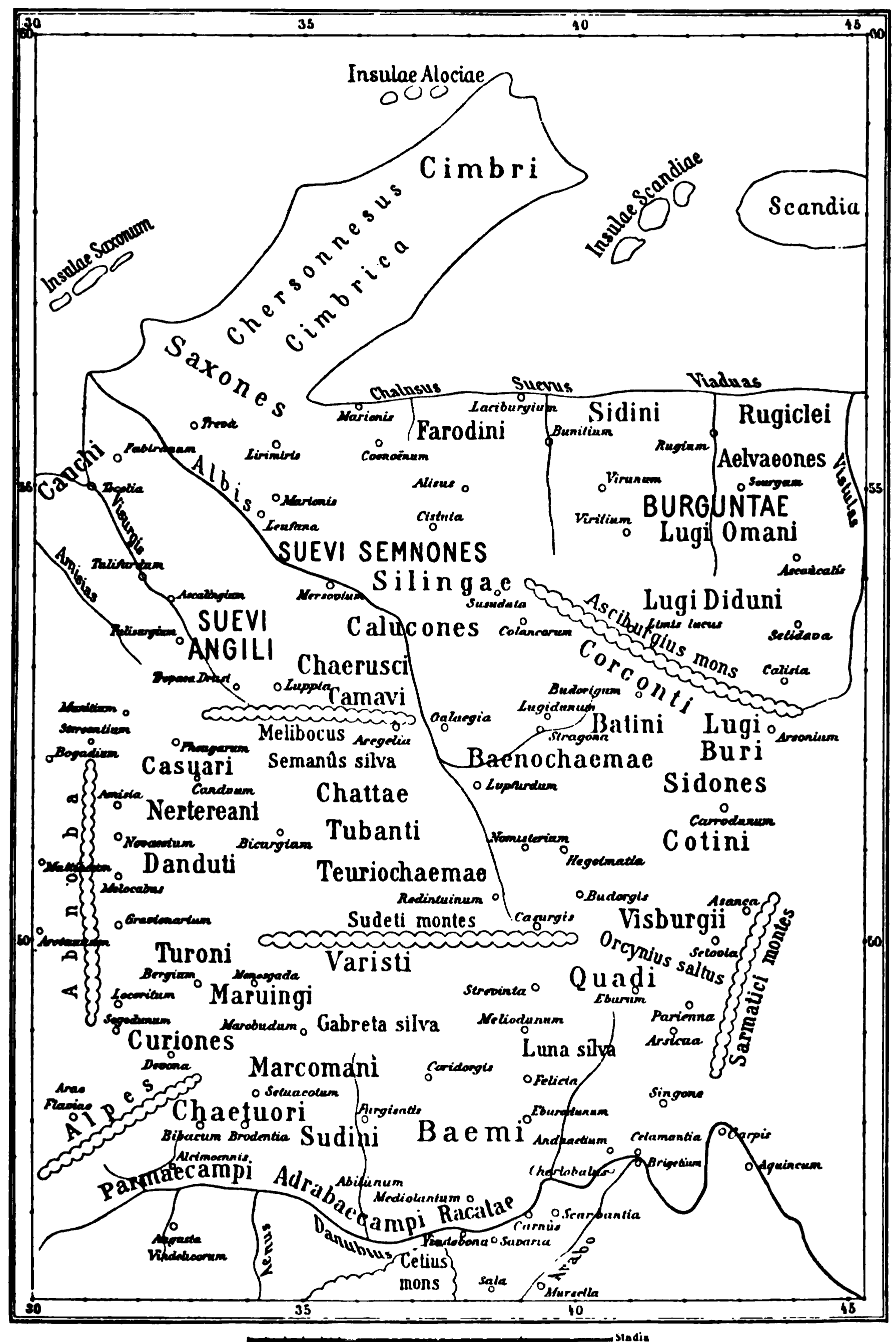


Fig. 1. *Aus Partsch, Schlesien.*

II.

Die deutschen Alpen.

Der Name des höchsten Gebirges in Europa ist sehr alt; als die Römer dorthin kamen, fanden sie den Namen „Alpen" im äussersten Osten wie im Westen des Gebirges einheimisch, so dass er unstreitig auf die ältesten Bewohner jener Gegenden, also auf Bewohner keltischen Ursprungs zurückgeführt werden muss. In dieser Sprache bedeutet das Wort *alb* so viel als *hoch* und war der Ausdruck „Alpe" die allgemeine Bezeichnung für höhere Berge überhaupt, hatte also dieselbe Bedeutung wie noch bei den Deutschen im elften Jahrhundert, wo das Wort „Alpen" für ansehnliche bergartige Erhebungen gebraucht wird. Die Geographen unserer Zeit wenden es nach *Karl Ritters* Vorgange gleichfalls nicht selten als Gattungsnamen an und sprechen von alpinischen Gebirgen und Alpenländern anderer Erdteile, z. B. von den Abessinischen, den Neuseeländischen Alpen und dem Alpengebirge des Himalaya.

Die Einzahl des Wortes „die Alp", im Oberdeutschen „die Alb" oder, wie in der Schweiz üblich, „der Alp", ist im Hochdeutschen nicht gebräuchlich; dagegen trifft man sie durch ganz Oberdeutschland, wiewohl in etwas anderem Sinne, als Ausdruck für die mittleren, mit Gras bewachsenen Gegenden der hohen Berge, die auch *Alpungen* genannt werden, also für ganz dasselbe, wofür man in Tirol und überhaupt bei allen deutschen Bewohnern der österreichischen Alpen das Wort „Alm" gebraucht.

Unser Blick wird im folgenden das gesamte Hochgebirge der Alpen umfassen, aber dabei hauptsächlich dem deutschen, also ihrem nördlichen und östlichen Teile zugewendet sein.

Wenn wir auch nicht mehr, wie in der Mitte des Jahrhunderts, die Berge als das Knochengerüst der Erde, die Alpen als das Rückgrat und den St. Gotthard als den „Urältervater" der Gebirge bezeichnen, von dem alle anderen ihren Ausgang nehmen, so beanspruchen doch

die Alpen schon durch ihre geographische Lage unter den europäischen Gebirgen eine höhere Bedeutung. Von 43° bis 48° nördlicher Breite liegend, nehmen sie fast genau die Mitte zwischen dem Äquator und dem Nordpol ein, und ihre Erstreckung zwischen 5° und 16° östlicher Länge von Greenwich verleiht ihnen eine centrale Stellung in Hocheuropa. Angelehnt an Italien, das mittlere Südglied des Erdteils, wo der Apennin wenigstens in seinem Anfange ihnen noch benachbart bleibt, haben sie östlich und westlich zwei Gebiete des kontinentalen Hocheuropas als Nachbarn, während nördlich als drittes unser deutsches Mittelgebirgsland ihnen vorliegt: so sind sie ringsum in angemessenen Entfernungen von anderen Gebirgsbildungen wie ein Fixstern von seinen Trabanten umlagert. Von ihrer jetzigen glücklichen Stellung in der wärmeren Hälfte der gemässigten Zone hinweg und einige Grade weiter nach Norden versetzt, würden sie unnahbare Eiswüsten, und weiter nach Süden würden sie ihres wirksamen Zaubers der Mannigfaltigkeit entkleidet sein, der uns jetzt dicht neben dem Eispalaste eines Bergriesen die volle Milde eines lieblichen Landschaftsbildes darbietet. In ihrer jetzigen Richtung, von Südwest nach Nordost emporragend, halten sie von Deutschland den warmen, feuchten Südwind ab und schützen Italien vor dem rauhen Nord; an dem entgegengesetzten Ende Deutschlands oder auch in der Richtung von Süden nach Norden emporgerichtet, würden sie das innere Mitteleuropa und Italien zu etwas ganz anderem gemacht haben, und zwar nicht nur in klimatischer Beziehung.

Indem sie ferner im Osten an das Hügelland des südwestlichen Ungarn, im Süden an das Adriatische Meer, an das Lombardische Tiefland und an das Ligurische Meer, im Westen an das Rhonethal stossen und im Norden ungefähr bis zu einer Linie reichen, die man sich über den Genfer-, Boden-, Chiem- und Atter-See bis in die Nähe von Wien gezogen denkt, erhalten sie durch diese Umgebungen einen Vorzug vor den beiden höchsten Gebirgen Asiens und Amerikas; denn der Himalaya ist nur wie ein mächtig emporragender Südrand des riesigen innerasiatischen Hochlandes, nach Norden hin von allem Leben oder doch von der Kultur fast abgeschlossen, und die nach Westen steil abstürzenden Anden von Amerika bespült auf dieser Seite ununterbrochen das Meer. Dagegen tritt das Alpengebirge nur an zwei Stellen, östlich in dem Küstengebiete von Friaul und Istrien, westlich in der ligurischen Riviera mit dem Meere in unmittelbare

Berührung; im übrigen ist es von den fruchtbaren Ebenen der vier mächtigen Ströme Po, Rhone, Rhein und Donau umgeben, die ihm Ursprung oder Grösse und insbesondere jene reiche Wasserfülle verdanken, die für alle den Alpen angelagerten Landschaften eine nie versiegende Quelle der Befruchtung bildet und den Verkehr zu vier verschiedenen Meeresgebieten, zu dem Weltverkehr hinleitet.

Gehen wir jetzt zu der Betrachtung ihrer horizontalen Ausdehnungsverhältnisse über, so können wir die Alpen, nach einem häufig angewendeten Bilde, mit zwei Flügeln vergleichen, von denen einer nach Süden, der andere nach Osten verläuft. Da wo sich beide verbinden, an der Gruppe des Montblanc, also gerade bei der bedeutendsten Erhebung des ganzen Hochgebirges, ist die unbedeutendste Ausdehnung in die Breite, nur 150 km. Der westliche Flügel, der deutsches Gebiet nicht berührt, ist der kürzere, der zusammengelegte oder geschlossene; der östliche dagegen, an dessen Nordseite sich nur deutsches Land anlehnt, ist der längere und ausgebreitete, der, je weiter entfaltet, desto niedriger wird und sich auch sonst des Alpencharakters mehr und mehr entäussert, während jener durch Schroffheit und Wildheit ausgezeichnet und an Gipfelhöhe den erhabensten Teilen des anderen gleich ist. Der westliche Alpenflügel erstreckt sich von Süden nach Norden, von dem Strande des Meeres bei Nizza bis nach Savoyen zum Montblanc etwa 250 km, der östliche in seiner Richtung von Südwest nach Nordost etwa 750 km, so dass die ganze Länge von Nizza bis in die Nähe von Wien etwa 1000 km beträgt, wogegen die Breite von 150 bis nahe an 300 km sich ausdehnt. Der Flächeninhalt dieses Gebietes beträgt ungefähr 220000 qkm, wovon mehr als die Hälfte dem österreichischen Kaiserstaate gehört. Somit sind die Alpen nach dem Umfange ihres Gebietes kleiner als die beiden niedrigeren Hauptgebirge des nördlichen Europa, das skandinavische Gebirge (500000 qkm) und der Ural (330000 qkm), dagegen grösser als die zwei niedrigeren Hauptgebirge des südlichen Europa, der Apennin (110000 qkm) und die Pyrenäen (55000 qkm).

Eine treffende Vorstellung von der Masse eines Gebirges erhält man aber erst, wenn man sich das ganze Gebirge gleichmässig über seine Grundfläche ausgebreitet denkt; auf diese Art der Betrachtung hat *Alexander von Humboldt* aufmerksam gemacht. Würde man bei den Alpen die Höhen abtragen und die Thäler ausfüllen, so erhielte man eine mittlere Höhe von etwa 1400 m,

und denkt man sich das Gebirge auf der ganzen Oberfläche von Europa (10 Millionen qkm) gleichmässig ausgebreitet, so würde es diese um 27 m erhöhen.

Erscheint uns bei dieser Betrachtung das Gebirge wie eine riesige Mauer, so erhalten wir ein ganz anderes Bild, wenn wir uns den Gebirgswall als einen gleichmässig ansteigenden Damm vorstellen, d. h. den Böschungswinkel berechnen, den eine vom Fusse des Gebirges nach seinem Kamm gelegte Ebene haben würde. Nehmen wir die schmalste Stelle, wo zugleich der höchste Berg liegt: von Genf (375 m Meereshöhe) zur Montblancspitze (4810 m) würde man auf 75 km Entfernung nur etwa 4400 m steigen, die Steigung würde nur etwa 1 : 17 betragen, das entspricht einem Neigungswinkel von nicht einmal 4°. An anderen Stellen würde die Böschung selbstverständlich noch viel flacher sein.

Aber an diesem flachen Damme haben die Naturkräfte gearbeitet, Thäler eingewühlt und Berge herausgearbeitet und eine Bodenform geschaffen, deren Anblick sofort unser Auge bannt, unsere Seele aufs tiefste erregt, bald mit Bangen, bald mit freudigem Staunen, ja mit heiliger Andacht sie erfüllend, und unseren Geist immer stärker fesselt, je mehr wir uns in den Genuss dieser Gestaltung versenken. Ein erster Blick auf sie bei günstiger Beleuchtung von einem geeigneten Standpunkte, etwa auf ihre Südseite von dem Dome zu Mailand oder von dem Markusturme zu Venedig, auf ihre Nordseite von der Hasenmatt und dem Weissenstein unfern Solothurn oder von den Höhen bei Linz, besonders von dem Pöstlingsberge, lässt sich nur empfinden, nicht schildern. Tausend andere Eindrücke werden durch ihn dem Gedächtnis entrückt, tausend trübe Augenblicke des Lebens ausgeglichen. „Wie in jedem Menschen,“ sagt *Goethe* in einem Briefe aus der Schweiz, durch den Anblick der Alpen begeistert, „selbst in dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei grossen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam grösser fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat, so ist es auch dem Menschen, der solche grosse Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit anderen Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiss, gewiss einen Vorrat von



Fig. 2. Berchtesgaden mit dem Watzmann. *G. B. II, 30 A.**)

*) Über die Abkürzung „*G. B.*", sowie andere unter den Abbildungen vorkommende Hinweise, vgl. die dem Verzeichnisse der Abbildungen beigegebene Notiz.

Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann." Und der schweizerische Geschichtschreiber *Johannes v. Müller* sagt in seinen „Allgemeinen Geschichten": „Je näher man den hohen Alpen kommt, um so mehr dringt in die Gemüter ein ungewöhnliches Gefühl der Grösse der Natur, der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts weit übersteigenden Alters, und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglichen Gründung dringt uns das melancholische Nichts unserer körperlichen Form auf; zugleich aber erhebt sich die Seele, als wolle sie ihren Adel der höheren Grösse entgegensetzen."

Gleich Riesenmauern einer gigantischen Feste seltsam gezackt und starr, überbaut mit silberglänzenden Kuppeln, Felshörnern und Eispyramiden in phantastischem Gewirr, treten sie vor den gefesselten Blick; ein sprechendes Sinnbild kalter Erhabenheit, wie *Lord Byron* sie nennt, unübersehbar und unzählbar in den einzelnen Gebirgszügen, Gebirgsgruppen, Bergrücken, Hochebenen, Hochthälern, Durchbrüchen und Einsattelungen von den verschiedensten Formen, Grössen, Bekleidungen und Farben. So ausgestattet mit Erhabenheiten und Tiefen, mit waldigen und grasreichen Vor- und Mittelgebirgen, mit grossen und kleinen, länglichen und runden Thälern, so durchfurcht von Bächen und Flüssen, so in Klüfte, Schluchten und Abgründe zerrissen, so durchtost von brausenden Wasserstürzen, so durchdonnert von Gletscherbrüchen, Steinschutt- und Schneeströmen — wo anderwärts in Europa, wo sonst auf dem Erdenrunde fände sich Ähnliches auf gleich engem Raume zusammengedrängt?

Zwar auch anderen Ländern unseres Erdteils fehlen nicht eigentümliche Reize, nicht Seen und Wasserfälle, nicht malerische Gebirge und üppige Thalgelände, aber sie vereinigen nicht eine so überwältigende Mächtigkeit des Gebirges mit so vielfachen Durchbrechungen. Hier bietet sich dem Auge ein überraschend schneller Wechsel und eine Fülle von Gegensätzen und Abstufungen, eine Verbindung des Toten mit dem Lebenvollen, des Öden mit dem Fruchtbaren, des Ernsten und Dunkeln mit dem Freundlichen und hell Heiteren, des erhaben Furchtbaren mit dem anmutig Schönen; und dazu die einladende Ruhe der Matten und Wiesen mit dem tiefen erquickenden Grün, die herrlichen Gelände mit duftenden Alpenblumen und kräftigen Bäumen in nächster Nähe jener dunkeln und schroffen Gesteinswände

und inmitten von starrenden Wüsten nackter Felstrümmer und unübersehbarer oder unvergänglicher, gleissender Schnee- und Eisfelder. Das Auge wird fast geblendet von der Fülle des Lichts, der Farben und Formen; der Blick hüpft von einer Bergreihe auf die andere, die in schwungvollen Wellenlinien die Vorstufen des riesigen Alpengartens bilden, und ruht zuletzt auf den weissen kühlen Kuppen am fernen Horizont, auf dem unwirschen Fluten, Anprallen und Quirlen des schaumigen Gletscherstroms oder dem klaren Alpsee. Ja, wo anders finden sich jene ewig frischen, von kecker Kraft übersprudelnden Sprösslinge des Eises, die gletschergeborenen herrlichen Alpenströme, die fern von ihrer Heimat noch mit ihren smaragdgrünen Wellen das Auge erfreuen, nachdem sie den läuternden Gang durch die Alpenseen vollendet? wo die weiten Spiegel dieser selbst, zurückstrahlend in voller Klarheit das Bild himmelhoher Berge und ringsum an ihren Ufern geschmückt mit buntem Kranze von Städten, Flecken, Dörfern, prächtigen Landhäusern oder traulich einsamen Alpenhütten, belebt durch fleissige Menschen, die ihr Brot bald in der Tiefe des Wassers, bald an den grünen Hängen der nahen Gebirge suchen? wo endlich sonst der gleich unbeschreibliche Eindruck auf Sinne und Einbildungskraft, mit dem uns die Alpen erfüllen, sei es dass sie im blauen Schlehduft der Dämmerung liegen oder bei Morgen- und Abendbeleuchtung in feurigem Purpur erstrahlen und durch die zartesten Farbenhauche bezaubern, sei es dass sie nach Untergang der Sonne wie eine Welt von hehren, blassen Geistern stumm und still vom Himmel herabschauen?

So ist es erklärlich, dass die Völker aller kultivierten Länder zu diesen gewaltigen, immer neuen Werkstätten der Natur, zu diesen grossartigen Denksteinen der Entwicklung unserer Erde und der Majestät der Schöpfungsgewalt sich hingezogen fühlen und bei ihrem Anblicke bewusst oder unbewusst die Macht des Schöpfers verehren; so ist es erklärlich, dass in ihnen nicht nur die Bewunderer von Naturschönheiten volle Befriedigung, sondern auch die Pfleger der Künste und Wissenschaften unversiegbare Quellen für ihre edlen Bestrebungen finden. In freudigem und erfreulichem Wetteifer sieht man hier Künstler und Gelehrte thätig: den Figuren- und Landschaftsmaler, den Geologen, Geognosten und Mineralogen, den Botaniker und Geographen, den Ethnographen und Klimatologen und Vertreter aller sonst noch ausgebildeten Zweige der Erdforschung.

Dem Eifer der Forscher ist es zu danken, dass die labyrinthisch verworrene Felsenwelt der Alpen in ihren einzelnen Teilen bekannt ist; man kennt den Zusammenhang der vielen Gebirgszüge und hat unter mühevoller Arbeit sogar gelernt, in dem toten Gestein die Entstehungsgeschichte des Gebirges zu lesen.

Schon seit alter Zeit hat man beobachtet, dass die Oberfläche der Erde nicht immer sich gleich bleibt, sondern dass fortwährend zerstörende und schaffende Kräfte an ihr wirken. Man kann es deutlich sehen, wie nicht nur die weicheren Schichten, sondern auch die härtesten Massen allmählich zerstört werden; der Regen löst den Zusammenhang der einzelnen Bodenteilchen und trägt sie hinab in die Bäche und Flüsse, der Wind weht den losen Sand weit hinweg, und der Frost lockert selbst die festesten Gesteine. Durch die rastlose Thätigkeit von Wasser und Wind werden Berge abgetragen, tiefe Thalfurchen eingeschnitten und grosse Massen Sand und Schlamm von den Höhen in die Ebene geschafft. Das Endergebnis dieser Arbeit würde eine Abtragung der Höhen und Auffüllung der Ebenen sein, bis alles Land eine gleiche Erhebung hätte. Ja, auch der Meeresboden wird langsam erhöht; denn die Ströme tragen eine Unmenge von Schlamm zu Thal, der in den Meeren und Seen unablässig niedersinkt, Wasserbecken ausfüllt und neues Land schafft. Dass diese Sinkstoffe der Zerstörung der Gebirge die Wage halten, hat man erst spät bemerkt, und erst in neuerer Zeit entdeckte man, dass sie den Stoff zu künftigen Gebirgen hergeben.

Wie oft war schon beobachtet worden, dass hoch oben auf den Bergen, in Höhen, die niemals die höchste Springflut erreicht haben kann, Reste von Meerestieren vorkommen! Und andererseits war schon längst bekannt, dass in den grössten Tiefen, weit unter dem Meeresspiegel, Reste von Landpflanzen gefunden werden, wie sie beispielsweise die Steinkohle zusammensetzen. Aber es dauerte geraume Zeit, bis man aus beiden Erscheinungen den Schluss zog, dass die Massen der Erdoberfläche ihre Lage zu einander verändern, dass sich hier eine grosse Erdscholle hebt, während sich dort eine senkt. Und diese Bewegungen waren zwar in der Kindheit der Erde vielleicht heftiger, aber sie dauern bis in die geschichtliche Zeit hinein.

Am leichtesten liess sich eine Verschiebung der Höhenlage am Meeresstrande feststellen: da liegen eiserne Ringe, die einst zur Befestigung von Schiffen dienten, jetzt so hoch über dem Wasser-

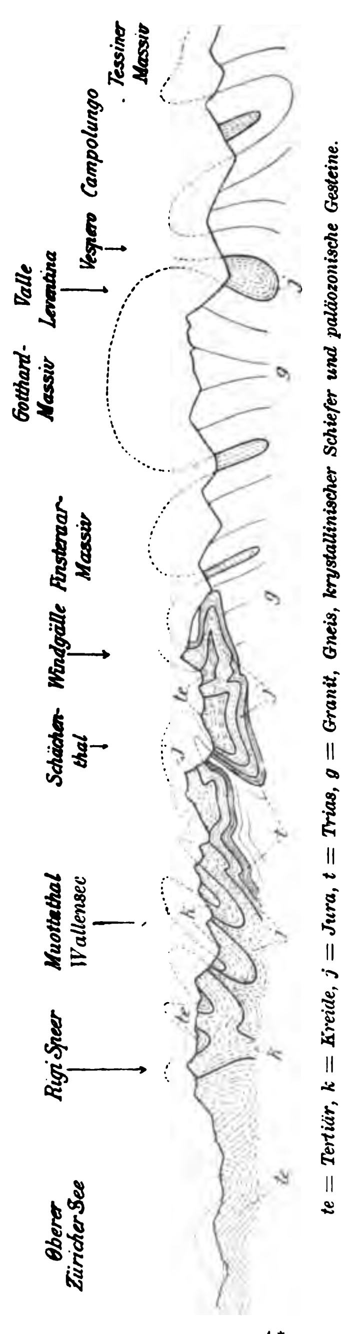
spiegel, dass sie nicht mehr verwendbar sind, und Klippen treten aus dem Wasser heraus, die man früher nicht bemerkte. Küstenplätze rücken immer weiter landeinwärts, und man kann alte Strandlinien, das sind von der Brandung in den Felsen eingewaschene Höhenmarken, 200 m und höher über dem jetzigen Wasserstande erblicken. Andererseits erzählt die Sage von versunkenen Städten, und es giebt Badeplätze und Ankerstellen, die wegen des vordringenden Meeres immer weiter zurück verlegt werden müssen. Auf dem festen Lande fehlte es an deutlichen Zeichen, um eine Höhenveränderung gut beobachten zu können, aber es ist z. B. in Thüringen der Nachweis gelungen, dass Bergspitzen ihre Höhe im Verhältnis zu einander verschieben: man kann von einem Berge aus Punkte sehen, die früher von einem dazwischenliegenden Höhenzuge verdeckt wurden — und die Veränderung lässt sich durch Abholzung oder auf andere Weise nicht erklären. Die Hebung und Senkung geschieht sehr langsam, und es gehören grosse Zeiträume dazu, sie dem Menschen bemerkbar zu machen, aber man muss ja auch bei der Entwicklung der Erde mit riesigen Zeiten rechnen.

Was ist nun die Ursache dieser Veränderungen? Auf welche Weise ist ein Gebirge wie die Alpen gehoben?

Da in den meisten Gebirgen der Kern und die höchsten Spitzen gerade von den ältesten Schichten gebildet werden, während der Gebirgsrand aus jüngeren Schichten besteht, und da doch die älteren Ablagerungen eigentlich in der Tiefe liegen, so nahm man zunächst an, dass diese älteren Gesteine, namentlich Granit und Gneis, aus der Tiefe hervorgequollen wären und dabei die Deckschichten gehoben, stellenweise zerrissen und in der Mitte durchbrochen hätten. Diese Hebungstheorie musste man fallen lassen, als man bemerkte, dass die Lagerung der Schichten nicht damit übereinstimmte. Die Gesteinsmassen liegen nämlich nicht gleichmässig auf dem Gebirgskern auf, sondern sie sind vielfach ineinander gefaltet; bei einer Hebung müsste aber nicht ein Zusammenschub, sondern eher eine Zerrung der Schichten eingetreten sein, und man spricht deshalb jetzt von einer Auffaltung der Gebirge. Denkt man sich z. B. die Falten der Alpen ausgeglättet, so ergiebt sich ein Überschuss von etwa 120 km, oder mit anderen Worten, der Gürtel der Erde, in dem die Alpen liegen, war früher 120 km grösser als jetzt; der Erdumfang, also auch der Erddurchmesser ist durch die Auffaltung der Alpen

um $^1/_3$ Prozent kleiner geworden. Nun giebt es noch viele andere Gebirge, die auf dieselbe Weise entstanden sind; überall zeigt die Erde eine solche Runzelung, so dass man sie mit einem eintrocknenden Apfel verglichen hat. Als Grund für das Kleinerwerden der Erde versuchte man früher die ausgeworfenen vulkanischen Massen heranzuziehen, aber sie sind verhältnismässig so gering, dass sie kaum in Betracht kommen; dagegen lässt sich das Einschrumpfen leicht durch die **Abkühlung** der Erde erklären.

Nun sind aber unsere Gebirge nicht etwa einfache Falten der Erdrinde, sondern diese geben nur die Lage und den Rohstoff der späteren Bergzüge. Aus ihnen wurden die Gebirge herausgearbeitet durch die oben geschilderte nagende Thätigkeit des Wassers, das besonders an den gelockerten und gebrochenen Faltungsstellen leicht eingreifen konnte und nun die heutigen Bergformen herausmodellierte. Die älteren Schichten sind gewöhnlich härter als die jüngeren, sind ja auch durch die darüberliegende Gesteinsdecke besser geschützt, deshalb sind diese weggespült und jene stehengeblieben, so dass nun die ältesten Gesteinsarten den Kern und die Gipfel der Gebirge bilden (vgl. die nebenstehende Skizze).



te = *Tertiär*, *k* = *Kreide*, *j* = *Jura*, *t* = *Trias*, *g* = *Granit, Gneis, krystallinischer Schiefer und paläozonische Gesteine.*

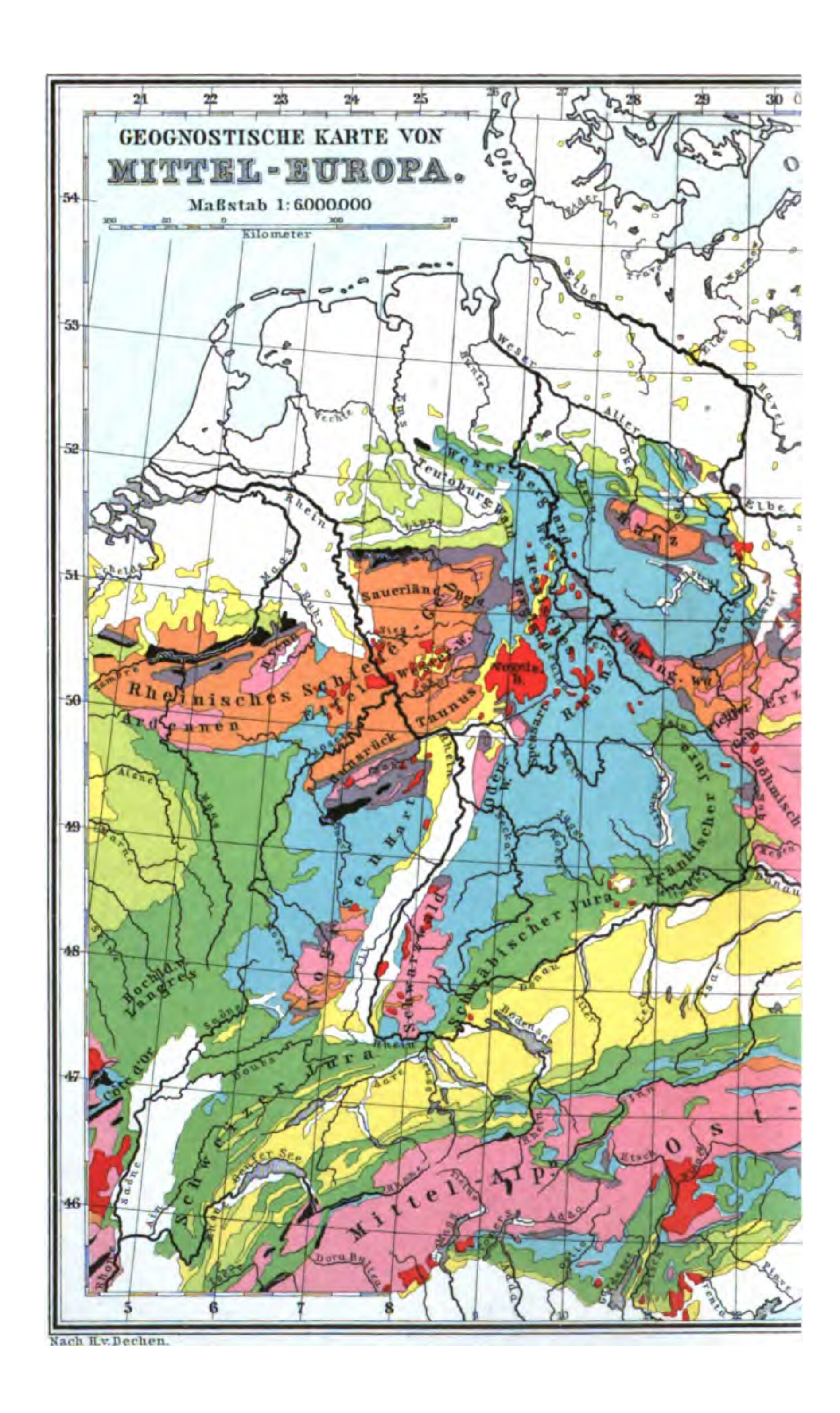
Fig. 3. Überwerfungen der Alpen. (Ideale Ansicht.)

Betrachten wir die Alpen nur im allgemeinen, so können wir diese einfache Art der Gebirgsbildung gut erkennen. Eine gewaltige Zusammenpressung von Süden her faltete eine grosse Wulst auf, die so tief ging, dass sie auch das Urgestein der Erdrinde mit ergriff; fächerartig lehnten sich eine nördliche und eine südliche Erhebung an die riesige Mittelfalte an und legten sich selbst wieder in viele kleinere Falten, die sich teilweise sogar überkippten oder abbrachen und übereinander stürzten. Hier setzte nun nagend und spülend das Wasser so erfolgreich ein, und zwar schon während der Auffaltung der Massen, dass von dem mittleren Zuge fast nur die ältesten Gesteine übrig geblieben sind, Granit, Gneise und alte Schiefer. Ganz so weit sind die beiden jüngeren Aussenfalten noch nicht zerstört: es sind namentlich Ablagerungen der Trias, des Jura und der Kreide, die jetzt dort zu Tage liegen, hauptsächlich kalkhaltige Gesteine, weshalb man diese beiden Streifen auch als Kalkalpen bezeichnet. Auf dem westlichen Flügel haben die oberen Schichten im Süden an der Faltung weniger teilgenommen, ausserdem haben dort, in der Nähe des Meeres, die feuchten Winde am kräftigsten zur Abtragung mitgewirkt, darum finden wir dort keinen Kalkalpenzug.

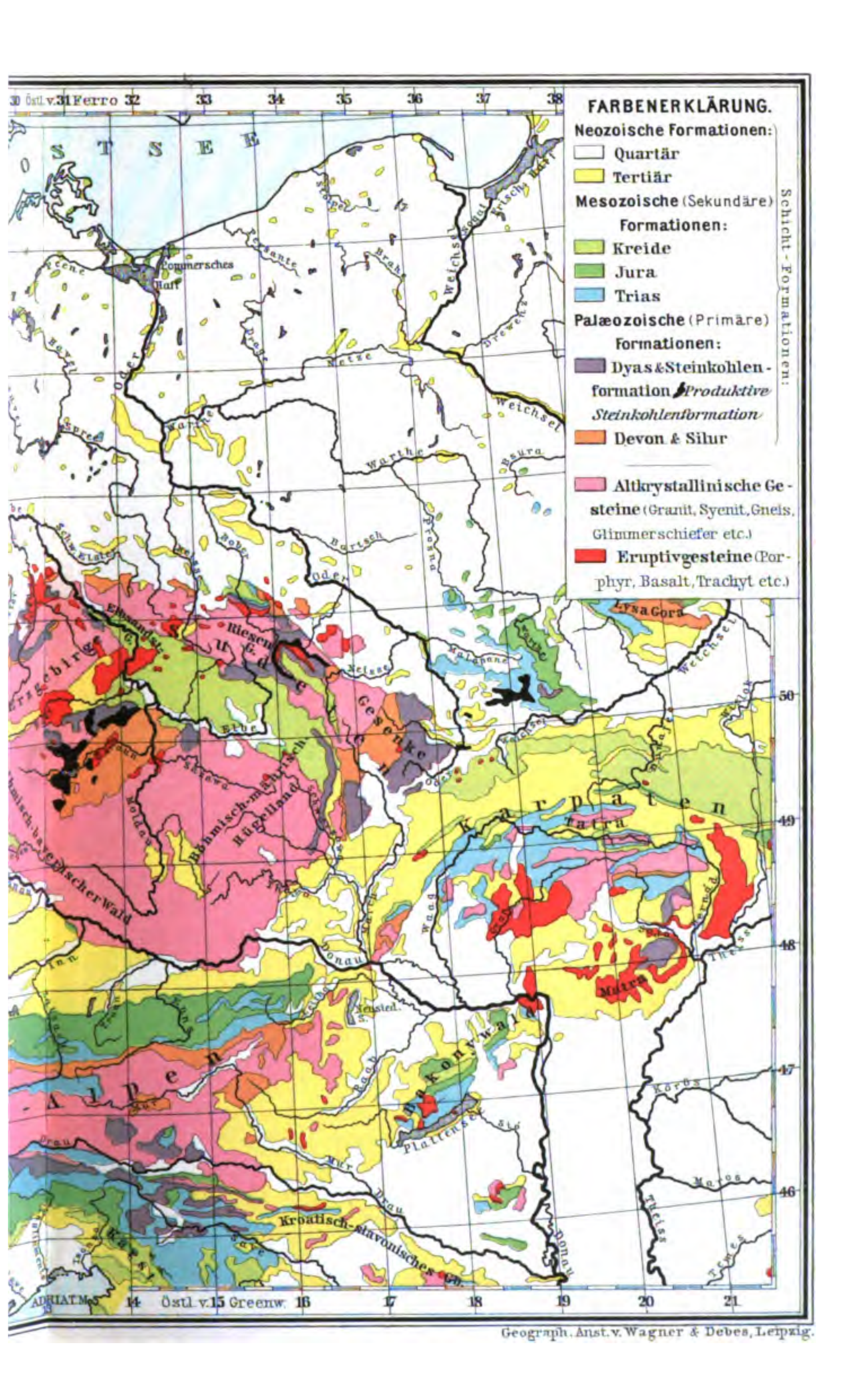
Daraus ergiebt sich eine sehr einfache *Einteilung* des Alpengebirges. Ein mittlerer Zug, die fast nur aus Urgestein bestehenden *Centralalpen*, erstreckt sich vom Busen von Genua bis nach Marburg und Wiener-Neustadt in einer Breite von 50—100 km. Deutliche Längsthäler der Rhone, des Rhein, des Inn und der Enns trennen an vielen Stellen diese mittleren Gebirgsketten scharf von den *nördlichen Kalkalpen*, die einen weiten Bogen vom Mittelländischen Meere bis in die Nähe von Wien beschreiben und durchschnittlich 40 km breit sind. Minder deutlich, fast nur durch das Thal der Drau, sind die *südlichen Kalkalpen* von den Centralalpen geschieden; sie beginnen am Langensee und ziehen sich, bald kaum 20, bald fast 100 km breit, um den Busen von Triest bis nach Dalmatien hinein (vgl. die nebenstehende Karte).

Diese drei Parallelzüge werden durch zwei nordsüdliche Linien in einen östlichen und einen westlichen Teil gegliedert. Die eine dieser Linien verläuft als ein breiter Thaleinschnitt von der Etsch über den Brenner in das Innthal; die andere, orographisch weniger deutlich, geht vom Bodensee im Rheinthal aufwärts und über den





Nach H.v.Dechen.


FARBENERKLÄRUNG.
Neozoische Formationen:
Quartär
Tertiär
Mesozoische (Sekundäre) Formationen:
Kreide
Jura
Trias
Palæozoische (Primäre) Formationen:
Dyas & Steinkohlen-formation
Produktive Steinkohlenformation
Devon & Silur
Schicht-Formationen:
Altkrystallinische Gesteine (Granit, Syenit, Gneis, Glimmerschiefer etc.)
Eruptivgesteine (Porphyr, Basalt, Trachyt etc.)
Östl. v. Ferro
Östl. v. Greenw.
OSTSEE
Pommersches Haff
Frisches Haff
Oder
Weichsel
Warthe
Netze
Spree
Havel
Brahe
Drewenz
Bober
Bartsch
Prosna
Neisse
Elbe
Riesen G.
Gesenke
Erzgebirge
Böhmisch-mährisch Hügelland
Moldau
Böhmisch-bayerischer Wald
Karpaten
Tatra
Lysa Gora
Malapane
Waag
March
Donau
Neusied. S.
Inn
Enns
Drau
Mur
Raab
Alpen
Bakonywald
Plattensee
Matra
Theiss
Körös
Maros
Temes
Save
Kroatisch-slavonisches Geb.
Karst
ADRIAT. M.
Geograph. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.



Splügen nach dem Comer See hinunter. Letztere verdient als Grenze deshalb den Vorzug, weil sie die Alpen ziemlich genau da schneidet, wo die südlichen Kalkalpen beginnen. Es würden dann die westlich von der Rheinlinie gelegenen Westalpen aus zwei grossen Parallelzügen bestehen, während die östlich davon gelegenen Ostalpen drei solcher gleichlaufenden Gürtel aufweisen. Nur zwischen dem Comer- und Langensee befindet sich noch ein kleines Stück Kalkalpen der Südzone, und man könnte, um ganz genau zu sein, die Grenzlinie von der Mitte des Comer Sees über Lugano nach der Mitte des Langensees weiter verlaufen lassen; dann würden die ganzen südlichen Kalkalpen zu den Ostalpen gehören.

Diese auf der geologischen Entwicklung und Zusammensetzung beruhende Einteilung der Alpen verdrängt immer mehr die bisher übliche Dreiteilung in Westalpen — vom Meere bis zum Montblanc —, Mittelalpen — vom Montblanc bis zum Brenner — und Ostalpen — vom Brenner bis zur Donau —, besonders weil statt der Mittelalpen und Ostalpen auch häufig Schweizer und Österreichische Alpen unterschieden werden.

Versuchen wir uns ein Bild von der geologischen Entwicklung des Alpengebietes zu machen, so geben uns die das Gebirge zusammensetzenden Gesteine und ihre Lagerung manch guten Anhalt. Im Altertum der Erde, in der Silur- und Devonzeit, dehnte sich hier wohl ein weites, offenes Meer aus, das seinen Boden mit Massen von thonigen Niederschlägen bedeckte, den jetzigen krystallinischen Schiefern. Da die wenigen uns aus jener Zeit erhaltenen Tierreste sowohl mit den gleichzeitigen Versteinerungen von Böhmen als auch mit denen von Südfrankreich übereinstimmen, so müssen wir annehmen, dass das Alpenmeer mit dem silurischen Meere Südfrankreichs und mit dem böhmischen Meeresbecken in offener Verbindung stand, während ein vom heutigen Bayrischen Walde zum südlichen Schwarzwalde reichender Gebirgszug im Norden die Küste bildete. Eine lange Insel oder untermeerische Bank in der Gegend der heutigen Centralalpen bot riffbauenden Korallen, ähnlich wie jetzt in der Südsee, die Unterlage für ihre Bauten, deren Reste allen späteren Zerrungen und Pressungen Widerstand geleistet haben und uns an vielen Stellen noch heute als Riffkalke erhalten sind. Allmählich hob sich der Meeresboden, das Meer zog sich nach Norden und Süden zurück, an Stelle der Insel zeigte sich zur Carbonzeit ein flaches Hügel-

land, dessen westliche Niederungen von einer üppigen Tropenflora überwuchert waren. Die Riesenfarne, Schachtelhalme und Siegelbäume wurden teilweise durch die von den Höhen herabkommenden Gerölle überdeckt und verkohlten im Laufe der Zeit: die Steinkohle der Westalpen ist heute zwischen Sandsteinen eingebettet. Klippige Buchten, reich belebt mit Korallen, Brachiopoden und Strandschnecken, drangen wohl im Osten vom Gailthal her weit in das Land hinein, und ihre Wasser überfluteten in späterer Zeit den grössten Teil der Centralalpen; damals bestand also bereits ein Unterschied zwischen Ost- und Westalpen. Damit waren die grossen Stauchungen eingeleitet, die beim Beginne der Dyas die Alpen zu einem Kettengebirge mit steil aufgestellten und hochgefalteten Schichten machten, das sich von nun an in seiner Flora und Fauna sowie in seiner ganzen Entwicklung von dem übrigen Europa scharf unterscheidet. Aus der Lage der Falten sehen wir, dass der Druck damals und später von Süden her wirkte, und da die Falten sich im östlichen Teile des Gebirges enger aneinander legen, so dürfen wir schliessen, dass die Bewegung sich an dem nördlichen krystallinischen Vorgebirge gestaut hat. Um so stärker wirkte der Stoss im Süden: aus den grossen Spalten quollen glühende Porphyrmassen hervor, die der Landschaft bei Bozen und Lugano noch heute ein eigenartiges Gepräge verleihen; gleichzeitig wurde das Gebirge durch die Atmosphärilien zerstört und lieferte den Stoff zu Breccien und Konglomeraten, während im Süden und Norden sich Kalkschichten aus dem benachbarten Meere absetzten.

Eine ruhigere Entwicklung hatte unser Gebiet in der Trias. Das grosse Gebirge lag entweder unbewegt oder sank langsam; auf dem Lande wurde das Gestein allmählich zerstört; im südlichen und nördlichen Meere bot sich den Riffkorallen Gelegenheit zu einer ganz grossartigen Entwicklung, den heutigen Dachsteinkalken und Dolomiten. Nordwärts müssen wir auch jetzt einen Gebirgszug annehmen, der das alpine Triasmeer von dem deutschen schied und die Schuld trägt, dass die Trias in den Alpen sich so verschieden von der deutschen Trias ausgebildet hat. Von den beiden Meeren drang das Wasser in zahlreichen Buchten weit in das an Stelle der heutigen Centralalpen stehende Festland vor und überschwemmte, als die Senkung fortdauerte, in der Jurazeit zweimal fast das ganze Alpengebiet von Südosten her; nur das mittlere Gebirge und das mehr-

fach erwähnte, damals vom Genfer See nach Böhmen sich hinziehende Urgebirge blieb unbedeckt. Die Meere waren teilweise so tief, dass sich nur feiner Tiefseeschlamm, die heutigen grauen und roten Kalke, absetzte; an ihren Küsten bauten Korallen auf den Resten ihrer Vorgänger weiter, und zwischen den Klippen tummelten sich zahllose Meerestiere.

Allmählich gewann das Festland wieder die Herrschaft, die Meere flossen nach Osten ab, und langsam zogen im alpinen Gebiete die Vertreter einer neuen Zeit, der Kreide, ein; aber das Meer machte wieder von Westen her einen Vorstoss, reichte mit seinen Buchten zwar nicht so weit in das Innere hinein wie früher, stand aber westwärts in offener Verbindung mit dem französischen Kreidemeere und überdeckte auch nach Norden ein weites Gebiet, da der alte voralpine Gebirgsrücken grösstenteils zerstört war. Darauf folgte eine grosse Hebung. Das damals geschaffene, etwa die heutigen nördlichen Kalkalpen umfassende Gebirge ist seither in den Westalpen nur einmal, zur Tertiärzeit, in den Ostalpen gar nicht mehr überflutet worden. Von der Zerstörung der damaligen Festländer sehen wir heute noch Spuren vor uns, den Flysch und andere Sandsteine und Konglomerate. Im Süden drang das Meer zunächst bis an die Centralalpen vor, viele Mergel absetzend, zog sich aber dann wieder zurück, da sich von Osten her eine neue Erhebung vorbereitete: es folgten die grossartigen Schwankungen, die auf der ganzen Erde dem Tertiär eigentümlich sind.

Während sich in dem Tertiärmeere, das unser Gebiet im Norden und Süden umgürtete, grosse Schichtenmassen absetzten, unter denen uns heute besonders die Nummulitenkalke und Sandsteine auffallen, hob sich ein gewaltiges Kettengebirge, die heutigen Kalkalpen, wohl um ein Drittel höher als jetzt. Bei dieser dritten Hebung drängten sich die einzelnen Gebirgsschollen im Westen viel mehr als im Osten und wurden dabei zerknittert und zerrieben, wogegen die Faltung der östlichen Gegenden mehr im ganzen vor sich ging. Nebenher strömten aus den Spalten grosse Mengen von Basalten und Trachyten, besonders in dem alten vulkanischen Herde an der Etsch. Am Nordrande aber wirkte bereits das Wasser zerstörend an dem Gebirge und schaffte in die Niederung den losen Schutt, die heutige Molasse.

Dreimal haben also Pressungen an diesem wunden Streifen der

Erdrinde stattgefunden: am Schlusse der Carbonzeit, wo bereits ein Unterschied zwischen Ost- und Westalpen entstand, in der Kreidezeit, wo fast nur die Ostalpen in Mitleidenschaft gezogen wurden, und schliesslich im Tertiär; die letzte Pressung liegt uns am nächsten und erscheint uns deshalb am bedeutendsten. Im Verhältnis dazu gering, aber doch auffallend genug in ihren Wirkungen, sind die Veränderungen der Diluvialzeit; ihre Ursachen sind der Frost und sein Gefolge, der Schnee und das Eis. Eine etwas niedrigere Mittelwärme und etwas feuchtere Luft bewirkten mehrmals einen ausgedehnten Vorstoss der alpinen Eismassen in das Vorland. Überflutete doch der Rhonegletscher den Genfer See, staute sich am Juragebirge und drängte in zwei Flügeln nördlich bis Aarau, westlich bis Lyon! Die Molasseschweiz war mit Eis bedeckt; der Rheingletscher reichte bis über die Donau und machte erst an der Schwäbischen Alb Halt; nicht ganz so weit schob sich die Eisdecke aus dem Quellgebiete der kleineren Donaunebenflüsse, dafür quoll aber der Inngletscher über die nördlichen Pässe, vereinigte sich mit den Eisströmen der nördlichen Kalkalpen und drang bis über Wasserburg hin. Auch die Gletscher des Salzachgebietes reichten weit in das Vorland hinein, der Draugletscher füllte das ganze Becken von Klagenfurt und Bleiburg, und die südlichen Alpengletscher bedeckten zwar niemals das Vorland, haben sich aber auch mehrmals ganz gewaltig entwickelt. Rings am Gebirgsrande deuten abgeschliffene Bergkuppen, sog. Rundhöcker, darauf hin, dass Eismassen darüber geglitten sind und das lockere Gestein hinweggeführt haben; die von dem Eise mit hinabgetragenen, vielfach gekritzten Geschiebe blieben beim Abschmelzen des Eises liegen und füllen jetzt noch weithin die voralpine Ebene — man nennt sie Moränen.

In der Zeit zwischen den grossen Gletschervorstössen herrschte wahrscheinlich ein um so trockeneres Klima; der Wind arbeitete um die Wette mit Wasser und Eis zerstörend an den Bergen. Und nun entsteht erst das Gebirge: der Schnee schützt mit seiner Decke das Gestein und bewahrt dessen ursprüngliche Form; das Eis wirkt glättend und ausgleichend, poliert Schroffen hinweg und füllt Gründe gleichmässig aus; der fallende Tropfen meisselt unermüdlich neue Gebilde aus den Felsen, hier steile Grate noch verschärfend, dort massige Rücken noch mehr abrundend; die Thäler fressen sich rückwärts immer weiter in das Gebirge hinein, teilweise unter Benutzung

vorhandener Spalten und Gesteinsgrenzen, durchsägen schliesslich einen Bergrücken und zerlegen ihn als Querthäler in einzelne Teile; die bei der Gebirgsfaltung entstandenen Mulden werden ausgeweitet, ihre Ränder je nach der Gesteinsbeschaffenheit eigenartig modelliert; in den scheinbar so einfachen grossen Erdfalten entstehen Thäler und Berge, Grate und Rücken, Spitzen und Höcker, Felswände und sanftgeneigte Hänge, weite Ebenen und zerfurchte Karrenfelder; und durch die so geschaffene Abwechslung erhält das Antlitz der Erde gerade in seinen Runzeln einen eigentümlichen Reiz.

Je mehr man diesen Reiz empfand und das Gebirge schätzen und kennen lernte, um so mehr wuchs für den Reisenden und für die Wissenschaft das Bedürfnis nach einer Einteilung. Die Römer unterschieden nur einzelne Teile des Alpenlandes und gaben ihnen die Namen von Völkerschaften. Ein Fehler der späteren Geographen war es, solche Namen wie *rhätische, norische, vindelicische* beizubehalten und sie zur Einteilung des Alpengebirges zu benutzen; diese Bezeichnungen sind meistens wertlos, da ja die Volksgrenzen gewöhnlich auf den Rücken und Kämmen der Berge verlaufen, und haben später viel Verwirrung angerichtet. Die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geschaffenen Einteilungen und Benennungen zeugen von einer grossen Unkenntnis des Gebirges; damals entstanden die durch die Schule fortgepflanzten Ausdrücke, dass der St. Gotthard ein Knotenpunkt und die Dreiherrenspitze ein Eckpfeiler dieser oder jener Ketten sei. Man überblickte das Gebirge nicht von oben her, sondern aus den Thalgründen heraus, oder vielleicht gar vom Schreibtisch aus; man machte keine orographischen, sondern hydrographische Einteilungen; man überschätzte den Wert tiefer Thalfurchen, die meistens jung sind und geologisch keine Bedeutung haben, und berücksichtigte die viel wichtigeren breiten Thäler zu wenig. Je mehr nun das Gebirge bekannt wurde, besonders seit dem Auftreten der Alpenvereine, erkannte man die Unrichtigkeiten und strebte planmässig nach einer natürlichen Einteilung. Eine solche vollständig durchzuführen ist nicht möglich; denn die Natur gruppiert nie, sondern entwickelt aus einem Zustande einen anderen. Man half sich nun dadurch, dass man jeden einzelnen Gebirgsstock nach seinem wichtigsten Gipfel mit einem Namen belegte — diese Manier wird besonders in den Kreisen der Bergsteiger übertrieben —, bemühte sich aber auch, mit Rücksicht auf plastische und geognostische Merkmale,

grössere Bergmassen zu unterscheiden. Dabei ist man häufig auf geologische Namen verfallen und spricht von *Gneisalpen, Kalkalpen, Schieferalpen, Dolomiten, Flysch-* und *Molassezone;* man benutzt oder erneuert alte römische Ausdrücke: *Karnische*, *Julische, Lepontische* oder gar *Cetische* (nach dem *mons Cetius) Alpen;* man verwendet Städte und Landschaften: *Allgäuer, Appenzeller, Vorarlberger, Salzburger, Steirische, Österreichische, Schweizer, Graubündner, Bayrische, Tiroler, Glarner, Thurer, Berner, Eisenerzer Alpen;* oder es werden volkstümliche Bezeichnungen von einem Berge oder Passe auf eine Berggruppe übertragen: *Berninagruppe, Ortleralpen, Karwendelgebirge, Karawanken, Tauern,* ganz zu schweigen von den zahllosen kleineren Bergmassen. Für eine oberflächliche Orientierung werden im allgemeinen Landschaftsnamen bevorzugt, während dem ins einzelne gehenden Forscher und Reisenden die Namen der kleineren Gebirgsstöcke geläufiger sind. Eine Übereinstimmung der verschiedenen Benennungen ist bisher nicht erreicht.

Wer von Deutschland her durch die Kalkalpen und die ihnen nach innen zu anliegenden Thäler in die Welt der Centralalpen eintritt, gewahrt in ihren vorderen Reihen im ganzen Erhebungen von sanfterer Art: ihre Rücken, Kanten, Kahre und Risse, von den alten Gletschern und unter den Einflüssen der Atmosphäre abgeschliffen und abgerundet, sind wegen ihrer Lagerung und Gesteinsbeschaffenheit von milderen Formen und mit einer prächtigen Pflanzenhülle oft bis zu den Gipfeln überkleidet, so dass nur die steilsten Grate und Spitzen den grünen Teppich durchreissen. Erst hinter diesen Vorbergen, im tieferen Hintergrunde der Thäler, macht sich eine höhere, kahlere Bergwelt bemerkbar, hier und da nochmals von einer höchsten, innersten Abteilung überragt. Daselbst reicht dann auch das Braun, Grau oder Schieferblau der nackten Felsen in tiefere Regionen herab; zwischen den dunkeln Wänden sind weite Schnee- und Eisfelder ausgebreitet, aus denen allenthalben Gletscher herabsteigen, und überall, selbst bis zu den höchsten Rücken, trifft man auf klare Quellen, durch ihre erquickende Frische dem matten, durstigen Bergsteiger oft ein wahres Labsal. Die Hochgipfel, namentlich wo sich viele gruppenweise auftürmen wie in Graubünden, zeigen sich in der Umkleidung

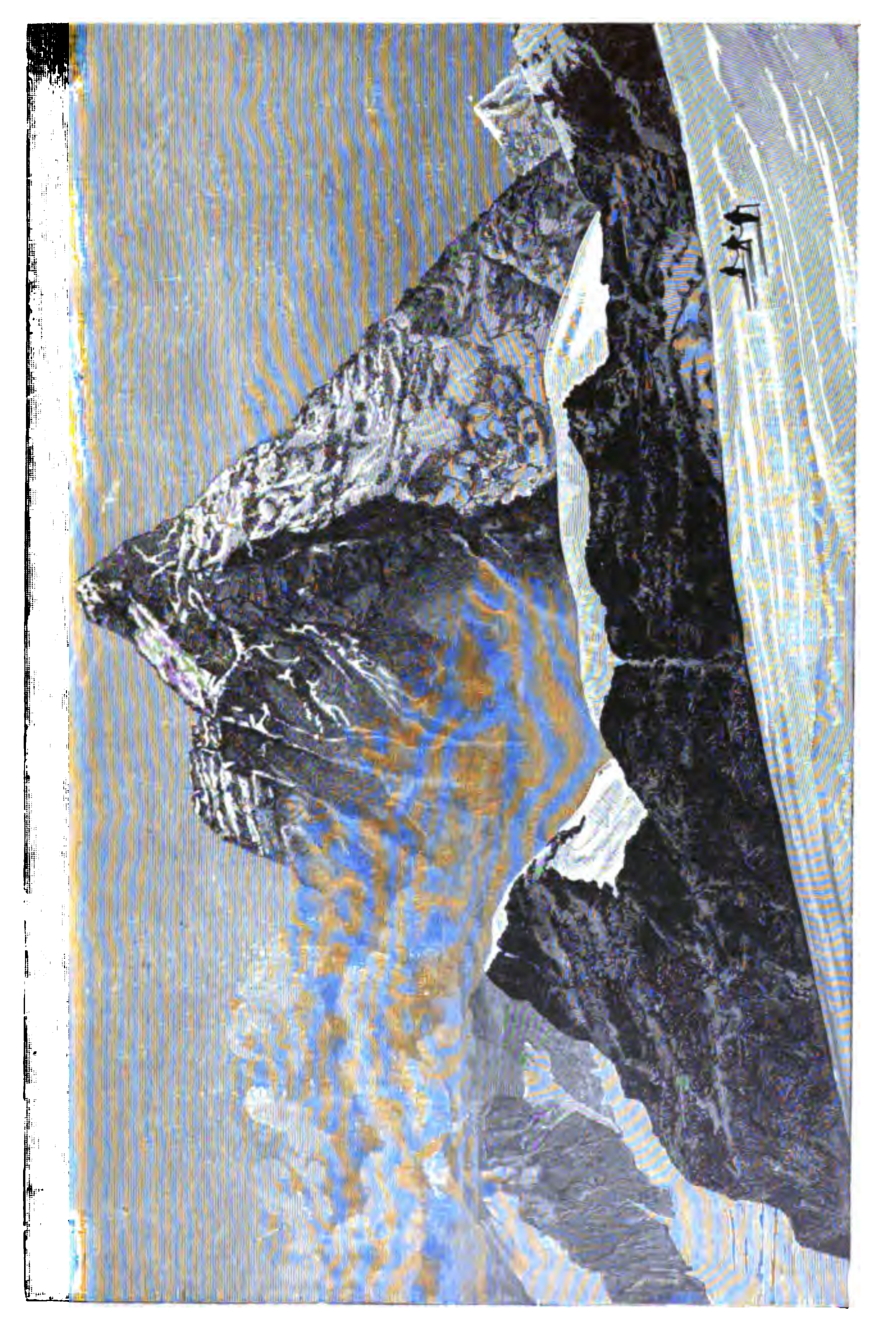


Fig. 4. Das Matterhorn, von einem Punkte nahe beim Theodul-Pass gesehen. *G. B. II, 31.*

eines dichten Schneepanzers, aus dem manchmal nackt und wunderbar die scharfen Nadeln oder Grate heraustreten, so senkrecht zugespitzt, dass selbst der Schnee an ihren Hängen nicht haften kann.

Im Innern des Alpenkerns müssen wir uns umsehen, wollen wir die grossartigsten und überwältigendsten Kolosse granitischer Gesteine dem Auge darbieten. Es ist eine so furchtbare Erhabenheit, mit der sie dort als senkrecht aufsteigende Felsenpaläste die tiefen Thalkessel übergipfeln, dass wir vor ihrer Grösse zurückschrecken. So erscheint, von gewissen Standpunkten, z. B. beim „Abschwung“ am Aargletscher betrachtet, in düsterer Pracht, in kaltem Ernst die nackt aus den Firnlagern in die Wolken steigende Pyramide des Finsteraarhorns, wie sich denn überhaupt die Berner Alpen durch reichhaltige, formenkecke und darum für das Auge so überraschend entwickelte Gipfelbildung auszeichnen; wie voll und wuchtig zeigt sich die herrliche Kernform des Montblancmassivs, wenn man es auf der Südostseite umwandert, und vor allen jene erste Bergeshöhe von Europa, der Monte Rosa in dem jähprallen Absturz am Thalschlusse von Macugnaga!

Eine umfassendere Berücksichtigung verdienen unter den soeben berührten Erscheinungen der Alpen ihre Gipfel und Gletscher. In betreff der Gipfel der Alpen sei hier, gegenüber häufig auftretenden irrigen Vorstellungen, vor allem bemerkt, dass sie nicht etwa als grosse, einzeln stehende Kegel aufzufassen sind, wie der Ätna und Vesuv, sondern in der Regel als Teile der höchsten Kämme, über die sie mehr oder weniger, oft noch an 700 m, hervorragen. Diese freien Felsengipfel sind die Überreste steil aufgerichteter Gesteinsfalten, von denen die weicheren Teile zerstört sind; sie fallen deshalb nicht selten nach allen Seiten mit steilen Neigungen ab und erhalten dadurch jene schlanken, kühnen, oft abenteuerlichen Formen, die sie vor den ihnen anliegenden tieferen Bergrücken und besonders vor den deutschen Mittelgebirgen so sehr auszeichnen. Aus der eigentümlichen Form erklären sich die Benennungen der Alpengipfel. So heissen in den deutschen Kantonen der Schweiz die höchsten und schroffsten Erhebungen meistens „Hörner“ (dieser Ausdruck musste besonders einem Hirtenvolke nahe liegen, das so oft die Hauptzierde der ihm lieben Herde, das Horn, vor Augen hatte) und, auf kleinere Bergspitzen angewendet, „Hörndli“ oder „Hürli“, dagegen in der öst-

lichen deutschen Schweiz und in Tirol weit gewöhnlicher „Stöcke“ und „Köpfe“, in der Urschweiz „Stöckli“; die längeren, fortlaufenden, scharfen Felsenmauern nennt man in der westlichen Schweiz „Grat“, während in der Ostschweiz und in den östlichen Alpen der Ausdruck „First“ bevorzugt ist; die mehr abgerundete Form des Gipfels heisst „Kulm“, vorzüglich am Vierwaldstätter See, z. B. Rigi-Kulm, Selisberger Kulm. Die Bewohner der französischen Schweiz geben ihnen auch einige dieser Namen, wie „Tête“ (Kopf), „Crête“ (Grat), aber sie wenden noch viel bezeichnendere Benennungen für die Form an: einen schlanken, hohen Berg, der sich stolz und kühn aufrichtet, nennen sie „Tour“ (Turm), einen vereinzelten Felsenauswuchs auf einem hohen Berge oder auch ganze gigantisch emporstrebende Massen „Dent“ (Zahn) und die zu wirklichen Felsennadeln ausgewaschenen und verwitterten Gipfel, wie sie besonders am Montblanc häufig vorkommen, „Aiguilles“ (Nadeln). Bei den Italienern und namentlich bei den Romanen dient für alle zackigen und kecken Felsenformen und alle entschieden sich erhebenden Gipfel die Benennung „Piz“, dagegen für die massigen und grösseren Gebirgshäupter auszeichnungsweise „Monte“.

Indes nicht immer war es die Form allein, welche die Bezeichnung schuf, sondern nächst ihr und mit ihr auch häufig die Farbe des Gesteins oder der alles überdeckenden, blendenden Firnmasse. So kommen für eine Anzahl Berge die Namen „Weisshorn“, „Schwarzhorn“ vor, ja nicht selten beide Benennungen für einen und denselben Berg, wenn er etwa auf der Südseite steil abfällt und hier seine nackten, dunkeln Felsenknochen ohne umhüllendes Schneekleid zeigt. Am Säntis treffen wir einen „Schwarzkopf“, im Kanton Wallis eine „Dent noire“ und eine „Dent rouge“, in Schwyz einen „Schwarzstock“ und in Graubünden, Bern, Piemont u. s. w. eine ansehnliche Zahl von „Rothörnern“. Ist bei diesen letzteren die rote Farbe der Kalke oder des Buntsandsteins die Veranlassung für den Namen gewesen, so hat das Volk Benennungen wie *Montblanc, Dent blanche, Corno bianco* (der südöstliche Vorsprung des Monte Rosa oberhalb Macugnaga), *Pointe de Rosablanche* (in den Walliser Alpen) offenbar wegen des ewigen Firnmantels dieser Bergkolosse gewählt.

Auch die Gletscher (das von *Sebastian Münster* um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in die deutsche Schriftsprache eingeführte Wort ist entstanden, indem man das französische Wort „glacier“ italienisch

bezw. romanisch aussprach) beanspruchen unsere genauere Beachtung. Dieser Schmuck, dieses weit in die Ferne glänzende Kleid des Hochgebirges ist nicht überall von gleicher Art, vielmehr sind gewisse Unterschiede bezüglich seines Materials nach Dichtigkeit, Höhenlage u. s. w. festzuhalten, die selbst für menschliche Verhältnisse Wichtigkeit haben. Zwar nennt der deutsche Schweizerbauer, besonders der Bewohner des Kantons Uri, alles, was im Sommer von den Höhen



Fig. 5. Firngebiet und Vereinigung zweier Gletscher.
(Roseg-Gletscher in der Bernina.) *G. B. I, 4.*

der Schneeberge oder aus den Gebirgsrinnen weiss ins Thal und in sein Alpendorf herableuchtet, summarisch „Gletscher", der Tiroler „Ferner", unbekümmert um den physikalischen Unterschied zwischen Eis und Schnee, die er beide für ziemlich dasselbe hält; allein die Wissenschaft begnügt sich damit nicht; ihr ist heute der Hochgebirgsschnee etwas anderes als der Firnschnee („firn" oder „fern" bedeutet „vorjährig", „Firnschnee" ist also alter Schnee), und der Firnschnee wieder etwas anderes als das Gletschereis. Der Hoch-

gebirgs- oder Hochschnee, in einer Höhe von 3250 m und weiter hinauf, in dem Gebiete eines andauernden, ununterbrochenen Winters, ist ein feiner, hexagonal-krystallinischer, nadelartiger Staub von ungemein blendender Weisse, pulverig trocken und darum sehr beweglich; er deckt alle nicht zu steilen Grate und Hörner, bleibt aber wegen dieser staubartigen Beschaffenheit nicht leicht an Wänden von starkem Abfall haften, denn, ein Spiel der Lüfte, wird er von jedem Windstosse aufgewirbelt und fortgetrieben. Er ist es, der, vom Sturme erfasst, jene schreckenerregende und fürchterlich tobende Naturerscheinung in den inneren Alpen darbietet, wo die Luft auf grosse Entfernungen hin mit dichten, ringsum alles verfinsternden Wolken kleiner, feiner Schneekrystalle erfüllt wird, deren durchdringender Schärfe und einbohrender Kraft nichts Lebendes widersteht, und die eine mit der Atmosphäre völlig verschmolzene Masse zu sein scheinen. Schon gar mancher Wanderer und Rossetreiber, der von diesem Ungestüm in den hochgelegenen Einschnitten einer Bergstrasse oder eines Passes überrascht wurde, ist seine sichere Beute geworden, nachdem ihm, dem verlassenen Geschöpfe in urplötzlich entstandener grausenhafter Schneewüste, nach fruchtloser Anstrengung die Sinne geschwunden und die letzten Kräfte ausgegangen sind. Ist dagegen die Luftbewegung mässig und regelmässig, so wird der Hochschnee hauptsächlich den tiefer liegenden grossen Firnmulden zugetragen, wohin er auch von seiner früheren Lagerstätte nicht selten durch die eigene Schwere und den Druck der darüberliegenden Massen langsam gleitet. Diese Firnfelder, oft wegen ihrer bedeutenden Ausdehnung mit Recht „Firnmeere“ genannt, sind gewöhnlich muldenartige Ausfüllungen eines Thalabschnittes und unterscheiden sich vom blendenden Hochschnee durch ein gewissermassen ältlicheres, abgelagertes Aussehen. Durch die Einwirkung der Wärme und durch den Druck entsteht aus dem lockeren Schnee der Firnschnee. Unter hohem Drucke schmilzt Schnee und Eis auch bei einer Temperatur unter 0°: man gleitet z. B. mit Schlittschuhen leichter vorwärts, weil das ganze Gewicht des Körpers auf den kleinen Raum des Schlittschuhs drückt und sich dadurch fortwährend eine glattgeschmolzene Fläche schafft; auf dem Eise liegende Steine sinken durch ihr eigenes Gewicht allmählich ein; so schmilzt auch der Schnee durch die Last der darüberliegenden Masse ein wenig, gefriert dann wieder, schmilzt abwechselnd und bäckt zusammen und nimmt

an Stelle jener früheren feinen, eckigen, krystallinisch angeschossenen Struktur nach und nach eine mehr rundliche Körnerform an, so dass er dadurch fast wie zusammengebackener grober Sand aussieht.

Schiebt sich nun der Firnschnee tiefer in wärmere Gegenden, so bildet er sich allmählich zu Eis um, welches durch die fortwährende Änderung seines Aggregatzustandes, durch das Schmelzen und Wiedergefrieren, die sogenannte ***Regelation,*** ebenfalls langsam



Fig. 6. Abtauender Gletscher mit Gletscherthor.
(Karlinger Gletscher in den Hohen Tauern.) *G. B. I, 4.*

in den Thälern niedergleitet. Das ist das Gletschereis, und der ganze grosse Körper, der aus solchem Schneeeis zusammengesetzt ist, heisst Gletscher; er ist demnach eine bis tief unter das Gebiet des ewigen Schnees in Schluchten oder Thäler hinabgedrängte und in Eis umgewandelte Firnmasse, deren Ende zwischen 2260 und 960 m Meereshöhe hinabreicht.

Es kommen also bezüglich des Materials der Gletscher folgende drei Hauptgegenstände in Betracht, die zugleich die Stufenfolge bis

zur fertigen Ausbildung des Gletschers darstellen: 1. der anfänglich lockere krystallinische Schnee, 2. der zu körnigen Konglomeraten inniger verbundene oder, was dasselbe ist, der aus gefrorenen Körnern zusammengebackene Firn, und 3. das durch Bläschen, Haarspalten und feine Absonderungen ausgezeichnete Gletschereis. Diese Porosität des letzteren zeigt zugleich den Strukturunterschied gegen das gewöhnliche Fluss- und Wassereis, das ja auch durch einen ganz andern Vorgang entsteht als das Schnee-Eis, und bedingt ausserdem die verschiedene Farbe vieler Gletscher. Giebt es der Luftbläschen eine grosse Zahl und sind die Spalten von Wasser frei, so wird die Masse wegen der vielen Lichtreflexe undurchsichtig, matt und weiss, also weisses Eis. Hat das Eis jedoch wenige Bläschen und sind die Absonderungen mit Wasser erfüllt, so trifft das Licht auf eine gleichartige, durchscheinende Masse, und das Auge gewahrt jenes prachtvolle ultramarinblaue Eis, welches hier und da die Besucher der Alpen so sehr entzückt. Wer hat nicht schon von der berühmten tiefblauen Farbe gehört, die z. B. an dem Rosenlaui- und Rhone-Gletscher oder auch an dem Rossboden-Gletscher (an der Simplonstrasse) bewundert wird?

Aber die Gletscher erfreuen nicht bloss durch ihre Farbe unser Auge und Gemüt, sondern sie haben auch durch ihre ganz eigene Gestaltung gewisse wichtige Beziehungen zum Leben des Menschen und zum Haushalte der Natur überhaupt. Wie mächtig an Masse sie auch oft sind, so erscheinen sie doch zu der eindrucksvollen Felsenumgebung in ganz untergeordnetem Verhältnis als mehr oder weniger breite Streifen mit schmutzigweisser Decke, die sich an den Felsen in mancherlei Windungen herunterziehen. Während die sie einschliessenden Gebirgsriesen der Granit- und Kalkdome mit ihren Zinken, Rissen und Kämmen frei und kühn in die Lüfte steigen und die Grösse ihrer Körperfülle von verschiedenen Seiten in kräftigen, derben Zügen zur Schau stellen, liegt der Gletscher wie ein erniedrigter, bewegungsloser, fast begrabener Körper hingestreckt, der nur die einseitige Oberfläche blosslegt, dagegen die Summe seines unberechenbaren Inhaltes in den von ihm ausgefüllten Gebirgseinschnitten verbirgt. Die Tiefe kann bei den meisten nur annähernd geschätzt werden, doch hat man eine Berechnung des Flächeninhalts, der Länge und Breite der Gletscher aufgestellt. So beträgt, um einige der bekanntesten hier anzuführen, die Oberfläche des

Aletsch-Gletschers 15,07 qkm, seine Länge 20650 m, während seine Breite zwischen 800 und 2000 m wechselt; der Gorner-Gletscher bedeckt eine Fläche von 64,95 qkm bei einer Länge von 16700 m; das Mer de Glace (Montblanc) 41,88 qkm bei einer Länge von 12000 m; der Pasterzen-Gletscher, an dem seit langer Zeit Beobachtungen über Vorschreiten und Rückzug angestellt werden, hat eine Fläche von 31,96 qkm und eine Länge von 10270 m; die 1012 Gletscher der Ostalpen bedecken zusammen ein Gebiet von 1461,9 qkm.

Will man einigermassen Einsicht in die Eigenheit des Gletschers erlangen, so muss man eine Wanderung über seinen Rücken vornehmen, muss sich dort Einblick in seine Spalten, Schründe, Gletschermühlen und geheimnisvollen Tiefen verschaffen und in die an seinem Fusse befindliche, hier als geräumige hochgewölbte Höhle, dort als niedriger Gang sich darstellende Eisgrotte treten, aus welcher er seinen krystallklaren oder milchweissen oder grauen Gletscherbach entsendet, der während des Sommers durch das Schmelzen des Schnees gebildet wird. Da zeigt sich zunächst, dass die Gletscher sich langsam fortbewegen. Entsprechend den Gesetzen der Bewegung eines Stromes nimmt auch die Geschwindigkeit der Gletscherbewegung mit der Verengung seines Bettes zu, mit der Erweiterung aber ab. Von oben herab gedrängt durch die hinter ihm lagernden und ihm fortdauernd neue Nahrung zuführenden Schneemassen, oder infolge seiner eigenen Schwere setzt sich das Eisfeld in Bewegung; sie ist zwar stetig, wird aber durch die Ungleichheit des Bodens ungleich und beträgt in den Alpen durchschnittlich zwischen 15 cm und 1,30 m täglich; als etwas ganz Aussergewöhnliches ist es zu bezeichnen, dass der Vernagt-Gletscher am 1. Juni 1845 in der Stunde 50 cm vorrückte. Zerreissungen entstehen durch die Ungleichheit in der Spannung des Gletschereises, es bilden sich Quer- und Randspalten beim Gleiten über eine Erhöhung, die jedoch nicht bleibend sind, sondern bei Veränderungen in der Schnelligkeit der Fortbewegung oder, wenn das Eis in eine Mulde kommt, sich wieder schliessen. Auf seinem Rücken aber trägt er in wechselnder Menge Steintrümmer, die von den verwitterten Felswänden auf die Eisfelder herabrollen, durch ihren Druck in die Eismassen einsinken und auf der Unterfläche mit fortgeschleppt werden (Randmoräne, Grundmoräne); mit ihrer Hilfe glättet er im Vorrücken nicht allein die Uferfelsen, sondern schleift in gleicher Weise die in seinem Innern mit fortgetragenen Gesteinsmassen, sowie den Fels-

boden, auf dem er ruht, vollkommen ab, wie dies beim Zurückweichen der Gletscher beobachtet werden kann. Überall rieseln in der warmen Jahreszeit die Schmelzwasser als Wasserfäden über das Eis hinweg, hier in Gletscherspalten verschwindend, dort zu Bächen vereinigt, an den seitlichen Rändern einen Weg bis zum Gletscherfusse sich bahnend, um dann ihre gewaltigen Wassermassen in die Thäler hinabzusenden, wo sie als befruchtendes, häufig genug aber Verderben um

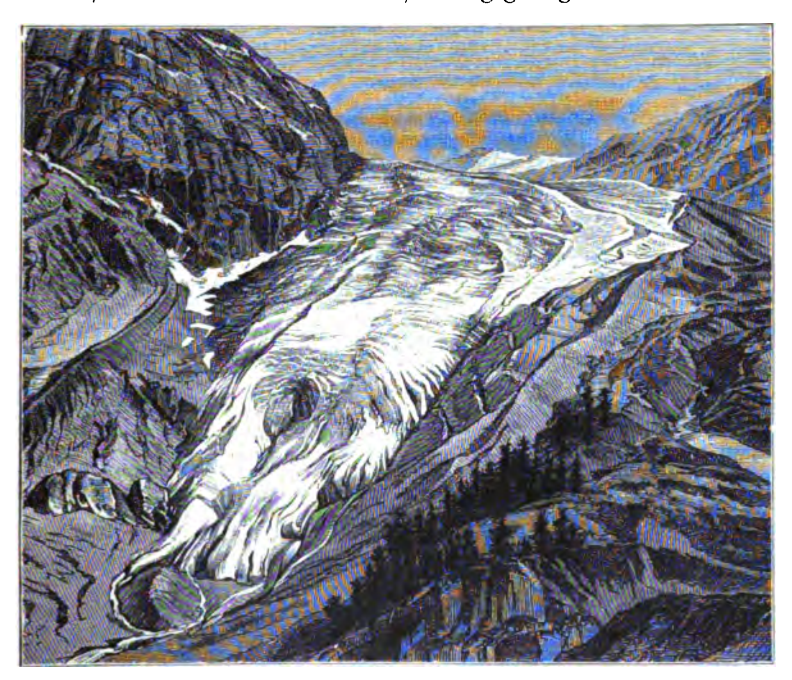


Fig. 7. Abtauender und zurückgewichener Gletscher.
(Madatsch-Gletscher in den Ortler-Alpen.) *G. B. I, 4.*

sich verbreitendes Element auftreten. Letzteres tritt bisweilen da ein, wo die Fortbewegung des Gletschers in geneigten Gebirgsrinnen plötzlich durch eine jähe Querwand unterbrochen wird, über die dann sein Sturz in die Tiefe erfolgt. Häufen sich unten infolge von vielfacher Wiederholung dieses Vorganges die Sturzmassen und sperren sie dem Flusse des Thales den Weg, so dass er zum See anschwillt, dann durchbricht er wohl in der wärmeren Jahreszeit den mürbe gewordenen Eisdamm, und in rasender Geschwindigkeit jagen die entfesselten Wogen im Thale dahin, ganze Dörfer hinwegschwemmend, Büsche und

Obstbäume entwurzelnd, blühende und fruchttragende Gefilde mit Schutt und Geröll überdeckend.

Zum Glück tritt ein so grässliches Ereignis selten ein; dauernd dagegen ist der Nutzen einer Gabe, womit die Gletschergebiete im normalen Zustande die Fluren Europas freigebig beschenken, indem auf und in ihren Schnee- und Eisgewölben in verhältnismässig kleinem Raume die grössten Wasserschätze zusammengedrängt sind; sie bilden die nie versiegenden Quellen wasserreicher und bedeutender Ströme: andere Länder und Gebirge Europas entbehren dieser Wohlthat.

Und welche Aufgabe löst der Gletscher auf segensreiche Weise in der Nähe! Indem er das Hochgebirge von der drohenden Schneeüberlastung befreit, beugt er einer Erkältung des Alpengebäudes und seines Anlandes vor, die sonst allmählich entstehen würde. Allerdings ist in dieser Beziehung auch die Lauine (in Tirol „Lähne“ genannt, während unsere hochdeutsche Schreibweise „Lawine“ im Munde des Gebirgsvolkes kaum vorkommt) ein Vermittler; auch sie arbeitet an der Lösung der Aufgabe, das Übermass dessen, was die Höhen nicht tragen können, herabzuschütteln. Sie thut dies besonders im Frühjahr bei der Wiederkehr der „lauen“ Lüfte (allerdings ist der Name wohl nicht auf „lau“, sondern auf das lateinische „*labi* = fallen“ zurückzuführen); allein sie thut es mit unbesonnenem, jugendlich kühnem Sprunge, der nicht nur frühzeitig ihr, sondern auch dem benachbarten Kulturlande Verderben bringt und sie zum gefürchtetsten Gaste der Alpenthäler macht. Der Gletscher dagegen „ist ein alter besonnener Ökonom im Gebirgshaushalte, der, anscheinend faul und stillstehend, dennoch in ununterbrochener Thätigkeit, mit ruhigem praktischen Takt, das Übermass des lockeren Hochgebirgsschnees sammelt, zu festem körperhaften Eis verdichtet und langsam ins Thal hinabbefördert.“ Diese weise Ökonomie im Gebirgshaushalte zeigt sich aber, wie *Tschudi* meint, in gewisser Beziehung auch bei den Lawinenstürzen, „indem ohne dieses massenhafte Abgleiten grosser Schneemassen manche hoch gelegene Matte ohne Vegetation bliebe, da die Wärme in diesen hohen Gegenden die Schneemassen nur langsam, in manchem Jahre kaum ganz wegschmelzen würde. So aber werden durch die Lauinen die oberen Gegenden in grossen Strecken vom Schnee reingekehrt, und derselbe in die Tiefe geführt, wo die Sonne bald Herr über ihn wird.“ Allerdings dürfen die verheerenden

Wirkungen der Lawinen nicht so massenhaft auftreten wie bei der Lawinennot in der Schweiz im Jahre 1888.

Die Schneemassen haben also ihre besondere Bedeutung für das Gebirge. Nicht nur dass Niederschlagsmengen, die in der Ebene binnen wenig Tagen abfliessen würden, hier zum Abfluss Jahre gebrauchen: auch auf die Luft wirken die Schneefelder wegen ihrer starken Ausstrahlung und schlechten Wärmeleitung ein und verhindern eine allzuschnelle Erwärmung ihrer Umgebung nach Frostwetter; sie dienen unmittelbar zur Erleichterung des Verkehrs und machen die höchsten Gebirgsmassen zugänglicher, und schliesslich schaffen sie eine Menge Steinblöcke in die Ebene und versorgen weite Gebiete mit Baumaterial.

Die eigentliche Heimat der ganz ausgebildeten oder der Gletscher erster Ordnung sind nur die Centralstöcke der Alpen, weil sie höher in die Kältegegend hinaufragen. Die Hochmulden der Kernmassen sind es, welche die ausgebreitetsten Firnlager einschliessen: Montblanc, Walliser und Berner Alpen, Tödi-, Bernina-, Ortler- und Ötzthalgruppe und die Tauern Salzburgs und Kärntens.

Natürlich ist die Zahl der kleineren oder der Gletscher zweiter Ordnung viel grösser. Man trifft sie in allen Alpenteilen, die bei einer absoluten Höhe von 2600 m noch hinlänglich weite Hochmulden einschliessen, wo sie Schneevorräte sammeln können. Die Gletscher selbst steigen, vom Bergesschatten beschützt, weit unter die Schneegrenze herab und hören da auf, wo das Abschmelzen dem Nachschub die Wage hält. Das ist natürlich in den verschiedenen Jahren ganz verschieden, und so erklärt sich das Vorstossen und Zurückweichen der Gletscher in gewissen Zeiten, die den von *Brückner* aufgestellten Perioden der Klimaschwankungen etwa entsprechen; besonders starke Vorstösse waren 1592, 1675, 1767, 1814. Der Argentière in der Montblancgruppe geht bis 1360 m, der Bosson in derselben Gruppe bis 1060 m, das Mer de Glace bis 1080 m, der Viescher Gletscher in den Berner Alpen bis 1376 m und der untere Grindelwald-Gletscher bis in die Region des Nussbaums, bis 948 m, also in eine Tiefe, wo dort noch Gurken und Kürbis fortkommen. Bedenkt man nun, dass $2^1/_4$ Prozent der gesamten Alpenfläche vergletschert sind — etwa 3300 qkm Schnee und Eis —, und dass *Richter* die Verkleinerung der Ostalpengletscher beim letzten Rückgange auf über 9 cbkm (d. i. auf 1 qm Oberfläche ein Eisverlust von über 6 cbm) berechnet, so

kann man sich eine Vorstellung machen, welcher wichtige Faktor des Klimas die Gletscher und Firnmassen sind.

Wir wenden nun unsere Augen auf die den Kalkalpen vorzugsweise eigentümlichen Erscheinungen. So seltsam und hastig aufgegipfelt, so zerknickt, verschoben, gebogen und durcheinander gearbeitet sind die Centralalpen nicht. Zwar heben sich diese zu einer grösseren Höhe als die Kalkalpen, aber nur ganz allmählich, während die Kalkalpen sich im Abstande einer Stunde vom tiefsten Einschnitt bis zur erhabensten Zinne aufschwingen, die mitunter eine Höhe von 3000 m erreicht. Solche riesige Bergmassen sind z. B. der Zugspitz, der höchste Gipfel Deutschlands, der grosse Solstein bei Innsbruck, der Watzmann bei Berchtesgaden und der Dachstein im Salzkammergut.

Zwar findet sich häufig oben auf dem Scheitel der Kalkalpen die dem Kalke eigentümliche Form der Hochfläche; gleichwohl erscheinen wiederum plötzlich überraschend steile und wunderbare Gipfelbildungen, denn der Kalk hat die Neigung zu plattenförmiger Absonderung und senkrecht dazu stehender Spaltenbildung. Die dadurch bewirkten Gestaltungen bringen dann öfters den Eindruck öder Felsmeere hervor, die in ihrer für das Auge und für eine Wanderung unerquicklichen Beschaffenheit vom Volke trefflich als „Totes Gebirg“, „Höllengebirg“, „Steinernes Meer“, „Übergossene Alp“, „Verwünschte Alm“ bezeichnet sind. Oft in sich selbst senkrecht zerrissen, vielfach zerklüftet, aufstarrend in schwindelnden Graten, mit zackigen Hörnern, schneidenden Ecken und senkrechten Nadeln — so gipfeln sich viele der riesenhaften Kalkrücken auf. Am wunderbarsten aber in Formen von seltsamer Wildheit, Schroffheit und Zerrissenheit ragen jene geisterhaft weissen und merkwürdigsten aller Berggebilde auf, die Dolomit-Alpen. Sie verdanken ihre zerrissene Form dem Umstande, dass aus dem dolomitischen Kalksteine der leichter lösliche kohlensaure Kalk ausgelaugt wird; die so entstandenen Poren und Löcher werden später wieder ausgefüllt, und es entstehen die abenteuerlichen Zacken und Kofel, die wir namentlich im Fassa- und Ampezzothale bewundern, der Rosengarten und so viele andere Zinnen (vgl. das Titelbild).

Infolge der Durchlässigkeit des Gesteins behalten nur einzelne Gipfel der Kalkalpen eine unvergängliche Eisdecke, und auch der Gletscherbildung ist der gewöhnliche Alpenkalk abhold. An Stelle

dieser Schneeeisströme stürzen zwischen den Zinken und Nadeln des Kalkgebirges Steinströme herab, auf den Fluren der Tiefe für lange Zeit alles Leben ertötend, bis dann gerade auf diesen Stätten der Verwüstung eine Pflanzendecke sich entwickelt und zwischen nackten, glatten Wänden hinauf in höhere Gegenden sich ausdehnt: Murbrüche und Vermurung nennt man diesen Vorgang.

Auch sonst noch überraschen den Wanderer wunderbare Gegensätze, insbesondere die grösste Fülle dicht neben dem grössten Mangel, ebenso wie im Schwäbischen Jura oder im mitteldeutschen Muschelkalkgebiete. Mitten aus den unteren Stufen von meist abgerundeter Form und mitten aus dem üppigsten Pflanzenwuchse sieht man plötzlich eine fast senkrechte, völlig pflanzentote, vielfach zerrissene, oben ausgezackte Riesenmauer aufsteigen; unten an einer wasserlosen starren Wand, an der man trotz tagelangen Umherkletterns auch nicht einen Tropfen aus der Felsrinde hervorsickern sah, gewahrt man auf einmal eine mächtige blaugrüne Flut, die aus einer dunkeln Kluft hervortreibt und sogleich einen starken Bach bildet — alles Wasser sinkt im Gestein in die Tiefe, bis es von einer undurchlässigen Thonschicht aufgesammelt und weitergeleitet wird. Oder welcher Gegensatz kann überraschender sein, als wenn die nackte, völlig wasserleere, an 700 m aufsteigende Felsmauer von den prächtigen Fluten eines tiefen blauen Sees bespült wird, oder wenn an den kahlen, starren, pflanzenleeren Karst die aufgewühlten Wogen des Meeres schlagen? Man geniesst wohl kaum eines lohnenderen Überblickes zur Vergleichung, als wo sich die schöne Strasse von Triest auf die Höhe von Optschina hinaufschwingt. Welche Gegensätze dort oben für das Auge! Auf der einen Seite, gegen Norden und Osten hin ausgebreitet, das etwa 300 m über den Spiegel des Adriatischen Meeres sich erhebende Kalkplateau des Karstgebirges, eine wahre Felsenwüstenei, ohne Quellen und Bäche auf der Oberfläche, da alles Wasser, in dieses vielfach zerspaltene Gestein voll Höhlenräume versinkend, einen unterirdischen Ablauf nimmt; daher oft weithin kein Baum, ja fast keine grünende Pflanze, nur hier und da eine ärmliche Hütte, in deren Umgebung einige Kühe das zwischen den Steinen spärlich aufspriessende Gras abweiden. Und auf der andern Seite aus der Tiefe hervorleuchtend der breite Spiegel des Golfs von Triest, belebt von unzähligen Barken und Schiffen und eingerahmt von südlich grünenden Hügelketten mit ihren üppigen Weinbergen, Gebüschen und blühenden Gartenanlagen!

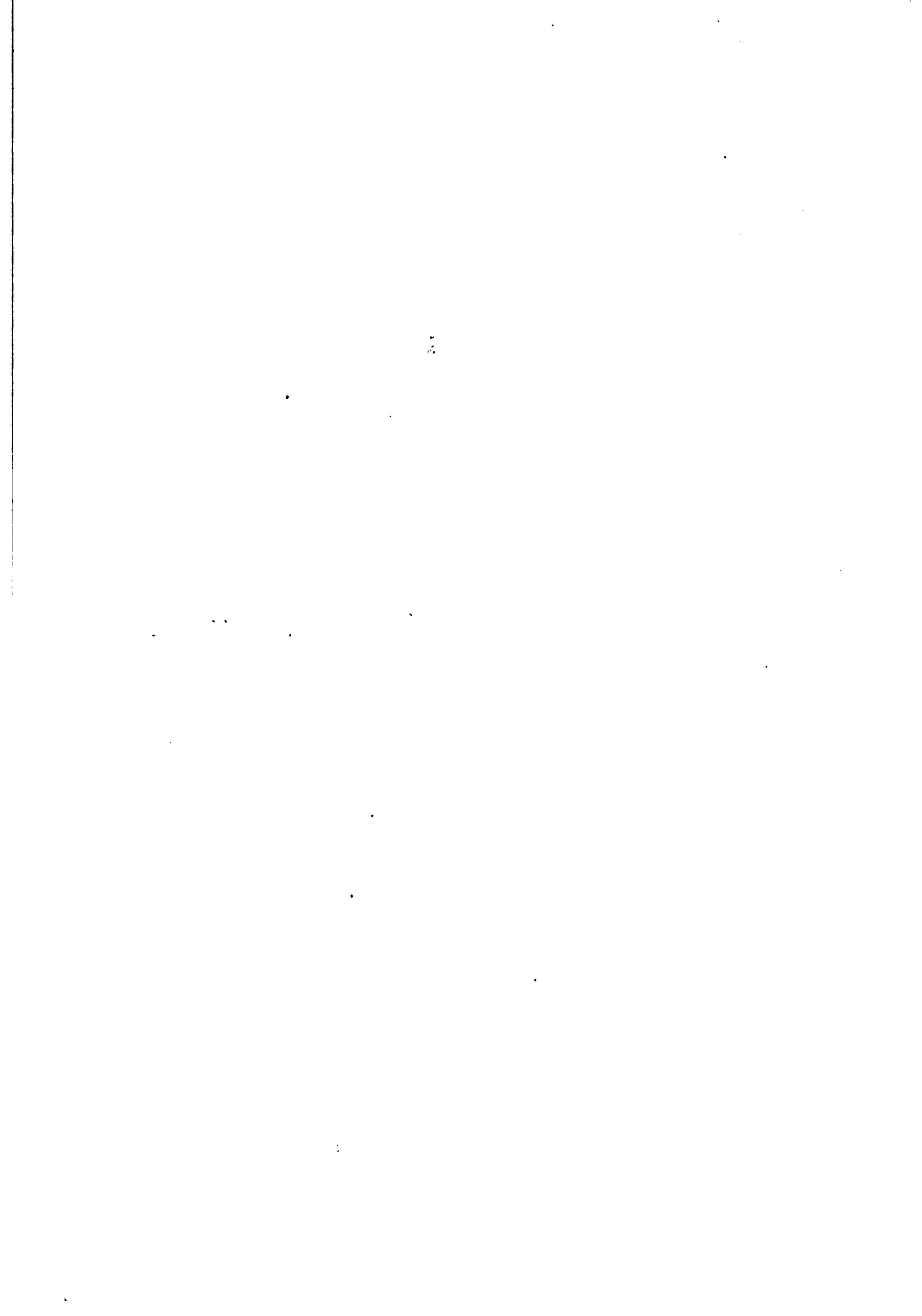
In dies Paradies fegen dann oft furchtbare Stürme, wenn auf der Höhe abgeschlossene Luftschichten sich abkühlen und plötzlich, die Spannung überwindend, ins heisse Thal fallen; hier stürzt besonders das wilde Kind der Julischen Alpen, die wütende Bora, von den Höhen herab, alles niederreissend und zerstörend.

Allerdings bestand der Gegensatz nicht immer in so greller Weise. Vor vielen Jahrhunderten war die Karstfläche bekleidet mit einem dichten Walde, meist von Eichenbestand. Aus ihm nahmen schon die Römer einen Teil ihres Bedarfs an Bau- und Schiffsholz; später haben die Venetianer viele ihrer Gebäude und Paläste sowie ihrer Pfahlroste und bei weitem die Mehrzahl ihrer Schiffe aus diesem Walde erbaut. Leider fanden keine neuen Pflanzungen mehr statt, und die entblössten Flächen wurden noch dazu beweidet, namentlich von den für den Waldanbau so schädlichen und in jenen Gegenden so zahlreichen Ziegen. Jetzt konnte der Wind und das Wasser den Humusboden wegfegen und fortschwemmen, und so trat denn auf der Hochebene der nackte Fels zu Tage. Eine zusammenhängende Erdkrume findet man innerhalb dieser Wüste nur in den Vertiefungen und Kesseln, deren Boden nicht unmittelbar vom Sturme und Regen bestrichen werden kann, oder sonst auf Stellen, wo eine Krume durch Menschenhand aufgeführt und geschützt wurde. Wenn irgendwo die Vernachlässigung und Vernichtung des Waldes erschrecken und warnen kann, so ist es dieses Beispiel auf dem Karst, der von der früheren Vegetation keine Spur mehr aufweist, und wo die von der österreichischen Regierung unternommene Aufforstung nur geringen Erfolg hat.

Diese Entwaldung und Aufforstung führt uns dazu, die Beziehungen der Alpen zu den Menschen ins Auge zu fassen. Sie können in der höchsten Region natürlich nicht in Fülle vorhanden sein, gewähren aber gerade dort ihres eigentümlichen geistigen Gepräges wegen ein höheres Interesse. Da bedarf, wer dort hinauf sich wagt, mutigen Entschlusses, festen Willens, nachhaltiger Ausdauer, herzhafter Entsagung von liebgewordenen Gewohnheiten, eines kräftigen und abgehärteten Körpers; denn es geht über tote, starre Eisfelder, auf denen ringsum in der grauenhaft erhabenen Einöde meilenweit keine menschliche Hilfe, kein schützendes Obdach zu finden ist; es gilt, Abgründe, Gletscherspalten und Firnschründe zu überschreiten, Jähwände und Eisrücken zu erklimmen und die mühe- und gefahr-



Hochgebirge: Zell am See, in den Salzburger Alpen.



volle Wanderung im Bereiche von Lawinen, Eisbrüchen und den über schauerlich tiefen Abgründen in die Luft hinausragenden, hohlgewölbten, trügerischen Firnvorsprüngen, den sogenannten „Wehrten", fortzusetzen.

Trefflich spricht sich *Fr. v. Tschudi* darüber aus. „Was soll," fragt er, „der Mensch da oben? Ist es nicht ein geheimnisvoller, unerklärlicher Reiz, der ihn anlockt, den überall lauernden Todesgefahren zu trotzen, sein warmes, gebrechliches Leben über viele Meilen lange Gletscherwüsten zu tragen, oft in der selbsterbauten elenden Hütte es mühselig gegen tobende Stürme und tödlichen Frost zu bergen, um dann, zwischen Tod und Leben hängend, mit kurzem Odem und zitternden Gliedern die schmale Sohle eines majestätisch thronenden Schneegipfels zu gewinnen? Ist es bloss der Ruhm, dort oben gewesen zu sein, dieser karge Lohn fast übermenschlicher Anstrengungen, der ihn auf diese Wolkenstühle ladet? Wir glauben es kaum. Es ist das Gefühl geistiger Kraft, das ihn durchglüht und die toten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; es ist der Reiz, das eigene Menschenvermögen, das unendliche Vermögen des intelligenten Willens an dem rohen Widerstande des Staubes zu messen; es ist der heilige Trieb, im Dienste der Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnisvollen Zusammenhange alles Geschaffenen nachzuspüren; es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten, überwundenen Höhe im Überblick der ihm zu Füssen liegenden Welt das Bewusstsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine einzige, freie That zu besiegeln."

Im Jahre 1786 konnte der Geschichtschreiber *Johannes Müller* die Worte niederschreiben: „Man weiss keinen Menschen, welcher den weissen Berg (Montblanc) oder den Schreckhorn erstiegen hätte." Jedoch noch in demselben Jahre eröffnete *Paccard* durch seine erste Besteigung des Montblanc den Reigen der Bergbesteigungen, und schon im folgenden Jahre gelang es dem berühmten *de Saussure*, auf der Spitze desselben Bergriesen die ersten wissenschaftlichen Beobachtungen anzustellen. Aber nur wenige Alpenbesteigungen sind während der folgenden fünfzig Jahre dem Gedächtnis aufbewahrt, so die Ersteigung des Grossglockner 1799, des Ortler 1804, der Jungfrau 1811, des Finsteraarhorn 1812, des Grossvenediger 1841. Seit der Mitte des Jahrhunderts begann sich jedoch, wohl teilweise veranlasst durch die verbesserten Verkehrsmittel und die auf den

Fremdenverkehr berechneten Einrichtungen, ein Alpenkultus und eine Alpenschwärmerei zu regen. Sie kam nicht etwa wie in *Albrecht von Hallers* begeistertem Lehrgedichte „Die Alpen" (1732) in poetischen Ergüssen zum Ausdruck, sondern bethätigt sich in einer förmlich zum Sport gewordenen Erklimmung früher als unzugänglich erachteter Gipfel und Gletscher und hat auch in vielen Fällen eine wissenschaftliche Erforschung der alpinen Natur im Gefolge. In mächtigem Wachstum begriffene Alpenvereine, deren Mitglieder über ganz Europa verbreitet sind, haben sich in der Schweiz, in Österreich, Deutschland, Frankreich, Italien und England gebildet; ihre Hauptaufgabe besteht darin, durch Ersteigung noch nicht betretener Gipfel, Pässe und Gletscher, durch Verbesserung der in die Hochwelt führenden Strassen und Pfade oder durch Anlage von Schutzhütten und Verbesserung des Führerwesens ein Erforschungsnetz über die gesamte Alpenwelt auszuspannen, dadurch den Besuch des Hochgebirges zu erleichtern und endlich durch Veröffentlichung brauchbarer Karten und Schriften auch der streng wissenschaftlichen Forschung zu dienen.

Schon die Gesteinsmasse selbst hat den forschenden Eifer mit nicht geringem Lohne für das Leben beschenkt. Die krystallinischen Schiefergesteine des Centralgürtels werden von Erzgängen, besonders von goldhaltigen Quarzgängen durchsetzt, z. B. im Gasteiner-, Rauriser- und Zillerthale, wo ein nicht unbeträchtlicher Goldbergbau im Gange ist, der freilich in unserer Zeit bei der Höhe des Arbeitslohnes weniger einträgt als früher. Auch die Kalkalpen haben edle Erze gespendet. Schon Römer und Kelten haben hier Erze verhüttet, und den reichen Bergbau im Mittelalter schildern die Sagen von den alten Venedigern an mancher verlassenen Halde. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war Schwaz im Unterinnthale eine hohe Schule nicht bloss für Deutschland, sondern für Europa; seine 10000 Knappen griffen mehrmals in die Geschichte des Landes ein, reiche Geschlechter gründeten ihren Stolz auf seine Silbergruben, und seinen Metallen verdankt ein tirolischer Fürst den Namen des Münzreichen. Jetzt sind nur noch ungeheure Schutthalden vorhanden, die einen Schluss auf die Grossartigkeit des ehemaligen Betriebes erlauben.

An sehr vielen Stellen birgt der Alpenkalk mächtige Steinsalzmassen, die Reste alter Salzwasserbecken. Aussee, Laufen, Hallstatt, Ischl, Hallein, Berchtesgaden, das ganze Salzkammergut sind durch die Schönheit der Gegend nicht mehr als durch das Salz bekannt.

Durch die Höhlungen des Kalkes zieht sich aderförmig Quecksilber und Zinnober bei Idria, und in Kärnten finden wir ausserordentlich ergiebige Bleierzlagerstätten. In beiden Gegenden hat sich seit alter Zeit ein bedeutender und sie belebender Bergbau entwickelt, der für Idria jährlich 4—500000 kg Quecksilber im Werte von über 2 Millionen Gulden ergiebt und in Bleiberg einen jährlichen Ertrag von etwa 45000 metrischen Zentnern Blei liefert. In den Kalkalpen treten Marmorschichten auf, deren Bearbeitung für Zwecke der Architektur und Skulptur eine grosse Menge von Menschenhänden in Bewegung setzt; am Hallstätter Salzberge liegt eine 150—300 m mächtige Bank von rotem oder braungelbgeflecktem Marmor, ebenso im Gebirge von Aussee und bei der Saline von Hallein; der Marmor des sagenreichen Untersberges bei Salzburg hat manchen Palast in dieser freundlichen Alpenstadt und in Bayerns kunstgeschmückter Hauptstadt zieren helfen.

Weit verbreitet ist der Ruf der östlichen Alpen in Kupfer und Eisen. In allen Thälern hämmert und pocht es: hier sind es Eisenhämmer und Walzwerke, dort Nagel- und andere Schmieden. Es sind ausserordentlich mächtige Gänge und Massen von Spateisenstein, in Grauwacke eingebettet, welche die ausgedehnte Eisenindustrie der Ostalpen veranlasst haben, und hier kommt auch Kohle vor, deren Fehlen in der Schweiz die Ausbeutung zahlreich vorhandener Erzadern verhindert. Als der mächtigste und wichtigste Eisenstock ist der des Erzberges bei Vordernberg in Steiermark bekannt. Ihm gegenüber liegt auf der nördlichen Seite der Hauptkette der Markt Eisenerz, woselbst bereits seit Beginn des achten Jahrhunderts der Bergbau auf Brauneisen in Betrieb steht, der noch jetzt eine unerschöpfliche Quelle für die Eisenindustrie jener Gegend bildet. Nicht minder wichtig sind für Kärnten die Eisenlager an der Gurk und bei Hüttenberg. Die Eisenhütten der Steiermark liefern (1895) jährlich 182675 Tonnen Roheisen, und die von Kärnten (1893) 35680 Tonnen Roheisen, darunter 21420 Tonnen Bessemermetalle.

Alle diese Beschäftigungen hätten nicht so schwungvoll werden können, hätte ihnen nicht der grosse Waldreichtum hilfreich zur Seite gestanden. Der Wald hat ausserdem in vielen Gegenden eine eigene Industrie hervorgerufen, die Holzschnitzerei, die vielfach sogar zur Kunst wird; in manchen Orten dient sie auch der Kunst, wie in Mittenwald, dem deutschen Cremona, wo *Jakob Steiner* vor

250 Jahren den Geigenbau einführte. Um so mehr muss man sich wundern, dass der Wald dort nicht überall die nötige Pflege findet; er reichte früher höher hinauf, wie die Namen zeigen; aber mit jedem Frühjahre tragen die Flüsse auf ihrem Rücken gewaltige Holzflösse ins Flachland, und erst zu spät hat man in manchen Gegenden eingesehen, dass man sich durch die Waldausbeutung seines besten Schutzes beraubt: die Erdkrume wird fortgespült, die Wasserrisse werden vergrössert, fruchtbare Niederungen mit Geröll bedeckt, Flussbetten mit Steinen ausgefüllt; aber auch die Hochwasser sind gefährlicher, seit das Moospolster der Bergwälder nicht mehr wie ein Schwamm das Wasser aufsaugt; Lawinen stürzen herab, wo früher der Wald den Schnee festnagelte; verwitterte Felsen rutschen ungehindert ins Thal, und der brausende Föhn trifft die Hütten mit ungehemmter Gewalt. Und wie schön ist der trotzige Bergwald, wie unvergleichlich schön besonders der Zirbenwald, der in der Höhe mit den Stürmen der Alpenwelt kämpft! „Wuotans Heer zieht dichtgeballt jahraus, jahrein durch seine Wipfel. Raubvögel durcheilen ihn mit abgemessenem kurzem Rufe. Im Brachmonat erhebt er sich über einem brennroten Boden, von den erschlossenen Kelchen der Alpenrosen geschmückt, in die wohlriechenden Nebel. Baumstümpfe, grau und mächtig wie Felsen, sind durch die lebenlodernde Wildnis hin verstreut, und aus den anstossenden Festgemächern der Isis ziehen schneeweisse, doch durchleuchtende Schleier über das graue Gestein." *(Noe.)*

Wir steigen nun von den Höhen und aus dem Innern des Alpengebirges hinab in dessen Thäler. Sie sind von so eigentümlicher und wichtiger Bedeutung und haben so viel Beziehungen zu den Lebensverhältnissen der Bevölkerung und zur Geschichte in weiterem Umfange, dass man sie um so sorgfältiger kennen lernen muss.

Die Alpenthäler sind teilweise tektonischer Entstehung, d. h. sie sind in der Auffaltung des Gebirges begründet, teilweise spätere Einrisse, aber zu ihrer jetzigen Gestaltung hat erst die Erosion oder die Einwirkung des Wassers und Wetters geführt; durch die unablässig thätige, bohrende, fressende und ausspülende Kraft des Regentropfens und durch die sprengende und lockernde Thätigkeit des

gefrierenden Wassers wurden die vorhandenen Rinnsale erweitert, Untiefen derselben mit Gebirgsschutt ausgefüllt und Bergdämme, die sich etwa hindernd entgegenstellten, durchbrochen und abgeschwemmt.

Der Gesichtspunkte, unter denen sich die Alpenthäler betrachten lassen, giebt es mehrere; wir haben es hier hauptsächlich damit zu thun, die Thäler kennen zu lernen im Verhältnis zu den Gebirgszügen, an denen sie liegen, und dann nach ihrer Zusammengehörigkeit und wechselseitigen Abhängigkeit voneinander. In ersterer Beziehung finden wir Längs- und Querthäler, in letzterer Haupt- und Nebenthäler.

Längs- oder Longitudinalthäler sind jene tiefen, weiten und langgestreckten Einschnitte oder Einsenkungen, die in der Hauptsache meist in gleicher Richtung mit den Hauptkämmen des Gebirges und mit dem Streichen seiner Schichten, also parallel mit denselben und mit dem Gebirge überhaupt verlaufen, z. B. das Rhonethal bis Martigny, das Vorderrheinthal, die Thäler des Inn, der Salzach (bis St. Johann), der Drau und Save. Sie sind im Zusammenhange mit der Bildung des Gebirges entstanden und durch Erosion erweitert und liegen natürlich nicht immer parallel zur Hauptlängenachse der Alpen, sondern umschliessen zuweilen Gebirgsgruppen. Eines der am vollkommensten ausgebildeten ist das Innthal, welches sich mehr als 200 km in die Länge und bis zu einer Stunde (z. B. bei Schloss Ambras unfern Innsbruck) in die Breite erstreckt. In ihm fällt uns ein gewisser Mangel an Gleichmässigkeit auf. Oft hat man lange Strecken hindurch auf dem ganzen Wege fast ohne Unterbrechung auf der einen Seite senkrechte Kalkwände bisweilen von 700 m Höhe und auf der anderen die krystallinische Urgebirgsmasse, bald von Firn und Gletschern gekrönt, bald von Feldern und Weiden bedeckt und nur selten ungangbare Abhänge darbietend. Von einem solchen asymmetrischen Scheidethal, das sich an der Grenze zweier verschiedener Gesteine befindet, unterscheidet man der Entstehung nach die symmetrischen Sattelthäler, die sich auf den Schichtsätteln erstrecken, und die Muldenthäler, die den Schichtmulden folgen. In ihrem Hauptteile haben alle diese Thäler gewöhnlich eine sanfte, meist sehr gleichförmig verteilte Neigung ihrer Grundfläche und flach gegeneinander geneigte Abhänge. Ihr Fall ist dann gering, die Thalsohle stets breit und oft auf grosse Strecken ebenso wie die allgemeine Richtung des Thales fast ganz unverändert. Der Fluss zeigt sich in



Fig. 8. Das obere Innthal (Oberengadin) mit Samaden. *Bildersch. X.*

seinem Laufe mehr gleichmässig und weniger wild, an manchen Stellen sogar sanft hingleitend und schleichend. Eben dadurch, dass die weiter oben so reissenden Alpenbäche an ihrer Geschwindigkeit verloren haben, ist der Thalboden selbst häufig mit Geröll erfüllt und zeigt weit seltener anstehendes Gestein.

Die charakteristische Regelmässigkeit der Längsthäler erleidet aber da besonders eine stärkere Unterbrechung, wo sie eine Gebirgsschwelle durchbrechen und in ein Querthal übergehen. Dadurch entstehen an solchen Stellen oft Thalengen, die sich in der Regel zu Festungswerken vortrefflich eigneten und auch bisweilen als solche unter dem Namen „Klause" geschichtliche Bedeutung erlangt haben, z. B. die Ehrenberger Klause im Lechthale, die Mühlbacher und Lienzer Klause im Pusterthale; der deutsche Ausdruck dafür ist „Klamm" (siehe das Bild S. 80).

Solche Verengungen treffen wir häufig da, wo die Längsthäler das Gebiet der eigentlichen Alpen verlassen und nördlich oder südlich in die benachbarten Ebenen austreten. Diese Durchbruchsthäler sind jünger als die Längsthäler, ihre Thalwände sind noch nicht nachgestürzt, und darum bilden sie beim Durchgang durch den Hauptstock der Kalkalpen schauerliche Engen und Schlünde, Stromschnellen oder Katarakte, so dass der Ausgang in die Ebene meist erschwert ist. Die prächtige Felsenenge des „Gesäuses" an der Enns unterhalb des berühmten Klosters Admont, die Enge der Traun bei Obertraun und der Pass Lueg an der Salzach sind solche Stellen. Diese Durchgänge sind gewissermassen die Pforten in das Gebiet der Alpen und wurden schon von den Römern *portae* (Thore, Pforten) genannt; besondere Erwähnung verdient das weite Ausgangsthor des Lech bei Füssen und des Inn bei Kufstein.

Die Querthäler durchbrechen eine Gebirgsschwelle rechtwinklig und sind deshalb kürzer als die Längsthäler; sie steigen, weil kürzer, gewöhnlich viel rascher an, denn das Wasser hat ja das Gebirge durchsägt, um schneller zum Ziele zu kommen; sie zeigen in viel höherem Grade eine Erscheinung, die in allen Thälern wiederkehrt, dass nämlich das mittlere Gefälle des Bodens im allgemeinen höher wird, je mehr man von der Mündung gegen den Ursprung des Thales vorschreitet. Das Thal erodiert rückwärts, frisst sich allmählich in das Gestein ein und setzt wohl gar als erhaben bleibende Einsenkung, als Sattel, Bergjoch, Jochpass oder Felsspalte über die

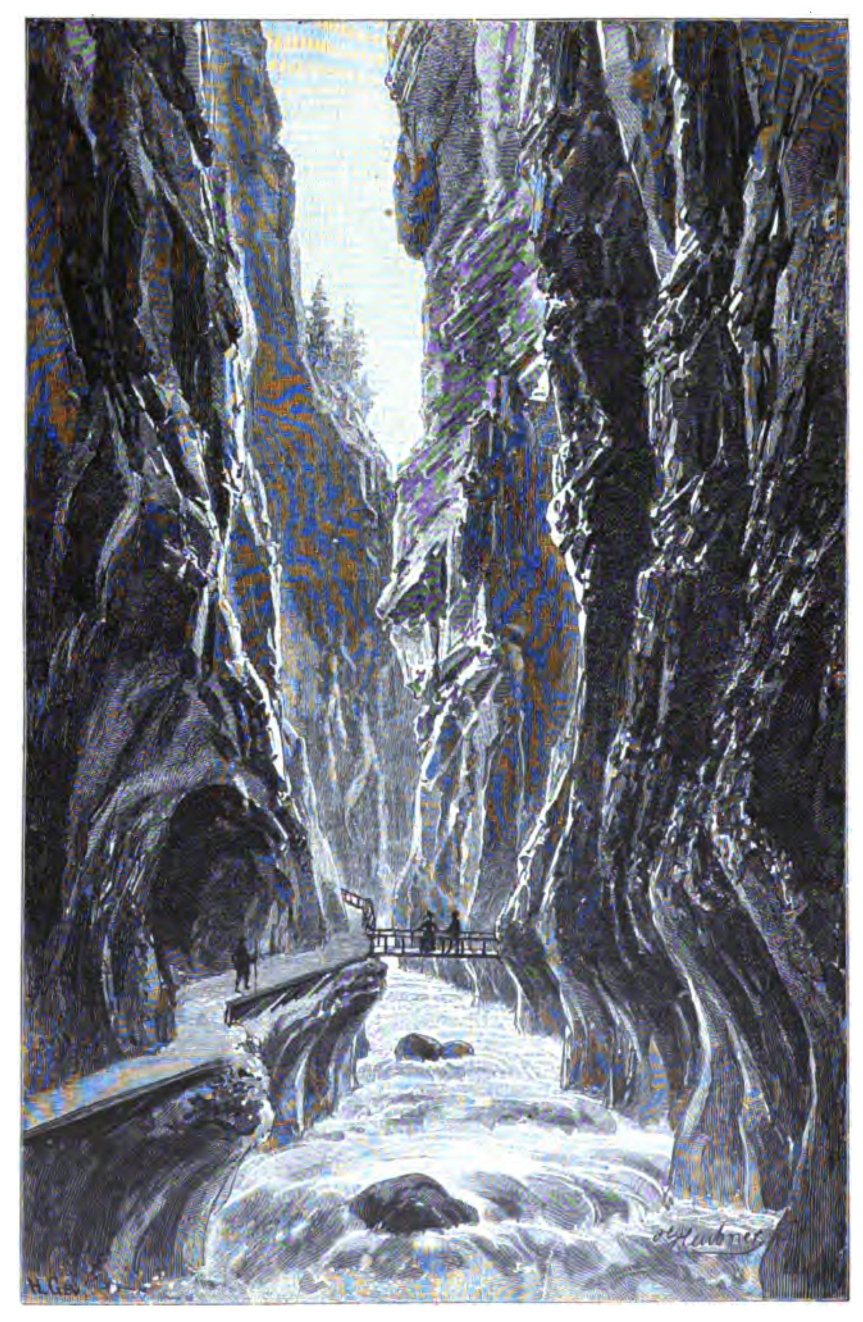


Fig. 9. Partnachklamm.

Gebirgsrücken hinweg, Nord und Süd verbindend. Haben die unteren Teile der Thäler nur eine Neigung von 4 bis 13 auf 1000, so beträgt das Gefäll in der Quellgegend häufig 60 bis 100 m auf 1000 m Entfernung. Hierdurch wird natürlich die Geschwindigkeit der Gebirgswasser sehr erhöht, und ihre Einwirkung auf die Zertrümmerung der Felsen und auf die Beförderung der Geschiebe erfolgt dann um so kräftiger.

Als eine ihrer vorzüglichsten Eigentümlichkeiten fällt bei den Querthälern sofort diese in die Augen: es wechseln in ihnen lange und stärker geneigte Thalengen und Schluchten oder auch, wie besonders in den Tauern, plötzliche Senkungen der Thalsohle mit weiten flachen Becken, die rings von hohen Bergen eingeschlossen sind. Der Wechsel geschieht, vorzüglich bei den Querthälern der Centralalpen, in stufenförmiger Aufeinanderfolge, weil vor dem Durchsägen härterer Gesteinsschichten das Wasser oder Gletschereis länger Zeit hatte, seitwärts an den Thalwänden zu arbeiten. Bei dem Ansteigen auf den Rücken des Gebirges durch ein Querthal finden wir deshalb dessen Eingang durch einen oft sehr ansehnlichen Schuttberg verrammelt; wir können nicht anders als an Abgrunds Rand, an Wasserfällen vorüber, durch düstere, finstere Engen ins Gebirge hinein; dann plötzlich stehen wir an der Öffnung eines lachenden Geländes und eines weiten, flachen Wiesengrundes, in dem das kurz zuvor noch wild tobende Bergwasser in vielfachen Windungen ruhig dahinfliesst. Das Bild, das hier die grünen Thalflächen im Gegensatze zu den bewaldeten dunkeln Bergabhängen und den beschneiten Felsengipfeln im Hintergrunde gewähren, ist besonders durch den überraschenden Wechsel höchst anziehend. Wir wandern eine Strecke weiter, und neue Felsengen und Wasserstürze scheinen unseren Weg hemmen zu wollen; eine neue, der ersten ähnliche Stufe beginnt, und in dieser Weise wiederholt sich der Wechsel meist durch 3, bei einigen Querthälern sogar durch 5 oder 7 Stufen. Solch ein stufenförmiger oder treppenartiger Bau ist sehr kenntlich ausgeprägt z. B. im Haslithale der oberen Aare, im Ötzthale, in dem kärntnischen Möllthale, am Grossglockner und in dem Gasteiner Thale, dessen schöne Becken durch die Beschreibung *Leopolds von Buch* schon im Anfange des Jahrhunderts bekannt geworden sind.

In den Thälern der Kalkalpen finden wir zwar ebenso wie bei den Schiefergebirgen der Centralalpen eine Abwechslung von

breiteren und flacheren Stellen oder Mulden mit schluchtenartigen und stark geneigten Thalengen; indes gewahren wir in ihnen, weil der schroffe Gesteinswechsel fehlt, nicht die erwähnte regelmässige Stufenfolge und schöne Entwicklung durch das ganze Thal hindurch; in den höheren Gegenden geht sogar nicht selten die Verworrenheit der Thalbildung in völlige Unbestimmtheit über. Auch die Richtung springt, alten Spalten folgend, plötzlich und öfters um. Schon der



Fig. 10. Gosausee.

Eingang unterscheidet sie bisweilen von den Querthälern der Centralalpen: nicht bemerken wir dann, wie bei diesen, das Getrümmer eines Schuttberges, sondern einen herrlichen Seespiegel oder eine Thalfläche, die noch alle Kennzeichen ehemaligen Seebodens trägt, den Rest der früheren Vergletscherung; ja wir finden einen solchen See nicht nur am Anfange, sondern auch sehr oft im innersten Schosse des Gebirges, am hintersten Ende der Thäler.

Betrachten wir die Alpenthäler nach ihrer Zusammengehörigkeit,

ihrer Zusammenfügung zu einem System, so haben wir, wie oben schon angemerkt worden, Hauptthäler und Nebenthäler zu unterscheiden.

Die Hauptthäler sind bis zu einer Stunde breit und haben eine wagerechte oder leichthügelige Sohle, die aus dem von den Thalwänden herabgestürzten oder von Wildwassern herbeigeführten Schutte gebildet ist und vom Flusse meist rasch und ohne Hemmung durchströmt wird. Obwohl oft noch stundenweit von den Hauptkämmen der Bergreihen entfernt, sind sie gewöhnlich nicht nur die Stätten einer grossartigen und wechselvollen Natur, sondern auch einer reichen Kultur und eines regen Lebens. In ihren Thalebenen schliessen sich Korn- und Maisfelder, Wiesen, Gebüsche, Gruppen prachtvoller Ahornbäume in buntem Wechsel an- und durcheinander; auf der Südseite der Alpen breiten aber ausserdem nicht bloss Weinpflanzungen und die für den einträglichsten Gewerbszweig Südtirols, die Seidenfabrikation, so wichtigen Maulbeerbäume ihre Schatten um die Wohnungen der Menschen, sondern auch Obstbäume herrlicher Art, insbesondere riesenhafte edle Kastanien und Walnussbäume, und dazwischen sogar schon Mandelbäume und Feigen. In diesen Thalebenen geht auch der Zug der belebten grossen Alpenstrassen; in ihnen oder auf ihren Schutthügeln liegen des Alpenlandes Städte, grössere und zusammenhängendere Flecken und Dörfer, Klöster, Stifte, Schlösser, Fabrikgebäude.

Auch an den niederen, sanfter geneigten oder durch Schuttanhäufung verflachten Thalgehängen zeigt sich fast derselbe Anbau oder Busch und Wald. Darüber auf den unteren Bergstufen erblicken wir zahlreiche Dorfschaften mit zerstreuten Wohnungen; in manchen Thälern, z. B. im Etschthale (besonders zwischen Meran und Bozen) und in Graubünden, ragen inmitten des mit allem Schmucke der Pflanzenwelt prangenden Geländes am waldigen Bergabhange oder kühn über Felsen gestemmt Burgruinen empor als Zeugen einer früheren Kraftwelt oder eines wilden Lebens alter Zeiten; zahllose Wallfahrtskirchlein und Kapellen der verschiedensten Form bieten sich dem Auge dar, bald auf Felsenvorsprüngen und auf längeren Bergrücken, bald auf der Wand einer zurückgezogenen Bucht, bald höher, bald tiefer, immer aber anziehend und malerisch gelegen. Noch höher hinauf grünen mächtige Gebirgsforsten, und über ihnen breitet sich der grüne, bisweilen von einzelnen braunen

Felsabhängen oder von stürzenden Wasserbogen voll schimmernden Lichtglanzes unterbrochene Teppich der blumigen, kräuterreichen Alpentriften: übersät mit Sennhütten und Heustadeln, belebt vom Frühjahr bis zum Herbste durch zahllose Rinder- und Ziegenherden und wiederklingend in Sennengejodel und Glockengeläute steigen sie bis zu den Felskronen der Bergfirsten hinan, wo die Herrschaft des Menschen keine willige und bezähmbare Natur mehr findet, und wo nur noch der Steinbock- und Gemsenjäger, der Wildheuer und Mineraliensammler oder dann und wann ein ernster Gelehrter und Liebhaber der hohen Bergwelt auf seinem kühnen Gange nach dem Gipfel eines berühmten Horns vorsichtig seine Schritte misst.

Einen anderen Anblick gewähren viele der Nebenthäler. Ein enger, felsiger, oft nur durch Kunst zugänglich gemachter, am Rande von Wasserfällen laufender Pfad führt, nicht selten erst nach zwei bis drei Stunden, in ihren Hauptteil, eine Art von Kesselthal von bald länglicher, bald mehr runder Form, in dessen Schuttsohle der Bach ruhig dahinfliesst. In dem Hauptthale erinnert Landesnatur und Sitte noch sehr an die vorliegende Ebene; in dem oft schon durch die Schwierigkeiten des Einganges stark abgesonderten Nebenthale dagegen begegnen wir überall dem eigentlichen Hirtenleben, das unten im Hauptthale noch in untergeordneter Rolle erscheint. Die Gegend des engen Einganges ist spärlich bewohnt; die Bevölkerung drängt sich mehr im Kesselthale zusammen, in dem zahlreiche Wohnungen zerstreut umherliegen. Zwar fehlt hier der Ackerbau nicht, man sieht oft noch Korn- und Obstbau, aber vor allem tritt hier die Pflege herrlicher, kräftiger Wiesen hervor, die weiter hinauf nur noch allein die Thalfläche und die Gehänge bedecken; überhaupt wird hier das Hirtenleben vorherrschend und wirkt auf alle Verhältnisse ein.

Nebenthäler, die sich durch Länge auszeichnen, enthalten wohl auch mehrere solche Kessel, die, durch Engpässe voneinander getrennt, stufenweise aufeinander folgen oder aufwärts in mehrere Arme auseinandergehen. Oft haben die Nebenthäler wieder Seitenthäler, die man als Thäler dritter Ordnung bezeichnen kann. Für menschliche Verhältnisse bedeuten diese weniger, oder sie haben wohl auch eine furchtbar negative Bedeutung durch die zu Zeiten verderbliche Gewalt ihrer Wildbäche. Sie sind meist nur Felsschluchten, an deren Halden und breiteren Stellen in der Thalsohle

dann und wann eine spärliche Bevölkerung ihre so oft durch Naturgewalt gefährdeten Wohnstätten aufgerichtet hat. Neuerdings versucht man durch Regulierung der Gebirgsflüsse und durch Anlage von Thalsperren den Wasserablauf zu regeln, die Überschwemmungen und die schlimmen Murbrüche zu hindern und zugleich die Kraft des aufgestauten Wassers, z. B. für elektrische Zwecke, auszukaufen.

Aus jedem Hauptthale und seinen Neben- und Seitenthälern entsteht ein zusammengehöriges Ganzes, ein Thalsystem.

In den deutschen Alpen sind hauptsächlich die Thalsysteme des nördlichen Abhanges durch eine regelmässige und reiche Ausbildung bevorzugt. Im Süden kommen nur bei der Etsch grossartige Thalverhältnisse vor, und in den Ostalpen trifft man nur noch in den oberen, verhältnismässig kurzen Strecken einen alpinischen Charakter, einen unmerklichen Übergang ins benachbarte Tiefland und nur wenige oder wenig entwickelte Nebenthäler. Das Alpen- und Hirtenleben schwindet nach Osten hin mehr und mehr, es tritt eine zahlreichere städtische Bevölkerung auf, und statt der alpinischen Beschäftigung auf den Bergen wird hier Arbeit und Geldwert in den Bergen gesucht und gewonnen. (Vgl. S. 75.) Diese minder anziehenden Eigentümlichkeiten beginnen jenseits der Salzach und des Grossglockner, also gerade da, wo die Alpen in den Hohen Tauern noch kurz zuvor einige der schönsten und kühnsten Gipfelbauten aufweisen; es sind die beiden grossen Thalgebiete der Mur und Drau und die beiden kleineren der Enns und Save oder, geschichtlich aufgefasst, die karantanischen und windischen Marken, aus denen die Landschaften Steiermark, Kärnten, Krain und Istrien hervorgegangen sind.

Schon aus der oben angegebenen Lage, Verbindung und Beschaffenheit der zu einem Systeme gehörigen Thäler lässt sich auf ihre wechselseitige Abhängigkeit schliessen. Vergegenwärtigen wir uns jetzt die Sachlage näher. Nebenthäler sind entweder verhältnismässig am leichtesten oder ausschliesslich mit ihrem Hauptthale durch gangbare Wege verbunden. In dieses gehen aus den Nebenthälern ausser Holz die Erzeugnisse der Alpenwirtschaft und wohl auch hier und da Gegenstände des häuslichen Kunstfleisses; von dort entnehmen die Nebenthalbewohner ihren Bedarf an Kleidung und Nahrung, besonders an Getreide. Auch haben in dem Hauptthale, eben wegen seiner durch Lage und Eigentümlichkeit bedingten Kultur, die höheren

Verwaltungsbehörden ihren Sitz; daher ist es ein natürlicher Mittelpunkt, ein Versammlungs- und Marktplatz für die Neben- und Seitenthäler; da es selbst aber der letzteren bedarf, so wird durch das wechselseitige Bedürfnis oft ein nicht unbedeutendes Gebiet und eine nicht unbedeutende Volksmasse auf ganz natürliche Weise zusammengehalten und sondert sich mit der den Bergbewohnern eigenen Zähigkeit in Tracht, Sitten und Gebräuchen, wohl auch in der Sprache, von den Bewohnern der Ebene ab. Die Bedeutung des Hauptthales wird abhängen von seiner grösseren oder geringeren Ausdehnung, Fruchtbarkeit und Bevölkerung im Vergleich mit den Nebenthälern und von seiner Stellung zu der ausserhalb des Gebirges gelegenen Ebene, die ihre anziehende Kraft ausübt. Auch bleibt wohl manches Nebenthal sowohl wegen der schwierigen Verbindung, vorzüglich in den langen Wintern, als auch und ganz besonders wegen grösserer Entfernung seines bewohnten Hauptteiles in einer gewissen Abgeschlossenheit, und die Entfremdung und Absonderung steigert sich mitunter bis zu politischer Selbständigkeit.

Bisweilen ist ein grosser Teil des Hauptthales mit einem See ausgefüllt; dann zeigt sich die verbindende Kraft des Wasserspiegels in der Einigung seiner Gestade. So ist der Vierwaldstätter See das Centralgewässer der schweizerischen Urkantone geworden. Ihre Thäler kommen ihm, der eigentlich aus vier oder fünf verschiedenen Seebecken zusammengesetzt ist, von allen Seiten wie mit brüderlicher Handreichung entgegen, und seine Wasser greifen gleich Armen nach Osten, Westen, Süden und Norden in das Land hinein. Er vermittelt dadurch den Verkehr der Ufer unter sich selbst und vor allem mit ihrem Hauptorte Luzern.

Der Gestaltung der Thäler und Thalsysteme entspricht nicht bloss die Lebensweise und der Verkehr, sondern auch häufig die politische Organisation. Eine genauere Betrachtung der schweizerischen Volksstämme und Staaten führt zu dem Ergebnis, dass die meisten von ihnen sich in einem Thal- und Flusssysteme abgrenzen. So erstreckt sich der Kanton Wallis über das Rhonethal und seine Nebenthäler, und das grosse Hauptthal hat eine politische Einheit vermittelt, die über die nationale Verschiedenheit seines unteren und oberen Teiles Herr geworden ist; das obere Reussthal mit seinen Nebenthälern umfasst den Kanton Uri, das obere Linththalgebiet den Kanton Glarus, und das Quellgebiet des Rheins den Hauptteil des Kantons Graubünden,

an den sich dann noch das kleinere Quellgebiet des Inn angeschlossen hat, weil es durch mehrere Pässe mit ihm verbunden ist. Ähnliches lässt sich zum Beispiel bei den thüringischen Staaten leicht erkennen.

Auf diese Weise wird der Hochgebirgsteil der Schweiz aus mehreren abgesonderten Thalgauen gebildet, von denen die wichtigsten an ihrem Ursprunge, am Fusse des St. Gotthard, zusammentreten, von wo sie strahlenförmig auslaufen und durch verhältnismässig leichte Pfade miteinander verbunden werden — was nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung des Schweizer Bundes geblieben ist. Dagegen kann auch durch die geographische Stellung eines Thales, das ein Teil eines grösseren nationalen oder politischen Ganzen ist, eine Art Schwanken oder Entfremdung gegen dieses entstehen. So neigen die Graubündner in Sitten und Charakter nicht unmerklich nach den benachbarten Gebieten von Österreich hinüber, denn sie hatten immer weit mehr Verkehr mit Deutschland durch die Rheinstrasse, mit Österreich durch die Innstrasse und auch durch mehrere Alpenstrassen mit Italien, als mit dem Innern der Schweiz, mit dem sie durch gar keine grösseren Flussthäler, sondern fast nur durch Saum- und Älplerpfade in Verbindung stehen.

Häufig ist die Verbindung zwischen Nebenthälern oder den oberen Teilen eines Hauptthales über begraste Bergrücken hinweg mit einem Nebenthale eines anderen Systems leichter als mit dem eigenen Hauptthale, und daraus folgt dann in öffentlichen Zuständen ein Zusammenhang mit jenem anderen, der, ohne Rücksicht auf diese Naturverhältnisse, im höchsten Grade befremden müsste. So sind nicht wenige Thäler auf der italienischen Seite nicht von unten her, sondern von oben her, d. h. aus den durch Alpenwege mit ihnen verbundenen und von Deutschen bewohnten nördlichen Nachbarthälern, bevölkert worden.

Ähnliches geschah von den Südabhängen herüber nach den Nordabhängen der Alpen. Ein sehr auffallendes Beispiel dieser Art bietet das berühmte Ötzthal dar. Hier ist der Hauptrücken der Alpen, der jenes von der südlichen Abdachung des Gebirges scheidet, gewaltig begletschert, eine hohe, mehrere Stunden weit mit Eis belastete Einöde. Gleichwohl hat sich dadurch der südliche Anwohner des Etschgebietes aus dem Schnalser Thale nicht abschrecken lassen, wegen Futterbedarfs sein Vieh, wenigstens das leichte, gemsenverwandte Geschlecht der Ziegen und Schafe, über die weiten Eisfelder zu treiben

und in den obersten Thalmulden des zum Innthale hinabziehenden Ötzthales grasen zu lassen; ja es hat sich, wegen der Entfernung und Abgeschiedenheit dieser Gegend vom Schnalser Thale, nach und nach eine patriarchalische Gemeinde mit Kirche und Seelsorge auf der baumlosen Höhe gebildet. Dieser oberste Teil des Ötzthales gehörte in Hinsicht auf gerichtliche Verwaltung lange Zeit zu einem Landgerichte des südlichen Tirols, zu dem Landgerichte Castelbell im Vintschgau, und erst nachdem die Abgründe zwischen den unteren und oberen Stufen des Ötzthales zugänglicher gemacht waren, zog die Regierung auch administrativ den höchsten Teil desselben zum Norden, wohin er der Lage nach gehört, d. h. zum Oberinnthaler Kreise.

Auf diese Weise erklärt sich einfach aus gewissen besonderen Naturverhältnissen, dass hohe Bergrücken der Alpen, mitunter selbst die höchsten, weit und breit mit Eis überpanzerten und umstarrten Rücken, zwar Wasserscheiden, nicht aber Völkerscheiden, ja nicht einmal Provinzial- und Kreisgrenzen wurden, — ein auch noch heutzutage für viele keineswegs überflüssiger Fingerzeig, bei geographisch-historischen Studien gewissen allgemeinen Gesetzen, wonach bald Flüsse, bald Gebirge Naturgrenzen sind, nicht unbeschränktes Vertrauen zu schenken. Allerdings sind die Flüsse gute Grenzen, weil sie leicht verteidigt werden können — hat doch selbst Napoleon I., der über Europa zu verfügen gewöhnt war, noch als Gefangener in seinen Schriften stets die Flüsse als Grenzscheiden angenommen —, aber bessere Scheidewände sind unwegsame Gebirgsteile, denn die Flüsse wirken verbindend. Eine genaue Beachtung der geographischen Gestaltung kommt in den Alpen zu dem Ergebnisse, dass die Eisrücken oft mehr verbinden als trennen, und dass mitunter ein Thal mitten in seinem Verlaufe eine Grenze hat, die von der Natur gezogen und von den Völkern anerkannt und geachtet worden ist.

Wir erweitern nun, anknüpfend an den zuletzt behandelten Punkt, unseren Gesichtskreis und sehen, wie durch die Thalbildung der Alpen mittels der Alpenstrassen der grosse Verkehr, die Verbindung grosser Länder und Völker möglich gemacht und bis auf den heutigen Tag gefördert worden ist.

Im allgemeinen gilt es wohl als Regel, dass, wie *Peschel* sich in den „Neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde“ ausdrückt, kein bequemer Pass über die Alpen führt, wo nicht ein Strom vorher bis



Fig. 11. Pass mit Längsthal und Querthal: Furkapass, 2400 m. *Seydlitz B.*

zum Kamme des Gebirges ein sanft ansteigendes Thal ausgefurcht hätte. Es giebt nun, je nach der oben dargestellten Beschaffenheit der Thäler, Längs- und Querstrassen. Demnach leuchtet von selbst ein, dass diejenigen Strassen über die Alpen die kürzesten sein werden, die zu beiden Seiten des Hauptkammes durch Querthäler führen, wie z. B. durch das Reuss- und Tessinthal am St. Gotthard oder durch das Hinterrhein- und Lirothal am Splügen. Längsstrassen folgen einem Längsthale und ziehen aus einem ins andere; Querstrassen ziehen nicht immer von Quer- zu Querthal, suchen vielmehr gewöhnlich eins der Längsthäler auf, die ja ihrem grösseren Teile nach mit einer ebenen oder doch nur allmählich aufsteigenden Thalsohle versehen sind. Erfolgt nun der Eingang in die Alpen durch ein Querthal, so benutzt die Strasse entweder eins der oben erwähnten Durchbruchsthäler, also die Mündung eines Längsthales, oder tiefere Einsattelungen (Einschnitte) eines der niederen und minder felsigen Joche der Kalkalpen, um in das Längsthal zu gelangen. In ihm werden der Schwierigkeiten weder viele noch grosse sich entgegenstellen; sie finden sich etwa nur zuvor in der Enge des kurzen Durchbruchsthales, oder wo der Strom, breit und reissend, die Thalsohle sehr einengt und sich an die Thalwände drängt, oder wo er Überschwemmungen und Sumpfstellen verursacht. An solchen Stellen werden teils Sprengungen, teils Dämme nötig sein; sonst geht es daselbst, z. B. im unteren Inn- und im Drauthale, gewöhnlich höchst bequem, gleichwie auf einer Kunststrasse der freien Ebene, lange Strecken fort.

Schon andere Anstrengungen sind erforderlich beim Eintritt ins Nebenthal oder in den obersten Teil eines Hauptthales. Man kann sich hier nicht etwa durch Umwege helfen, die dem Fussgänger und oft auch dem Saumtiere zu statten kommen — diese Umwege sind die gewöhnlichen Verbindungswege zwischen solchen Thälern; vielmehr kann sich die Kunststrasse nur in der Nähe der oft durch Felsenschluchten bezeichneten Mündungen der Nebenthäler ins Hauptthal halten, und so schlängelt sie sich und klettert nicht selten in ansehnlicher Höhe an dem Thalgrunde empor, bisweilen sogar über dem tief unten tobenden Flusse; endlich erreicht sie in schmalen, nur mit grosser Mühe und grossen Kosten gangbar gemachten Windungen und künstlich überbrückten oder gesprengten Bahnen, denen die Gewalt der Bergwasser die höchsten Gefahren, wohl gar Vernichtung droht, das weite Kesselthal, durch welches sie sich dann leicht fort-

zusetzen pflegt. Darauf neue und grössere Schwierigkeiten an den obersten Stufen dieser Nebenthäler, den Hochthälern mit ihren meist steileren, engeren, wilderen Felsenschluchten, mit ihren in Katarakten herabstürzenden Gewässern, mit herabhängenden Gletschern, rauhen Sturmwinden und furchtbaren Wettern von der Passhöhe und mit Verderben drohenden Lawinen. Es beginnt „die Strasse der Schrecken".

An ein Umgehen solcher Engpässe oder an ein Geradeaufsteigen zu ihnen ist nicht zu denken. Daher müssen hier zur Anlegung fester, sicherer und bequemer Strassen vielfache Zickzackwindungen (*Wandelen* nennen sie die Tiroler) ausgearbeitet, Felsen weit und tief gesprengt, Thore und Wege durch sie gebrochen, Terrassen hoch aufgemauert, steinerne Brücken, hohe Dämme gegen des Wildbachs Ansturz, gepflasterte Gruben zum Auffangen und Abführen des Wassers angelegt werden; an manchen Stellen, z. B. auf der Wormser-Jochstrasse, die durch Lawinen und Steinregen bedroht sind, oder wo die schroff vortretenden Bergwände mit riesigen Eiszapfen, die im Frühjahre sich ablösen und mit Blitzesschnelle herniederschmettern, es erfordern, müssen sogar Durchgänge (Galerien) gemauert oder rein aus dem Felsen gesprengt und gewölbt oder aus festestem Holze gezimmert und bedeckt werden. Die längste solcher für den Wagenverkehr bestimmten Schutzgalerien befindet sich da, wo sich die Splügenstrasse von der Jochhöhe nach Chiavenna herabsenkt; sie hat eine Länge von 500 m und führt nach dem herabsickernden eisenhaltigen Wasser, das die Felsen rot färbt, den Namen *all' acque rosse.* Freilich treten jetzt diese Strassenbauten in den Hintergrund gegenüber den Riesenarbeiten, die durch die Eisenbahnen veranlasst werden. So misst der durch den Mont Cénis angelegte Eisenbahntunnel (begonnen 1857, vollendet 1870) 12800 m Länge bei einer Breite von 8 m (Durchfahrtszeit 25 Minuten); der von Göschenen nach Airolo durch den St. Gotthard geführte Tunnel, dessen Bau im Jahre 1872 begann und 1882 vollendet war, hat eine Länge von 14900 m, und ihn soll der Simplon-Tunnel noch um 5 km übertreffen. Ein noch kühneres Riesenwerk der Baukunst verspricht die Jungfraubahn zu werden. Menschliche Wissenschaft überwindet die Gebirge, und so gross ist die Sicherheit der Ingenieure, dass z. B. beim Bau des Gotthard-Tunnels ein Rechenfehler von nur 7 m sich ergab: verschwindend wenig in Anbetracht der grossen Strecke.

In manchen dieser Hochgegenden, den Stätten rasender Schnee-

stürme, werden ringsum die Zeugnisse von dergleichen Unwettern sogleich sichtbar und beherrschen den ganzen Umblick. Lawinenreste, Urgetrümmer und frisches Trümmergestein füllen die Thalmulde und steigen auch an den Berglehnen beider Seiten empor. Wie viele Wanderer haben hier nicht zur Zeit der Schneestürme oder beim beginnenden Frühling unter den herabstürzenden Lawinen ihr Grab gefunden, und noch jährlich gehen trotz der Schutzvorkehrungen zahlreiche Menschenleben hier zu Grunde! Wer auf einer solchen Alpenhöhe und unter solchen Umgebungen einmal der Elemente Wut und Macht erfahren, wird während seines ganzen Lebens den Eindruck nicht vergessen, den der Anblick eines nahen Zufluchtshauses oder gar eines der bekannten Hospize in ihm hervorbrachte. Jene Zufluchtshäuser *(Refuges, case di rifugio)* oder Cantonnieren, feste, steinerne Bauten, sind in gewissen Entfernungen voneinander an vielen Übergängen errichtet, um dem Wanderer eine Stätte der Erholung, ja der Rettung zu bieten. In ihnen, die nur dann und wann von den für die Strassenarbeit und zum Wegbahnen angestellten „Rutners" oder „Cantonniers" bewohnt werden, findet er während der wildesten Winterszeit gespaltenes Holz zu einem Kaminfeuer und wohl auch Brot und Konserven und für sein Ross ein Bündel Heu, da es sich treffen kann, dass er mit seinem Tiere wegen Lawinensturzes länger als einen Tag hier zu verweilen genötigt ist; auch die Alpenvereine haben es sich überall angelegen sein lassen, durch den Bau von Schutzhütten für den Wanderer an abgelegenen Stellen zu sorgen.

Und welchen Segen haben die Hospize gestiftet, diese einfachen, wetterfest aus Steinen gebauten, altersgrauen, in der Regel das ganze Jahr hindurch bewohnten Häuser, die letzten menschlichen Wohnungen, meist in der Nähe der höchsten und unwirtlichsten Punkte der Strasse, bisweilen in der Nähe des ewigen Schnees zwischen überaus öden Felswänden gelegen! Ursprünglich sind diese Hospize durch die Gaben frommer Menschenliebe entstanden und mit Mitteln ausgestattet, um arme Reisende unentgeltlich beherbergen zu können. Auch haben sie die Aufgabe, bei Schneestürmen durch Glockenläuten oder durch Aussendung von Spürhunden Verirrte auf den rechten Weg zu leiten und die durch die entfesselte Wut der Elemente in ihrem Leben Bedrohten retten zu helfen. Welche Wohlthat für die leidende Menschheit diese milden, meist unter geistlicher Obhut stehenden Stiftungen sind, dafür sprechen die Zahlen der dort Verpflegten, von

denen die bei weitem grösste Menge den ärmeren Volksklassen angehört; demnach beziffert sich die Zahl der auf dem Simplon-Hospiz einkehrenden Wanderer jährlich auf 13000, derer auf dem Grossen St. Bernhard gegen 20000, und nicht viel weniger nahmen früher Aufenthalt im Hospiz auf der jetzt verödeten Poststrasse des St. Gotthard. Möge für immer der Wunsch in Erfüllung gehen, den der edle *Pestalozzi* ihnen zuruft:

„So stehe denn, du schöne Gotteshütte,
Du Bergpalast, vor allen gross und teuer!
Auf deinem Herd erlösche nie das Feuer!
Nimm alle Armen auf in deine Mitte!
Bleib immer du das königliche Haus,
In dem die Liebe gehet ein und aus!"

Die Berghäuser, die man in Tirol auch Tauernhäuser nennt (Tauern bedeutet ursprünglich so viel wie Pass), liegen an vielen Hochalpenpässen, die dem täglichen Verkehre dienen, und werden von Bauern bewirtschaftet, bei denen man, wie in anderen Wirtshäusern, gegen Zahlung dürftiges Lager und Zehrung erhält. Sie stehen ebenso wie die Hospize gewöhnlich nicht auf der Übergangshöhe, sondern etwas weiter unten, meist auf der Südseite, um gegen die von beiden Seiten antobenden Stürme einigermassen geschützt zu sein. So liegt z. B. das grossartigste aller Hospize, das auf dem Simplon, welches Raum für dreihundert Personen bietet, zehn Minuten unterhalb der Passhöhe, und das St. Gotthard-Hospiz ebenfalls. Von ihnen gelangt man endlich, immer der natürlichen Wegweisung der niederrieselnden Gewässer folgend, in das oberste Hochthal und auf den Scheitel des oft durch ein einfaches Holzkreuz bezeichneten Passes, d. h. einer Einsenkung der Kämme, die sich da befindet, wo die inneren Enden zweier entgegengesetzt auslaufenden Thäler zusammenstossen.

Diese Hochpässe liegen an den Grenzen der kultivierten Welt, an den Grenzen alles Pflanzenwuchses und somit auch der belebten Schöpfung. Viele sind den grössten Teil des Jahres hindurch unter Schnee und Eis begraben, wie schon aus der Höhenlage hervorgeht: die Passhöhe beträgt beim Col di Tenda 1873, Col de Genèvre 1860, Mont Cénis 2098, Kleinen St. Bernhard 2157, Grossen St. Bernhard 2472, Simplon 2010, St. Gotthard 2114, Splügen 2117, Stilfser Joch 2760, Brenner 1362, Radstätter Tauern 1738 und beim Semmering 981 m.

Die den hohen Alpenpässen zunächst liegenden Felshörner steigen oft noch 600 m und darüber, einige wenige sogar noch 1800 m höher. Daraus wird leicht begreiflich, wie irrig die noch häufig verbreitete Meinung ist, dass die Alpenpässe, sowohl die von Kunst- und Fahrstrassen, als auch die von Saum- und Fusspfaden benutzten, stets weite und schöne Aussichten nach allen Seiten erschliessen müssten. Das kommt zwar nicht selten bei Pässen in kleineren Gebirgen vor, in denen die Kämme durch ganz einfache, breite, oben ebene oder sehr flach gekrümmte Bergrücken gebildet werden; die meisten Alpenpässe dagegen bieten wenige oder gar keine landschaftlichen Reize und gewähren auf der Höhe weder eine Fernsicht, noch entschädigen sie dafür durch einen belohnenden Tiefblick. Eine Ausnahme hiervon machen der Grosse St. Bernhard und noch eine Zahl Pässe der mittleren und westlichen Schweiz, die durch energische Gebilde, durch Formenreichtum und oft überraschend schöne und eindrucksvolle, wenngleich meist beschränkte Aussichten, besonders auf bedeutende Hochalpengruppen, vollauf befriedigen.

Aus den Pässen, den höchsten Stellen der Alpenübergänge, führt der Weg unter ähnlichen Umgebungen, wie vorhin aufwärts, so jetzt auf der entgegengesetzten Seite hinab in ein anderes Stromthal, in andere Landschaften, andere Staaten und zu Völkern von anderer Sitte und Sprache. Nur häufen sich meist die Schwierigkeiten, da die Absenkung auf der italienischen Seite in der Regel steiler ist; denn die südliche Böschung der Alpen ist infolge der von Süden her kommenden Auffaltung des Gebirges und der stärkeren Erosion weniger breit als die Nordseite und steigt auch tiefer hinab, da das lombardische Tiefland sich in seinen höchsten Punkten nur bis 200 m über das Meer erhebt, während die dem Alpenlande im Norden vorgelagerten Vorberge und Hochflächen durchschnittlich 500 m hoch sind.

Auch die Natur ist auf der italienischen Seite vollkommen verschieden von der dem Norden zugewandten. Am Nordabhange ist ein einheitlicher, grossartiger Schnitt, eine feste, bestimmte Zeichnung, eine gewisse ruhige, männliche Grösse und oft würdiger Ernst den Alpenthälern eigen; auf der Südseite dagegen tritt an ihre Stelle ein freigebiges Tändeln der Natur mit der Gegend, die von ihr verschwenderisch mit allerlei Schmuck überhängt und geziert ist, und es lächelt uns etwas Weibliches, Edelgefallsüchtiges

aus den Thälern entgegen und ringsum üppige, sinnliche Lebensfreude.

Betrachten wir einige der für Deutschland wichtigsten Alpenübergänge näher, so ist da zunächst der niedrigste Übergang über die Hauptkette der Alpen, die aus Bayern durch das Innthal über Innsbruck, den Brenner und über Bozen nach Italien führende Brenner-Strasse. Sie gilt für einförmig oder unschön, aber da der Aufstieg zu dem Passe bequem, und dieser selbst bei einer Höhe von 1362 m zugleich in der Mitte der Alpen gelegen ist, so war die Strasse bereits in sehr alter Zeit einer der Hauptverbindungswege des Nordens mit Italien. Sie begann in der römischen Kaiserzeit bei Verona, ging an der Etsch aufwärts über *Tridentum* (Trient) und *Pons Drusi* (Bozen) und führte von den Höhen des Brenners an den grauen Kalkwänden hinab ins grüne Innthal nach *Veldidena* (Wilten, dicht bei Innsbruck) und über *Partanum* (Partenkirchen) nach *Augusta Vindelicorum* (Augsburg). Im Mittelalter erhielt sie den Namen *Kaiserstrasse,* und auch in der Neuzeit ist sie der befahrenste Strassenzug geblieben, besonders seitdem sie im Jahre 1772 fahrbar gemacht und nachdem 1867 die Eisenbahn hinübergeführt worden ist. Daher kommt die grosse Reihe herrlicher Dörfer, Märkte und belebter Städte an dieser Strasse, in denen schon die römischen Händler und die Fuggerschen Karawanen rasteten.

Ebensolange wogt und wandert es durch das Thal des Flusses, der mit Recht seinen Ruhm bei uns Deutschen geniesst, durch das Thal des Rheins. Das Thal des Rheins (das wir absichtlich nicht Rheinthal nennen, weil unter dieser Bezeichnung in jenen Gegenden keineswegs das ganze Thal des Flusses, sondern nur ein schmaler Strich längs seiner linken Seite von Seewald bis zum Bodensee verstanden wird) dringt von Nord nach Süd weiter in die Alpen ein als irgend ein anderes. Es bildet dadurch einen natürlichen Kanal zur Vermittlung des Verkehrs zwischen dem Norden und dem Süden, der um so mehr schon in frühen Zeiten Beachtung finden musste, als seiner Richtung die weit nach Norden sich erstreckenden Becken des Comer- und Langensees von Italien her entgegenkommen, so dass ein so deutlicher nordsüdlicher Einschnitt entsteht wie, abgerechnet die Brenner-Strasse, nirgends sonst in den Alpen gefunden wird. (Vgl. S. 53.) Hier zogen die Römer seit Drusus mehrmals zum Bodensee und gegen die Donau hinab; hier wälzten sich, Schrecken

vor sich ausbreitend, in Verheerungszügen nach Italien und der Schweiz die Alemannen und andere germanische Stämme; hier fuhren in den Zeiten des Mittelalters weit öfter als über den Brenner durch das Etschthal die deutschen Kaiser nach Mailand und nach Rom. Zwar ist diese Strasse aus Deutschland nach Italien in unseren Tagen immer noch viel betreten, indem sie auch jetzt, wie einst, zur Verbindung Oberschwabens und überhaupt der Rheinlande mit der Lombardei dient, während die grosse östlich-rhätische Alpenstrasse durch Tirol von Italien aus zunächst nur nach den oberen Donauländern führt; aber in früherer Zeit war ihre Bedeutung doch noch grösser, denn damals war der Übergang über den St. Gotthard noch zu schwierig, die Kunststrasse über den Simplon noch nicht angelegt, und ausserdem war Venedigs Blüte ihrer Belebung förderlich, denn in dieser Richtung ging ein guter Teil der orientalischen Handelswaren, die jetzt auf europäischen Schiffen über die See kommen, durch die Alpen nach dem Norden.

Oberhalb der alten rhätischen Hauptstadt Chur, wo sämtliche Quellströme des Rheins sich vereinigen, teilt sich die vom Bodensee herkommende Strasse in mehrere Alpenübergänge; teilweise benutzen sie altrömische und im Mittelalter viel begangene Strassen, die in der Neuzeit vorzugsweise zur Bequemlichkeit der zahllosen, das Engadin besuchenden Reisenden verbessert oder nach verschiedenen Richtungen hin weiter gebaut worden sind, um die malerischen Punkte der Hochalpen zugänglich zu machen. Wir nennen hier zuerst die alte, im Mittelalter viel benutzte Heerstrasse über den 2287 m hohen Julier-Pass, von der sich bei Bivio die bereits von den Römern erbaute, gegenwärtig aber verlassene Strasse über den Septimer-Pass (2311 m) abzweigt und sich, wie oben erwähnt, über Chiavenna zur Nordspitze des Comer Sees herabsenkt. Heute ist die Julier-Strasse bis in die Thalsohle des Oberengadin bei Silvaplana verlängert und führt durch das Val Bregaglia nach Chiavenna. Die zweite Abzweigung der Rheinthalbahn bei Chur bildet die berühmte *Via mala,* die sich in zwei Strassen gabelt, von denen die östliche, die den Römern bereits bekannte Splügen-Strasse, sich über Chiavenna nach dem Nordende des Comer Sees zieht, während die westliche, gleichfalls schon im Altertum angelegte Strasse den Bernhardin-Pass übersteigt und über Bellinzona zum Nordende des Lago Maggiore hinabführt. Auf diesen Punkt hin ist auch die Gotthard-

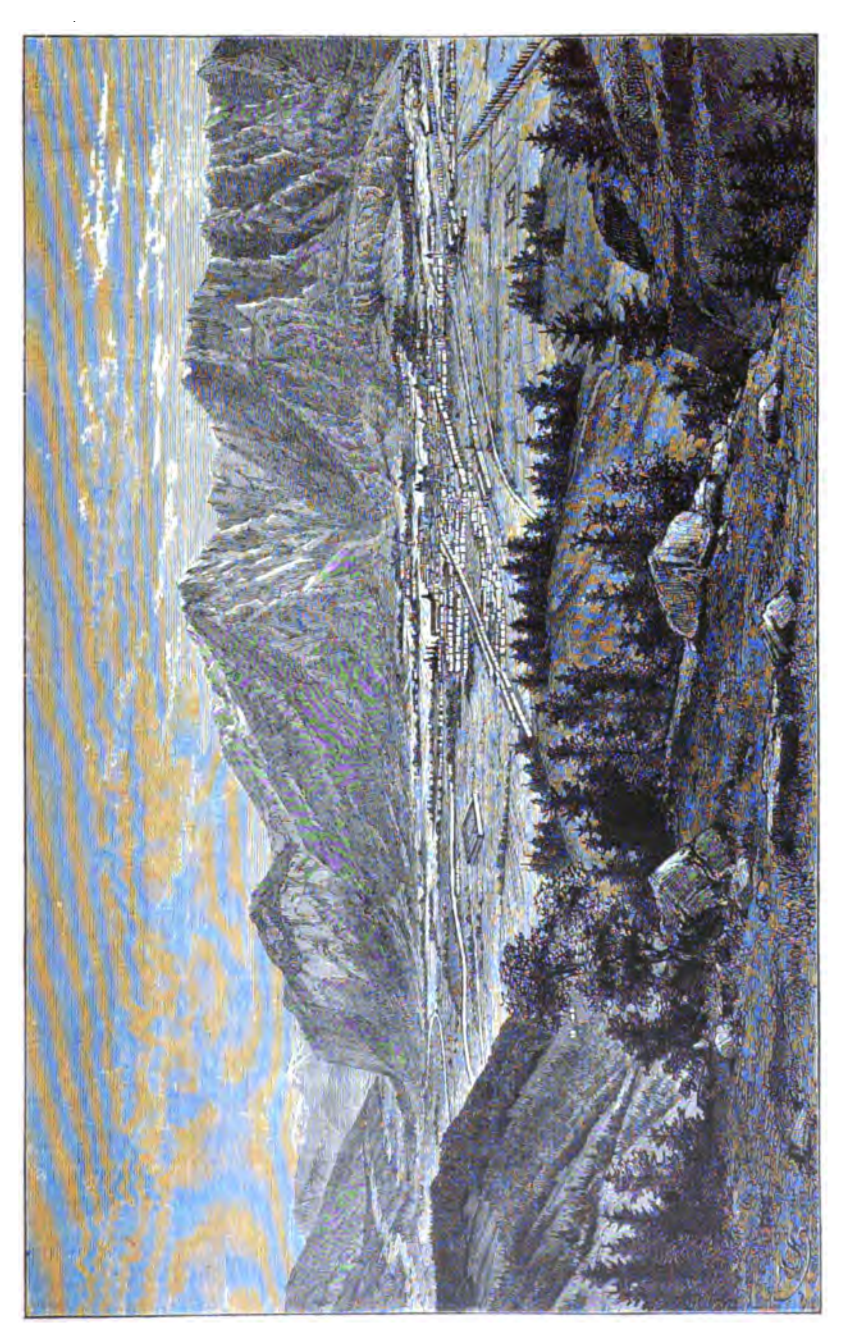


Fig. 12. Das Innthal mit Innsbruck. *G. B. II, 32.*

Strasse gerichtet. Dieser bereits zur Zeit der Langobardenherrschaft erwähnte und Ende des zwölften Jahrhunderts für Saumtiere hergestellte Pass war seit der zweiten Hälfte des Mittelalters bis zum Anfang unseres Jahrhunderts eine der wichtigsten und belebtesten Strassen des Handelsverkehrs zwischen dem Norden und dem Süden, obwohl sie nur ein Saumweg und durch nicht geringe Naturschwierigkeiten beschränkt war — Schwierigkeiten, die durch ihren prachtvollen, im Jahre 1820 begonnenen und 1830 vollendeten Umbau in eine Kunststrasse beseitigt worden sind. Die nunmehr neu belebte Strasse führt durch das herrliche Thal der Reuss oder das Urseren-Thal im weiteren Sinne, das mit aller Romantik der Schweiz ausgestattet ist, und zu dessen Bevorzugung sich gewissermassen Natur, Geschichte und Anbau vereinigt haben. Zwischen Felsen, Gletschern, Waldbergen, Matten, Wasserfällen und Ortschaften, über kühn aufgebaute Brücken, durch Tunnel und Galerien windet sich diese merkwürdige Strasse in zahlreichen Schleifen als Länder verbindendes Band. Ihre Verkehrsbedeutung ist bedingt durch die Lage und Beschaffenheit der Gebirgsmasse des St. Gotthard und durch die ganze Gestaltung einer weiten Umgegend. Der St. Gotthard ist nicht ein einzelner hoher Berg, sondern eine ganze Bergmasse, ein von Südwest nach Nordost langgestreckter, mehrfach zerspaltener, felsig zerrissener und stark vergletscherter Hochgebirgszug, dessen höchste Punkte, der Pizzo Vinei bis 2959 m, das Winterhorn bis 2666 m, die Fibbia bis 2742 m, Monte Prosa bis 2738 m und das Tritthorn bis 3002 m ansteigen. Zu beiden Seiten streichen nach Ost und West, und zwar auf jeder Seite 150 km weit, in westöstlicher Richtung zwei grosse Gebirgszüge hintereinander und ziehen sich am St. Gotthard wie in einen Knoten zusammen, während zugleich von Norden her das Thal der Reuss und von Süden her das Thal des Tessin an ihm heransteigt. Mithin ist der St. Gotthard auf jener ganzen westöstlichen Erstreckung von 300 km der einzige Punkt, wo man den schwierigen Weg über eine so bedeutende Höhe nur einmal zu überwinden hat, wogegen sonst überall zweimal hohe Rücken zu überschreiten sind, wenn man in der Richtung von Nord nach Süd vorwärts will. Demnach ist auf der ganzen Strecke gerade an dieser Stelle die Strasse aus Deutschland nach Italien am einfachsten von der Natur angebahnt, und sie empfahl sich vorzüglich für die Rheinländer als naher Verbindungsweg nach Italien, der sich an die reichen

Handelsstädte Basel am Rhein und Mailand in der Lombardei anknüpfte.*)

Wie schon oben angedeutet (vgl. S. 93), liegt dieser so grossartig angelegte Alpenübergang verwaist da. Ein auf der Schweizer Seite bei Göschenen beginnender und auf der italienischen in der Nähe von Airolo mündender Tunnel von fast 15 km Länge, der mit Ausnahme einer 145 m langen Kurve in gerader Richtung durch den Berg geführt ist, und über dessen Mittelpunkt sich der Scheitel des Berges um 1700 m erhebt, durchschneidet jetzt den St. Gotthard: ein Riesenwerk, das nach zehnjähriger Arbeit im Jahre 1882 zum Segen von Nord und Süd vollendet ist. Die Mittel zu dieser vorzugsweise den Handelszwecken dienenden Bahn gaben die Regierungen von Deutschland, Italien und der Schweiz her. Ein nicht unerheblicher Teil des Warenverkehrs, der früher aus dem Orient und dem Südwesten seinen Weg über den Brenner oder durch den Mont Cénis nach Mittel- und Nordeuropa nahm, ist auf diese neue und kürzeste Verbindung des Nordens mit dem Süden hingeleitet, und vor allem hat die Bahn Italiens und Deutschlands Handel verbunden.

Schon aus der bisherigen Darstellung der Alpenstrassen ergiebt sich die besondere Wichtigkeit der Pässe, und man sollte ihre Höhe weit mehr ins Auge fassen als die der benachbarten Berggipfel, denen eine geschichtliche Bedeutung abgeht; denn die Brauchbarkeit der Pässe hängt gar sehr von ihrer höheren oder niedrigeren Lage ab und davon, ob sie schon frühzeitig im Herbst oder erst spät im Winter durch Schnee und Eis ungangbar werden, oder ob sie das ganze Jahr offen bleiben.

Die Alpenpässe mit ihren Hochstrassen sind jene eigentümlichen Durchgangsthore, in denen das ganze Jahr hindurch tierisches und menschliches Leben dahinströmt. Über die einen ziehen jährlich viele tausend Stück Rindvieh nach den „Welschlands-Märkten“ hindurch, über die anderen (besonders am St. Gotthard, Splügen und Lukmanier) unendliche Scharen von Zugvögeln zweimal des Jahres zum Übergange in den Norden und in den Süden. Den Menschen aber

*) Die erste Reise in einer Kutsche über den St. Gotthard unternahm der englische Mineralog *Greville* am 25. Juli 1775. Der Versuch kostete ihm 18 Karolin (über 300 Mark). Man brauchte von Altdorf bis Magadino sieben Tage für eine Strecke, die man jetzt in wenigen Stunden durchfährt, und dennoch wurde die Gotthard-Strasse jährlich von 16000 Menschen und 9000 Pferden benutzt.

waren sie als hochgelegene Wasserscheiden und Stromquellen seit uralten Zeiten heilige Orte und Versammlungsstätten zu religiösen Festen. Schon den alten keltischen Uranwohnern und später den Römern waren der Septimer, St. Gotthard und Grosse St. Bernhard heilig; in den christlichen Jahrhunderten wurden — wie fast überall an den heidnischen Kultusstätten — daselbst Kapellen gebaut, Hospize errichtet und teilweise noch in neuerer Zeit Bittgänge und religiöse Feste der Bergvölker abgehalten.

Auch waren sie die hohen Pforten, wo einst nach diesseits und jenseits eng zusammengedrängt die Völkerfluten durchwogten, wo von jeher der friedliche Verkehr und die feindlichen Streitmächte durchzogen, wo die Nachbarn Schanzen und Mauern aufwarfen und die denkwürdigsten Heeresübergänge und Schlachten stattfanden. Fast sechshundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gingen die Gallier über das Gebirge, 218 v. Chr. Hannibal, die Kimbern und Teutonen mehr als hundert Jahre später, dann die römischen Feldherren Marius und Cäsar; zahlreich waren die Alpenübergänge im Mittelalter; man denke ferner an die kühnen Züge während der französischen Revolutionskriege, besonders an die Märsche des russischen Feldherrn Suworow (1799) über den Kinzigkulm durch das Muottathal, dann über den Pragel und den Panixer-Pass, die an Kühnheit den gewagten Übergang Napoleons (1800) über den Grossen St. Bernhard zur Schlacht von Marengo übertrafen.

Die militärische Wichtigkeit solcher Stätten ist deshalb hier und da in früheren wie in neueren Zeiten durch Festungswerke bezeichnet. Die Römer hatten z. B. auf dem Grossen St. Bernhard in dem Felsenthale der Passhöhe eine kleine Besatzung zur Sicherung ihrer Heerstrasse von Italien nach Helvetien und verschiedene Befestigungswerke am Nordabhange; überhaupt war für sie die Beherrschung der Alpenpässe doppelt nötig, wenn sie Italien vor den Einbrüchen nordischer Völker behaupten wollten, da ja die Grenzmauer der Alpen für sie schwer ersteigbar, von Norden her leicht zugänglich war. So beherrscht die in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts erbaute Franzensfeste in Tirol (an der Brennerstrasse auf dem rechten Eisakufer nahe den mittelalterlichen, jetzt aber verfallenen Befestigungen der Brixener Klause errichtet) den dortigen Dreiweg des Nordens, Südens und Ostens; sie deckt die Brennerbahn und die von Osten her einmündende Pusterthalbahn. Hier in der Nähe sind

mehrere Punkte, z. B. die Pusterthaler (Mühlbacher) Klause, die Ladritscher Brücke, die Engpässe in der Richtung gegen Sterzing und den Brenner, heiss umkämpfte Stellen aus dem Tiroler Heldenkampfe von 1809.

Wer hat nicht vom Grenzpasse Finstermünz gehört, diesem des Felsen- und Berglandes Tirol so würdigen Eingangsthore, durch dessen Bergschlund der Inn sich tosend aus dem Engadin in das Oberinnthal hindurchwälzt? Auch dieser Pass war im Laufe der Zeiten mehrfach befestigt. Noch sind alte Trümmer von Festungswerken vorhanden, die 1079 der bayrische Herzog Welf gegen die damaligen Stürme in diesem Lande anlegte. Die darüber am Felsen hangenden Burgruinen von Sigmundseck stammen vom habsburgischen Herzoge Sigmund, dem Nachfolger Friedrichs mit der leeren Tasche. Auch oben in der Schlucht bemerkt man noch Reste einer dieselbe sperrenden Mauer, der Nikolausmauer, und daneben gähnen die Schiessscharten eines neueren Werkes furchtbar hernieder auf die im Jahre 1856 vollendete neue Hochstrasse, die aus dem Vintschgau und Engadin nach Innsbruck führt.

Die Bedeutung der zuletzt genannten beiden Festungswerke wird durch ihre Lage und die Stellung Tirols zu Österreich überhaupt erhöht. Da das Alpenland im Süden den mächtigen Felsenwall zum Schutze der österreichischen Monarchie bildet, und da Tirol mit Vorarlberg am weitesten nach Westen vorgeschoben ist, so muss Finstermünz, Brixen und Innsbruck als der Mittelpunkt dieses Alpenlandes betrachtet werden, der alle Verbindungen von Graubünden und der Lombardei, von West und Südwest in sich aufnimmt. Der Besitz dieses Gebietes ist also ein wesentlicher Bestandteil der Verteidigung Österreichs im Südwesten.

Auch das Emporkommen einer Zahl ansehnlicher Orte in der Nähe der Pässe ist auf die Heeres- und Verkehrszüge, die durch sie von jeher durchgegangen, wenigstens teilweise zurückzuführen. Denn nicht immer waren die Passwege so bequem wie in unseren Tagen; man bedurfte an ihrem Fusse jedesmal eigener Vorbereitungen und somit eines dazu bequem gelegenen und hilfreichen Ortes, wo Vorspann genommen oder wenigstens gerastet werden konnte; und wenn hier zugleich die Strassen sich gabelten oder kreuzten, so entstand ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt. Auf diese Weise hob sich Chur in Graubünden, bei den Römerzügen der alten deutschen Kaiser

immer der letzte Rast- und Ruhepunkt vor dem Übergange über den Splügen. An beiden Seiten der Brennerbahn blühten Innsbruck und Brixen auf: Innsbruck (s. Abb. S. 97), das an der Vereinigung der Brenner- und Innthalstrasse und in der Nähe eines nordwärts ins Isarthal führenden Passes liegt, und Brixen in einem Kessel des Eisakthales, in das kurz zuvor oberhalb das Pusterthal mündet. Weiter unten liegt überaus günstig in einer fruchtbaren, äusserst milden Senkung des südlichen Alpenabfalles Bozen, wo sich mit dem Eisak die Etsch, mit der Brenner-Strasse ein zweiter leichter Übergangsweg von Südtirol und Italien nach Deutschland, über Meran und durch den Vintschgau, vereinigt. Am äussersten südlichen Rande der Semmering-Strasse ist in einer der wichtigsten Lagen unter allen Alpenstädten die freundliche steirische Hauptstadt Graz erbaut; malerisch an der geeignetsten Stelle einer grossen Gebirgsbucht gelegen, nahe dem Rande des hier sehr zerschnittenen Gebirges, an einem Flusse, der mit seinen Seitenthälern nach mehreren Seiten hin dem Verkehre den Weg bahnt, am Fusse und Abhange ungemein lieblicher Hügel, geniesst es noch den Schutz eines inselartig 125 m hervorragenden schroffen Grauwackenberges, der die Ruinen einer früher sehr starken, ursprünglich gegen die Türken angelegten Befestigung trägt.

Einer gleich ausgezeichneten Lage erfreut sich am nördlichen Saume der Alpen (s. Abb. S. 108) das in unseren Tagen so viel besuchte Salzburg: die Lage in einer weit in das Gebirge hineinragenden Flachlandbucht zwischen den Alpen und der Donau, an einem Massengebirge, in das wenige Pfade und Thalgründe aus- und einführen, die günstige Stellung der Längs- und die beträchtliche Anzahl der Querthäler wirkten in eigentümlicher Weise auf die Hebung und Richtung des Verkehrs ein und gaben Salzburg einen Einfluss an der oberen und mittleren Donau, der besonders in kirchlichen Dingen hervortrat.

Die kleinen Hauptörter oben in den Passthälern selbst bestehen lediglich nur durch die Verkehrsbedeutung der Pässe; sie sind gewissermassen die Hochalpenhäfen, wo sich noch ein munteres und bewegtes Leben mit jener alten, vielgestaltigen Landstrassen-Romantik kundgiebt, das in der Ebene durch die Eisenbahnen völlig verdrängt worden ist. Diese Zurüstungen zu dem bevorstehenden Alpenübergange, das Abschirren der ankommenden, das Anschirren der abgehenden Packpferde und Maultiere, die Beförderung der Posten und Diligencen, das Schreien, Fluchen und Peitschenklatschen der Fuhr-

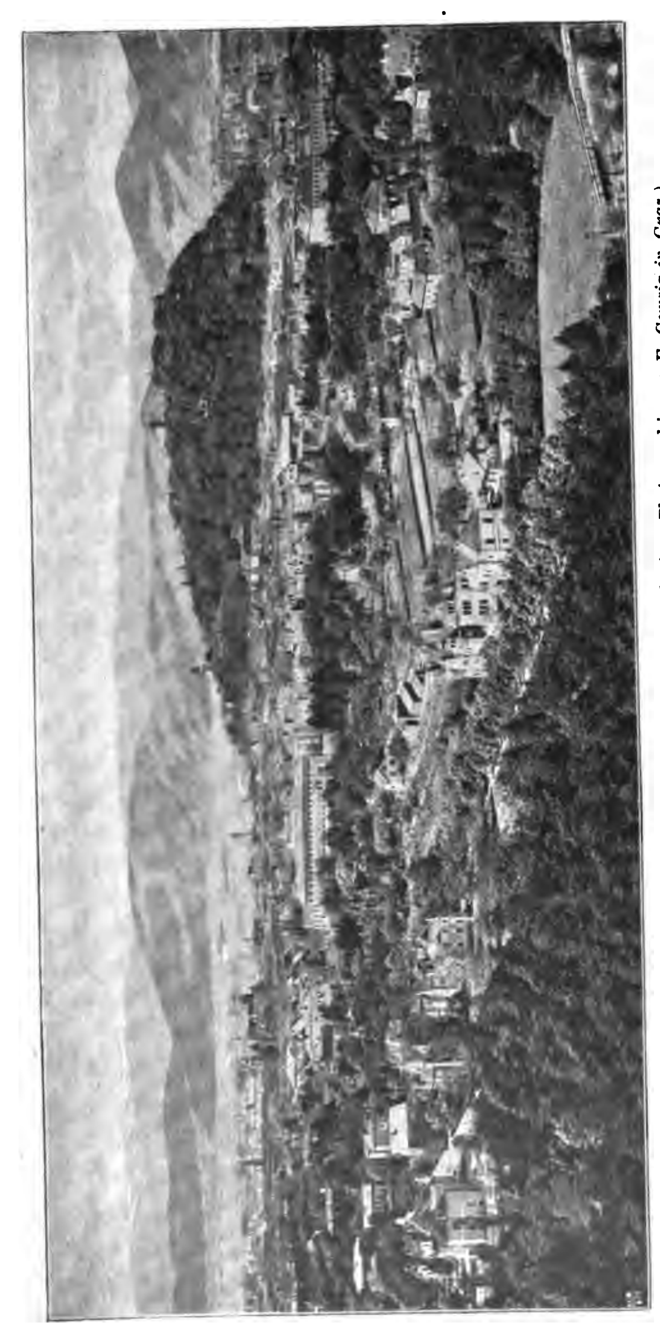


Fig. 13. Graz. *Bildersch. f. Österr.-Ungarn XXIII. (Nach einer Photographie von F. Gerwig in Graz.)*

leute und Tiertreiber, die hastigen Mahlzeiten halb erfrorener Reisender, das Hin- und Herzerren grösserer und kleinerer Haufen von Warenballen, das schmetternde Posthorn, der Maultiere und schweren Lastpferde weittönendes Schellengeläute, die vielzungige Sprache der Menschen — dies und anderes begegnet an einem solchen Orte dem Auge und Ohre zu gleicher Zeit oder schnell hintereinander, und so geht es fort fast ohne Rast und Ruhe Tag und Nacht, durch Sommer und Winter, jahraus jahrein. Welcher Gegensatz dieses unaufhörlichen, lärmenden Fuhrmanns- und Verkehrstreibens, in dessen Mitte Figuren aus aller Herren Ländern auftauchen, zu der ernsten, hoheitsvollen Natur, zu den Eiskuppen und Felsenthronen, die ringsum in erhabener Verlassenheit aufstarren, nie von einem menschlichen Fusse berührt!

In den östlichen Alpen entspricht die zunehmende Niedrigkeit der Pässe dem allgemeinen Abfall des Alpengebirges von Westen nach Osten, und diese bequemen Alpenübergänge sind nicht am wenigsten in Anschlag zu bringen bei der frühzeitigen Wichtigkeit der Beziehungen jener Thäler zu dem Osten Europas. Schon vor Cäsars Alpenzügen unterhielten die Römer mit den Bewohnern der Ostalpen, die sie mit dem gemeinschaftlichen Namen *Taurisker* (d. h. Bergbewohner) nannten, Handelsverkehr wegen des Eisenreichtums der heutigen Steirischen Alpen; dann wurden diese ältesten uns bekannten Einwohner jener Gegenden durch sie bezwungen und ihrer Kultur zugänglich gemacht; später drangen hier von Osten her, dem Laufe der Flussthäler folgend, die Slaven ein und vertilgten die weit nach dieser Seite hin vorgerückte römische Sprache und Bildung, bis schliesslich die Deutschen von der Donau her ihre Herrschaft, Sprache und Sitten daselbst ausbreiteten. So erinnern z. B. in der flachhügeligen Niederung von Klagenfurt („Furt der Glan“) heute noch die Ruinen des alten *Virunum* auf dem Zollfelde an Roms Herrschaft, sowie der dort in der Nähe befindliche ehrwürdige Herzogstuhl an die Zeiten, in denen die slavischen Herzöge von jenem Sitze aus die Belehnungen vornahmen. An der Quelle der Drau aber erhebt sich der Viktorienbühl, der Zeugnis giebt von dem siegreichen erhabenen Mute der Deutschen gegen die von Osten herandrängenden Wogen der Slaven.

Dass das Alpengebirge so früh und dann allmählich so vielfach von Strassen durchbrochen wurde, lag teils in seinem Völker- und

Produktenreichtum, teils und ganz besonders in der hohen politischen Geltung und überaus bedeutsamen Wechselstellung, in die nach und nach Italien, Deutschland und Frankreich zu einander kamen.

Uralte Fusswege und schmale Saumpfade dienten anfangs dem Lebens- und Handelsverkehr und den Heereszügen zwischen den genannten Ländern. Seitdem während der Alleinherrschaft des Augustus hauptsächlich durch Drusus die Alpenvölker unterjocht wurden, begann und erweiterte sich allmählich die Kultur der Alpen: seit dieser Zeit wurden Kolonien, Marktplätze, Bäder, Festungswerke, Brücken und künstliche Heerstrassen *(viae militares)* vom äussersten Westen bis zum äussersten Osten angelegt. Und gingen letztere auch grösstenteils wieder zu Grunde, so blieb gleichwohl noch eine Grundlage vorhanden, auf der die späteren Völker fortbauten. Durch die Landesfürsten entstanden hier und da für deren besondere Bedürfnisse einzelne Strassen, bis endlich in unserem Jahrhundert Napoleon bald nach der Schlacht von Marengo durch den energisch betriebenen Bau der Simplon-Strasse (1801 bis 1806) das kühne Beispiel zu grossartigen Strassenanlagen über die Alpen gab. „*Le canon, quand pourra-t-il passer les Alpes?*“ war die ungeduldig drängende Frage, die er wiederholt an den berichterstattenden Ingenieur-Offizier richtete. Später wurden von Österreich und in gleichzeitigem Wetteifer von der sardinischen Regierung und den kleinen Schweizer Gebirgskantonen Graubünden, Uri und Tessin staunenswerte Bauten ausgeführt, die zu den grossartigsten Werken der Wegebaukunst aller Zeiten gehören. Jetzt giebt es schon ein Viertelhundert breite Alpenstrassen, die auch über die Pässe hinüber mit Wagen jeder Art befahren werden können — welcher Unterschied zwischen dem Anfang und Ende des Jahrhunderts! Damals gab es nur zwei fahrbare Strassen, beide über niedrige Pässe der östlichen Alpen, die alte Brenner-Strasse von Innsbruck nach Bozen und der im Jahre 1726 von Kaiser Karl VI., der in Österreich so viel für Strassen that, über den Semmering dem Fuhrwerke geöffnete Übergang. Auf allen anderen Alpenstrassen von Nizza bis Innsbruck und wieder bis zur ungarischen Grenze mussten die Wagen der Reisenden am Fusse der Passrücken auseinandergenommen und um einen hohen Preis auf dem Rücken der Maultiere und Pferde stückweise über den Berg getragen werden.

Durch diese überaus kostspieligen Bestrebungen haben sich die Regierungen ein wahrhaftes Verdienst um die Menschheit erworben.

Und welcher Genuss, wenn man diese grossartigen Werke in der wundervollen Natur, durch die sie führen, zu betrachten und zu befahren Gelegenheit gehabt hat! Welche wechselvollen Naturbilder, welche mannigfaltigen Eindrücke und lebendigen Seelenerregungen! Schon die Wahrnehmung der klimatischen Gegensätze der Alpen und die Beobachtung der allmählichen Abnahme und des Ersterbens alles Lebens auf so kleinem Raume und in so kurzer Zeit gewährt einen ganz eigentümlichen Reiz. Die Klimate von fast 30 Breitegraden (denn die Temperatur der Alpengipfel entspricht beinahe dem 70. Grade nördlicher Breite) kann man bei einer Reise etwa über das Stilfser Joch (2760 m) in einem Tage durchwandern und ihre Wirkung auf die Natur in nächster Nähe erschauen. Du verlässt am Morgen in der Gegend von Meran oder oben im Vintschgau reiche und belebte Flecken; ihnen folgen zuerst grosse und stattliche Dörfer; sie werden immer kleiner und bescheidener, die Wohnungen der Menschen niedriger und gedrückter; anstatt der grossen Weingärten, Korn- und Maisfluren, die du des Morgens gesehen, begegnest du mehr und mehr nur kleinen, an Felsen klebenden Äckerchen und winzigen Gärtchen hier und da, zuletzt nur blossen Wiesen; die freundlichen, blühenden Fruchtbäume hören auf, und der Schatten finsterer Nadelgehölze umfängt dich oder sinkt zu dir auf die Strasse nieder; der Bergstrom, der dir sonst immer als Führer zur Seite war und mit seinem Wüten und Toben dir kaum gestattete, dich mit deinem Gefährten zu unterhalten, fängt an kleinlaut zu werden und zu verstummen; auch jene Gehölze verdünnen sich allmählich zu wenigen einzelnen, niedrigen, verkrüppelten, wind- und wetterzerrissenen Lärchen- und Zirbelstämmen, die sich an die Mutter Erde anschmiegen, um bei ihr zu erwarmen; du trittst endlich in das Gebiet der kahlen Alpenweiden und der kalten Schnee- und Eisthäler ein, und fast scheint es dir, als ob du im Laufe eines Tages mehrere Monate erlebt oder Hunderte von Meilen zurückgelegt habest. Es ist kein Wunder, dass diese Erscheinungen allein schon eine ganze Stufenleiter von Empfindungen erwirken.

Solche Thäler hat kein anderes Gebirge. In die grossen, allzutiefen Thäler der skandinavischen Gebirge dringt das Meer fast bis zu ihrem Hintergrunde; die Pyrenäen und Hochkarpaten haben Mangel an grossen Thälern, und ein Gleiches zeigt sich bei dem Kaukasus, wo blosse Felsspalten an ihrer Stelle sind, die von unzugänglichen,

unersteiglichen Wänden eingefasst werden. Soweit uns ferner das erhabenste Gebirge Asiens, der Himalaya, bekannt ist, bieten seine höheren Thäler auch in ihrem Grunde meist nur unfruchtbare Felsen dar, und an seiner Nordseite liegen Hochflächen von der Höhe unserer mittleren Alpenkämme. Die amerikanischen Anden besitzen zwar Längsthäler, aber von ganz anderer Art als die Alpen, nämlich hoch über der Ebene in einer Höhe wie unsere höchsten Alpengipfel, und die Zugänge zu ihnen sind wilde steile Felsenschluchten, durch die sich die Gewässer herabstürzen.

In der That, es giebt kein Hochgebirge auf der Erde, das einen solchen Reichtum an Thälern von so verschiedener Brauchbarkeit aufweisen könnte wie die Alpen, und unser Deutschland hat seinen guten Teil daran. Zum Rhonethal öffnen sich vier grosse Alpenthäler, zum Rheinthale fünf, zum Pothale acht und zum Drauthale zwölf, und ausserdem öffnen sich noch sieben grosse Alpenthäler unmittelbar zum Meere. Somit werden zusammen nahe an vierzig Thäler gebildet, von denen jedes nach seiner Stellung, seinem Bau und seinen Erzeugnissen von dem anderen verschieden ist.

Endlich erwäge man die ethnographischen und geschichtlichen Verhältnisse und Einwirkungen der Alpen. Schon der griechische Geschichtschreiber *Polybius* im zweiten Jahrhundert v. Chr. sprach seine Verwunderung über die starke Bevölkerung der Alpen aus; die Römer lernten etwa fünfzig kleine Völkerschaften in ihnen kennen, und darauf seit den Zeiten des Mittelalters bis auf unsere Tage hatten darin zahlreiche Zweige der drei vornehmsten europäischen Völkerstämme, Zweige von romanischer, germanischer und slavischer Abstammung, ihre Wohnsitze — eine Mannigfaltigkeit, durch die das alpinische Gebirgssystem auch ein ausserordentlich reiches ethnographisch-historisches Gepräge erhielt, das hauptsächlich durch seine geographischen Verhältnisse mit bedingt wurde.

Gegenwärtig mögen von der Gesamtbevölkerung der Alpen, die man auf acht Millionen annehmen kann, etwa dreieinhalb Millionen Deutsche und ebensoviel Romanen und etwa eine Million Slaven sein. In der Schweiz befinden sich unter der etwa drei Millionen Einwohner zählenden Bevölkerung 71,4 Prozent Deutschredende, 21,8 Prozent Franzosen, 5,3 Prozent Italiener und 1,3 Prozent Rhätoromanen.

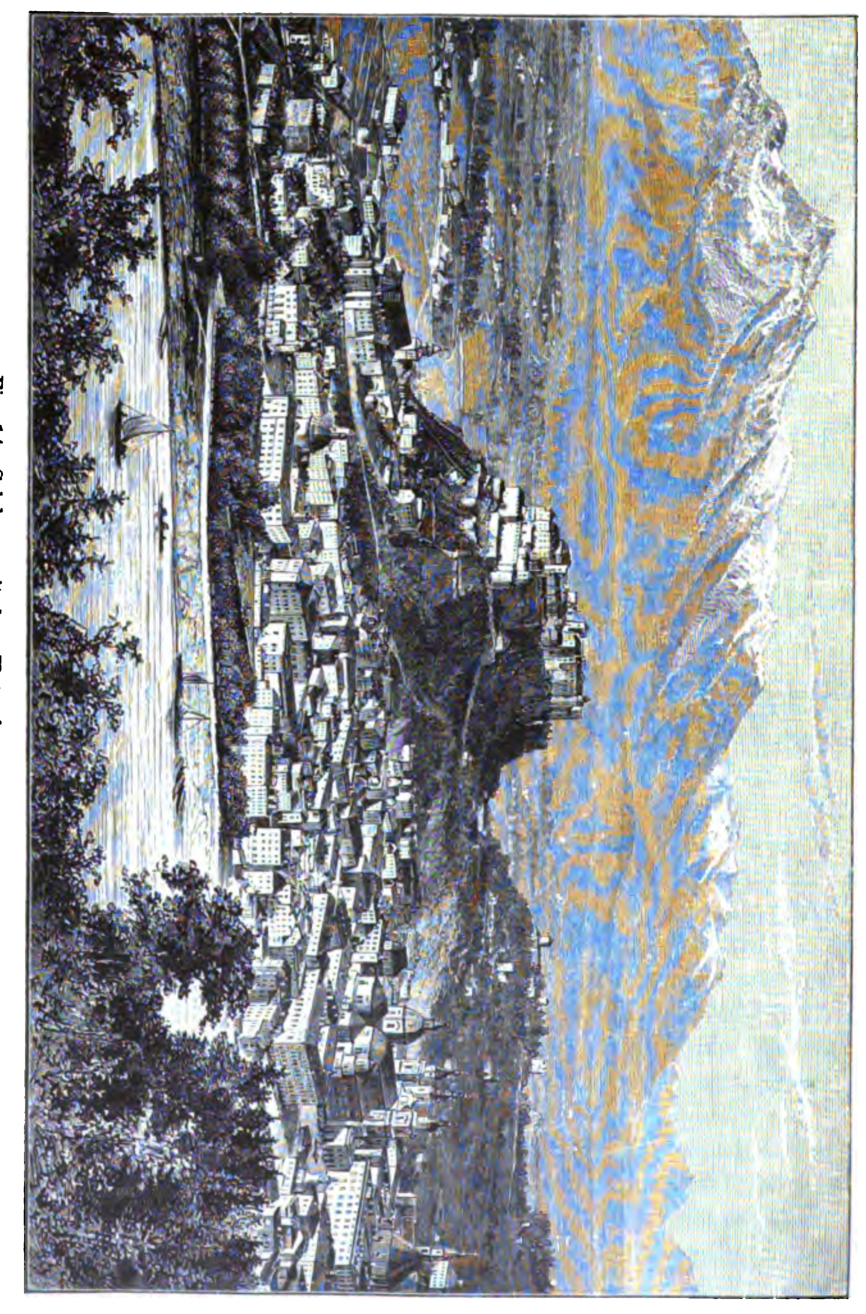


Fig. 14. Salzburg mit dem Untersberg. *G. B. III*^{1}*, 57.*

Berücksichtigen wir ihre Lebensart und ihre Beschäftigungen, so liegen etwa eineinhalb Million dem Hirtenleben, die anderen verschiedenen Gewerben ob.

Indes welche Verschiedenheit auch unter den Bewohnern der Alpen rücksichtlich ihrer Abstammung, Sprache, Lebensart, ihrer Sitten und Gebräuche stattfindet, so treten doch deutlich gewisse allgemeine und gemeinsame Charakterzüge hervor; denn ein Gebirgsland von solcher Eigentümlichkeit wie die Alpen äussert einen entscheidenden Einfluss auf Lebensweise, Sinnesart und körperliche Beschaffenheit seiner Bewohner. Was der Älpler auch sinnt und thut, die Berge setzen ihm Richtung, Ordnung und Mass; in der Wahl seiner Wohnstätte, seines Ackers, seiner Weide, seiner Beschäftigung, seines Verkehrs — immer wird er an ihre gewaltige Herrschaft gewiesen, die ihn von allen Seiten mit den mannigfaltigsten Eindrücken, Mahnungen und Nötigungen umgiebt. Aber wie fest sie ihn auch umschliesst, wie hart er bisweilen ihr Joch empfindet, sie hält ihn nicht mut- und hoffnungslos zu Boden gedrückt, sie zieht ihn hilfreich wieder empor; auf wunderbare Weise bleibt seine Liebe ihr zugethan, und mit erhöhter und mit gestählter Kraft wirkt er selbst veredelnd und beherrschend auf sie zurück. In der That, der Alpenbewohner gewährt auch jetzt, nachdem gewisse Einflüsse von aussen her nicht eben günstige Umgestaltungen hervorgebracht haben, immer noch das Bild eines anziehenden, durch Naturfrische ausgezeichneten Menschenschlages.

In der Alpenwelt pflegt nicht nur der Waldarbeiter, der Kohlenbrenner, Holzflösser, Jäger und Hirt Tage, Wochen, ja Monate lang Umgang und vertraute Bekanntschaft mit den Bergen, auf deren Abhänge und Gipfel und in deren innerste Winkelschluchten ihn sein Geschäft führt. Auch der Ackersmann muss ihr Vertrauter werden; denn nicht hat er wie der Bauer der Ebene seine Felder in einem abgerundeten, nahegelegenen Ganzen beisammen, das er mit verhältnismässig leichter Mühe bebauen könnte; vielmehr ist im Alpenlande, einzelne gesegnete Striche abgerechnet, weniger fruchtbares Erdreich, und dies wenige, auf verschiedenen Stufen weit zerstreut, muss dem Boden abgerungen werden. Hier ruft den Bauer seine Thätigkeit in alle Höhengürtel des Gebirges: in die obersten, wo er sein Vieh weidet, in die mittleren, in denen er sein Holz findet, in die unteren, wo mancher schmale Streifen Feldes oder der kleine Weinberg zu

bestellen ist, bis in die Thalsohle hinab, wo oft sein vornehmster Acker liegt. — Und eine gleiche Vertrautheit mit der Alpenwelt zeigt sich in dem lebhaften Handelsverkehre zwischen den Dorf- und Stadtbewohnern hüben und drüben. Der Handelsmann, sei es der Spitzen- und Schnittwarenhändler aus Vorarlberg und dem Lechthale, der Handschuh- und Teppichverkäufer aus dem Ziller- und Defereggenthale, der Stubaier mit Eisenbarren, der Grödner mit Schnitzwaren, der Viehhändler aus Passeier oder der Wein- und Fruchthändler aus den gesegneten Etschgauen — sie alle ziehen über die Alpenpässe, aus einem Thal ins andere, vorüber an den gehörnten und eisgepanzerten Bergriesen, die in vielfachem Wechsel von Kleid und Miene sich ihrem Blicke darstellen, bald in der blendenden Hülle des Winters, bald im lachenden, bunten Frühlingskleide, bald von stürmenden Wolken umsaust, bald wieder von Regenstrichen gepeitscht oder von Blitzen umzuckt, gestern von dicken Nebeln umwallt, heute vom Glanze der Sonne verklärt — so wird das Land ihnen traut und lieb.

Mit dieser Natur von Jugend auf verwachsen, durch sie tagtäglich in Anspruch genommen, auf ihren Umgang fast allein hingewiesen, ihr die Erzeugnisse zwar mit Mühe, bedenklicher Wagnis und Gefahr, gleichwohl hinreichend, ja sogar in reichlichem Masse abgewinnend, sollte da nicht der Bewohner der Alpen vorzugsweise von lebendiger Liebe zur Heimat erfüllt werden? Wenn seine Gewandtheit in der Ferne Behaglichkeit und Glück des Lebens ihm erworben hat, kehrt er mit Reichtümern zurück und wird unmerklich von der Alpennatur dermassen wieder gefesselt, dass er sich der einfachen Gebirgsweise und den alten Gewohnheiten der Väter wieder zuwendet, fremde Bedürfnisse und fremde Weise alsbald ablegend. So begegnet man selbst in den unwirtlichsten Thälern Graubündens Leuten, die sich dort aufs neue niedergelassen, nachdem sie in den verschiedensten Weltgegenden ein Vermögen erworben hatten. Nicht die Bekanntschaft mit weichlichen Genüssen, Sitten und Gewohnheiten, nicht die tausenderlei Bequemlichkeiten des grossstädtischen Lebens konnten sie zurückhalten, in ihre rauhere Gebirgswelt zurückzukehren, die sie auch in der Ferne wie mit Zaubergewalt gebannt hielt. Es wäre eine irrige Ansicht, wollte man den Hauptgrund jener Erscheinung in den freien politischen Einrichtungen ihres Vaterlandes suchen, denn es wird dem Schweizer nicht allzuschwer,

sich an fremde Staatsformen zu gewöhnen; aber den heimischen Boden vergisst er nie, „das Alphorn hat mir solches angethan". Und wir finden dasselbe auch in Tirol, vorzugsweise bei den Bewohnern des durch Andreas Hofer berühmt gewordenen Thales Passeier. Soweit sie auch als Händler hin und her wandern, es fliegt ihnen kein neues Bedürfnis an, und mit den einfältigsten Augen von der Welt ziehen sie an den Reichtümern dieser Erde vorüber. So sehr ist ihr sonst heiterer Sinn von der Härte des Lebens in ihrem strengen Thale gefesselt.

Den alten Gewohnheiten wendet sich der Alpenbewohner wieder zu. In der Abgeschlossenheit seines Thales, bei der Unbekanntschaft mit der Aussenwelt, deren veränderliche und abweichende Moden ihn nicht verlocken können, ist er in der Grossartigkeit seiner Naturumgebung immer auf dieselben Gegenstände und deren Wiederkehr angewiesen. Auf denselben Wegen zieht er in seinen Thälern und Bergen fortwährend hin und zurück. Ein Abweichen rechts und links vom gewohnten Pfade könnte oft nur mit grosser Mühe, ja nicht ohne die Gefahr eines bedenklichen und lebensgefährlichen Abirrens geschehen. So wirkt die Natur von verschiedenen Seiten her, um ihn auf dem alten Geleise der Gewohnheit zu erhalten.

Viele gewöhnliche Geschäfte, bei deren Verrichtung der Bewohner des Flachlandes wenig oder gar nichts von Mühe verspürt, sind für den Älpler nicht nur höchst anstrengend, sondern bisweilen ebenso gefährlich als in dem Erfolge unsicher. Jahre hat er auf die Urbarmachung seiner Wiesen und seines Ackers am Bergabhange verwendet; ein einziger Gewitterguss vernichtet schonungslos diese Mühe, die Felder fusshoch mit Steingetrümmer bedeckend. Noch jetzt ist die furchtbare Überschwemmung in den Zillerthaler Alpen am 16. und 17. August 1878 und der Bergsturz von Elm am 11. September 1881 nicht vergessen. Die verheerenden Murgänge oder Schlamm- und Steinlawinen scheinen infolge der Wildbachkorrektion nachgelassen zu haben, aber in der Erde zittert noch die alte Faltung nach, unterirdische Höhlen bilden sich und stürzen ein und lassen die Erde erbeben: hat man doch von 1880—96 in der Schweiz 699 Erdstösse gezählt, die sich auf 118 Erdbeben verteilen, davon im Jahre 1896 an 16 Tagen 22 Erschütterungen! Des Lebens Notdurft spornt den Menschen an, das Zerstörte wieder herzustellen, und doch befindet er sich jetzt in demselben Zustande der bangen

Ungewissheit, ob vielleicht nicht schon in den nächsten Tagen das Werk unsäglicher Anstrengung abermals vernichtet werde. „Schweigsam, wachsam, rasch sein ist unsere Art," sagt *Dixon,* „denn wir legen uns nieder, während an unserer Thür die Gefahr steht, und wir müssen aufstehen, ihr zu begegnen, sobald der Augenblick da ist." Da ist also jede Besitzesstätte eine fortwährende Kampfes- und Übungsstätte zu Ausdauer, Unverdrossenheit, Genügsamkeit und Gottvertrauen.

Aber religiöser Sinn wird noch durch anderes geweckt. Der Älpler sammelt hoch oben am steilen Abhange eine Kütze Gras für den Wintervorrat; er kann sich hierbei den Tod holen. Er macht einen Weg nur von einem Dorfe zum anderen, „am Abgrund leitet der schwindlichte Steg, er führt zwischen Leben und Sterben"; er kann hier von Verderben bringenden Wettern überrascht oder, bei Schneegestöber, Sturm und Nebelregen den unkenntlich gewordenen Pfad verfehlend, einem furchtbaren Grabe in der Tiefe der jähen Wand zugeschleudert werden. Solche Gefahren mahnen doppelt an den dort oben, der über Sonnenschein und Sturmesbrausen gebietet, und so findet sich der Alpenbewohner vor Beginn des Geschäfts oder der Reise mit seinem Schöpfer ab. Gar oft kann man unten am Fusse des Joches oder oben auf dem Bergrücken, in der Öde zwischen grauen Felsen und glänzenden Schneefeldern, Zeichen und Stätten flehender und dankender Andacht gewahren.

Die vielen Gefahren machen die Bewohner der Alpen auch unerschrocken, zuversichtlich, gewandt und stark, spannen alle Kräfte ihres Körpers, Geistes und Gemüts, bilden sie aus und erhalten sie frisch. Wer die Älpler beobachtet hat, wenn sie schwer beladen auf gefährlichen Pfaden wandern, wo jeder falsche Tritt ein Schritt zum Grabe ist, der wird begreifen, wie aus diesen Kindern des Hochgebirges jene berühmt gewordenen, hochherzigen Streiterscharen hervorgehen konnten, die den in ihre Berge eindringenden wohlgeschulten Heeren fremder Eroberer einen thatkräftigen Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Die urwüchsige Kraftäusserung und Gewandtheit tritt in so manchen Liebhabereien und Volksbelustigungen zu Tage: der Gemsjäger schleppt die schwer wiegende Last der Gemse oft über Gletscher, an Abgründen vorüber, an den steilsten, glattesten, bröckligen oder schlüpfrigen Pfaden herunter ins Thal; eine sichere Hand und ein scharfes Auge verlangen aber auch

die in allen Alpenthälern so beliebten Scheibenschiessen, Muskelkraft und Gewandtheit die Schwingfeste in der Schweiz und die Faustkämpfe in Tirol, die zwar nach festen Spielregeln ausgeführt werden, aber nicht immer unblutig verlaufen.

Auch in den Künsten des Friedens tritt der Alpenbewohner keineswegs hinter den Leistungen der anderen Völker zurück. Die trefflichen Kunststrassen, welche die Thäler durchziehen und in kühnen Windungen über die Gebirgskämme hinübergeführt sind, die

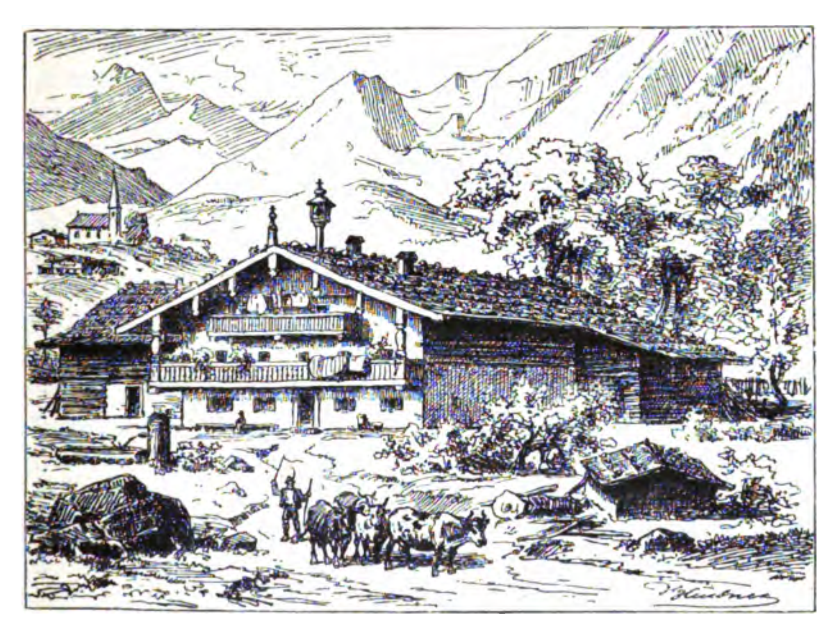


Fig. 15. Tiroler Haus. *Seydlitz C.*

Tunnelbauten für die Schienenwege, die kühnen Überbrückungen von Flüssen und Thälern, die Stromregulierungen, die bei den meisten Hochgebirgswassern nötig sind — sie alle sind vorzugsweise durch einheimische Baumeister und Ingenieure ausgeführt. Ebenso liegen die Geburtsstätten so mancher tüchtiger Maler und Bildhauer der Neuzeit in den Alpen, wenn auch ihre Kunstleistungen sich ausserhalb ihrer Heimat entwickelten: unter vielen anderen *Defregger* aus dem Tiroler Pusterthal, *Makart* aus Salzburg, *Vautier* aus Morges am Genfer See. — Hieran reihen sich, gleichsam als Spiegelbild der Sitten und des Lebens der Gebirgsbewohner, ihre Leistungen in der

Holzarchitektur, die vorzugsweise in der geschmackvollen Ausschmückung der Giebel und Balkone ihrer oft mit Kernsprüchen gezierten Wohnhäuser zur Geltung kommt, und die auch in vielen anderen Ländern für die Anlage ländlicher Wohnungen mustergültig geworden ist. Übrigens ist auch die Form des Hauses durch die Landesnatur hervorgerufen: weil man so lange Zeit im Jahre von der Aussenwelt abgeschnitten ist, muss man alles unter einem Dache haben; deshalb hat das Schweizerhaus ebenso wie die Baude im Riesengebirge das weit vorspringende Dach, unter dem die Vorräte und das Geschirr Platz finden. — Endlich gedenken wir der Thätigkeit der Bildschnitzer, die es meisterhaft verstehen, aus dem harten auf ihren Bergen wachsenden Holze, aus Knochen und Elfenbein Figuren und Naturgegenstände nachzubilden; das Grödener Thal in Tirol, Berchtesgaden, die Fichtau bei Gmunden, Brienz und das durch seine Passionsspiele berühmt gewordene Oberammergau sind die Hauptorte für den Betrieb dieses Kunstgewerbes.

Auch die Kunst des Gesanges und die Ausübung der Musik ist, von dem Echo der Berge gelockt, den Alpenbewohnern wie allen Gebirgsbewohnern eigen, und dazu kommt eine frische, in der Anschauung der Landesnatur und in den Erscheinungen des täglichen Lebens wurzelnde harmlose Volkspoesie. Überall ertönt jener den Bergvölkern von der Grenze Frankreichs bis nach Ungarn eigentümliche Gesang, das Jodeln, der meistens den wiederhallenden Schlusssatz jener lieblichen Volksweisen bildet und, mit oder ohne Zitherbegleitung, hier in naturwüchsiger und ungekünstelter Weise, dort, wo der Fremdenverkehr höhere Ansprüche erhebt, kunstvoller vorgetragen wird. Die eigentliche Wiege des Jodelns sind die Ostalpen, während sich in der Schweiz statt dessen der vierstimmige Männergesang eingebürgert hat.

Wir nannten vorhin den Bewohner der Alpen stark. In der That ist er das in den fruchtbareren und wohlhabenderen Gegenden, er mag dem deutschen, romanischen oder slavischen Volksstamme angehören. Besonders wird durch das Steigen eine breite Brust und kräftige Steigmuskulatur entwickelt, und die Tracht hebt den Körperbau noch dadurch, dass sie, eben mit Rücksicht auf das Bergsteigen, Brust und Knie unbekleidet lässt. Wer hat nicht, um einige bekannte Gaue hervorzuheben, Wohlgefallen an der festen, gediegenen oder hohen und schlanken Gestalt und echt männlichen Gesichts-

bildung der Tiroler aus dem Ziller- und Oberinnthale, aus dem Etschlande um Meran und aus Passeier? Auch das Weib in jüngeren Jahren ist dort durch Fülle, Leichtigkeit und Frische eine anmutige Erscheinung. Die Passeierinnen zum Beispiel auf der mittleren Höhe der Bergwände ihres Thales sind mit so ebenmässigem Wuchse, so edlen Gesichtszügen und so zarter Gesichtsfarbe ausgestattet, dass ihnen nur die modischen Kleider und das gewandte Benehmen fein erzogener und vornehmer Geschlechter fehlen, um als hervorragende Zierden der Frauenwelt gefeiert zu werden. Aber allerdings verliert das Weib fast überall in den Alpen sehr früh diesen Schmuck der Natur infolge der anstrengenden Arbeit.

In den armen und verhältnismässig überdicht bevölkerten Strichen erhebt sich der Alpenbewohner wegen ungenügender Nahrung nicht über die gewöhnlichen Erscheinungen der Menschenwelt, ja in den schattigen und feuchten Engthälern bleibt er sogar unter der Mittelmässigkeit zurück, wie denn hier zahlreiche Krankheitsanlagen darauf hinweisen, dass solche Thäler nicht wohl zum Wohnplatze des Menschen geeignet sind. Es macht einen tiefschmerzlichen Eindruck, wenn man hier und da auf jene unglücklichen menschlichen Wesen stösst, die in den Alpen als Fexen, Kretinen, Troddeln, Torken, Dosten bezeichnet werden. Es sind dies jene körperlich und geistig verkümmerten Missgestalten mit unregelmässig gebautem Schädel, blöder Miene und stieren Augen, mit ungeheueren Kröpfen, aufgetriebenem Unterleib und kurzen, oft krummen Beinen: gnomenhafte, verkrüppelte Schreckensgestalten. Auf welche Ursachen dieser in seiner abstossendsten Form soeben gezeichnete Kretinismus zurückzuführen ist, ob auf Trinkwasser, Mangel an Luft und Licht oder auf soziale Eigentümlichkeiten, darüber herrschen bis jetzt noch verschiedene Ansichten. Am häufigsten tritt er in einigen Thälern der Kantone Uri, Graubünden, Wallis und Waadt, und in den Ostalpen in Salzburg, Oberösterreich, Steiermark, Krain und Tirol auf, doch haben die philanthropischen Bemühungen der Neuzeit durch Beschaffung gesunderer Wohnungen und Nahrungsmittel sowie durch eine Veränderung der Lebensweise günstige Ergebnisse erzielt.

Ein Glück für solche Unglückliche ist das weiche und religiöse Gemüt der Hochgebirgsbewohner; man lässt ihnen mitleidigen Schutz angedeihen, teils weil sie dessen in besonderem Grade bedürfen, teils aber auch, weil man in ihnen den Finger Gottes und gleichsam

die Märtyrer zu erkennen glaubt, die für die Sünden der ganzen Familie gestraft worden seien.

Aber nicht bloss in Beziehung auf das Volkstümliche, auf die Eigenart und die Lebenseinrichtung seiner Bewohner, überhaupt nicht bloss innerhalb seines Gebietes hat das Alpengebirge einen unverkennbaren Einfluss geübt; er reicht viel weiter, und zwar seit langen Zeiträumen. Denn so wie es durch seine Ausdehnung in die Höhe und Weite und durch seine Lage in Europa vermocht hat, diesem seinen Stempel aufzudrücken, so wie alle Neigungen der Hauptstromthäler von ihm als der ersten Wasserscheide Europas ausgehen, und so wie es der Tier- und Pflanzenwelt des Erdteils ihre natürlichen Grenzen setzt und seinen Lufthimmel, seine grossen Klimagebiete in einen Norden, Süden, Osten und Westen (Deutschland, Italien, Ungarn und Frankreich) scheidet, ebenso scheidet es durch seine Hauptmassen die Stämme und Sprachen der Völker, die Staaten und Reiche, ohne jedoch, was ganz besonders berücksichtigt zu werden verdient, mit dieser Scheidung eine vollständige Trennung und Sonderung herbeizuführen; denn überall ziehen sich teils zu den Seiten, teils mitten hindurch Stromthäler, Thalschluchten, Pässe und die verschiedensten Arten natürlicher und künstlicher Verkehrsbahnen.

Endlich hatten die Alpen einen bedeutsamen Einfluss auf den Gang der gesamten Kulturgeschichte. Nur unter dem Schutze der Alpenmauer konnte sich die aus Griechenland durch die Römerherrschaft nach Italien verpflanzte Kultur daselbst dauernd festsetzen. Denn in den frühesten Zeiten wehrte das Gebirge die von Norden her mit Vernichtung drohenden Völkerstürme ab; später vermochten dann die erstarkten Römer gegen etwaige, nicht allzugewaltige Versuche die Alpenpforten zu verschliessen; und noch später, nachdem sie von Süden her die Wege durch die Alpen gebahnt und ihre Kultur über diese hinausgetragen hatten, erfolgte in dem unwiderstehlichen Drange der Völkerwanderung zwar ein furchtbarer Rückschlag von Norden, aber er konnte nicht in der ganzen Breite der Halbinsel vernichtend treffen, sondern nur durch die einzelnen engen Passpforten fühlbar werden. Ein neues kräftiges Geschlecht drang durch dieselben Wege ein, auf denen die geistigen Früchte des Südens, soweit sie verschont geblieben waren, zurückströmend nun auch wieder nach Norden hinaus sich verbreiteten und die Wildheit

der empfänglichen Barbarengemüter zu zähmen begannen. Europas Kulturentwicklung hätte sich anders vollzogen ohne die Alpen.

An der Grenze der eigentlichen Alpen, zum Teil schon dem Vorlande angehörend, liegen die herrlichen Alpenseen, deren Zahl *Schaubach* auf 436 angiebt. Sie sind eine so eigentümliche Zugabe, ein so anziehender Schmuck dieses Gebirges, sie haben eine so hohe Bedeutung in ästhetischer und kulturgeschichtlicher Beziehung, dass sie weit mehr, als dies bei vielen anderen Seen der Fall ist, unsere Teilnahme beanspruchen; ja bei dem Zauber, womit sie auf Sinn und Gemüt des Menschen wirken, gewinnen sie uns vorweg von selbst.

Schon der Name „Alpensee" weckt die Sehnsucht in dem fernen Fremdling, der unerwartete Anblick versetzt den Wanderer in Entzücken und der Anwohner liebt sie wie seine Alpen selbst. Man hat Waadtländer und Genfer fern von ihrem Heimatsee Thränen der Sehnsucht und Thränen der Freude weinen sehen, wenn sie heimkehrend auf der hohen Bergstrasse seiner wieder ansichtig wurden. Ja, es ist ein zauberisches Stück Land, das sich da vor uns aufthut, wenn wir das helle Seeauge zu uns herauffunkeln sehen, und wie sehnsüchtiges Verlangen packt es uns, hinabzusteigen in das kühle, waldumrauschte Paradies. Gott grüss dich, du leuchtender Bergsee!

Auch viele andere Länder zeigen einen Reichtum an Seen, aber die meisten von ihnen breiten sich innerhalb platter, einförmiger Ufer aus und sind in der Regel nichts weiter als oberflächliche Wasserbecken. Wie verschieden hiervon sind die grösseren Alpenseen! Zwar finden sich auch unter ihnen, z. B. in den ebeneren Teilen der Schweiz, einige, die in ihren Umrissen wenig Auffallendes haben; doch die meisten erscheinen sofort stark gekennzeichnet, und jeder von ihnen hat eine bestimmte Eigenart, die im innigsten Zusammenhange mit den umgebenden Gebirgsmassen steht: der Ursprung und das Gepräge der Seebecken und demnach das Antlitz der Seen findet eine genügende Erklärung nur in der Beschaffenheit und Form der anliegenden und einschliessenden Fels- und Berggebilde, deren oft so merkwürdig eingeschnittene Umrisse sich in vollständiger Übereinstimmung mit der Ufergestaltung befinden.



Fig. 16. Der Zugspitz mit dem Eibsee. *G. B. I, 3.*

Die genauere Untersuchung der Seen in den letzten zwanzig Jahren hat gezeigt, dass viele Meinungen über die Entstehung der Alpenseen auf Irrtum beruhen. Sie sind weder durch die Auffaltung des Gebirges vorgebildet, noch der Rest früherer Meeresbedeckung, sondern im allgemeinen erst in neuerer Zeit, etwa seit der Vergletscherung, entstanden. Man teilt sie füglich in zwei grosse Gruppen, die Hochgebirgs- oder Hochseen und die Rand- oder Vorlandseen. Die ersteren zeigen wieder hauptsächlich zwei verschiedene Formen, die Cirkusseen und die Thalseen.

Die Cirkusseen sind meist klein und haben gewöhnlich eine ovale Form, die dem Bogen der sie rings umgebenden Berge entspricht. Nach dieser Form des halbkreisförmig von Felswänden abgeschlossenen, nicht gleichmässig weiterverlaufenden Thales hat man den Namen „Cirkusseen" oder die aus dem Norwegischen entlehnte Bezeichnung „Botner" eingeführt. Mit einem in den Alpen einheimischen Ausdrucke nennt man die kesselartige Ausweitung auch „Kar" und spricht dann von „Karseen". Nicht selten stürzt der Karboden unvermittelt auf die nächste Stufe ab, die wieder amphitheatralisch von Felsen umschlossen ist und wohl auch wieder ein Seebecken aufweist, so dass manchmal mehrere Seen staffelförmig untereinander liegen, durch Schutt oder durch Felsbänke voneinander getrennt. Die trennende Masse zeigt zugleich, dass die Wasser durch eine festere Gesteinsbank oder durch angehäuften Fluss-, Berg- oder Gletscherschutt angestaut und abgedämmt worden sind. Über die Entstehung des Cirkusthales selbst sind die Meinungen geteilt: einige wollen, da überall von den Bergwänden Wasserfäden herablaufen, die Auswaschung des Thales nur dem fliessenden Wasser zuschreiben, andere führen sie auf das Gletschereis früherer Zeiten zurück. Man denkt dabei nicht nur an das Stauchen des Bodens durch die Eismassen, sondern auch daran, dass der Boden unter dem Eise ebenfalls gefriert und wieder auftaut wie der Gletscher selbst und also auch an seiner Bewegung teilnimmt. Besondere Vertiefungen lassen sich ferner nach Art der heutigen Gletschermühlen und Riesentöpfe erklären, d. h. der Gletscherbach quirlt in strudelndem Wasserfalle Steine umher und höhlt dadurch grosse Löcher aus, die unter diesem Namen beispielsweise aus dem Gletschergarten in Luzern bekannt sind.

Auch in langen, gleichmässig verlaufenden Thälern werden grössere oder kleinere Strecken durch Schutt abgedämmt und mit

einem Thalsee ausgefüllt, der manchmal durch einen Bergsturz in mehrere Seen getrennt wird, oder in den von der Seite her der Schuttkegel eines Zuflusses hineinwächst; die erste Art der Trennung hat zwischen dem Königs- und Obersee stattgefunden, durch die letztere ist z. B. das Bödeli zwischen dem Thuner und Brienzer See gebildet. Bei allen diesen Seen ist der Boden von Schutt geebnet, und die Bodenformen entsprechen durchaus nicht immer den teilweise so schroffen Wänden, die mauerartig als Ufer aufragen. Ihre Entstehung entspricht der Thalbildung, also sind diese Seen in den seltensten Fällen Bergspalten oder Bergstürze von unergründlicher Tiefe, wie man früher glaubte. Die Wassermasse selbst der tiefsten Thalseen liegt wie eine dünne Schicht in den Thälern; schon die verhältnismässig niedrige Salletwand übertrifft dreimal die Tiefe des Königssees; der Watzmann überragt den Wasserspiegel des Königssees um 8, der Seekar den Achensee um $8^1/_2$, der Herzogstand den Walchensee um 5, die Spiesswand den Plansee um 25 Seetiefen.

Selten ist in den Alpen die Erscheinung der Einsturzseen, da die Gebiete, in denen solche Einstürze infolge von unterirdischen Auslaugungen auftreten, die Karst- und Dolomitgegenden, das Wasser leicht in die Tiefe verschwinden lassen.

Dagegen gehört es zu den eigentümlichsten Erscheinungen, dass man in vielen Gegenden oben auf der Passhöhe einen See antrifft. Fast alle Übergänge aus den Bayrischen Alpen in das Innthal sind mit Passseen geschmückt; einer der schönsten ist der kleine dunkelgrüne Fernsteinsee, aus dem die Sigmundsburg auf einem Felskegel aufsteigt. Auch diese Seen sind durch Abdämmung entstanden und erhalten geblieben; denn auf dem Passe ist ja der Treffpunkt zweier Thäler, und die Wirkung des fliessenden Wassers, das den See entwässern könnte, ist erstorben.

Schliesslich ist noch einer merkwürdigen Erscheinung zu gedenken, für die der Märjelensee am Aletsch-Gletscher das bekannteste Beispiel ist, dass nämlich eine Wassermasse durch Eis gestaut wird; ein solcher Eisdammsee bahnt sich von Zeit zu Zeit unter dem Eise einen Abfluss und ergiesst sich plötzlich in das darunterliegende Thal.

Hochgelegene Seen liegen über die Hälfte des Jahres in Eis und Schnee begraben. Einige deckt schon im Oktober ein Eismantel, der erst im Juli zerfliesst; manche frieren bis auf den Grund zu, so dass sie sich in einen grossen Eisklumpen verwandeln und oft jahre-

lang nicht auftauen, z. B. die kleinen Seen des Col de Fenêtre in 2586 m, und das Hochseelein östlich vom Rawyl-Pass in 2579 m Meereshöhe; sie heissen daher auch Eisseen. Ihr Charakter ist, mit wenigen Ausnahmen, Einsamkeit in der öden, kahlen Hochgebirgsgegend. Kein Fisch belebt sie, keine grünenden und blumigen Ufer schmücken sie. Bald sind sie von schroffen Felsenzügen eingefasst, aus denen unmittelbar die Bergkegel trotzig aufsteigen, bald verlaufen sie sich in feuchte saure Wiesen. Im letzteren Falle gleichen manche mit ihrem trüben, versumpfenden Wasser moosigen Morästen; höchstens schlüpft hier und da in ihnen eine Unke oder Wasserkröte, deren melancholische Laute in der öden Wüste verhallen. Reichen sie noch in das Waldgebiet herab, so sind ihre Ufer wohl auch von dunkeln Rottannen und Zirbelkiefergruppen gekränzt. Schon die Namen „Totensee" in der Nähe der Mayenwand, „Hexensee" am Faulhorn im Kanton Bern, „Trübsee" an dem durch seine Aussicht berühmten Titlis, „Moossee" und andere bezeichnen hinlänglich ihre Eigenart.

Die Lage dieser in trostlosester Öde eingebetteten Hochseen erklärt es, dass aus sehr frühen Zeiten Überlieferungen an ihnen haften; mit abergläubischer Ehrfurcht mögen wohl die Urbewohner des Landes sie betrachtet haben, und im Volksglauben knüpfen sich abenteuerliche Sagen von bösen Geistern, grausen Geschöpfen und Ereignissen an diese Seen. Den Charakter eines solchen steingefüllten, moosigen, fischlosen, krötenreichen, einsam und öde gelegenen und heilig gehaltenen Hochsees hat *Calame* auf einem berühmten Bilde (im Städtischen Museum in Leipzig) vortrefflich wiedergegeben, das den Sonnenaufgang auf dem Monte Rosa darstellt.

Wenn sie auf dem Rücken der Gebirgspässe liegen, oder wenn sie mitten in den Weidegegenden der hohen Alpen angetroffen werden, zeigt sich schon etwas mehr Leben an ihren Ufern: grüne Wiesen, trinkendes Alpenvieh, dann und wann in der Nähe Hütten einsam wohnender Sennhirten. Zieht an ihnen die Gebirgsstrasse des Passthales vorüber, so sind an ihrem Rande meist die Schutz- und Berghäuser, die Hospize für die Alpenreisenden. Ihr Wasserspiegel wird öfters von Wandervögeln aufgesucht, die bei ihrem Übergang in den Norden oder Süden eine Weile dort auf und an dem See ruhen.

Welchen grossen Reichtum an kleinen Seen das Alpengebirge besitzt, lässt sich daraus entnehmen, dass das Gebiet des St. Gotthard

mindestens gegen dreissig und der kleine Kanton Uri gegen vierzig einschliesst; *Geistbeck* zählt für die deutschen Alpen allein 187 Hochseen und 75 Thal- und Plateauseen auf. Häufig sind sie auch am Monte Rosa und Montblanc; auf den schweizerischen Hochalpen und Pässen sind sie in grosser Zahl vorhanden und nehmen auf der Grenze Graubündens und Tirols an Zahl zu; sie beginnen hier mit den vier Quellseen des Inn und setzen sich durch einen grossen Teil des östlichen Alpenzuges fort.

Von weit höherer Bedeutung jedoch für Gemüt und Leben der Menschen sind die grossen Thalseen, die ihre Wasser am Saume des Hochgebirges in den vorliegenden Kalkalpen sammeln.

Nicht das ganze Alpengebiet ist damit bevorzugt; der Westflügel besitzt deren wenige und der Ostflügel auf der Südseite eine nicht grosse Zahl und zwar nur zwischen dem Monte Rosa und der Etsch. Die Hauptverbreitung haben die Seen auf der Nordseite, wo sie in einem grossen Bogen vom Rhonethal bis nach Inner-Österreich ein Gebiet von mehr als 500 km Länge umspannen. Zu ihnen gehören der See von Bourget und von Annecy, beide in Savoyen; dann unter den vielen Schweizer Seen der Genfer, Thuner, Brienzer, Vierwaldstätter, Lowerzer, Zuger und Wallen-See; in den bayrischen und österreichischen Kalkalpen der Achen-, Walchen-, Tegern-, Königs-, St. Wolfgang- und Atter-, Hallstätter und Traun-See.

Woher nun der tiefe Eindruck der grösseren Seen am Rande der Alpen? Was ist es denn, was uns mit solcher Sehnsucht, solchem Heimweh nach ihnen in der Ferne, mit solcher Freude und Lust an ihren Ufern erfüllt, überhaupt mit einem Zauber auf uns wirkt, der uns auf immer gebannt hält?

Wir wollen diese Erscheinung zu erklären suchen. Wenn wir in den höheren Gürteln der Alpen zwischen mächtigen Gebirgsstöcken gewandert sind, dann wieder durch öde Gebirgskessel, die mit Schnee, Eis und Steinen ausgefüllt sind, oder schon weiter unten zwischen Riesenwänden in dunkeln Gründen, so wächst in unserer Seele das Gefühl der Beengung zugleich und der Sehnsucht nach Licht, Weite und Freiheit, und dies um so mehr, wenn uns dann nach allen Seiten der Ausgang noch verschlossen scheint. Da auf einmal öffnen sich bei einer Wendung des Weges unverhofft die Bergthore, Licht und Luft strömt uns in Fülle entgegen, und ein flacher, freier Seespiegel liegt freundlich vor uns ausgebreitet; wir jubeln ihm entgegen. Indes

nicht dieser unerwartete Gegensatz allein ist es, der uns an den See fesselt; wir fühlen in wachsender Teilnahme noch einen anderen, der uns in den beiden Elementen des Flüssigen und Festen selbst entgegentritt. Eben erst haben wir weiter oben im Gebirge das erstere wütend und tobend in Wasserfällen und mit wilden Wogen über Felsenwände herabstürzen und Geröll fortwälzen, wir haben die jungen Alpenflüsse in übermütiger Kraftfülle ungestüm davoneilen sehen, und jetzt im See gewahren wir das Wasser, das bisher so leidenschaftlich unruhige Element, zur ebenmässigsten und anmutigsten Ruhe gelangt; es bietet in ihm eine vollkommen ebene Fläche, und zwar mitten in der Zerklüftung, Auftürmung, Überstürzung und finstern Faltung der Berge ringsum. Schon durch diese ihre Form erscheinen uns hier die Felsen als die Vertreter von Unruhe und leidenschaftlicher Erregung, und eine solche Vorstellung nimmt zu, wenn wir sie von argen Wettern heimgesucht, wenn wir hastigen Fluges die Wolken an ihnen vorüberziehen und dicke Nebel sie teilweise umlagern sehen.

Auf diese Weise treten die Alpenseen mit dem beweglichen Elemente ihrer Gewässer und die sie einschliessenden Berge mit ihren bewegungslosen, festen Massen in einem Gegensatze auf, der ganz und gar zu überraschen geeignet, in einer Rolle, von der sonst gerade das Gegenteil ihnen eigentümlich ist. Dort gewissermassen flüssige Ruhe und hier versteinerte Bewegung. Ganz natürlich müssen die Alpenseen mit diesem Gegensatze zwischen ihnen und ihrer hohen Umgebung dem gefühlvollen und feiner gebildeten Menschen höchst willkommen sein; denn sie gewähren im Verhältnis zu ihren Bergen der aufgeregten Seele den Dienst der Beruhigung, und sie thun dies mit einschmeichelnder Milde. Wie besänftigend und kosend ruhen sie nicht an dem einschliessenden Berge, der, dunkelfarbig, runzlig und narbig durch seine Felsen, bärtig und haarig durch das Gestrüpp, das er trägt, gleich einem rauhen, aber markigen Lebensgefährten zu ihrem Schutze stolz aufgerichtet dasteht! Wie schmiegen sie sich munter und glatt mit ihren rundlichen Formen und anmutigen Bewegungen nach seinem eckigen und schroffen Gliederbau!

So paaren sie das Milde mit dem Rauhen. Und neben dieser Sanftmut enthalten sie zugleich die Natur einer liebenswürdigen Erregbarkeit; denn sie sind, wie die feineren Seelen der Frauen, so

sehr befähigt, gleichsam zarte Empfindungen und Eindrücke aufzunehmen, die an dem harten und starren Stoffe ihrer Felsen spurlos vorübergehen. Auch schon von einem leisen Windhauche wird die Oberfläche ihres Wassers bewegt, und in gekräuselten Windungen hüpft es wie zum Tanze. Freilich steigert sich dann und wann diese Bewegung bis zu einem erschreckenden Grade, wenn Stürme über sie hinbrausen, als wäre es der wilde Jäger mit seinem Gefolge, wenn die Wellen in zügellosen Sprüngen sich hoch aufbäumen, wild gegeneinander anstürmen und regellos wider das Ufer branden, so dass es Zeit und Mühe kostet, ihre weiche und sittige Natur wieder zur Geltung zu bringen.

Wer hat etwa den Königssee im Sturm gesehen? Wie schön liegt sein jaspisfarbiger Abgrund zwischen den Ahornauen seiner Ufer, von hohen Buntsandsteinwänden ummauert, an denen hüpfende Wasserfälle niederwallen! Wie leuchten über dem steinernen Meere der Uferberge die weissen Spitzen des Watzmann hervor! Ein gewaltiger See ist es, in den europäischen Gebirgen ohnegleichen. Wenn die Berge so in den Duft aufragen und aus der Dunkelheit sonnenblitzende Ruderflächen aufzucken, meint man, dass es nicht schöner sein könnte. Aber der See ist nur halb ohne seinen ernsten Gefährten, den Obersee, der wildromantisch in abgeschlossener Felsenge liegt, und man kennt ihn nicht, wenn man ihn nicht im Sturme sah. Über diesem Kessel bricht plötzlich der Gewittersturm los, der Himmel schwärzt sich, und die eben noch lichtklare Flut wird dunkel; dann pfeifen die ersten Windstösse um die scharfen Felsenrippen und wühlen heulend den ruhigen Spiegel auf; ohne Gesetz jagen kurze Wellenkämme daher und kreuzen und überstürzen sich; immer dunkler wird es, bleischwere Wolken senken sich auf den See, und nun durchleuchten grelle Blitze die Sturmnacht, der Donner kracht und heult, ohne Ende von allen Uferwänden schaurig wiederhallend, und der wütende Sturm jagt den schwachen Kahn an die steilen Felswände, von denen überall Kreuze mahnend herniedergrüssen zum Gedächtnis an gescheiterte Wallfahrerschiffe. Machtlos ist der Mensch den entfesselten Naturkräften preisgegeben, die in den Alpen sämtlich riesiger sind als sonstwo.

Man hat die Seen so oft die Augen der Alpen genannt; ja, aus ihnen leuchtet die Seele der Gebirgswelt. Sie sind die lieblichsten, glänzendsten Augen von der Welt, denn ihr wohlthuender Eindruck

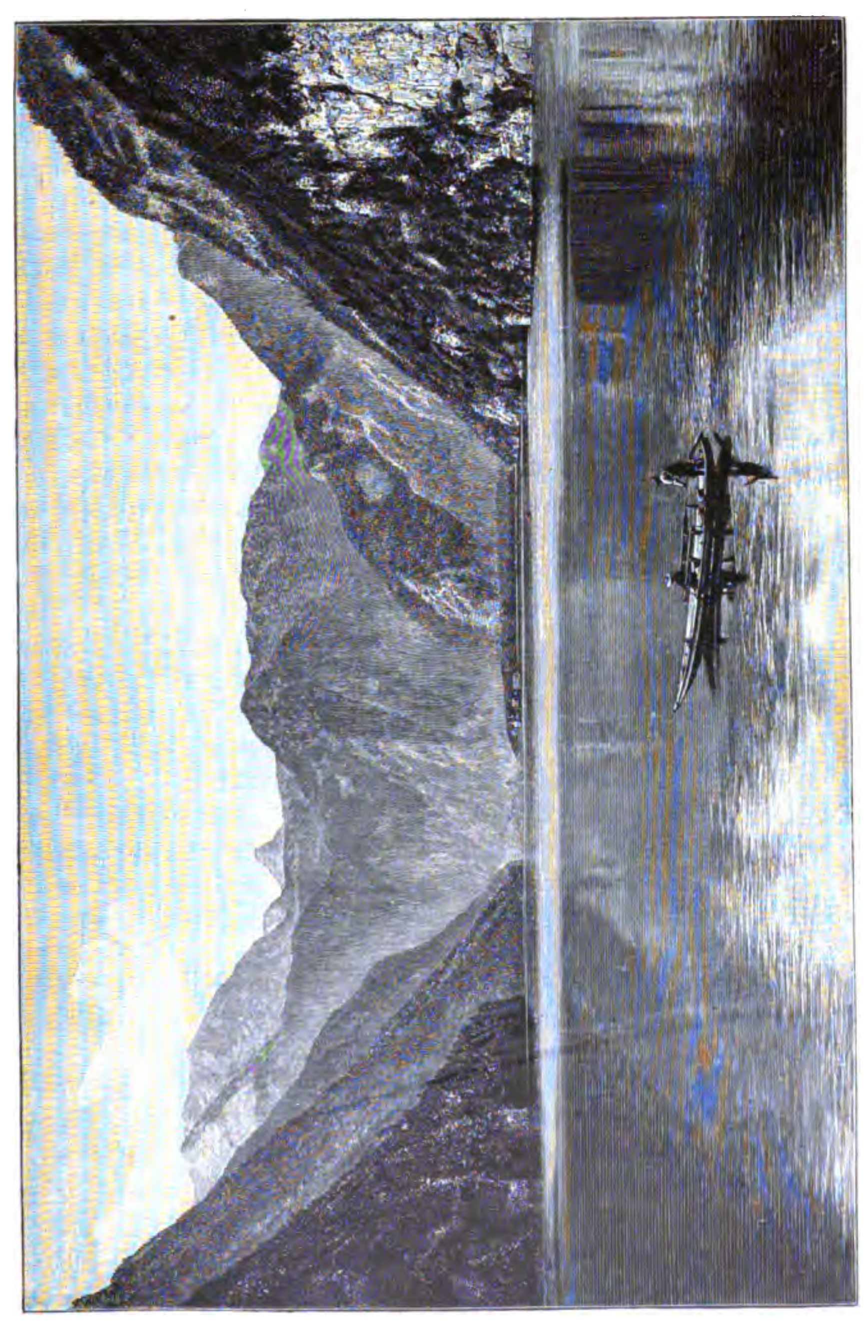


Fig. 17. Der Königssee.

wird erhöht durch die Reinheit, Klarheit und Durchsichtigkeit sowie durch die herrliche Farbe ihres Wassers, die fast alle Schattierungen und Farbentöne von der hellsten grünen Färbung bis in die tiefste smaragd- und malachitgrüne, von dem zartesten Blau bis zum Tiefblau und dunkelsten Blaugrün in einer ungezählten Menge von Abstufungen dem Auge vorführt, sobald sie nicht durch äussere Einflüsse getrübt erscheinen. So ist das Tiefblau des Achen- und Gardasees von solcher Kraft und auch das Grün vieler Bergseen, wie des Königs-, Kochel-, vorderen Gosau-, Hallstätter- und Traun-Sees, von so leuchtender Schönheit, dass man genau dieselbe Farbe, von Künstlerhand in einem Gemälde angebracht, entschieden für Übertreibung halten würde. Und ausserdem schillern die Fluten fluoreszierend, an der Oberfläche etwa mit der Farbe des Smaragd, in der Tiefe blau wie der Amethyst. Höchst wahrscheinlich ist das Farbenspiel bedingt durch die Gesteinsfarbe des Grundes; es wird aber beeinflusst durch die Tiefe des Seebeckens, die Dichtigkeit und Wärme des Wassers, den Wiederschein des blauen Lichtes vom Himmel und der grünen und anderen Farben ihrer nächsten landschaftlichen Umgebung, endlich durch die Farbe der die Seen speisenden Eisbäche. Zeitweise sind auch Witterungserscheinungen, wie Sturm und starke Kälte, von Einfluss auf die Farbe des Wassers.

Die Reinheit, Klarheit und Durchsichtigkeit des Wassers grenzt oft ans Wunderbare; bei den meisten Seen kann man die Gegenstände in der Tiefe von 9 bis 12 m fast ganz deutlich erkennen. Auch hier üben Farbe, Boden, Uferumrisse, Dichtigkeit und chemische Beschaffenheit des Wassers ihren Einfluss auf den Grad der Durchsichtigkeit.

Die Seen sind die Augen der Alpen, von so ausserordentlicher Anziehungskraft, dass man sich immer aufs neue wieder träumerisch in sie versenkt: Augen, welche die Landschaft in einem reizenden Abbilde zeigen. Wie uns gewisse Gestalten und Scenen mehr als in der Wirklichkeit erst dann gefallen, und wie wir über ihr Wesen und ihre Vorzüge erst dann uns recht klar werden, wenn sie uns durch den darstellenden Künstler, sei er Maler oder Schauspieler, wie im Spiegel gegenübertreten, ebenso geht es uns, wenn die klaren Wasserspiegel der Alpenseen unser Auge fesseln. Die Natur übernimmt in ihnen gleichsam die Rolle der Maler und Acteure. Sie

dichtet, sie zeigt uns feste Berge und Dörfer und Wolken in der Tiefe, wo wir in der That nichts als Wasser finden. Und welcher Landschaften Bild und Spiegelbild ist an den Ufern dieser Seen zur Schau gestellt! Da fast alle dort liegen, wo die wilderhabenen Alpen in die milderen Berglandschaften und Thalebenen übergehen, so haben sie in ihren Umgebungen auch den grössten Reichtum an Widerspielen und Schönheiten der Natur aufzuweisen. Nirgends anders beglückt die Natur ihre Verehrer mit so vielen Bildern und Überraschungen, nirgends anders zeigt sie einen so zusammengedrängten Wechsel von gigantischer Wildheit oder von der feierlichsten Hoheit und dem blendendsten Glanze bis zu der stillsten, bescheidensten idyllischen Lieblichkeit und fesselndsten Anmut ihrer Reize.

Allerdings kann im Hinblick auf alle diese Schauspiele und Erscheinungen, deren Schauplatz die Alpenseen sind, behauptet werden, dass dergleichen auch das Meer, und zwar noch viel grossartiger, darbietet. Gewiss. Allein jene sind ringsum abgeschlossene, gewissermassen eingerahmte kleine Meere, auf denen alles innerhalb eines engeren und überschaulicheren Raumes vor sich geht, und erhalten dadurch für uns weit mehr eigenartiges Leben, während die gewaltige Wasserfläche im offenen Weltmeere zu weit und wüst vor uns liegt, um eine Erfassung im einzelnen zuzulassen. Jene Fläche ist wegen ihrer Grösse allerdings eindrucksvoller, aber das Fesselnde ruht allein im Wechsel. Dieser, begrenzt und dadurch mehr fassbar, bringt die Alpenseen in nähere und anheimelnde Beziehungen zur menschlichen Seele, die, wie die Gewässer der Seen, ein leicht bewegliches und erregbares Wesen, gleichfalls in die Hülle unseres Körpers gefasst ist; daher wirken sie auch mit weit stärkerem poetischen Eindruck auf uns als das Unendliche der Meeresflut!

Aber die Alpenseen begrüssen nicht bloss den Fremdling bei einem kurzen Besuche mit einem beglückenden Lächeln, das für immer heitere Erinnerungen zurücklässt; viel wertvoller sind sie der anwohnenden Bevölkerung, denn ihre Anlande sind mit besonders mildem Klima begünstigt, da die tiefgelegenen Seeufer meist vor rauhen Winden geschützt sind. Daher blüht hier vorzugsweise eine herrliche Pflanzenwelt von grosser Mannigfaltigkeit. Bayerns beste Obstbäume gedeihen zum Teil an den Ufern der Seen, die besseren Weine der nördlichen Schweiz sind Seeweine, am Bodensee und

Züricher See sind in Fülle Weingärten dicht zum Ufer hingedrängt, während nicht weit davon wenig oder gar kein Wein gebaut wird; und wenn hier nur Nadelholzwaldungen, Buchen- oder Eichengehölze uns aufnehmen, wird man unten an den Ufern der Seen durch einen reizenden Kranz prächtiger Kastanien- und üppiger Fruchtbäume überrascht. Ebenso ist es jenseits der Alpen.

Und wie die Sammelpunkte, so sind sie in jedem Jahre die Anfangs- und Ausgangspunkte der Pflanzenwelt. An ihren Ufern sprosst und grünt zuerst der Frühling, und von ihnen aus beginnt er alljährlich seinen Triumphzug weiter hinauf und hinein in das Alpenland. Die erste Mandelblüte finden wir am Gardasee; auch der Kirschbaum blüht zuerst an jenen Seen, und man ist dort gewöhnlich bereits längst von blühenden Bäumen, grünenden Kräutern und von der Farbenpracht ausgedehnter Blumenteppiche umgeben, wenn landeinwärts auf den Fluren noch Öde und winterliches Aussehen dem Auge begegnet.

An ihnen auch nahm einst in uralten Tagen die Bevölkerung jener Gebirgsgegenden und der Frühling der Kultur den Anfang. Überraschend sind die Winke und Aufschlüsse, die hierüber seit der Mitte des Jahrhunderts durch die Untersuchungen über die sogenannten Pfahlbauten gegeben worden sind. Als nämlich infolge der Trockenheit des Winters 1853—54 und späterer Dürre die Flüsse und Seen einen ganz ungewöhnlich niedrigen Stand erreicht hatten, veranlassten Grabungen bei Meilen in blossgelegten Stellen des Züricher Seebettes, aus denen man Erde emporzuheben beabsichtigte, den unerwarteten Fund einer grossen Menge in der sandigen Schicht eingerammter Pfähle; zwischen ihnen lagerten schwarze Letten, vermischt mit allerlei Gerät aus Stein, Horn, Knochen und Thon und Abfällen menschlicher Thätigkeit, wie man dergleichen aus den Gräberfunden bereits kannte. Durch diesen Fund aufmerksam gemacht, stellte man auch in anderen Schweizer Seen und vermoorten früheren Seebecken weitere Nachforschungen an, die zu den wichtigsten Ergebnissen geführt haben. Zu den Funden im Züricher See gesellten sich bald andere im Boden-, Pfäffikon-, Neuenburger, Bieler, Sempacher See; am Südrande der Alpen entdeckte man in lombardischen Seen nicht unbedeutende Reste ähnlich angelegter vorgeschichtlicher Wohnstätten, und später wurden in Seen der Ostalpen, im Atter-See und Laibacher Moor, auf deutschem Boden im Starnberger See, in Seen Mecklen-

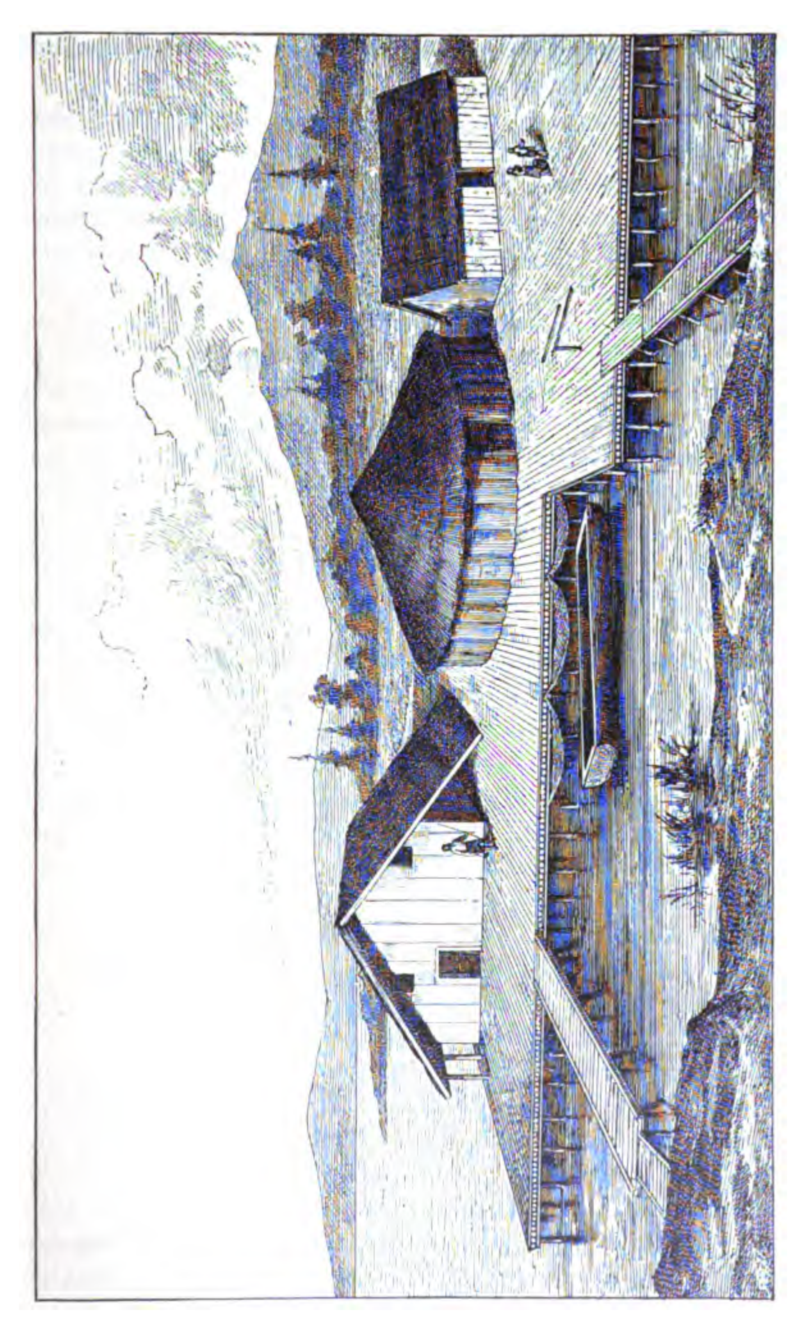


Fig. 18. Mutmassliche Ansicht eines Schweizer Pfahlbaudorfes. (*Nach den* ***Mitteilungen*** *der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich. Bd. 14.*)

burgs und der Provinzen Brandenburg, Pommern und Posen und anderwärts Pfahlbauten gefunden.

Die Seedörfer im Alpengebiete bestanden aus mehr oder weniger umfangreichen Hüttengruppen, die auf Pfählen an ruhigen, gegen heftige Winde thunlichst geschützten Stellen nicht allzuweit vom Ufer errichtet waren und mit diesem durch einen gleichfalls auf Pfählen ruhenden Steg in Verbindung standen. Durch Querhölzer wurden diese Pfähle miteinander verbunden und auf diese eine einfache oder doppelte Lage von Rundhölzern gelegt und mit Estrich bedeckt, um den Fussboden herzustellen. Über diesem Pfahlroste erhoben sich, an den über den Rost hervorragenden Eckpfählen befestigt, die viereckigen Wohnungen, die mit Wänden aus Flechtwerk versehen und wahrscheinlich durch Stroh- oder Schilfdächer eingedeckt waren. Oder es wurden, wie z. B. in den Pfahldörfern zu Wauwyl und Niederwyl, sogenannte Packwerke aus Schichten von Stämmen, Zweigen und Lehm in das Wasser versenkt und so lange aufeinander gehäuft, bis die oberste Schicht sich über den Seespiegel erhob und auf dieser Grundlage die Hütten errichtet werden konnten; senkrecht eingerammte Pfähle sicherten ausserdem diese Bauten gegen den Angriff der Wellen. So entstanden die Seedörfer, die im grossen und ganzen noch heutzutage in den Uferdörfern auf den malayischen Inseln und an den Flüssen Hinterindiens ihr Seitenstück finden. Die Pfahldörfer waren wohl nicht vorübergehende Zufluchtsstätten, sondern für Generationen dauernde Niederlassungen von Stammgenossenschaften, die nach Hunderten von Köpfen zählten; in diesen leidlich gesicherten Wohnplätzen brachten sie ihre Familien und ihr Hab und Gut unter, dort lebten und schafften sie, wobei es nicht ausgeschlossen bleibt, dass sie am Ufer Ackerbau trieben und in den wildreichen Bergen der Jagd oblagen, während das Kleinvieh wohl die schwanken Wohnungen mit den Menschen geteilt haben mag.

Wann diese Wasserdörfer entstanden, wann sie untergegangen sind, darüber fehlen alle schriftlichen Zeugnisse. Im allgemeinen darf man wohl annehmen, dass sie mit dem Eindringen römischer Kultur zerstört oder verlassen wurden und verfielen. Für ihr jahrhundertelanges Bestehen sprechen aber die zahlreichen, der sogenannten Stein- und Bronzezeit angehörenden Werkzeuge, Waffen und Schmuckstücke, die, vermischt mit den Topfscherben, mit den mannigfachsten zum häuslichen Gebrauche dienenden Gegenständen, mit Tierknochen,

Sämereien und Früchten, hier noch wohlerhalten, dort verkohlt, in ein und demselben Pfahlbau teils nebeneinander, teils in verschiedenen Kulturschichten übereinander aufgefunden werden. Auch kann man mit Bestimmtheit annehmen, dass jene nach Tausenden zu berechnenden Gerätschaften aus Nephrit und Bronze nur durch den Handel in den Besitz der Pfahlbauern gelangt sein konnten; und zwar bestand, wie wir aus den Samen und aus anderen Zeichen erkennen, Handel mit den Mittelmeerländern.

Waren also die Alpenseen die ersten nachweisbaren Stätten einer untergegangenen Kultur jener Gegenden, Kulturstätten, von deren Dasein die Geschichte bisher nichts zu berichten wusste, so wurden sie auch später die vornehmsten Sammelplätze der Bevölkerung und eines vielgestaltigen Lebens; sie wurden die beweglichen Strassen eines zahlreichen Personen- und wichtigen Handelsverkehrs mit Barken und Nachen, Fracht-, Markt- und Dampfschiffen, während gleichzeitig aus den Uferfelsen gehauene Kunststrassen, z. B. die Axenstrasse längs des Urner Sees, oder Schienenwege ihren Uferkanten folgen. Viele der grösseren Kantonalhauptstädte spiegeln sich in den Fluten der Alpenseen, wie Genf, Neuenburg, Luzern, Zürich und Zug, und an diese reihen sich überall, wo die Uferfelsen eine Niederlassung gewähren, kleinere und grössere gewerbthätige Ortschaften, die Seegestade in fast ununterbrochener Reihe umkränzend. Wo kein Platz ist, steigen die Häuser wohl auch staffelförmig übereinander, wie in dem merkwürdigen Hallstatt, das dem Fremden in lebensgefährlicher Weise an den Felsen angeklebt zu sein scheint.

Da ist nun vor allen die Perle der Schweizer Seen, der Vierwaldstätter See, der das Heitere mit dem Ernsten, das Idyllische mit dem Erhabenen und Grossartigen verbindet wie kein zweiter. Welches unbeschreibliche Farbenspiel erzeugt allein schon die wechselnde Beleuchtung! Trotzigdrohend steigen die Berge in die eisige Luft empor, während unten italische Glut brütet; hell scheint die Sonne über den lachenden Seespiegel, und im purpurnen Lichte verschwinden die Bergspitzen. Hier liegt Luzern, der Knotenpunkt der Touristen. Die Hügel treten nahe an die Stadt heran, so dass sie sich nicht so frei ausbreiten kann wie andere Städte; dafür ist sie aber dem See näher gerückt, und ihre engen Strassen erhalten dadurch einen eigenen Reiz. Ihre Bastionen und Zinnen klettern



Fig. 19. Vierwaldstätter See. *G. B. II, 31.*

empor, und von oben spiegelt sich der Ort mit seinen Gasthofpalästen, Kirchen, Kapellen und Türmen in der grünen Flut des Sees. „Auf dies reizende, mannigfaltige, schmucke, mit Einem Blick übersehbare Stadtbild schaut hoch und streng der mit siebenzackiger Krone geschmückte König Pilatus herab. Ernst und gedankenschwer sieht er in das muntere Treiben, in die lachende grüne Welt; schwermütig blickt er über den See auf die Königin, die mildere Rigi, die in regelmässigen Schichten aufgebaute, anmutige Nagelfluhpyramide, die, bis auf ihren Gipfel mit grünen Matten bedeckt, das weidende Rind und die aussichtsfrohen Menschen einladet.“ *(Grube.)* Ja, ausser der sesshaften Bevölkerung erblicken wir hier, seitdem die Eisenbahnen den Besuch der Alpen wesentlich erleichtert

haben, auch eine wechselnde, die in der Sommerszeit an vielen Punkten die ansässige Einwohnerzahl bei weitem übertrifft. Die grossartige Natur, die für den Fremdenverkehr ausschliesslich berechneten Villen und prachtvollen Hotels, die sich zwischen den bescheidenen Hütten der Dorfbewohner erheben, laden alljährlich Tausende von Besuchern zu längerem oder kürzerem Aufenthalt an den Seen ein; und wenn der Herbst mit seiner rauheren Witterung den grossen Strom der Reisenden heimwärts zu lenken beginnt, dann lockt das mildere Seeklima neue Besucherscharen an die gegen den Nordwind geschützten Ufer. Brust- und Nervenkranke entfliehen der nachteiligen Einwirkung des nordischen Klimas und suchen hier Heilung, wo die Seeluft lange die rauhe Winterkälte mildert.

Schliesslich verdient noch eine doppelte Wohlthat Erwähnung, welche die Seen spenden. Wie nämlich die Gletscher die ersten, im innersten Gebirge verborgenen Vorratskammern der Wasserschätze sind, so dienen am Rande des Gebirges die Seen als Sammelbehälter und Läuterungsbecken der Alpengewässer, als Kehrichtmagazine der Alpen. Wild tobend und bis dahin oft nur zerstörend stürzt sich mit seinen geschiebereichen, unklaren Gewässern der Alpenfluss trüb und schmutziggrau in den See, und siehe da! zwar in voller Jugendfrische noch, aber in seiner Farbe geläutert und verklärt zum prächtigsten, klarsten Smaragdgrün, in seinem Sturze gezügelt zu mehr geordnetem und gemässigtem Gange setzt er aus ihm heraus seinen Lauf fort, Segen spendend den umliegenden Gebieten. Jene Massen von Steinen und Schutt, die er aus den Schluchten der Berge mit sich fortgerissen, hat er in seine Tiefe versenkt. Hier setzt sich dieser Kehricht unten auf dem Boden, schiebt sich daselbst ruhig fort und stört daher nur wenig das schöne Krystallgrün dieser „lieblichsten aller Kloaken der Welt“.

Noch eine andere Wohlthat gewähren die am Fusse der Alpen liegenden Seen: sie regeln den Wasserstand. In Zeiten des Hochwassers, besonders also beim jährlichen Schwellen zur Zeit der Schneeschmelze, würden die aus dem Gebirge niederstürzenden Ströme das fruchtbare Land weithin überschwemmen und verwüsten; da werden ihre grossen Wassermassen von den Seen aufgenommen, die, ohne bis zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, gerade dann, wenn überall Dürre herrscht, die Landschaft ringsum bewässern und erfrischen. Dies weise Geschenk der Natur wird jetzt künstlich

durch Staubecken und Thalsperren nachgeahmt, wo die Seen fehlen oder bereits zugeschwemmt sind.

Freilich schreitet bei dem Streben der Flüsse, ihre Seebecken mit Gebirgsschutt auszufüllen, die Verkleinerung und Vernichtung solcher Alpenseen ununterbrochen vorwärts. Dazu trägt noch eine andere Ursache bei, das sogenannte Blühen der Seen. In manchen Jahren nämlich, im Frühjahr oder im Sommer, sieht man den Wasserspiegel mit einem Schaum bedeckt, der bald rötlich, bald lila, gelblich oder weiss gefärbt ist und sich an den Ufern oft handhoch ablagert. Er rührt von einer unzähligen Menge Infusionstierchen her, die sich in unglaublich kurzer Zeit ausserordentlich vermehren. Da fast alle Schaltierchen sind, so helfen ihre Schalen den See allmählich ausfüllen, und man begegnet hier einmal einem jener im stillen und beinahe unbekannt wirkenden tausendfältigen Faktoren, die durch ihre Ablagerung allmählich neue Erdschichten gestalten.

Fast überall lässt sich aus früheren Zeiten nachweisen, dass die Alpenseen ausgedehntere Grenzen hatten. Der bereits erwähnte Flecken Hallstatt ist teilweise auf dem flachen Delta erbaut, das vom nahen Waldbachthale her immer weiter in den See vorrückt; der Brienzer See war früher mit dem Thuner See ein Seespiegel, aber beide sind jetzt durch eine aus fruchtbarem Schwemmboden bestehende, über eine Quadratstunde grosse Ebene, das Bödeli, getrennt, die von dem Mündungsdelta der Lütschine gebildet ist und gegenwärtig eins der Schweizer Paradiese umfasst, das reizende und so viel besuchte Interlaken. Der Langensee reichte einst bis in die Gegend von Bellinzona hinauf und der Genfer See bis an die Felsenpforte der Dent du Midi bei St. Maurice. Und wie die Rhone am Genfer See, so haben der Rhein bei seiner Mündung am Bodensee, die Linth früher am Züricher und jetzt am Wallen-See, die Reuss bei Flüelen am Vierwaldstätter See und die Adda am Comer See Landbildungen zu stande gebracht.

* * *

Die Zuflüsse der Seen sind ihre Lebensadern, die Flüsse und Bäche sind aber auch beteiligt beim allgemeinen Verwitterungs- und Zerstörungswerke der Alpen. Denn die Bergstürze und Steinströme sind Folgen des allmählichen Zerfallens der Hochalpen; der

Zahn der Zeit, d. i. der heisshungrige Föhn, der reibende und schleifende Gletscher und die aus- und abwaschenden Niederschläge sind die zerstörenden Kräfte, während durch die Giessbäche und Alpenflüsse der zertrümmerte Baustoff des Alpengebäudes weiter fortgeführt wird bis zum Meere. Die herrlichen Alpenseen werden, wenn auch unendliche Zeiträume dazu erforderlich sind, ebenso wie die hohen Berggipfel der Alpen verschwinden; Bild und Spiegelbild, vor denen die jetzige Menschheit immer aufs neue die Wonne des Anschauens geniesst, werden ganz und gar untergehen; sie geben, vielleicht, den Rohstoff zu späteren Gebirgen.

III.

Das nördliche Vorland der Alpen

oder das Gebiet des Schweizer und Oberdeutschen Hochlandes und das Österreichische Donauthal.

Allgemeine Übersicht.

Als die zweite Stufe des von Süd nach Nord absinkenden deutschen Landes lehnt sich nördlich an die Alpen ein Gebiet von abweichender Gestaltung. Es wird nicht nur im Süden vom Hochgebirge, sondern auch im Norden durchgängig von Gebirgen eingeschlossen: es sind im Nordwesten der Jura vom Genfer See bis gegen das Fichtelgebirge, im Nordosten das Bayrisch-Böhmische Waldgebirge und dessen Fortsetzungen bis zum Manhartsberge in Österreich. Innerhalb dieser Grenzen zieht sich das Alpenvorland vom Genfer- zum Bodensee, von da durch ganz Süd- und Ostschwaben, durch Süd- und Mittelbayern zur Donau bei Passau und tritt darauf mit einer Senkung und Verengung in den südwestlichen Teil des Erzherzogtums Österreich. Somit haben wir einen Oberflächenabschnitt von Deutschland vor uns, dessen Figur einem breiten Dreieck gleicht; während es von Südwest nach Nordost sehr lang gestreckt ist, etwa 750 km, beträgt seine Höhe im Westen und Osten nur wenige Meilen und in der Mitte, von dem Durchbruche des Inn aus den Alpen bis zum Regensburger Donauknie, gegen 150 km. In der bei weitem grösseren Hälfte hat sein teils bergiger, teils ebener Boden fast durchweg eine Höhe von 320 bis 470 m; nur in der kleineren Osthälfte sinkt er allmählich zum Tieflande herab, und man kann deshalb das Ganze als Hochland bezeichnen, einige Teile sogar als Hochfläche.

Das Hochland wird durch den Bodensee in zwei nicht nur an Grösse, sondern auch nach Beschaffenheit und Entstehung ungleiche Teile geschieden, einen kleineren südwestlichen, das Schweizer Hochland, und einen grösseren nordöstlichen, das Oberdeutsche

oder Donau-Hochland; von beiden trennen wir den östlichsten Grenzsaum, der sich von Passau bis nach Pressburg hinzieht, das Österreichische Donauthal.

Zwischen dem Schweizer- und dem Donauhochlande bildet der Bodensee eine scharfe Grenze, das Österreichische Alpenvorland wird von dem Deutschen durch den Hausruck abgegliedert. Äusserlich zeigt sich nur der deutsche Teil als wirkliche Hochebene, obwohl vielfach gegliedert; das Schweizer Hochland ist viel welliger als das Deutsche, und das Österreichische zeigt mehr die Formen der Tiefebene.

Dieses verschiedene Aussehen hängt mit der Entstehung des Alpenvorlandes zusammen. Bei der Schilderung der Alpenauffaltung wurde bereits mehrmals (vgl. S. 54 f.) ein nördliches Randmeer der Alpen erwähnt, welches das Alpengebiet von den uralten Gebirgsschollen des Schwarzwaldes und Böhmerwaldes trennte. Der Absatz dieses Meeres in der Tertiärzeit, ein (wegen seiner Weichheit?) „Molasse“ genannter Sandstein, kam teilweise mit in die Faltung der Alpen hinein und wurde teilweise auch in die Hebung des Schwäbischen Juras mit hineingezogen; so kommt es, dass die Molasse im Westen eine Mulde bildet, deren Ränder an den Alpen und am Jura ansteigen. Die Bruchränder des Juragebirges gaben an manchen Stellen, z. B. im Hegau, Gelegenheit zu Basaltausbrüchen (s. Abb. S. 138). Im östlichen Teile dagegen blieb der Fränkische Jura unverändert, die tertiären Massen wurden hier also auch nicht mitgehoben und bildeten die Ausfüllung eines voralpinen Beckens.

Nun kam die Eiszeit. Die Schneegrenze rückte infolge des kälteren und feuchten Klimas in eine Höhe von 1200 m herab, und die Gletscher wuchsen zu einem gewaltigen Eismantel zusammen, der in die Ebene herniederquoll. Da zugleich die Baumgrenze viel niedriger lag, da also die Vorberge fast von allem Pflanzenwuchs entblösst waren, so wirkten Frost und Hitze, das schiebende Eis und die damals viel grösseren Niederschläge weit heftiger als jetzt, und die Gletscher trugen riesige Massen von abgestossenem Gestein zu Thal (vgl. S. 56). Ganz anders war die Einwirkung des Eises im Westen als im Osten, da ja der Untergrund anders gestaltet war; ausserdem wurde das Schweizer Alpenvorland von den Gletschern vollständig bedeckt, das Deutsche nur zur Hälfte und das Österreichische fast gar nicht. Die den Gletschern entströmenden Flüsse

schütteten breite Schotterflächen auf, in die sich spätere Abflussrinnen tief eingruben. Als dann die Gletscher zurückwichen, blieben die in ihnen eingebetteten und auf ihnen lagernden Schuttmassen und Gesteinstrümmer, sogenannte Moränen, liegen und zeigen uns heute mit ihren gekratzten und abgeschliffenen Geschieben die Grenze an, bis wohin einst die Eismassen reichten. In der zwischen mehreren Gletscherzeiten liegenden trockenen Periode wurde von den Winden ein Lösslehm aufgeschüttet, dessen Überreste bei

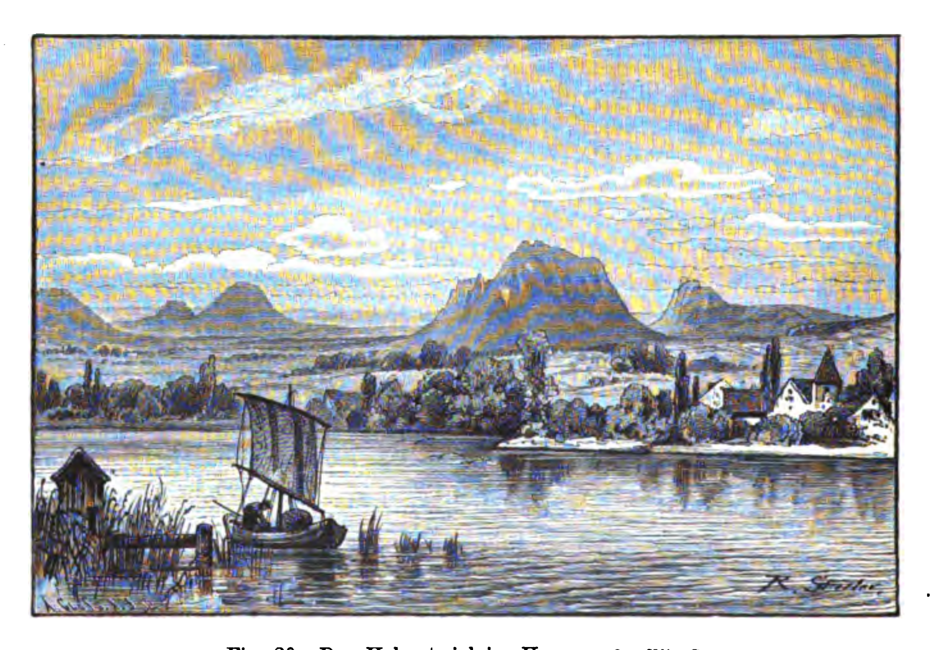


Fig. 20. Der Hohentwiel im Hegau. *Seydlitz C.*

Straubing einen wertvollen Getreideboden bilden. Ausserdem wird die Moränenlandschaft durch Seen gekennzeichnet, die dem Rande der Moränen folgen. Dort, wo keine Vergletscherung stattgefunden hat, also im allgemeinen in der nördlichen Hälfte unseres Gebietes, liegen tertiäre Massen zu Tage. Aus der ganzen Entwicklung erklärt es sich, dass das Deutsche Alpenvorland in jeder Beziehung, in der Mannigfaltigkeit des Gesteins und der Bodenform, eine Mittelstellung zwischen dem östlichen und westlichen Nachbarn einnimmt.

Das Schweizer Alpenvorland.

Wir rechnen es mit zum deutschen Lande, obwohl es nicht mehr politisch zum Deutschen Reiche gehört, denn es steht heute noch in wichtiger Verkehrsbeziehung zu ihm, hat eine zum grössten Teil (über $^2/_3$) deutsche Bevölkerung und erschliesst sein Gebiet durch stärkere Öffnung nach Nordosten auch geographisch am meisten gegen Deutschland.

Das Hochland der Schweiz ist durch eine überaus stattliche Gebirgs- und Wassergrenze ausgezeichnet. Fast die mächtigsten Gebirgsstöcke der Alpen, der Jura, der Rhein, der Genfer- und Bodensee umgeben es, so dass es abgeschlossener ist als ein anderes Stück des Alpenvorlandes.

Während im Süden die Alpen nur allmählich bis zu ihren Hochrücken sich erheben, steigt im Westen das Juragebirge als eine natürliche steile Vormauer gegen Frankreich plötzlich aus der Ebene empor, über diese in seinen Kämmen 600 bis 800 m aufreichend und etwa den achten Teil des Flächenraumes der gesamten Schweiz bedeckend. Es besteht nur aus den kalkigen Ablagerungen des Jurameeres, ohne eine Spur von Eruptivgesteinen zu zeigen, und enthält eine grosse Masse von tierischen und pflanzlichen Versteinerungen. Anfangs nordöstlich, dann mehr und mehr östlich gerichtet, zieht es sich bei einer Breite von 30 bis 60 km etwa 300 km in die Länge hin, teils in drei, teils in mehreren schmalkantigen Bergketten aufgefaltet, die miteinander fast parallel in langen Linien beinahe unverändert fortlaufen, hier und da durch Einschnitte unterbrochen. Zwar erheben sich einzelne Gipfel noch um mehrere hundert Meter über die Kammhöhe, doch herrscht in dem ganzen Aufbau das Gesetz der milden Massenbildung über das der Gipfelbildung vor; überdies weist das Gebirge nur abgerundete, durchaus keine malerischen Formen auf, und von den gewaltigen Umwälzungen, wie sie das majestätische Alpengebäude emporgehoben haben, sind bei ihm gar keine oder nur äusserst geringe Spuren sichtbar. Gegen Nordwest stuft es sich nach und nach ab, und seine Verbindung mit dem Wasgenwalde geschieht nur durch eine breite, flache Einsenkung, die von der Festung Belfort gesperrte Burgundische Pforte. Am Südufer des Rheins setzt es sich, dem Schwarzwalde gegenüber, in niederen Rücken

fort, vom Unterlaufe der Aar und Limmat durchbrochen, vom Rheine selbst endlich in mächtigem Sturze überschäumt.

Die Thalbildung des Jura ist sehr unvollkommen; denn an eigentlichen Thalsystemen, an weiten, langen Hauptthälern, wie sie die Alpen in Menge aufweisen, fehlt es ihm ganz. Zwar giebt es Querthäler, die senkrecht die Kette durchschneiden, aber sie sind eng, kurz, meist nur spalten- oder schluchtenähnlich *(cluses)*; die verhältnismässig hochgelegenen Längsthäler sind in der Regel einförmige, leicht versumpfende Mulden, die entweder auf allen Seiten

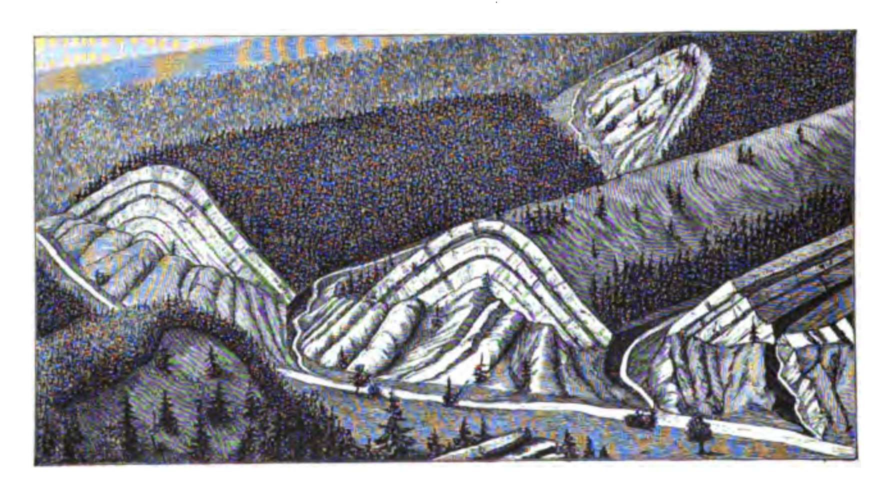


Fig. 21. Die Jurafaltung. *G. B. I, 16.*

geschlossen oder nur durch wenige unausgebildete Querthäler untereinander und mit der Ebene verbunden sind. Gedeiht auch am Fusse des Gebirges überall der Weinstock und in seinen äusseren Thälern der Obstbaum, so reifen doch in seinen inneren Thälern die Sommergerste und der Hafer keineswegs regelmässig, und selbst die Kartoffel liefert nur spärliche Ernten. Hingegen giebt es in manchen höher gelegenen Flächen treffliche, für Alpenwirtschaft geeignete Weideplätze. Gerade durch die Dürftigkeit der Natur ist hier, wie auch in anderen Gebirgen, die Industrie geweckt oder begünstigt, und so stossen wir hier und da auf grosse und reiche Dörfer, z. B. die durch ihre Uhrenindustrie bekannten Örter Le Locle (925 m) und La Chaux de Fonds (992 m).

Das schon bei den Galliern unter gleichem Namen auftretende Gebirge, das durch Cäsar der südlichen Kulturwelt näher bekannt wurde, konnte infolge seines Oberflächenbaues von jeher nach Art hoher und undurchbrochener Gebirgswälle eine ethnographische und politische **Grenzmark** bilden: als solche erscheint der Jura im Altertum zwischen zwei ansehnlichen gallischen Völkerschaften, den Sequanern im Westen und den Helvetiern im Osten, in neuerer Zeit zwischen dem französischen Burgund und dem Schweizerlande, dem Lande der Rhone und des Rheins.

Zwischen dem Jura und den Alpen erstreckt sich im Südwesten der **Genfer See**, der die beiden Schweizer Kantone Genf und Waadt von dem savoyischen Chablais trennt. Er hat die Gestalt eines gegen Süden gekrümmten Halbmondes, dessen grösste Breite 15, dessen Länge etwa 75 km beträgt bei einem Flächenraume von 575 qkm. Seine östliche Spitze reichte aber einst bis tief in das Rhonethal hinab und wurde im Laufe der Jahrtausende von der Rhone mit Schuttablagerungen ausgefüllt. Ungeachtet der grossen Nähe der wildesten Alpennatur erfreuen sich die tief eingesenkten Gestade der Wohlthaten eines sehr milden Himmels und, vorzüglich auf der nördlichen Uferseite, einer reichen Pflanzenwelt. Entsprechend diesen Gaben der Natur hat denn auch von den ältesten Zeiten an, seit der See durch Cäsar unter dem Namen *Lacus Lemanus* bekannt wurde, bis auf unsere Tage in ununterbrochener Folge eine sehr beachtenswerte einheimische Kultur des Bodens und der Bevölkerung daselbst ihren Platz behauptet. Die Städte und Flecken, die heute dort einen grossen und stattlichen Kranz blühender Ortschaften bilden, sind fast sämtlich im Altertum oder doch im Mittelalter emporgekommen, als der See noch nach dem Bischofssitze *Lac Lousanete* oder *Mer du Rhône* genannt wurde.

Er vereinigt das herrliche Landschaftsbild der Schweizer Alpenseen mit dem von Ober-Italien; auf seiner Südseite die steil abfallenden, vom Montblanc überragten Savoyer Alpen mit ihren herrlichen Kastanienwäldern und Weinbergen, auf der Nordseite ein blühender Kranz belebter, gewerbthätiger Städte und Ortschaften mit ihren stattlichen, auf den Fremdenverkehr berechneten Villen und Parkanlagen, hinter denen die Weingelände sich stufenförmig erheben; und endlich verbindet sein Spiegel drei Kantone, seine Ufereisenbahn das obere Thal der Rhone mit dem unteren. Und welche

Reihe berühmter Namen knüpft sich nicht an die Gestade des Sees, an Genf und Lausanne, Montreux und Chillon: Calvin, Beza, Servet, Bonivard „der Gefangene von Chillon“; Albrecht v. Haller, Deluc, Senebier, Bonnet, Victor von Bonstetten, Johannes v. Müller; Salis, Matthisson, Voltaire, Rousseau, Byron, Alexander Dumas, Stöber; Gibbon, Necker und dessen Tochter, Frau v. Staël-Holstein, Laharpe, Simonde de Sismondi, de Saussure, de Candolle, Pictet u. a. und zum guten Schluss die Genfer Konvention.

Die Wassergrenze der Schweizer Hochfläche gegen Osten und Norden bildet der Rhein mit dem Bodensee. Während die Donau, wiewohl kein Alpenstrom, den Alpenzug begleitet, verlässt der Rhein das Gebirge bald, ist aber ein Alpenstrom, der so recht im Herzen der Berge seine reichen Wasseradern sammelt; und auch seine Nebenflüsse Aar, Reuss und Limmat sind echte Sprösslinge und reissende Waldbäche des Hochgebirges.

Nachdem er sein erhabenes Quellgebiet in Graubünden verlassen, darauf bei der alten rhätischen Stadt Chur eine nördliche Richtung eingeschlagen und zugleich die Gewässer der Plessur in sich aufgenommen hat, tritt er durch das weite Thal zwischen den Appenzeller und Vorarlberger Alpen sich schlängelnd bei Rheineck in den Bodensee. Nur für kleine Nachen ist der Strom auf dieser Strecke fahrbar. Aber nach dem Austritt aus dem See, in dem er seine wilden Alpengewässer geklärt und seinen tobenden Lauf beruhigt hat, gestattet der Rhein bei grosser und gleichmässiger Tiefe, bei ansehnlicher Breite und ruhiger Bewegung noch auf 20 km unterhalb Stein dieselbe Grossartigkeit der Schiffahrt, wie sie auf dem See selbst stattfindet. Aber nicht weit unterhalb Schaffhausen beginnt der mühevolle Durchbruch durch die Juraketten in einer Reihe von Wasserstürzen und Stromschnellen, von denen besonders die unfern Schaffhausen bei Laufen, ferner bei Zurzach, Laufenburg und Rheinfelden bemerkt zu werden verdienen. Er wird hier wieder zum wilden Bergstrome und behält diese Natur auf der ganzen westlich gerichteten Laufstrecke mit verschiedenen Unterbrechungen noch 90 km bei. Seine Schiffbarkeit hört bis Basel auf, und nur für Flösse ist dieser Teil des Wasserlaufs benutzbar; selbst die auf der Aar fahrenden kleinen Fahrzeuge wagen sich nicht recht über die Mündung dieses Flusses in den Rhein hinaus.

Durch den Bodensee, der die beiden Kantone St. Gallen und

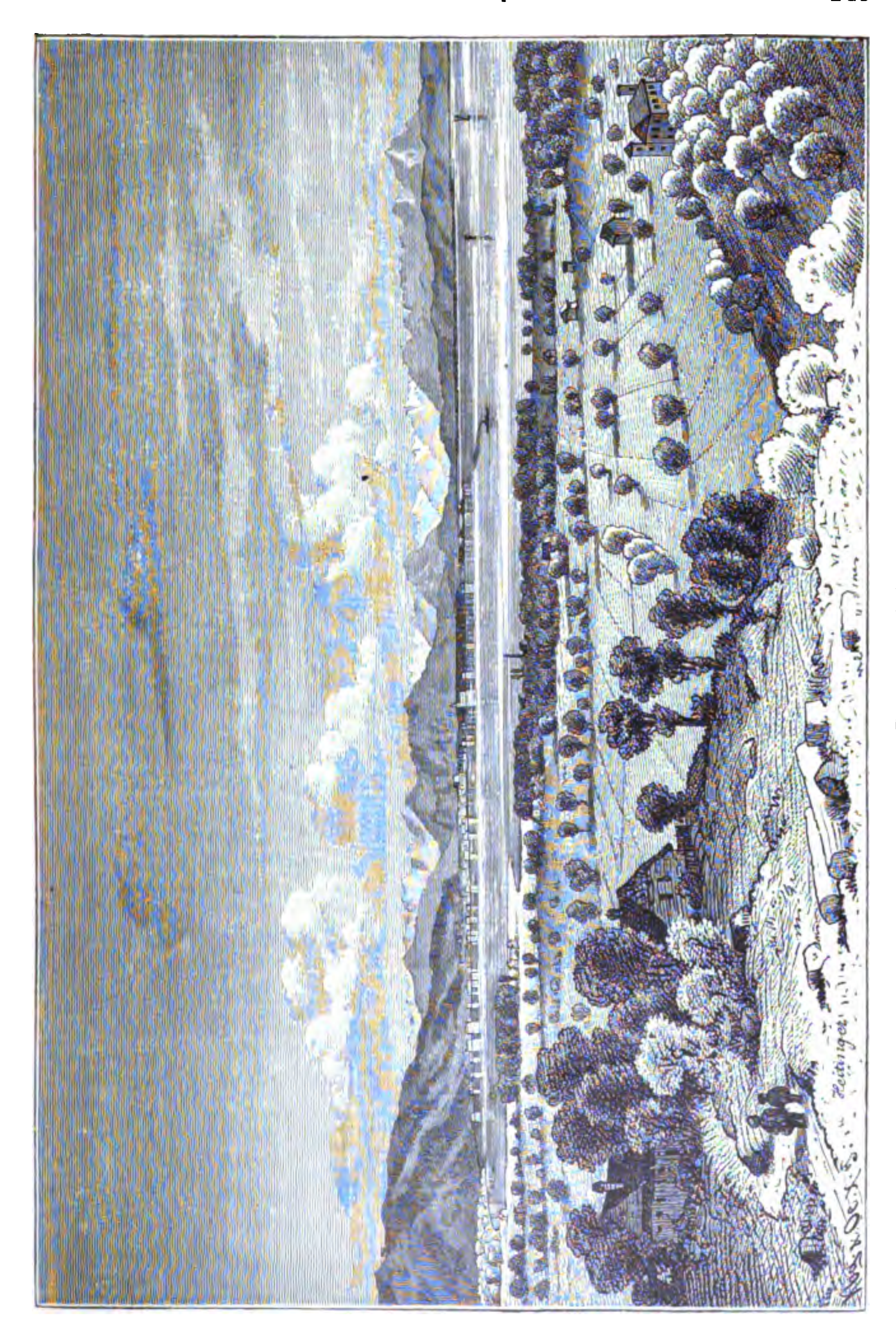


Fig. 22. Das Ostende des Bodensees mit Bregenz und den Appenzeller Bergen. *G. B. II, 30 A.*

Thurgau von den Staaten Österreich, Bayern, Württemberg und meist auch von Baden trennt, entsteht für die Schweiz eine ansehnliche Weitung der Nordostgrenze. Genährt und durchströmt vom Rhein bildet dieses 539 qkm bedeckende Seebecken die umfassendste mit Wasser gefüllte Austiefung von Deutschland und einen gewaltigen Schlund und Abgrund unmittelbar am Nordfusse der Alpen. Aus einem Hauptbecken, dem Obersee, einem sich in nordwestlicher Richtung abzweigenden Seearme, dem Überlinger, und einem Anhängsel, dem Untersee, bestehend, hat der Bodensee von Bregenz bis Ludwigshafen eine Länge von 63 km und eine grösste Breite von 11 km. Zwar hat der 400 m über dem Meere gelegene See nicht die bodenlose Tiefe, wie früher angenommen wurde, immerhin beträgt sie im Mittel 90 m; einst standen seine Wasser höher, wie aus postglacialen Uferlinien hervorgeht, und alten Seeboden bemerkt man noch 30 m über dem jetzigen Wasserspiegel.

Die günstige Lage und Beschaffenheit des Sees für Schiffahrt und Handel lockte natürlich frühzeitig eine zahlreiche Bevölkerung an seine Ufer. Insbesondere an den beiden vorteilhaft gelegenen äussersten Enden des breiten Hauptteiles finden wir Städte in sehr früher und in langdauernder oder wiederkehrender Blüte: am südöstlichsten Ende das schon vor Ankunft der Römer als ein Hauptort des Landes zu Bedeutung gelangte Bregenz *(Brigantium)*, das früher dem ganzen See den Namen *Lacus Brigantinus* gab, und nach dem heute noch die östlichste Bucht Bregenzer See genannt wird; an der Verbindungsstrasse des Ober- und Untersees Konstanz, dessen Ursprung dem Kaiserhause der Constantier zu gebühren scheint. Auch die Nachbarin von Bregenz, die Inselstadt Lindau, „das schwäbische Venedig“, tritt zwar kenntlicher erst im karolingischen Zeitalter auf, enthält aber Reste des römischen Altertums. Im Mittelalter, als Augsburg und die Donaustädte in ihrer höchsten Blüte standen, hatten auch die Bodenseestädte eine grössere Bedeutung, denn sie standen mit jenen durch Strassen, die teilweise schon von den Römern angelegt waren, in leichter Verbindung. Konstanz und Lindau waren sogar freie Reichsstädte, ersteres mit nahe an 40000 Einwohnern; aber mit jenen alten Handelsmittelpunkten stiegen auch sie von der längere Zeit hindurch behaupteten Höhe herab. Unsere Zeit hat ihnen wieder Entschädigung gebracht. Gegenwärtig führt eine Eisenbahn von Ulm nach Friedrichshafen, dem

alten württembergischen Grafensitze Buchhorn, und eine andere von Augsburg nach Lindau, beide fast genau auf den Linien der uralten Strasse, auf der die Römer aus Rätien in Vindelicien einbrachen und auf der später (vgl. S. 96) so viele deutsche Kaiser durch das Rheinthal nach Italien zogen. Die Neuzeit aber, stets auf Vermehrung der Verkehrswege bedacht, hat eine Anzahl neuer Schienenwege angelegt, die von Zürich ausgehen und bei Rorschach und Romanshorn endigen, während sich an die bei Lindau beginnende Süduferbahn die Verbindung mit Deutschland, mit Chur und mit dem Arlberg anschliesst.

Auch die Milde des Klimas zog eine stärkere Bevölkerung an den Bodensee und veranlasste eine frühe Kultur der Uferlandschaften. Im Anfange standen diese bei den Römern im Rufe einer grauenvollen, mit Waldungen und Morästen erfüllten und mit dicken Nebeln bedeckten Wildnis. Aber die Entwilderung schritt so rasch vor, dass schon *Solinus* im dritten Jahrhundert Rätien durch den See „geadelt“ nennt. Nachdem ein grosser Teil der Umgegend aufs neue lange Zeit öde gelegen, blühten in der ersten Hälfte des Mittelalters an den Seegestaden geistliche Stifter auf, besonders die von Konstanz, St. Gallen und Reichenau, und damit hob sich auch der Anbau dieser Gebiete des Schwabenlandes. Ihr Aufschwung wurde im karolingischen Zeitalter durch den häufigen Aufenthalt der Fürsten dieses Hauses in ihren hier gelegenen Landgütern und Pfalzen (z. B. Bodman) mehr und mehr gefördert und befestigt. So erfreute sich jene Gegend wegen ihres milden Klimas und reichen Pflanzenwuchses, vorzüglich aber wegen ihres Obst- und Weinreichtums schon seit den letzten Zeiten des Mittelalters eines hohen Rufes und gilt heute mit ihren gesegneten Fluren, ihren Rebhügeln, ihren malerischen Waldgebirgen, mit ihrer blaugrünen, krystallhellen, seidigen Wasserfläche, die in den Farben des Eisvogelgefieders schillert, und mit der bezaubernden Aussicht auf die Schneegipfel der Vorarlberger, Graubündner und Appenzeller Alpen, vor allem auf den schneebedeckten Säntis, als ein Garten Deutschlands. Nun ist das schwäbische Land überhaupt durch Mannigfaltigkeit der Oberflächenbildung — es gehören dazu der Abhang des Alpengebirges, das Flachland in der Nähe des Bodensees, die Höhen und Hänge des Schwarzwaldes, das tiefe Oberrheinthal und das Hochland der oberen Donau — einer der schönsten und reizendsten Teile des deutschen

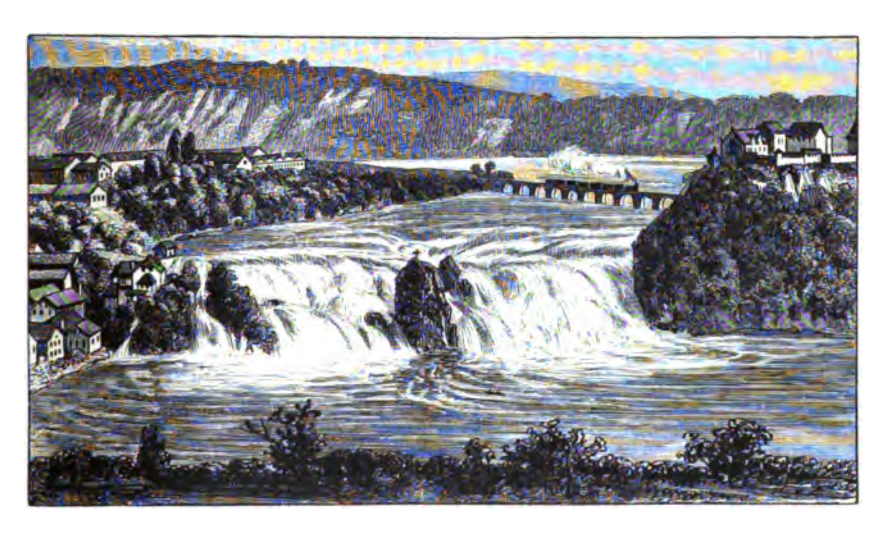
Landes; es hat an den verschiedensten Naturformen Anteil und verdient deshalb das deutsche Land im kleinen genannt zu werden; es ist aufs reichste von der Natur mit allen Gaben ausgestattet und hat daher unstreitig günstig auf die geistige Entwicklung seiner Bewohner eingewirkt; es hat den schwäbischen Stamm auf eine hohe Stufe gebracht, so dass er nicht lange nach dem karolingischen Zeitalter als der eigentliche Träger der deutschen Bildung erscheint; vorzugsweise aber muss der Umgegend des Bodensees der Ruhm zuerkannt werden, gewissermassen der Kulturmittelpunkt des schwäbischen Landes zu sein. Hier hatte das geistige Leben Deutschlands seinen eigentlichen Sitz, vornehmlich in St. Gallen; hier entwickelte sich zuerst die deutsche Sprache in der oberdeutschen Mundart, und hier ist die Heimat zahlreicher Minnesänger zu suchen, durch die das Zeitalter der Hohenstaufen verherrlicht wurde. Anders stand es freilich in staatlicher Beziehung. Da fehlte es den schwäbischen Landschaften, um einen starken Gesamtkörper zu bilden, an einem natürlich zusammenhaltenden Bande, an einem kräftigen natürlichen Mittelpunkte, der die bedeutenden Naturscheiden des Inneren überwinden und das leichte Hinüberfliessen in die Nachbarschaft hindern konnte.

Der Bodensee war von jeher eine wichtige Naturgrenze zwischen Deutschland und den Schweizer Landen und schied schon zu der Römer Zeiten Helvetien und Vindelicien. Auch der Rhein ist bei seinem Austritt aus dem Graubündner Gebirgskessel ziemlich breit und zu einem Grenzgraben nicht ungeeignet; aber einen noch besseren Grenzschutz gewährt er bis Basel von Schaffhausen an, wo er ein wildes, in Wasserfällen, Strudeln und Stromschnellen dahinschiessendes und schwer zu beschiffendes Gewässer bildet. Gleich dem Bodensee wurde daher der Rhein schon von den alten Helvetiern als Grenze gegen Osten und Norden angesehen, und auch in späteren Zeiten hat er nach jenen Richtungen zwischen Stämmen, Mundarten, Provinzen und Gauen trennend eingewirkt.

Innerhalb der in den vorstehenden Erörterungen behandelten Grenzen liegt nun das Mittelland oder die Hochfläche der Schweiz, die vom Genfer See zum Bodensee sich nordöstlich in die Länge erstreckt, und von der seitwärts in die benachbarte labyrinthische Hochgebirgsfeste tiefe Thaleinschnitte hinaufgehen. 30 bis 60 km breit und etwa 230 km lang kann dies alte Meeresbecken wie ein riesiges

Längsthal angesehen werden, das von den mächtigen Wänden des Jura und der Alpen eingerahmt wird. Die Molasseschweiz (vgl. S. 137) hat in der mittleren Erhebung ihrer Thalsohlen 400 m Höhe über dem Meere; die Formen ihrer Hügel und Berge, deren höchste Punkte durchschnittlich nur bis 1200 m ansteigen, sind fast ausschliesslich das Ergebnis der Erosion, des fliessenden Wassers.

Diese Schweizer Hochfläche ist eine fruchtbare, von Thälern höchst verschiedenartig durchschlungene, mit Bergen und Hügeln bedeckte, von einem reichen Seengürtel umschlossene Landschaft, in ihrer natür-



Neuhausen. **Höhe des Falles 26 m, Breite über 100 m.** **Schloss Laufen.**

Fig. 23. Der Rheinfall bei Schaffhausen. *Seydlitz B.*

lichen Anmut an vielen Orten noch verschönert durch herrliche Obstbäume, in deren Schatten die Dörfer ruhen. Sie bietet besonders dem Reisenden, der aus dem Hochgebirge kommt, eine überaus liebliche Abwechslung dar. Richtet man von einem freieren Standpunkte aus das Auge nach Süden, so schweift der Blick über Felder, Wiesen, Obsthaine, Weinberge, freundliche Dörfer und gewerbreiche Städte und begegnet zuletzt überall der weissen Mauer der Alpen, deren blendende Häupter über grüne Vorberge auf den reichgesegneten Garten herabschauen. Freilich fehlen diesem auch manche Gefahren und Nachteile nicht, denn er ist grossen und plötzlichen Veränderungen des Wetters aus-

gesetzt, und Landplagen, wie Hagel, Frost und feuchte Nebel, welche häufig die Ernten zerstören, sind ihm nicht fremd.

Die Gewässer, welche die Schweizer Hochfläche in mannigfacher Verteilung durchschneiden und die Berg- und Hügelketten voneinander trennen, gehören sämtlich zum Gebiete des Rheins, der, auf den Hochalpen der Schweiz geboren, hier auf der Hochfläche grossgezogen wird. Indes dieser Hauptfluss des ganzen Wassersystems, das als das grösste der ganzen Schweiz 28800 qkm füllt, umschliesst diese nur als Grenzfluss; demnach ist der Hauptfluss der Schweiz eigentlich seine ergiebigste Nebenader, die Aar oder, wie die Schweizer sagen, die Aare, die ihm eine fast ebenso grosse Wassermasse zuführt, als er selbst bringt, und mit 17370 qkm das grösste aller Nebenflussgebiete der Schweiz ausmacht. In der Nachbarschaft der Rhein- und Rhonequelle entspringend, kommt sie gleichfalls aus dem Herzen des Alpengebirges, das von ihr in einem ansehnlichen Querthal in der Richtung nach Nordwest durchbrochen wird; darauf folgt sie dem Fusse des Jura in nordöstlicher Richtung und nimmt in diesem ihren unteren Laufe die schönen Alpenströme Reuss und Limmat auf, die, gleich dem Rhein und der Aar selbst, am Fusse der Alpen grosse, teilweise schon durch Nebenflüsse quergeteilte Seebecken ausfüllen, den Vierwaldstätter See und den durch den Schotter der Linth getrennten Züricher- und Walensee.

So bildet die Aar mit ihrem weitverzweigten Geäder von Wasserläufen und Becken, zu dem auch die gesamte Neuenburger Seengruppe gehört, den Hauptstrom der Schweizer Hochebene, deren Gewässer sie fast sämtlich durch den einen engen und schmalen Kanal zwischen Waldshut und Koblenz zum Rheine führt. Eine klassische Stelle ist diese Gegend ihres Unterlaufs von Brugg und Baden bis zum Rhein hin, sowohl durch die Vereinigung sämtlicher Aar-, Reuss-, Limmat- und Rheingewässer, wie auch, dieser geographischen Eigentümlichkeit entsprechend, geschichtlich als Hauptort für Verteidigungs- und Angriffs-, für Herrschafts- und Verkehrszwecke. In dieser Gegend lag zu der Römer Zeiten in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der grosse Waffenplatz *Vindonissa* (auf seinen Trümmern jetzt das Dorf Windisch mit den Resten eines grossen Amphitheaters und einer jetzt noch benutzten Wasserleitung), und in eben dieser Gegend steigt unmittelbar im Westen jener Ruinen der Wülpelsberg (eigentlich Willibaldsberg) empor, geziert mit den Trümmern

der Habichtsburg oder Habsburg (514 m über dem Meere), der Stammburg des nach ihr genannten berühmtesten Schweizer Rittergeschlechtes, das in den Gebieten ringsum durch geraume Zeit eine ähnliche Herrschaft übte wie im Altertum die Römer. In dieser Gegend bedeutsamen Zusammentreffens der Gewässer weist die Geschichte auch ein wiederholtes Aufgebot der schweizerischen Waffen und Heerscharen nach, und heutzutage ist über diese Gegend ein vielmaschiges Eisenbahnnetz ausgespannt.



Fig. 24. Schloss Habsburg.

Ausserdem musste, da sonst auf dem Vorlande nur zerstreute Ortschaften liegen, für Sammlung der Bevölkerung und für höhere Geltung gewisser Orte die Hauptlängenachse des Schweizer Beckens längs des Fusses der Alpen an den Ausgängen der Thäler entscheidend werden. Die Städte Freiburg, Bern, Luzern, Zug, Zürich bezeichnen diese Richtung und haben daher zum Teil ihre Bedeutung.

Da ist vor allen das vielbesungene Zürich durch seine Lage begünstigt. Das heiter und frei zwischen Ütli und Zürichberg sich ausbreitende Thalgelände zieht sich am Nordufer des lachenden, von sonnigen Hügeln eingerahmten Sees entlang; an den Ufern der krystallhellen grünen Limmat und der in sie hinabstürzenden Sihl dehnt sich die Stadt bis auf den Berg hinauf; von keinem hohen Gebirge ist sie beschränkt und eingeengt, wohl aber sieht sie den Hochgebirgskranz mit seinen weissschimmernden Firnspitzen im Hintergrunde. Zu ihnen führt eine Reihe von Eisenbahnen, und andere Schienenstrecken laufen zum Bodensee oder ziehen quer durch die Hochebene. Mit Recht wird diese lange und schmale Hauptmulde als der eigentliche Lebensboden des ganzen Landes angesehen, von dem grossenteils die Bevölkerung, der Handel und die staatliche Einigung



Fig. 25. Ortschaft in einem weiten Thale des mittelhohen Gebirges: Appenzell. *G. B. III*[1], *58.*

an den Flüssen in die Bergschluchten hinaufgezogen ist. Wie zu der Römer Zeiten bewegt sich auch heute noch der Hauptverkehr in der langen Ebene zwischen dem Boden- und Genfer See, neuerdings hauptsächlich auf der Gotthardbahn.

Die Schweiz liegt aber auch für den grossen europäischen Durchgangsverkehr sehr günstig: hat man sie doch den Mittelpunkt der europäischen Mitte nennen können! Sie nimmt zwischen der Donau und Rhone, zwischen dem Adriatischen Meer und dem Rhein eine Mittelstellung ein, so dass der grosse Verkehr von und zu diesen Gewässern sie der kürzesten Verbindung wegen aufsuchte. Nach dem Bodensee hin tritt die Donaulinie und besonders Augsburg nahe heran; die Waren Südfrankreichs und des Mittelländischen Meeres fördert leicht das Rhonethal bis Genf; beide Wege aber fallen gerade in die Verlängerung der Längenachse der Schweizer Hochfläche. Indem aber der Handel des Adriatischen Meeres mit seinen Waren aus dem Orient in seinem Streben nach dem Norden die Fortsetzung jenes Wasserweges in dem Rheinstrome fand, musste die etwa 300 km betragende Landverbindung von hoher Bedeutung werden. Die Strassen kreuzen sich in der Nähe des Rheindurchbruchs, in der Nähe des Zusammenflusses aller Gewässer der sogenannten ebenen Schweiz; hier war und ist der Knotenpunkt ihres heutzutage sehr ausgebildeten Wegenetzes.

Es kann befremden, dass ein Land wie das Hochland der Aar, ein von der Natur fast rings ummauertes eigentümliches Ganzes, nicht im stande gewesen ist, ethnographische Einheit zu bewahren. Nur in der Zeit des Altertums finden wir sie, nämlich in dem gallischen Volksstamme der Helvetier, dessen Abteilungen, wie Cäsar berichtet, nach Art eines Staatenbundes politisch zusammenhielten. Seit dem Falle der römischen Herrschaft ist keine ethnographische Einheit mehr. Die Grundlage zu ihr war da, aber sie riss durch geschichtliche Ereignisse auseinander, denen gegenüber der geographische Halt zu schwach war.

Als die germanisch-deutschen Völker der Alemannen und Burgunder die römische Herrschaft vernichteten und, erstere von Norden her über den Rhein und Bodensee, letztere von Westen her über den Jura und den Genfer See, von dem Lande Besitz nahmen, ging diese Veränderung in verschiedener Weise vor sich. Die Alemannen zogen teils in deutsch-römische oder in verödete keltisch-römische

Provinzen ein, teils zogen sie auf dem Wege der Gewalt als Verwüster und Zerstörer alles Römischen einher. Dadurch wurde das alemannische Helvetien durchaus germanisiert; selbst die wenigen Überreste, die sich in den alten römischen Kultursitzen noch erhielten, mussten im Laufe der Zeit in dem germanischen Wesen aufgehen. Die Burgunder dagegen liessen sich in einer nicht von der Bevölkerung verlassenen, sondern bewohnten keltisch-römischen Provinz nieder. Bereits zum Christentum übergetreten, zogen sie den Weg friedlicher Ansiedlung vor; sie liessen die romanische Bevölkerung in ihren Sitzen, und da diese nicht nur an Zahl, sondern auch an Bildung das Übergewicht hatte, so gewann ihre Sprache und Kultur einen umgestaltenden Einfluss auf die Sieger und neuen Herren des Landes. Soweit aber die Burgunder in die verödeten Gegenden vorrückten und diese nach und nach bebauten, behielten sie, wie ihre alemannischen Nachbarn im Osten, ihr deutsches Wesen bei. Daher ist auch die deutsche Schweiz im Südwesten von ganz anderer Art als im Osten.

Glücklicher war die Schweiz in der Erhaltung einer selbständigen politischen Einheit, wenn auch innerhalb derselben, wohl als Folge der Bodengestaltung, eine Menge kleinerer Staatskörper sich behauptete. Als einmal durch die tapferen und kühnen Söhne des Gebirges der Anfang zur Unabhängigkeit und zu festerem Zusammenhange begründet war, konnte es leicht geschehen, dass die Landschaften Deutschlands, die durch den Rhein und Bodensee der Einwirkung des Mutterlandes entrückt waren, in den Wirkungskreis der Schweizer Eidgenossenschaft gezogen wurden. Dazu kam nun noch die steigende Macht, das Selbstgefühl und Selbstvertrauen der Bürgerschaft der grösseren Städte, die einerseits in fortgesetzter Kriegsübung ritterlichen Sinn nährten, andererseits durch Handel und Gewerbe, welche blühten, ohne zu herrschen, zu grossem Wohlstande gelangt waren; und so glückte es durch Kräfte geographischer und moralischer Art den Schweizer Städtebündnissen besser als den flandrischen und deutschen, anderen Mächten gegenüber auf die Dauer ein eigentümliches einheitliches Ganzes festzuhalten. Somit wurde der Schweiz das Los zu teil, nicht zu gehorchen, aber zugleich die Mahnung, bei Erwägung sowohl ihrer eigenen Stärke wie der ihrer Nachbarn, nicht befehlen, d. h. nicht erobern zu wollen. Vielmehr musste sich ihr der heilsame Rat fast aufdringen, bei etwaigen Zerwürfnissen

jener mächtigen Nachbarn und überhaupt die Rolle des Parteilosen zu spielen; sie konnte es getrost in Anbetracht des Schutzes, den der starke Felsen- und Stromgürtel ihr gewährt. Ist doch auch ihre Lage so, dass die Bahn der zerstörenden Völkerbewegungen sie fast nie, die der grossen Heereszüge sie aber eigentlich nur am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts berührt hat. Jene Parteilosigkeit durchzuführen, wobei die Eifersucht der mächtigen Nachbarn ihr einen wesentlichen Vorschub leistet, bedurfte es nach jenem unglücklichen Sonderbundskriege im Jahre 1847 einer Festigung der inneren staatlichen Verhältnisse, sowie einer zeitgemässen Ordnung der Streitkräfte. Ohne ein Militärstaat zu werden, hat die Eidgenossenschaft es verstanden, namentlich seitdem das Söldnerwesen der Schweizer im Dienste fremder Herrscher sein Ende erreicht hat, ihre Neutralität durch Schaffung eines verhältnismässig kriegstüchtigen Volksheeres zu schützen.

Das Schwäbisch-Bayrische Hochland

oder, wie es auch genannt wird, das Oberdeutsche oder Donauhochland unterscheidet sich von der ebenen Schweiz nicht nur durch grösseren Umfang, sondern auch, wenngleich einzelne Punkte derselben höher sind, im ganzen durch bedeutendere Erhebung. Es ist nächst der Kastilianischen Hochebene in Spanien (800 m) die zweithöchste in Europa, die höchste in Deutschland, denn ihre mittlere Höhe erreicht etwa die Höhe von München (518 m); ihr niedrigster Punkt im Westen ist Lindau (400 m) und im Osten Passau (363 m), ihr höchster ragt im Peissenberg, dem Rigi Bayerns, 975 m empor. Ihre meisten Flüsse haben ein überaus starkes und reissendes Gefälle, und ihre hochgelegenen Thalgebiete, z. B. das Lech- und Isarthal, nehmen erst unterhalb Augsburg und Moosburg dieselbe Höhenlage ein wie die namhaften Thalgebiete der Schweiz.

Dieses oberdeutsche Hochland breitet sich als eine fast unübersehbare ebene Fläche, die nur in wenigen Teilen ins Wellenförmige übergeht, von dem bayrisch-böhmischen Urgebirge, von der mit Kreidehügeln erfüllten Bucht der Nab bei Regensburg und dem abgerundeten, vielfach eingezackten Rande des fränkisch-schwäbischen Jura her gegen Süden bis zum Fusse des plötzlich sich schroff erhebenden, schneebedeckten Zackengebirges der Alpen aus.

Dass auch dieses Gebiet von Ablagerungen der Tertiärzeit gebildet ist, ist bereits geschildert. Aber die ganze südliche Hälfte ist bedeckt mit Moränenschutt, kleinen Steinen und grösseren Blöcken, sogenannten erratischen Blöcken, die auf dem Rücken der Gletscher einst ins Thal herniederwanderten. Wer daher die Alpen in ihren Trümmern studieren will, kann es auf der oberdeutschen Hochfläche; denn alle die Gesteine, aus denen im Innern des Hochgebirges himmelanstrebende Berge und Felsen aufgebaut sind, liegen an ihrem Fusse zu kleinen Geschieben abgerundet bunt über- und nebeneinander. Nur sind die Schichten des grauen Molasse-Sandsteins mit thonigen Zwischenlagen, aus denen der Boden grossenteils besteht, vielfach bedeckt von Anschwemmungen der Flüsse, von Seen und besonders auch von dem, was in Bayern Moos, von den Schwaben Ried genannt wird. Das sind der Hochfläche ganz eigentümliche, flache, an den grösseren Flüssen gelegene und von diesen vielfach misshandelte, ehemals fast durchgängig sumpfige oder moorige kahle Ebenen, die erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch Kanalisierung und Trockenlegung teilweise für die Kultur gewonnen sind. Das Donau-Ried zwischen Günzburg und Donauwörth, das Donau-Moos im Süden von Neuburg und Ingolstadt, das Erdinger Moos zwischen München und Freising an der Isar sind solche Stellen, die, wo man sie durch Anbau noch nicht geregelt und belebt hat, höchst unerquicklich ins Auge fallen und durch ihre Ausdünstung die Luft verunreinigen. Einige von ihnen sind Vertiefungen, die schon seit ihrer Entstehung abflusslos sind, andere sind dadurch abflusslos geworden, dass Gletscherschutt einen kleinen Wasserlauf abdämmte, der nicht die Kraft hatte, sich hindurchzuarbeiten; war nun das Becken tief und viel Wasser vorhanden, so entstand ein See, während bei geringerer Tiefe und Wassermenge nur der Boden übermässig durchfeuchtet wurde und Moor bildete.

Wenn man auch nicht das ganze Hochland nach den unschönen Gegenden beurteilen darf, die man von der Eisenbahn aus sieht, so ist doch das weite Gebiet keineswegs durch Wechsel und Anmut der Oberflächenformen anziehend. Der ganz ebenen oder höchstens von namenlosen, oft waldigen Hügeln belebten Bodenstrecken giebt es nicht wenige, ebenso eine Zahl unfruchtbarer, von Sand und Kalkgrus bedeckter Flächen. Doch bieten dafür andere Gegenden reichen Ersatz: im Osten und Westen der Berg- und Hügelsaum, im Norden

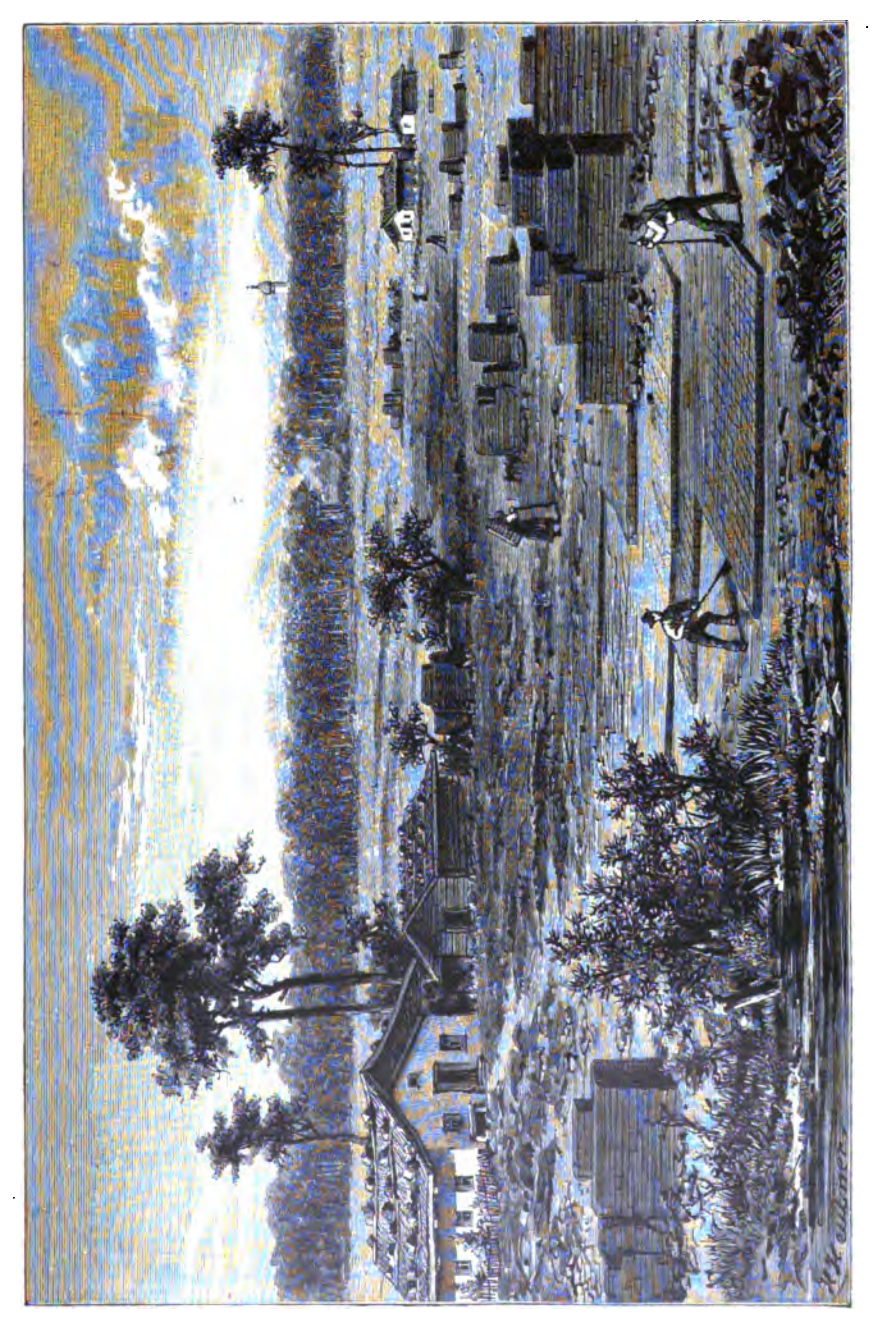


Fig. 26. Moos (Ried) in Bayern. *Aus Stauber, Landeskunde von Bayern.*

die Gelände der Donau und ganz besonders im Süden die lieblichen Nachbargefilde der Alpen. Ferner giebt es recht ergiebige Gegenden, z. B. jenes unvergleichliche Getreideland des sogenannten Dungabodens, d. h. Donaugäubodens (von den dortigen Bewohnern „Dunkelboden“ genannt), das sich als eine weite Ebene von Regensburg südöstlich bis weit über Straubing hinaus fortzieht; sie sind die Kornkammern nicht bloss für Bayern, sondern auch für einen grossen Teil von Oberdeutschland überhaupt.

In Beziehung auf menschliche Verhältnisse macht die oberdeutsche Hochfläche den Eindruck eines ausgedehnten Landstrichs, worin Raumverschwendung durch Natur und Menschen nicht zu verkennen und noch viel Fruchtboden zu gewinnen ist — eine Wahrheit, die für den aus übervölkerten Gegenden kommenden Reisenden etwas Behagliches, Beruhigendes hat.

„Die breite Physiognomie sitzt dann auch den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel gedehnter angelegt, die Häuser geräumiger, als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, dass sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Toten oft auffallend weit auseinander gebettet. Überall der Eindruck, dass in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sei, Platz für eine verdoppelte Volkszahl.“ *(Riehl.)*

Da die Bayrische Hochfläche in der Nähe der Alpen und zwar an ihrer Nordseite gelegen ist, so ist sie auch einem sehr veränderlichen und rauhen Klima ausgesetzt. Abgesehen davon, dass durch die im Süden vorliegende Gebirgsmauer die milden Hauche der südlichen Winde abgehalten und abgekühlt werden, kommt noch der auf die Witterung nachteilig wirkende Umstand dazu, dass die regenbringenden Winde hier sich anstauen, beim Ansteigen sich abkühlen und über diese Gegenden vorzugsweise reichlich den Inhalt ihrer Wolken ausgiessen. Erst weit im Norden an der Donau erhalten die atmosphärischen Verhältnisse durch die grössere Entfernung von den Alpen und durch den Schutz der nördlich vorliegenden Hügelketten eine günstigere Gestaltung; in dem bei weitem grösseren Teile ist die Luft kälter als in dem nördlicher gelegenen freundlichen Mitteldeutschland; in manchen Orten, z. B. in München, werden die abends von den Höhen herabsinkenden eiskalten Luftströmungen besonders

unangenehm empfunden. Der Weinstock, der westlich, östlich und nördlich von der Hochfläche gefunden wird, gedeiht hier nicht, und der Hopfen kommt besser fort als die Obstbäume.

Während das gesamte Deutschland 47,8 Prozent Ackerland hat, bebaut Bayern nur 39,4 Prozent seiner Gesamtfläche, hat aber 20 Prozent Wiesen und Weiden und 33 Prozent Wald.

Erinnerten nicht andere Erscheinungen, erinnerte nicht insbesondere hier und da der Anblick der Alpen, die wie gewaltige Herrscher und Hüter in das weite Land hineinschauen, ferner die Raschheit, Mächtigkeit und grünliche Kalkfarbe der Flüsse daran, dass man sich tief in Süddeutschland befinde, so würde man sich weit eher in einem der sandigen Striche Norddeutschlands, in der

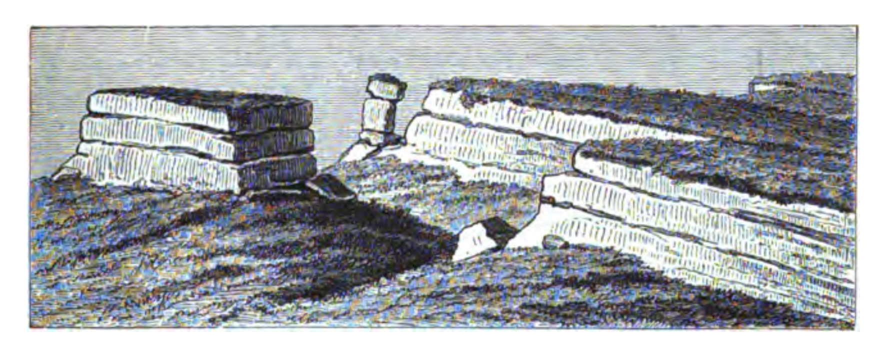


Fig. 27. Aus der „Rauhen Alb". *G. B. I, 5.*

Nähe der Nord- oder Ostsee zu befinden glauben als auf der Donauhochfläche, etwa auf der Straubinger und Münchener Ebene oder auf dem Lechfelde bei Augsburg. Soweit das Auge schweift, erblickt man nur die scheinbar zusammenhängende Fläche ohne Unterbrechung, und erst über Augsburg hinaus gewahrt man auf hohen Standpunkten allmählich am Rande des Gesichtskreises den nördlichen Grenzwall der Hochfläche, den deutschen Jura, auf dem wir jetzt eine kurze Umschau halten wollen.

Man hat dem Gebirge diesen Namen in neuerer Zeit gegeben, weil es sowohl seinen geognostischen Verhältnissen, als auch seiner Richtung nach als Fortsetzung des Schweizer Jura betrachtet werden darf; der deutsche Name ist die Alb. Das etwa 230 km lange Gebirge, das am Aarthale beginnt und dann die Donau bis zur Wörnitz

oder bis nach Donauwörth begleitet, nennt man gewöhnlich den Schwäbischen Jura und seinen höchsten und ausgezeichnetsten Teil die Schwäbische oder Rauhe Alb; der etwa 200 km langen, bis Coburg reichenden nördlichen Fortsetzung, die etwas niedriger und in ihren Gehängen minder schroff ist, geben die Geographen den Namen des Fränkischen Jura oder auch der Fränkischen Alb.

Der Schwäbische Jura ist eine etwa 30 km breite Kalksteinplatte von 620 m mittlerer Höhe, in dessen südwestlichem Teil einzelne Gipfel bis zu 1000 m ansteigen, während der Fränkische im Mittel 100 m niedriger ist und nur selten die Höhe von 600 m übersteigt. Er fällt nach Norden, also zum Neckar und zu den Ebenen Frankens, mit steiler und tiefer Senkung, gegen Süden aber, gegen die Donau hin, nur wenige hundert Fuss nieder. Oben auf dem Tafellande liegt einer der traurigeren Landstriche Deutschlands: daselbst (und das gilt meist auch von dem Fränkischen Jura) rauhes Bergklima, vielfach zerklüftetes Gestein und bedeckender Kalkgrus, nur an einzelnen Stellen eine dünne Ackerkrume, welcher dürftige und unsichere Ernten oder hin und wieder Laubgehölze entspriessen; die meist armen und seltenen Ortschaften ohne die Wohlthat des Trinkwassers, die sonst beinahe überall in Deutschland von der Natur gespendet wird; Bäche nirgends sichtbar, der Quellen wenige. Die Zerklüftung und Durchlässigkeit des Kalkgesteins, der Mangel an solchen Schichten, die Wasser nicht durchlassen, und der Reichtum an Höhlen bewirken zusammen, dass das niederfallende Wasser rasch versickert und bis zur Tiefe der Thäler niedersinkt, um dann erst hier an vereinzelten Punkten, aber allerdings dann meist mit grosser Fülle, nicht selten sogar gleich in der Stärke von Mühlbächen, aus Spalten und Höhlungen zu Tage zu treten. Dieser kalte, öde Hochflächenstrich, gewissermassen ein breiter Wall mit der Donau als Wallgraben, konnte zwischen den fruchtbaren Ebenen im Norden und Süden leicht eine Völkergrenze werden. Man hat ihm auch militärische Bedeutung zuerkannt, da die Böschung meist steil, das Ansteigen aus den Thalgründen beschwerlich, dagegen für den Verteidiger der Bergwall mit seinem breiten Graben leicht zu behaupten ist.

Hat der Wanderer, der von Norden her zur Donau will, auf dem Bergrücken eine ermüdende Tagereise zurückgelegt, dann wird er

am Südrande höchlich überrascht durch den Anblick des unten vorbeiziehenden Stromes und der anliegenden Fluren oder der in der Ferne hoch hinansteigenden und in unübersehbaren Linien sich verlierenden schneebedeckten Alpen. Ein noch innigerer Genuss wird ihm durch einen ungeahnten Gegensatz bereitet, wenn er am Nord- oder Südrande plötzlich in eins der kleinen Thäler gerät, die bei ihrer Enge und Kürze oben auf dem breiten Gebirgsrücken nicht bemerkt wurden. Auf einmal steht er mitten in einer ganz

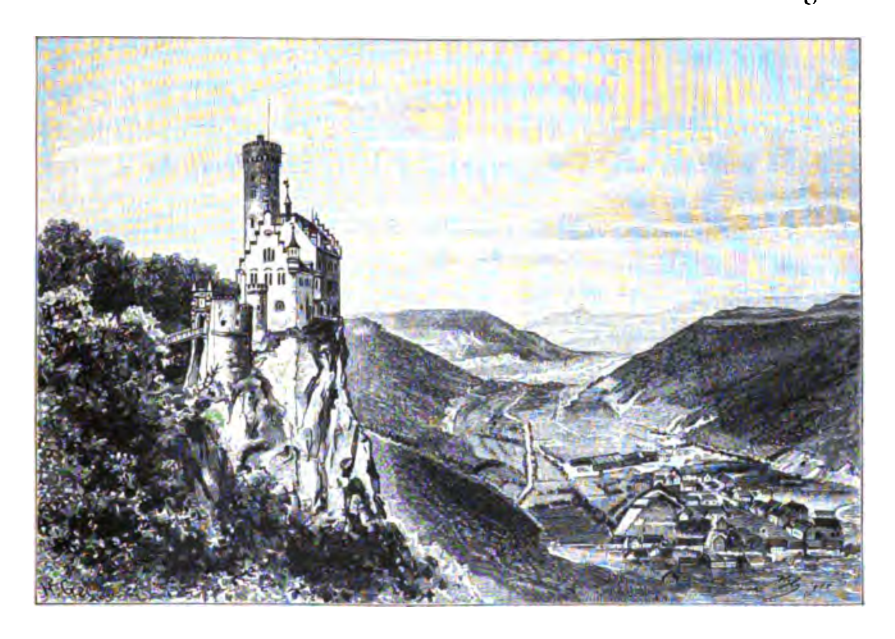


Fig. 28. Schloss Lichtenstein, im Hintergrunde die Achalm.

anderen Natur; statt der Öde, Dürftigkeit und Langweiligkeit oben umgiebt ihn jetzt eine Fülle anziehender Naturbilder und behaglichen Lebens: hier anmutige Ortschaften mit reizenden Obsthainen und Gärten, dort zwischen herrlichen Buchen- und Eichengehölzen Felsen von bizarren Formen mit Burgruinen und Schlössern wie der Lichtenstein, dort wieder frische Wiesen mit klaren, ruhig dahingleitenden Bächen oder tief im Felsenthale ein geheimnisvoller Teich wie der Blautopf bei Blaubeuren. Solch lieblicher Thäler senkt sich eine grosse Menge zur Donau, nach Franken und besonders zum Neckar hinab.

Auch der Fränkische Jura, der bei dem Durchbruche der Wörnitz mit dem lang sich hinziehenden Hesselberge beginnt, zeigt dieselben Gegensätze wie der Schwäbische: Wasserarmut auf der Höhe, Wasserfülle in den engen Schluchten, grünende Thalwiesen und üppige Laubwälder, aus denen Dolomitmassen in abenteuerlicher Verwitterung aufsteigen. Die zwischen Bayreuth und Erlangen gelegene Thälergegend, die schon seit Jahrhunderten unter dem Namen „Fränkische Schweiz“ bekannt ist, die Thäler um Streitberg, Rabenstein, Pottenstein u. a. m. gehören zu den lieblicheren und gesuchteren Deutschlands.

Im innigsten Zusammenhange mit dem geologischen Bau des deutschen Juragebirges, besonders mit dem Auftreten des Dolomits (vgl. S. 70), steht die Neigung zu Höhlen- und Felsbildung. Man denke nur an die Nebelhöhle, deren überwältigenden Eindruck *Hauffs* „Lichtenstein“ so ergreifend schildert, an die berühmten Höhlen bei Tuttlingen, Münsingen, Urach, Sontheim im Schwäbischen, an die bei Streitberg und Muggendorf im Fränkischen Jura. Es handelt sich hier nicht bloss um ganz eigenartige Kalksinterbildungen (Tropfstein) und Einlagerungen von Schlamm mit vielen Knochenresten vorweltlicher Säugetiere, die uns lehren, dass eine jetzt ausgestorbene oder nach dem Norden zurückgedrängte Tierwelt einst in Deutschland hauste; in den Höhlen und in vielerlei unregelmässigen Zerspaltungen und Vertiefungen des Gesteins werden auch treffliche Bohnerze, die Absätze alter Mineralquellen, gefunden und bergmännisch gewonnen, so dass durch diese verschiedenartigen Eisenerzeinlagerungen am Nordrande der Schwäbischen Alb wie im Thale der Altmühl (um Eichstädt) ein lebhafter Eisengruben- und -hüttenbetrieb hervorgerufen worden ist.

Dazu gesellt sich in der Gegend von Eichstädt da, wo die Altmühl das Juragebirge durch einen grossen und breiten Spalt teilt, noch die überaus wichtige Gewinnung der weltberühmten lithographischen Schiefer von Solnhofen. Über einer Kalksteinschicht von $1^1/_2$ bis 2 m Mächtigkeit erheben sich hier, ähnlich wie bei Streitberg, steile Felswände von 60 m Höhe, aus feinkörnigen Plattenkalken bestehend. Bereits seit Jahrhunderten aufgeschlossen, bieten diese auf den Spitzen der Berge liegenden Steinbrüche schon auf mehrere Stunden Entfernung einen überraschenden Anblick dar; sie gleichen „den Werken einer gewaltigen Festung, welche die höchsten

Gipfel der Gegend krönt." (*L. v. Buch* an *Brongniart.*) Und in der That sind die hier gewonnenen Schiefer einzig in ihrer Art, und alle Versuche, ein ähnlich brauchbares Gestein für die Lithographie auf einem anderen Punkte der Erde aufzufinden oder ein solches herzustellen, sind bis jetzt erfolglos gewesen. Die dünnen, leicht voneinander zu lösenden Platten, mit deren Abbau Tausende von Menschen beschäftigt sind, werden aus der Höhe thalwärts befördert; dann werden diejenigen, welche sich durch Feinheit des Korns und Dauerhaftigkeit auszeichnen, durch müheloses Abschleifen ihrer Oberfläche für den Gebrauch in den Steindruckereien vorbereitet. Alle diesem Zwecke nicht entsprechenden Platten, und sie bilden die Mehrzahl, werden zur Herstellung von Fussböden, Schwellen, Tischplatten, zur Bekleidung von Wänden und Dächern benutzt; namentlich ist der Handel mit den für die Bodenbekleidung bestimmten Platten nach dem Morgenlande überaus lebhaft.

Aber auch für den Geologen bildet, wie der Jura überhaupt, diese Örtlichkeit eine unerschöpfliche Fundgrube. Unzählbar sind die Zeugen der Urwelt, die sich als Einschlüsse in den Solnhofener Schiefern erhalten haben und in Tausenden von Stücken die naturgeschichtlichen Sammlungen schmücken. Abdrücke der zarten Flügel der Libellen, Häute der Sepien, zarte Flossen von Fischen, Fiederchen von Vogelfedern, zahllose Arten von Krustern, Kopffüsslern und Haarsternen treten hier wohlerhalten auf, und auch jene wunderbaren Geschöpfe der Urzeit, jene Zwittergestalten von Erd-, Wasser- und Luftbewohnern aus dem Geschlechte der Saurier, finden hier ihre Vertreter. Wir nennen vor allen den *Pterodaktylus,* einen Flugsaurier, und den ersten Vogel, den *Archäopteryx,* von dem ein vor längerer Zeit hier gefundenes, aber nicht vollständiges Exemplar sich im Britischen Museum befindet, ein zweites trefflich erhaltenes für das Mineralogische Museum in Berlin erworben worden ist.

Von hoher Bedeutung für die oberdeutsche Hochfläche ist die Donau mit dem Netz ihrer Nebenflüsse. Die Donau, von den Römern *Danubius,* in ihrem den Griechen bekannten unteren Laufe *Ister,* von den Slaven *Dunai,* von den Türken *Tuna* genannt, umfliesst jene Hochebene am nördlichen Rande fast ebenso von West nach Ost wie der Rhein die Schweizer Hochebene von Ost nach West; aber während dieser kühn die Ferne sucht, bleibt sie, ähnlich dem Po und der Rhone, ein Begleiter des Alpengebirges. Am öst-

lichen Schwarzwald aus den beiden Quellbächen Brigach und Brege entstanden, die sich mit dem Donaueschinger Schlossquell vereinigen, durchbricht der Fluss den deutschen Jura bei dem Bergschlosse Fürstenberg. Darauf sendet er unterhalb Tuttlingen einen unterirdischen Arm in die Tiefe, der als Hegauer Aach wieder hervortritt und dem Bodensee zuströmt; da der unterirdische Lauf auch im Sommer nicht versiegt, der oberirdische dagegen öfters austrocknet, so kommt es häufig vor, dass die ganze Donau ein Nebenfluss des Rheins wird. Der Fluss strömt nun in ostnordöstlicher Richtung über Ulm bis Regensburg am Rande der Hochfläche, während er sich früher in mannigfachen Windungen durch den Jura hindurcharbeitete; sein altes Bett wird jetzt teilweise von seinen Nebenflüssen, z. B. der Altmühl, benutzt. Dem Herzen Deutschlands ziemlich nahe gekommen, biegt er vor der alten Felsmasse des Bayrischen Waldes fast rechtwinklig nach Ostsüdost um und behält diese Richtung weit über Deutschlands Grenzen bei. Die Stromlänge von den Quellen bis Passau beträgt etwa 500 km.

Zugleich verlässt die Donau an jenem Winkel ihre Quellenverkettung mit dem Rhein und tritt in ihren nördlichen Zuflüssen mit der Elbe, in den südlichen aber mit der Adda und Etsch in Berührung. Durch die Mischung mit den wilden und reissenden Alpengewässern wird der zahme Strom, der sich mühsam zwischen Inseln und durch Möser von Ulm bis über Neuburg und Ingolstadt hinaus durchgearbeitet hat, allmählich neu belebt. Durch ihre Wasserfülle zu beschleunigter Bewegung fortgetrieben, erhält er dann auf eine grosse Strecke selbst das Wesen eines Alpenstromes, während seine Ufergegend auf der Bayrischen Hochfläche mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Denn innerhalb seines bisherigen oberen Laufes liegen verhältnismässig wenige Ortschaften am Wasserspiegel, dagegen belebt sich unterhalb Kelheim das Flussthal durch zahlreiche Ansiedlungen, und die Ufer, die man oberhalb nicht selten mit der wilden Landschaft nordamerikanischer Flüsse verglichen hat, bieten bis Passau wechselnde Bilder reichen Kulturlebens. Dazu kommen noch die bruchsteinreichen Berge und Hügel, die den Städten, Dörfern, Schlössern, Kirchen und Klöstern zu einem altertümlichen, monumentalen Gepräge verhalfen, so dass sich das Donauthal hier von den wüsten, kulturarmen Uferrändern der oberbayrischen Alpenflüsse vorteilhaft unterscheidet.

Da der Jura sich nach Norden tiefer abdacht, hat die Donau links nur kleine, auf kurze Strecken schiffbare oder flössbare Nebenflüsse, so dass sie bis zur Mündung der March ein einseitiges Flussganzes darstellt. Namhaft mögen gemacht werden die Altmühl, die mit dem bereits in alter Zeit begonnenen jetzigen Ludwigskanal teilweise eine alte Donaugabelung benutzt, die Nab, der Regen und die Ilz, die, aus einer gewundenen Thalenge kommend, gegenüber dem Inn bei Passau mündet.

Ganz anderen Zuwachs erhält die Donau auf der rechten Seite; hier strömen ihr die wasserreichen Flussadern der Alpen zu: die auf 100 km flössbare Iller, der bei Augsburg vorübergehende, auf 60 km flössbare Lech, die reissende Isar, der Fluss der bayrischen Hauptstadt, die auf 250 km flössbar ist, und der stattliche, durch die salzburgische Salzach verstärkte Inn, der die Donau bei seiner Verbindung mit ihr an Wassermenge, Breite und Tiefe übertrifft und auf 280 km schiffbar ist (davon 250 km im Deutschen Reichsgebiete). Man hat in Anbetracht dieses Umstandes und der Lauflänge beider Ströme bisweilen die Behauptung aufgestellt, der Inn sei der Hauptfluss, und die von Passau an vereinigte Flussader müsse den Namen des Inn statt der Donau tragen; doch hier kommen noch andere Umstände dazu, welche die jetzige Benennung rechtfertigen. Die Donau hat nämlich bereits mehr grosse Nebenflüsse aufgenommen als der Inn und giebt auch die fernere Richtung des vereinigten Stroms an; ausserdem hat die Donau eine weit grössere Bedeutung in der Geschichte und für den Handel.

Die rechten Nebenflüsse sind bei ihrer geringen Bedeutung für die Schiffahrt höchstens für den Holzhandel wichtig und sonst mehr Zerstörer als Förderer friedlicher Schöpfungen; denn nicht mehr durch Alpenseen, die sie längst entwässert haben, in ihrer wilden Bergwassernatur gemässigt und geregelt, stürmen sie, kaum aus ihren Felsschranken befreit, auf einem abschüssigen, steinigen Bette, oft auf dem Rücken der von ihnen selbst aufgeschütteten Trümmerdämme dahin, nicht ohne häufige verderbliche Überschwemmungen zu verursachen. Der Raum, den sie mit ihren unbenutzbaren Inselchen, Sand- und Geröllbänken, Altwassern und Sumpfstellen einnehmen, beträgt oft dreimal mehr, als ihre Breite bei geregeltem Laufe einnehmen würde. Einige behalten eine solche Natur bis zu ihrer Mündung bei und sind hier einer förmlichen Verwilderung preisgegeben;

daher konnten zum Beispiel in den Wüsteneien der Lech- und Isarmündung belebte und handeltreibende Hafenplätze oder Märkte nicht füglich entstehen; nur unbedeutende Dörfer sind dort zu finden, wo die Schiffer bisweilen anhalten, um ihre kleinen Holzflösse zu grösseren Flössen zu verbinden.

Aber auch weiter stromaufwärts wehrten sie auf weite Strecken hin an ihren Ufern und in deren Nähe dem Anbau, der Anlage von Dörfern und Strassen. Hierdurch und wegen der sumpfigen Beschaffenheit vieler Niederungen und Thalbecken erklärt sich die in ganz Oberbayern herrschende Neigung für Höhendörfer und Hochstrassen. Während sich in Mittel- und Norddeutschland oft bei den unbedeutendsten Flüsschen das erfreuende Bild des buntesten Lebens und der dichtgedrängten Siedlung zeigt, führen die oberdeutschen Flüsse nicht selten die Wildnis des Hochgebirges tief in die Ebene hinein und wirken mehr durch die Einsamkeit und eigenartige Rauheit der Landschaft als durch lachendes Kulturleben auf das Gemüt des Naturfreundes. Davon ist selbst der Inn nicht frei; indes war er durch die vorhin erwähnte Schiffbarkeit, durch die viel wegsameren Ufer und durch das vermöge der tieferen Lage milde und für Kulturpflanzen günstige Klima in weit höherem Grade als Isar und Lech seit alter Zeit zu einer Verkehrsader und zur Anlage von Städten und Dörfern geeignet. Eine Zahl Städte und Märkte, Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf u. a., und viele grössere Dörfer verleihen dem Inn, wenn auch nicht das heitere Kulturgepräge der Rheinlande, so doch ein weit belebteres Uferbild, als man an den anderen voralpinen Flüssen gewahrt, und die infolge des alten Verkehrs mit Italien auftretende, auffallende italienische Häuserbauart drückt den Innstädten noch einen ganz eigentümlichen Stempel auf.

Die Donauzuflüsse erschliessen also nicht, wie die Gewässer der Schweizer Hochebene, weithin die innersten Teile des Gebirges und haben deshalb auch nicht die ausserordentliche Bedeutung für den Verkehr und den staatlichen Zusammenschluss wie jene. Dazu kommt noch eine andere Beziehung. Einige derselben fliessen nämlich von den Alpen her mehr oder weniger rechtwinklig der Donau zu, z. B. die Iller, der Lech, der Inn und in Österreich die Enns und Erlaf; andere fliessen weniger senkrecht zur Donau hinab, in ihrem unteren Laufe teilweise fast parallel mit ihr, und nähern sich ihr in schräger Richtung, z. B. die Isar und in Österreich die Ips. Die ersteren nun

übertreffen die letzteren in einer gewissen geschichtlichen Bedeutung. Denn vermöge ihrer nördlichen Richtung durchkreuzen sie alle von Westen nach Osten gehenden Wege und stecken allen von der einen oder von der anderen Seite vorrückenden Völker-, Heeres- und Handelszügen eine Grenze. Auch entsteht durch solche Flüsse von gerade gerichtetem Lauf ein scharfer Abschnitt zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern, deren Verhältnisse dadurch mehr auseinander gehalten werden. Sie waren demnach zu Grenz- und haltbaren Operationslinien geeignet, deren Stärke durch ihre unbändige Natur, die Wandelbarkeit ihres Bettes, die vielen, oft schwer zu überschreitenden Inseln und Geröllbänke und den häufig steil abfallenden Uferrand erhöht wurde.

Ihre Stellung in der genannten doppelten Eigenschaft zeigt sich denn auch bei verschiedenen Gelegenheiten in dem Völkerleben. So trennt die Iller heute die beiden Königreiche Württemberg und Bayern, wiewohl die reichbebaute Gegend eine grosse Anzahl von Verbindungen zu ihr und über sie geschaffen, so dass das ursprünglich durch sie gebildete Hindernis gegenwärtig schon bedeutend abgeschwächt ist; der Lech scheidet den schwäbischen und bayrischen Volksstamm mit ihren zwei oberdeutschen Mundarten; der Inn mit der Salzach begrenzt das Königreich Bayern und das Erzherzogtum Österreich, wie er einst zur Zeit der römischen Herrschaft die Provinzen Vindelicien und Noricum schied; die Enns trennt jetzt das Land Ober- und Niederösterreich (ob und nid der Enns), wie sie einst fast zwei Jahrhunderte die Grenze des Deutschen Reiches und des grossen Reiches der Avaren gewesen, die bis auf Karl den Grossen ganz Niederösterreich innehatten; so bildete die Erlaf einige Zeit die Grenze des Deutschen Reiches gegen die Magyaren, die im zehnten Jahrhundert von dem grössten Teile der deutschen Ostmark bis über Melk an der Donau hinaus Besitz ergriffen.

Welche kriegerische Bedeutung diese Nebenflüsse haben, beweisen viele Unternehmungen und Zusammenstösse von Heeren daselbst; insbesondere ist die Gegend am unteren Lech in Verbindung mit der Donau einer der Hapttummel- und Schlachtenplätze in Oberdeutschland. Die Lechfeldschlachten der Hunnen, Magyaren und des Dreissigjährigen Krieges, im Spanischen Erbfolgekriege die Schlachten von Höchstädt und Blindheim und andere Kämpfe fallen in dies Gebiet.

Diejenigen grösseren Nebenflüsse, welche spitzwinklig zur Donau durch die Bayrische Hochfläche dieser zueilen, haben solche Einwirkungen nicht zu entwickeln vermocht. Die Isar z. B., obwohl ansehnlicher als Iller und Lech, ist kein Grenzgraben geworden, hat dagegen für die Bayern eine andere und zwar sehr hohe Bedeutung. Sie ist ihr eigentlicher Nationalfluss; sie hat fast allezeit von der Quelle bis zur Mündung den Bayern gehört, und in ihrem Flussgebiete wohnt noch heute der Kern der altbayrischen Bevölkerung, während der Lech auch Schwaben, die Nab und der Regen auch Franken, der Inn auch Schweizer und Österreicher zu seinen Anwohnern zählt. In ihm liegen die besten Fruchtfelder des Bayernlandes, die alten bayrischen Herzogssitze München und Landshut und das uralte, um die Verbreitung des Christentums in den Donaulanden hochverdiente Bistum Freising.

Überaus wichtig für die Geschichte und die Kultur des Landes ist in Verbindung mit seiner Oberflächengestaltung die Beschaffenheit und Richtung des ganzen Donaulaufes. Da das ganze Flussgebiet mehr als jedes andere grosse Flussnetz Europas von Gebirgen umschlossen ist und die Donau in Deutschland hart am Jura entlang fliesst, so konnte ihr leicht die Wichtigkeit eines Grenz- und Schutzgrabens zuerkannt werden, und als solcher hat sie in der That lange die Marken des römischen Reiches in Süddeutschland, die Marken der alten Kulturwelt gegen Norden geschirmt.

Es mussten ferner bei jener Umschliessung des Flussgebietes und einer gewissen daraus hervorgehenden Beschränkung auf sich selbst vorzugsweise die Öffnungen und Thore zu hoher Bedeutung gelangen, welche die Natur in den einschliessenden Gebirgsmauern gelassen. Hatte man sich ihrer bemächtigt, so war dann das Fortkommen und der Verkehr in dem weiten Oberdonaukessel leicht; denn dieses Gebiet stellt, abgerechnet hauptsächlich die umfangreichen Moore, keine grossen Hindernisse in den Weg, und die Lage und Richtung der Hauptstrassen war und ist, wie im norddeutschen Tieflande, wesentlich mit durch die Lage jener Thore bedingt. Hierbei haben wir nicht etwa bloss bei den nächsten, etwa bei der Thalöffnung des Regen, der Nab und der Altmühl, stehen zu bleiben; es kommt vielmehr dabei das ganze Flussgebiet in Betracht, und in diesem sind die am meisten geöffneten Thore der Donau in der Gegend ihrer Quellen und ihrer Mündungen. Darum nimmt es nicht wunder,

dass hier an beiden Enden im Laufe der Zeiten Einströmungen von weltgeschichtlicher Bedeutung vielfach stattgefunden, dass von der Quellengegend oder durch sie hindurch das Abendland gegen das Morgenland gedrängt und von der Mündungsgegend her die Völker und Erzeugnisse des Orients nach dem Occident ihren Weg gesucht und leicht gefunden haben.

Kein Höhenzug ist vorhanden, der das Quellengebiet der Donau und auch ihre Zuflüsse vom Stromgebiete des Rheins und vom Bodensee schiede; vielmehr ist eine schwache Bodenschwelle die, wie wir sahen, unvollkommene Wasserscheide der beiden grossen Ströme, und in der Eiszeit gingen beide Flussnetze wechselseitig ineinander über Ebenso sind die Übergänge nach dem nördlich benachbarten Neckargebiete keineswegs schwierig. Überhaupt eine so innige und so vielfache Beziehung wie zum Rhein hat die Donau sonst zu keinem grossen Strome. Darum hat man schon während der römischen Herrschaft dieser Beziehung durch Strassen und Kanäle, in unseren Tagen durch Eisenbahnen Rechnung getragen.

Die Donaustrasse führt noch über den Rhein hinüber gerade in das Herz von Frankreich. In dieser Richtung wurde sie auch häufig von den Völkern weiter verfolgt. So gingen die Kimbern weiter westwärts; so kam Attila nach Gallien zur Entscheidungsschlacht zwischen den Waffen der Kultur und der Barbarei; so kamen später die Magyaren und andere Süddonauvölker weiter nach Westen. Was in späterer Zeit, vor Benutzung der Eisenbahnen, an natürlichen und gewerblichen Erzeugnissen Österreichs über den Rhein nach Frankreich ging, das ging längs der Donau. Umgekehrt zogen von Westen, von Frankreich und dem Rhein her auf denselben Bahnen gen Osten die Kelten, Karl der Grosse, dann die Kreuzfahrer und endlich, um noch ein glänzendes Beispiel aus unserem Jahrhundert anzuführen, Napoleon an der Donau hinab.

Aber die Richtung des Donauthals von West nach Ost in Verbindung mit der ebenen, gleichgerichteten weiten Hochfläche war für das Schicksal dieser Gegenden lange verhängnisvoll. Ihre Ufer wurden dadurch in den Zeiten der Unkultur, des Wanderdranges, der Raubzüge den östlichen Völkern eine willkommene Heerstrasse, der Tummelplatz der Verheerungen benachbarter Völker und, gleich den Ebenen des Po, ausgedehnte Schlachtfelder und Durchgangsgebiete. Unter der zerwühlenden Kraft wilder Menschenfluten schmachteten sie noch

Jahrhunderte länger und lagen wie erstorben da, als die Gegend des Rheins schon Ruhe hatte; denn dieser war durch die Richtung seines Laufes mehr ein Strom des Überganges, der Grenze, überdies der alten Kultur näher und, wenn auch oft noch blutigen Fehden ausgesetzt, doch seit der Gründung und Befestigung des Fränkischen Reiches mehr ein befriedetes Gebiet. „Der Rhein hat ein halbes Jahrtausend der Ruhe, der Kultur, des im ganzen ununterbrochenen Fortschrittes vor der Donau voraus. Die Spuren der Verheerung sind an der Donau lange verwischt; aber viel zahlreichere und in frühere Zeiten hinaufreichende Denkmale der Kunst zeugen an den Ufern des Rheins von älterer, ungestörter Blüte.“ *(G. B. Mendelssohn.)*

Doch auch Leben fesselte die Donau durch ihre Richtung in Verbindung mit ihrer Umgebung an sich. Welche natürlichen und künstlichen Hindernisse sich immer der Schiffahrt entgegenstellten, es hat der Donau nie an solcher, nie selbst an grossen Flotten, an weitreichenden und mehr oder weniger bleibenden Schiffahrtsanstalten gefehlt. Dies lässt sich aus den Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit, Karls des Grossen, der Kreuzfahrer, einer Zahl deutscher Könige und Kaiser, selbst aus den merkwürdigen Unternehmungen einzelner Städte, z. B. Ulms und Regensburgs im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, nachweisen. Gegenwärtig ist durch die bereits im Anfang unseres Jahrhunderts begonnene Regulierung des Strombettes von der Mündung der Iller stromabwärts die Schiffbarkeit der Donau derartig verbessert worden, dass eine hauptsächlich für den Warenverkehr bestimmte Dampferlinie den Verkehr von Donauwörth ab zu vermitteln im stande ist; gleichwohl kann, im Vergleich mit dem Verkehr auf dem Rheine, nur erst von erfreulichen Anfängen gesprochen werden.

Von Ebenen und Hügeln umgeben, von allen Seiten her leicht erreichbar und zugänglich, war die Donau nicht nur für die Schiffe, sondern auch für die Karawanen des Kaufmanns ein anlockender Leiter, und so entstanden an ihr Hauptmärkte des südlichen Deutschland, wie Ulm, Donauwörth, Ingolstadt, Regensburg und Passau. Da ferner grosse Heere so häufig an ihr hinauf- und hinabzogen, von Süden und Norden nach ihr hinstrebten und geeignete Tummelplätze und Schlachtfelder an ihr fanden, so lag es nahe, daselbst auf sichere Waffenplätze, auf feste Rückzugsorte bedacht zu sein; so bildete sich allmählich eine Kette grösserer Festungen an der Donaulinie, z. B.

Ulm, Ingolstadt, Passau, Linz u. a., von denen die beiden ersteren ihre Bedeutung behalten haben. Ausserdem gaben die mässigen Höhen, die sich am linken Ufer fast an der ganzen Linie darbieten, bequeme Gelegenheit zu Wachtposten, Lagern und Burgen, von denen man zugleich weite Strecken der jenseitigen Donauebene übersehen konnte.

Vergleichen wir, anknüpfend an den letzten Punkt, die beiden Ufer der Donau miteinander nach ihrer Belebtheit durch menschliche Ansiedlungen, so gewahren wir oberhalb Regensburg einen Vorzug des linken vor dem rechten. Dieses als das niedrige, den Überschwemmungen ausgesetzte, das Ufer der Riede und Möser, ist häufig öde und dünn bewohnt; jenes, in sicherer Lage und mit gefälligen Höhen geschmückt, hat auch den Schmuck von Schlössern, Ruinen, Kirchen, Klöstern und Ortschaften. Von Regensburg an ändert sich das Verhältnis der Bedeutung; von hier an treffen wir die Hauptsammelpunkte der Bevölkerung, den Sitz der Fürsten, alles politische Gewicht auf der rechten Seite, und diese Erscheinung begegnet uns auch im österreichischen Uferlande bis an die ungarische Grenze. An der rechten Uferseite gehen daselbst nicht bloss alle Hauptstrassen, sondern an ihr liegen auch alle Städte ersten Ranges und von den minder wichtigen die Mehrzahl. Das nördliche Ufer kann auf einer Strecke von hundert Stunden keinen einzigen grösseren Ort von weitreichendem und berühmtem Namen aufweisen. Es besitzt nur eine Reihe alter Burgruinen, während auf der anderen Seite nicht nur unmittelbar am Strome, sondern auch weiter ins Land hinein grössere Verkehrsplätze liegen.

Woher diese Erscheinung? Sie ist bedingt durch den Bodenbau und die Oberflächenform der beiden Uferstriche in Verbindung mit der Anlage des ganzen Donausystems. Das anliegende Nordland ist schmal, hügelig und bergig, fast ganz ohne grössere und fruchtbare Ebenen; denn das auf ihr lang hingestreckte bayrisch-böhmische Gebirge lässt dazu nicht Raum, tritt vielmehr nicht selten mit einem vielfach zackigen und schroffen Rande von Granitkuppen bis dicht an den Strom heran und sendet auch nur kleine Flüsse mit kurzem Lauf in diesen hinab. Ganz anders die Südseite. Hier liegen die höchsten Gebirgslinien weit mehr zurück, und die grösseren, durch Fruchtbarkeit ausgezeichneten Ebenen an der Isar, dem Inn, der Traun, Enns, Erlaf und Traisen in der Nähe; hier sind die grossen

Nebenflüsse der Donau, und selbst die kleineren, für Verkehr und Fracht immer noch günstiger gestaltet als die grössten der Nordseite; hier sind auch viel leichter Längenstrassen ausführbar, während dort im Nordlande nur Seitenwege, nur Strassen in die Quere sich anlegen liessen. Es kommt hinzu, dass die Kultur von Süden her in diese Gegend gelangt ist. So wird uns klar, wie zu allen Zeiten, durch die wir die Geschichte jener Landstriche kennen, das Übergewicht auf die rechte Seite des Stromes fallen konnte.

Als bekannt voraussetzend, dass an diesem ganzen Oberflächenstücke Deutschlands, das wir die Schwäbisch-Bayrische Hochebene nennen, unter den jetzigen Staaten Baden, Preussen (durch Hohenzollern-Sigmaringen), Württemberg und besonders Bayern teil haben, wollen wir schliesslich die durch Naturverhältnisse veranlasste oder geförderte Bedeutung einiger der wichtigsten Städte ins Auge fassen. Wenn wir dem Donaulaufe folgen, so verdient hier vorzugsweise Ulm (seit 1871 Reichsfestung) Berücksichtigung. Wenig unterhalb der Mündung der Iller in die Donau gelegen, deren grössere Breite und Schiffbarkeit hier beginnt, bildet es den Anfang der Floss- und Ruderschiffahrt des Stromes; von Ulm aus verzweigt sich der Donauhandel zum Rhein und zum Neckar, zur Schweiz und nach Frankreich. Zugleich ist es durch seine Lage am Zusammenflusse der beiden Flüsse, zu denen noch die kleine Blau tritt, durch die Menge der hier zusammenstossenden Strassen und als Knotenpunkt von sechs Eisenbahnen ein zum Ausgangspunkt und Waffenplatz eines deutschen Südheeres hinter dem Schwarzwalde gegen westliche Angriffe vorzüglich geeigneter Punkt; gegenwärtig ist es mit seinem fünf Stunden umfassenden Gürtel von Aussenwerken, um die sich wieder ein weiter Kranz von Vorwerken lagert, eine Festung ersten Ranges, welche die Kriegs- und Lebensbedürfnisse eines vorschreitenden Heeres aufzunehmen, dem geschlagenen aber Schutz und Ruhe für neue Unternehmungen zu gewähren im stande ist. Die militärische Wichtigkeit der Lage zeigt sich in folgenschweren Ereignissen, die in der Nähe vorfielen, in wiederholten Versuchen, die Stadt zu befestigen, und in dem Jammer der Belagerungen, denen sie in früheren Tagen, im Spanischen Erbfolgekrieg und am Anfang unseres Jahrhunderts ausgesetzt war. Dabei konnte bürgerlicher Gemeinsinn noch ein Denkmal schaffen, das einen besonderen Anziehungspunkt der Stadt bildet, das 1890 fertiggestellte Münster,

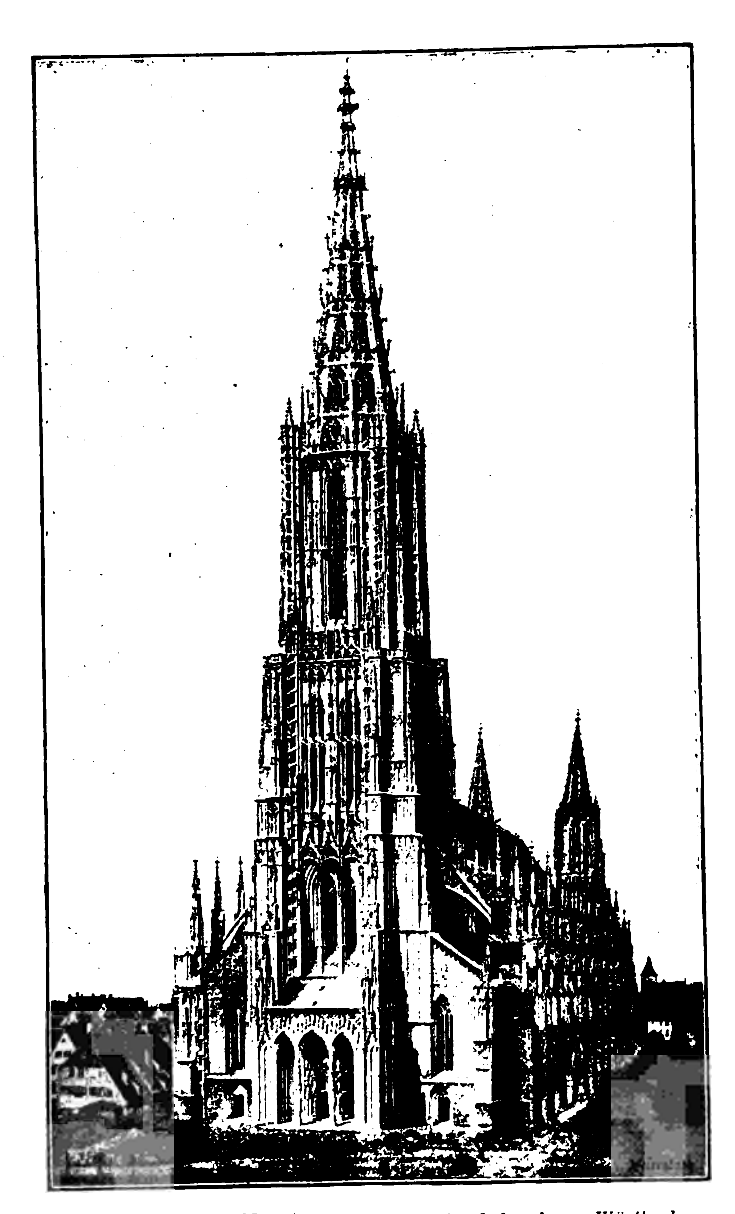


Fig. 29. Das Ulmer Münster. *Aus Kapff, Landeskunde von Württemberg.*

dessen 161 m hoher Turm alle kirchlichen Bauwerke der Erde überragt.

In Verbindung mit Ulm gewährt Ingolstadt dem Hochlande Schutz gegen einen einbrechenden Feind, der den Donauübergang zwischen München und Nürnberg erzwingen will. Während der Jahre 1392 bis 1445 Residenz der Herzoge Bayerns und einstmals Sitz einer blühenden und zahlreich besuchten Universität, die im Jahre 1800 nach Landshut und 1826 nach München verlegt wurde, hat die Stadt zwar ihre Bedeutung als Herzogsitz und Pflegerin der Wissenschaften verloren, aber nicht als Festung. In den napoleonischen Kriegen geschleift, wurden die Befestigungen später derart verstärkt und erweitert, dass Ingolstadt, gegenwärtig gleichzeitig der Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen, zu den Festungen ersten Ranges zählt.

Augsburg liegt in geringer Entfernung vom Lech, der unterhalb der Stadt die Wertach aufnimmt, in der Mitte der Hochebene. Aus Süden führt durch das Lechthal die von Italien kommende Strasse heran, aus Norden von Nürnberg durch das Rednitzthal die mitteldeutsche Hauptstrasse. Heute stossen fünf Eisenbahnen daselbst zusammen. Dass bereits zwei grosse Heerstrassen der Römer von Italien aus über die rätischen Alpen dahin führten, ist früher schon erwähnt worden. Als die römische Herrschaft im Laufe des ersten christlichen Jahrhunderts am Nordsaume der Alpen in dem weiten Blachfelde gegen die obere Donau hin immer mehr festen Fuss fasste, wurde *Augusta Vindelicorum* (Augsburg) von den Römern an Stelle der alten Hauptstadt der Licatier gegründet. Bald wurde es der Mittelpunkt der Machtübung in diesen Gebieten, zugleich Knotenpunkt der rätischen und norischen Strassenzüge an der Donau, die nach *Regina Castra* (Regensburg), *Juvavum* (Salzburg), *Lauriacum* (Lorch) und *Vindobona* (Wien) hinführten. Als prachtvolle Hauptstadt Rätiens (*„splendidissima Raetiae colonia"; Tacitus*) spielte Augsburg hier in den römischen Provinzen fast dieselbe Rolle, die in etwas späterer Zeit dem glanzvollen Kaisersitze *Augusta Treverorum* (Trier) in den westlichen Rheinlandschaften zufiel, und erhielt sich in der ersten Hälfte des Mittelalters, trotz vieler Heimsuchungen durch innere Reichsfehden, durch Avaren und Magyaren, als geachteter Bischofsitz. In der zweiten Hälfte des Mittelalters begann eine neue Glanzzeit durch Handel, Gewerbthätigkeit und Kunst; das waren die Zeiten der Fugger und Welser, welche Handelsflotten nach Ostindien

schickten und Kolonien in Südamerika gründeten; Zeiten der Sandrart, Ridinger und Rugendas, eines Burgkmair, Hans Holbein und Peutinger; jene Zeiten, für die der bekannte alte Spruch volle Geltung hat: „Strassburger Geschütz, Nürnberger Witz, Venediger Macht, Augsburger Pracht, Ulmer Geld bezwingt die ganze Welt.“ Diese Zeiten sind, seit die Entdeckung Amerikas die Handelswege ins Atlantische Meer verlegte, vorüber, aber in den letzten Jahrzehnten wird die Stadt in Beziehung auf Handel, Kunstgewerbe und Wissenschaft, sowie wegen des städtischen Gemeinsinnes wieder mit Auszeichnung genannt und zählt doppelt so viel Einwohner wie zur Zeit seiner mittelalterlichen Blüte.

Regensburg, an dem weit in das Innere von Deutschland vorspringenden Donauwinkel gelegen, in dessen Spitze die Flüsse Altmühl, Nab und Regen münden und den Knotenpunkt für die Verbindungen von Franken, Böhmen und der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene herstellen, ist dieser Lage wegen gleichfalls von alter Wichtigkeit und Berühmtheit. Hier soll das *Ratispona* der Kelten gelegen haben, und hier erstand, gewissermassen ein Vorwerk für *Augusta Vindelicorum* und ein Schlüssel für das freie Germanien von dieser Seite her, der Römer wichtigste Festung in Rätien, *Regina Castra* oder *Reginum;* an sie schloss sich sodann in der festen Grenzlinie der Römer, dem *limes Danubianus,* allmählich eine Kette von Festungen an, die am *limes Transrhenanus* und *limes Transdanubianus* sich nach Nordwest und Südost fortsetzte. Hier vereinigte sich, begünstigt durch die Lage der Stadt und getragen durch die Rührigkeit und den kaufmännischen Unternehmungsgeist der Bewohner, im Mittelalter der Handel Venedigs mit dem Norden, der des Morgenlandes von Byzanz aus mit dem Westen Europas; hier war der Hauptstapelplatz des damals noch in voller Blüte stehenden Donauhandels, der erst durch das Aufblühen Wiens und seinen Wettbewerb, sowie durch das Eindringen der Türken in Europa von seiner ursprünglichen Höhe herabsteigen sollte. Gegenwärtig nimmt Regensburg, das in seiner ganzen Bauart noch die gediegene alte Pracht der freien Reichsstadt bewahrt hat, die erste Stellung unter den Städten an der oberen Donau ein. Hier beginnt der lebendigere Verkehr der Schiffahrt und insbesondere der Dampfschiffahrt auf der Donau; Salz, Getreide und Hölzer aus den oberen Ländern bilden den Haupthandel für die abwärts gehende Schiffahrt und Eisenbahnfracht.

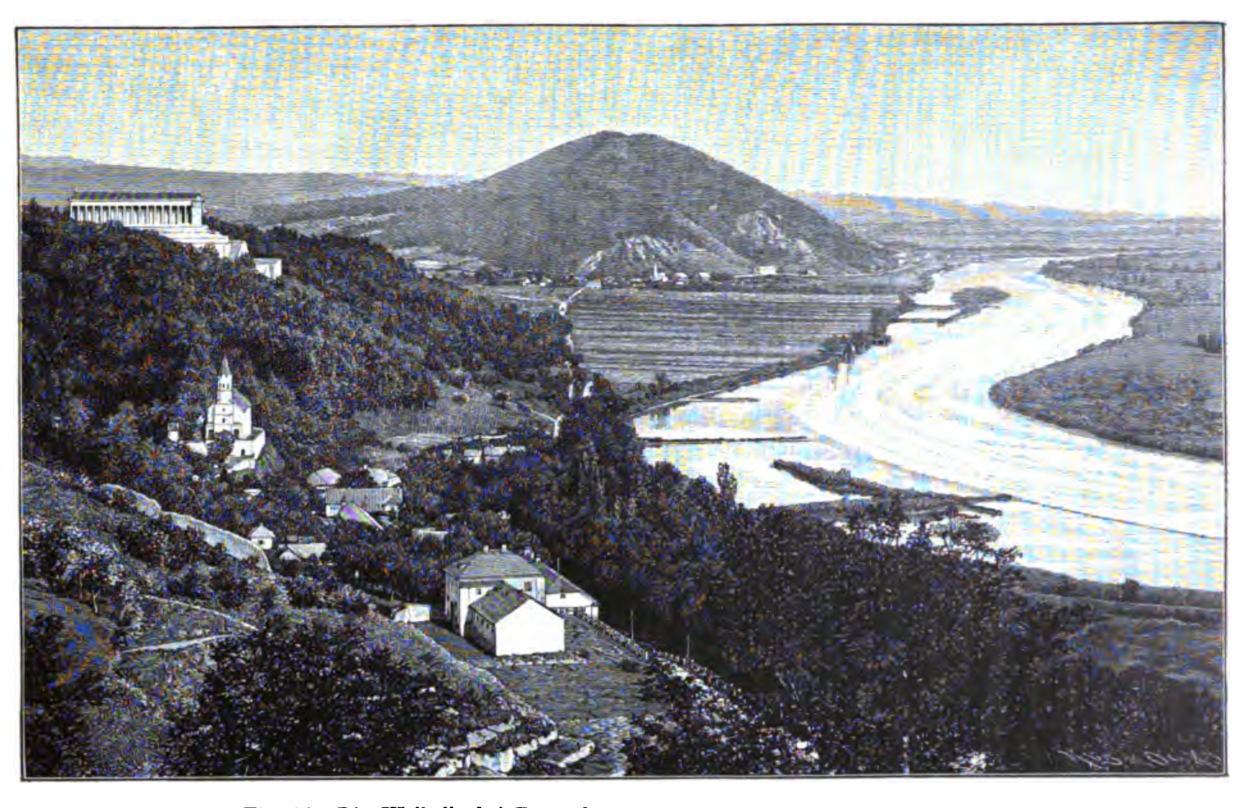


Fig. 30. Die Walhalla bei Regensburg. *Aus Stauber, Landeskunde von Bayern.*

Etwa 7 km von Regensburg abwärts prangt auf einer Vorhöhe des Bayrischen Waldes an einer schönen Stelle des deutschen Landes ein Prachtbau echt deutschen Geistes, wenn auch von edelgriechischen Formen, und glänzt weit hinaus in ein gesegnetes Fruchtland Bayerns. Gegenüber der malerischen, auf einem Felskegel die Ebene beherrschenden Ruine der Burg Stauf erkor der kunstsinnige König Ludwig I. von Bayern den Breuberg mit seiner bezaubernden Aussicht über die entzückenden Ufer des Donaustroms bis an die fernen Alpen, um einen Lieblingsgedanken seiner Jugendjahre auszuführen, einen Ehrentempel für ausgezeichnete Deutsche zu erbauen. Er nannte den Bau Walhalla; am 18. Oktober 1842 wurde er eingeweiht und von seinem königlichen Gründer den Deutschen mit den Worten empfohlen: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten! Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutsche, welchen Stammes sie auch sein mögen, immer fühlen, dass sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können; jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!"

Passau, in einem kleinen, dem Gebirge eingesenkten Kessel herrlich gelegen, wo zwei schiffbare Flüsse, die Donau und der Inn, und als dritter die flössbare Ilz mit ihren Thälern zusammenstossen, besass hierdurch die Hauptbedingung für eine wichtige menschliche Ansiedlung, für Handelsverkehr und Befestigung. Deshalb finden wir daselbst schon einen uralten Hauptort der Kelten, dann unter den Römern die wichtige befestigte Lagerstätte batavischer Truppen *Batava Castra* und in der christlichen Zeit seit der ersten Hälfte des Mittelalters Passau als bedeutende Donaufeste, als ansehnlichen Bischofsitz und als belebten Vermittlungsplatz des Donau- und Innhandels. Wäre Passau nicht so sehr von Bergland umgeben, über welches nach verschiedenen Richtungen die Naturbahnen unbequem sind, so würde es nicht bloss zu einem Durchgangs-, Schiffahrts-, Umlade- und Speditionsorte, sondern auch weit mehr, als es der Fall gewesen, zu einem Platze mit Eigenhandel geeignet gewesen sein; doch gleichen jenes Hindernis zum Teil die Eisenbahnen aus.

Wenn hier noch der bayrischen Hauptstadt München gedacht wird, so geschieht es, um zu bemerken, dass sie eben durch keine natürlichen Vorzüge ausgezeichnet ist, es müsste denn etwa bemerkenswert sein,

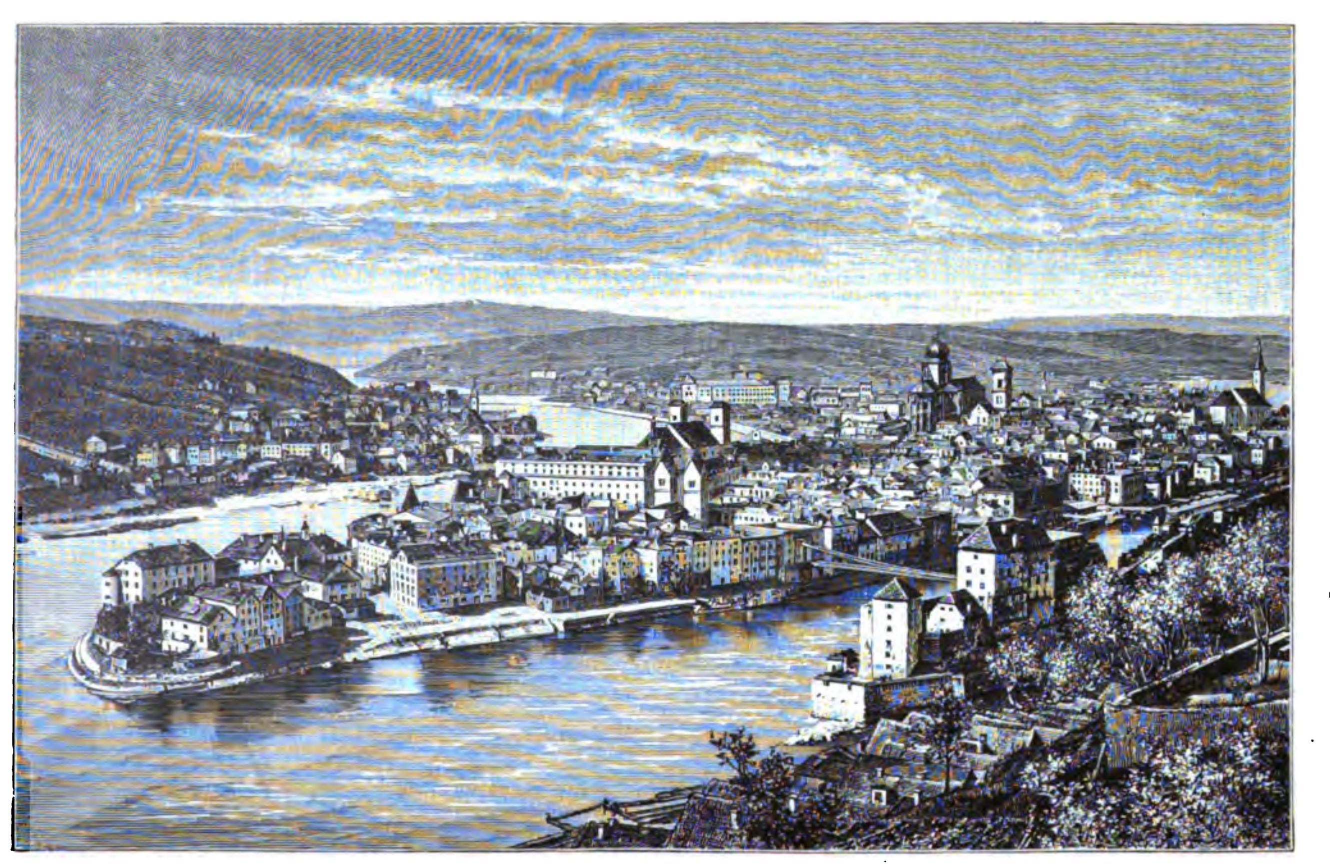


Fig. 31. Passau. *Aus Stauber, Landeskunde von Bayern.*

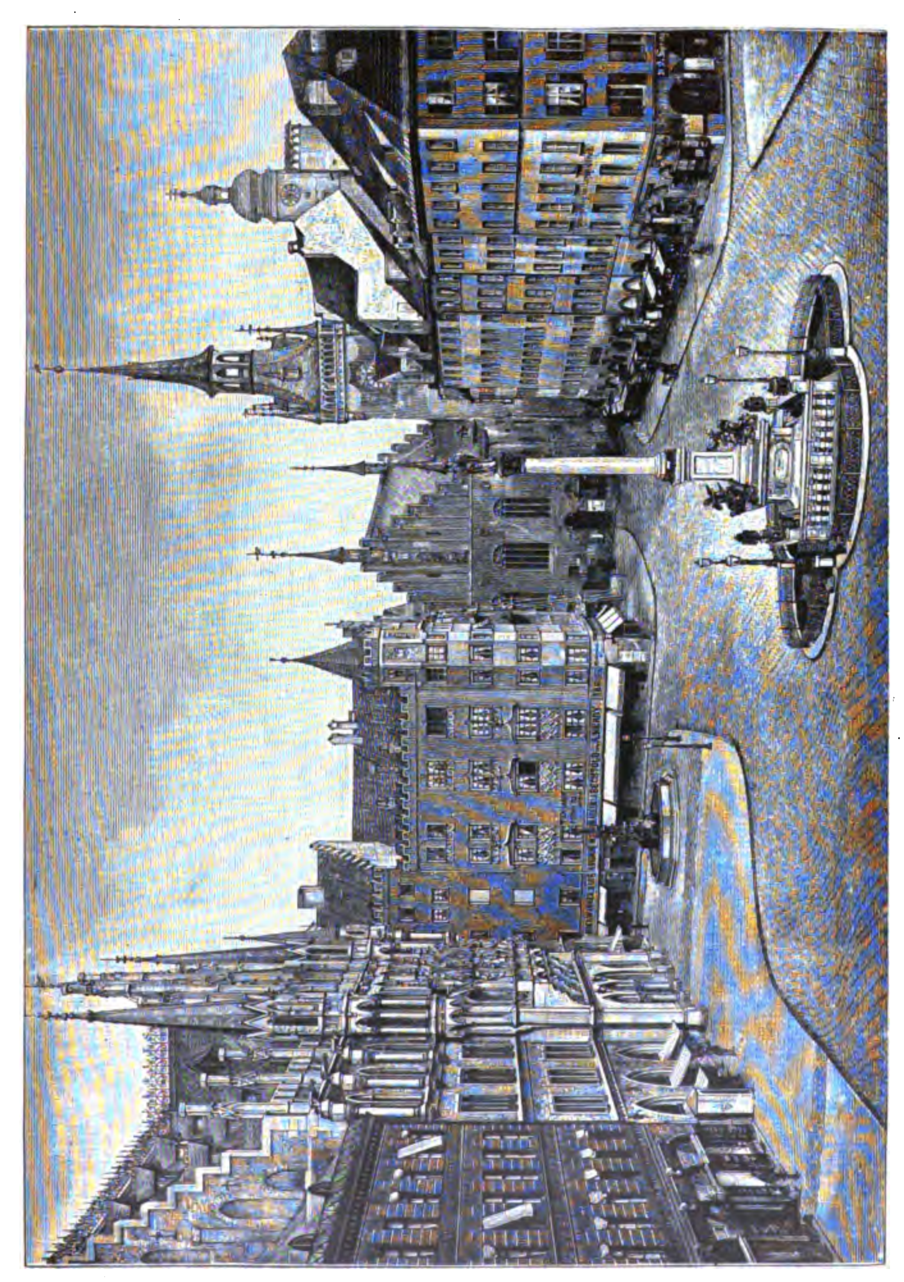


Fig. 32. Der Marienplatz in München. *Aus Stauber, Landeskunde von Bayern.*

dass sie so ziemlich in der Mitte der Hochfläche und an dem eigentlich bayrischen Nationalflusse liegt. Sie verdankt ihre Grösse lediglich den bayrischen Fürsten und hat seit siebzig Jahren durch Kunst und Wissenschaft reichlichen Ersatz erhalten für das, was ihrer Umgebung von der Natur versagt ist. Ja, selbst der Genuss einer schönen Natur ist ihren Einwohnern jetzt durch die Eisenbahnen nach den Alpen und nach den bayrischen Seen in die Nähe gerückt. Da ist vor anderen der flache Chiemsee, „das Bayrische Meer“, mit seinen schönen

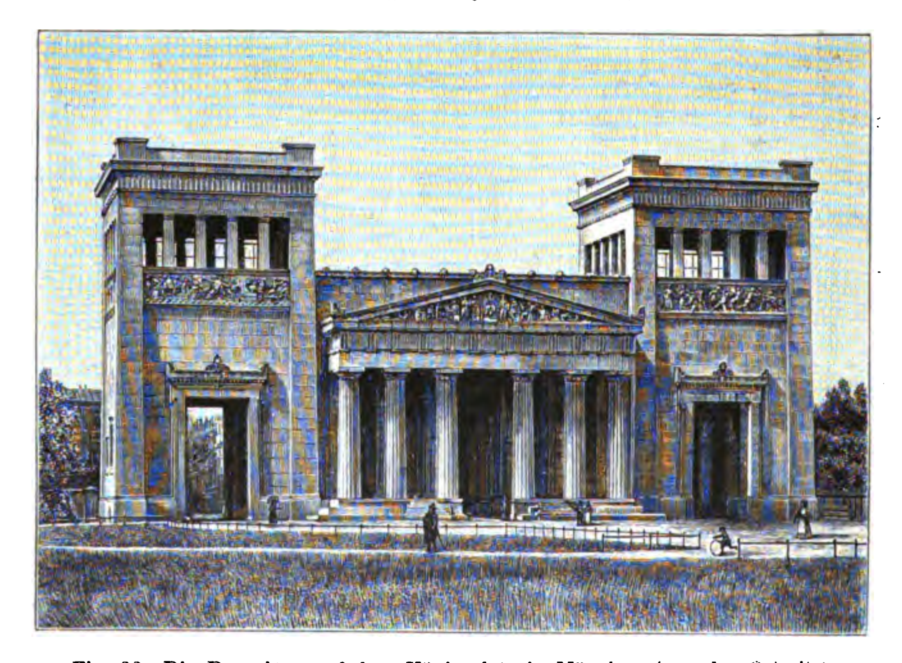


Fig. 33. Die Propyläen auf dem Königsplatz in München (von der Ostseite).

Inseln und dem prachtvollen Schlosse Ludwigs II., und der liebliche Starnberger See mit seinen Erinnerungen an den unglücklichen König, dessen Schloss Hohenschwangau am Schwansee all die reizvolle Schönheit der Grenze zwischen Alpen und Vorland zusammenfasst.

Das Österreichische Donauthal.

Unterhalb Passau beginnt der schmale Landstrich, in den sich die Österreichischen Alpen bis zur Donau hin verlaufen, das schmale



Fig. 34. Hohenschwangau. *G. B. II, 30 A.*

Vorland der Österreichischen Alpen, das wir mit dem Donauthal zusammen betrachten wollen.

In diesem Alpensaum erfreut uns grösstenteils eine ähnliche Natur, wie sie in dem Molassegebiete der Schweiz ausgeprägt ist: eine lachende, fruchtbare, meist von wohlhabenden Bauern bewohnte Berg- und Hügellandschaft, deren Hauptthäler zwar bestimmten Richtungen folgen, deren Seitenverzweigungen jedoch oft mannigfaltig gewunden, in Weite, Tiefe und Schroffheit ungleich und durch Unebenheiten voneinander getrennt sind, so dass bisweilen der Wanderer in Verlegenheit geraten kann, wie er sich aus dem Labyrinth ihres Laufes herausfinde. Aber gerade diese gefällige Unregelmässigkeit, dieses beständige Versteckenspielen der Landschaft ist es, wodurch ihr neben der Mannigfaltigkeit der Bebauung ein ausserordentlicher Reiz verliehen wird.

Die Donau tritt aus dem weiten Becken heraus in ein schärfer eingeschnittenes enges Flussthal. Schon bei Regensburg fangen die Höhen des Bayerwaldes an, mit ihren Granit- und Gneismassen das linke Ufer zu begleiten und den Strom in die südöstliche Richtung zu drängen; unter Passau wird der Fluss auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen und durchströmt nun zwischen Wänden, die oft zu ansehnlicher Höhe hinaufragen, in schnellem und heftigem Laufe ein langes Durchbruchsthal, nicht ohne gefährliche Strudel und Wirbel zu bilden. Bald ist er zwischen Felsengen zusammengedrängt, bald breitet er sich in kleinen seeartigen Weitungen, so dass die Breite seines Bettes von 300 bis 1800 m wechselt. An diesen breiten Stellen wird man wohl schon innerhalb Deutschlands an *Sallusts* Ausspruch erinnert, der die Donau nächst dem Nil für den gewaltigsten und erhabensten Strom erklärte, soweit der Römer Herrschaft reiche.

Und auch an landschaftlicher und malerischer Schönheit bietet er wahrlich daselbst kein geringes Mass, wenn er auch in der Grossartigkeit der Bilder zum Teil hinter den Gegenden des Banat zurückbleibt. Wer möchte sich zum Beispiel nicht schon in Freude gehoben fühlen bei der Betrachtung einer Bodenform, wie Passau sie hat, wo durch die Annäherung seiner drei tief in die Granit- und Gneismassen eingegrabenen Flussthäler gewissermassen eine ganze Rosette von verschiedenartig gestalteten Halbinseln entsteht, die mit ihren Spitzen gerade in die Mitte des Kessels hineinlaufen? Wie schön ist es, wenn weiter abwärts bei der Stadt Aschach die ganze

Granitmasse, zwischen deren wildumschäumten Felsen und Schreckensteinen wir zuvor eine lange Strecke des Stroms einherfahren, auf einmal wie weggeblasen erscheint! Die Ufergegend öffnet sich wie ein weit und bequem ausgeschnittenes Naturfenster, um uns ein ebenes oder doch nur von niedrigen Hügeln gefurchtes, mit Ackerfluren und Dörfern geschmücktes Land zu zeigen; und in seinem Hintergrunde erscheinen plötzlich und unerwartet die ehrwürdigen Häupter der Norischen Alpen, allen voran der bekannte äusserste Wachtposten der langen Kalkalpenkette, die Riesenpyramide des hoch und stolz aufgebauten Traunsteins, in seiner Nähe viele andere ähnliche Riesenbrüder, ihn überragend mit bläulichen und weissen Spitzen! Wie herrlich, wenn wir mit dem Boote eine Meile vor der Hauptstadt Oberösterreichs durch den engen, freundlichen Spalt hindurchschlüpfen; vor Augen liegt dort im Westen das so reizend gelegene Ottensheim, wo die Sage den Kaiser Otto IV. geboren sein lässt, ihm gegenüber das ebenso lieblich hingestreckte Kloster Wilhering mit seinem Dörflein, darüber die Burgruine der alten Grafen von Kirnberg, der ältesten deutschen Beherrscher dieser Gegend, dann die heiteren Uferdörfer und die belebten Landstrassen, die von beiden Seiten des Flusses in den Pass einlenken und längs des Saumes der Wälder und Gewässer sich fortwinden, ferner die kleinen Acker- und Gartenoasen, die aus dem dunkleren Waldesgrün freundlich hervorlächeln; endlich gerade da, wo man es am wenigsten erwartet, wo der Fluss in der Gebirgsspalte immer enger eingezwängt wird, und wo er in jedem nächsten Augenblicke von vorspringenden Felsen gesperrt zu sein scheint, gerade an dieser Stelle die nahende Öffnung des Thores aus dem schmalen Laub- und Felsenwege in den Kessel von Linz! Das ist ein überaus anziehend gestalteter, mit reichem Schmucke der Natur und mit dichtem und fröhlichem Menschenleben gefüllter, weiter und bequemer Thal- und Flusskessel, dessen Reize von den bisher von Regensburg aus genossenen wiederum ganz abweichen und gewissermassen die Bedeutsamkeit der Gegend verklären. Linz selbst ist für militärische und Handelszwecke günstig gelegen, an der Pforte jenes Flussengpasses und an einer geeigneten Überfahrts- und Brückenbaustelle, sowie an der Gebirgsöffnung nach dem Traunthale; es verdankt seine Bedeutung dem alten Verkehr zwischen Böhmen und dem Salzkammergute, der auf Böhmens Mangel an Salz beruht.

Unmöglich können wir ferner unempfänglich sein für Eindrücke von Naturbildern unterhalb dieses Linzer Kessels, wo schroffe Abhänge und lachende Auen, dunkle Schluchten und offene Thäler, Schlösser, Burgruinen, Paläste, Klöster, Einsiedeleien, friedliche Dörfer, kleine Städte, nahe Türme, ferne Berge in buntem Wechsel die Betrachtung vollauf in Anspruch nehmen. Da ist zum Beispiel das freundliche Städtchen Grein mit dem stattlichen Schlosse darüber, in dessen Nähe der bis jetzt noch breite und majestätische Strom, plötzlich aus seinem nördlich gewendeten Laufe nach Osten umgeworfen und bald nachher auf den zehnten Teil seiner früheren Breite zusammengedrängt, nun zwischen und auf riesigen Granitsplittern sich zu drehen und zu schwingen, zu strudeln und zu wirbeln beginnt; — eine in früheren Zeiten, bevor die Felssprengungen daselbst stattgefunden, für die Donauschiffer furchtbare Stelle, in deren grausem Schlunde gar mancher von ihnen einen elenden Tod fand. Noch könnten wir hinweisen auf die lange Wand des Granitfelsens von Melk, auf dem einst der gefürchteten Ungarn Zwingfeste, ihre „Eisenburg", stand, wo später der österreichischen Markgrafen Residenzburg sich erhob und jetzt das prächtige Gotteshaus und die Klosterpaläste der Benediktiner prangen; ferner auf die Gegend der Städte Stein und Krems, auf das durch die Gefangenschaft von Richard Löwenherz berühmte Schloss Dürrenstein, die grosse, an Besitz und an Ruhm reiche Abtei Göttweih, auf die Lage von Greifenstein, Kloster-Neuburg und anderen Burgen und Stiftern; — welchen Reichtum von wunderbar anziehenden und erhebenden Naturbildern erschliesst dem Auge das Thal der Donau von Passau bis Wien! In der That, es darf eine Vergleichung mit dem gepriesenen Rheinthale zwischen Mainz und Bonn nicht scheuen; nur die ununterbrochen volle Belebtheit fehlt ihm, die jenes auszeichnet. Zunächst steht die Schifffahrt der rheinischen noch bedeutend nach, da der Donau das schöne, männliche Gleichmass des Rheins fehlt; sie hat das harte Urgebirge noch nicht ganz zu durchsägen vermocht, deshalb ist ihrem Laufe unregelmässiger Wechsel, gleichsam etwas Launenhaftes eigentümlich, und ihr oft sehr flaches und veränderliches Bett, sowie die heftigen Strömungen setzen besonders der Bergfahrt die grössten Hindernisse entgegen. Sodann giebt es wohl auch einzelne Gegenden, wo sich das Leben aus der Nachbarschaft fast ganz zurückzieht. Man gewahrt hier und da nur kleine Gruppen von Häusern, einzelne Hütten, die am

Fusse der Bergwände unter Gebüsch versteckt liegen. Luftige Waldeinsamkeit zieht sich von diesen nicht selten bis an das Ufer herab, wogegen der Schauplatz menschlicher Thätigkeit, der Verkehr, das Ackerland und die grösseren Dörfer, vom Strome aus meist unsichtbar, oben auf der Hochebene ausgebreitet sind. Fast nichts von Menschenhand Gegründetes erscheint an solchen Stellen unten in den Wäldern



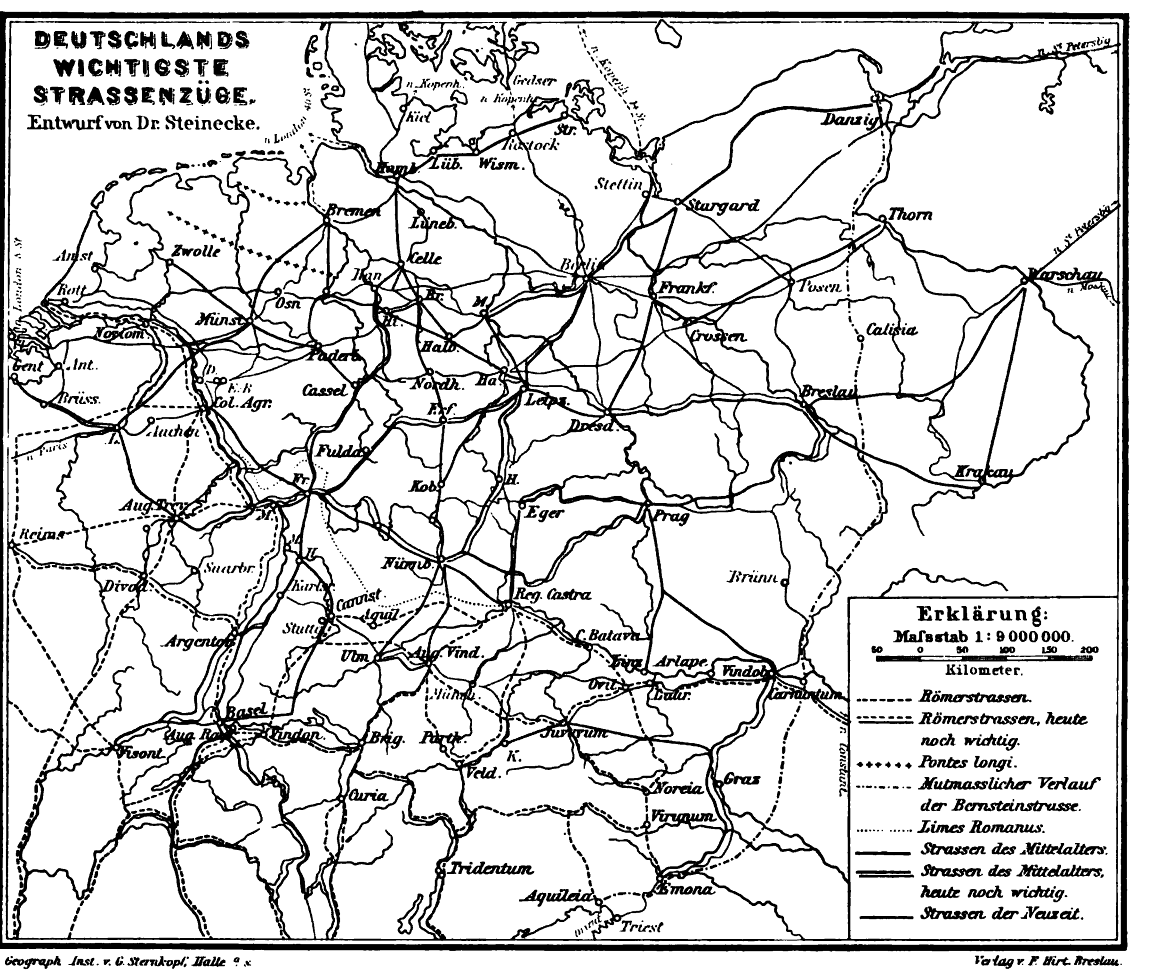
Fig. 35. Die Benediktinerabtei Melk. *Bildersch. f. Österr.-Ungarn, S. 19.*

des Thales, z. B. zwischen Engelhardszell und Aschach, höchstens dann und wann auf einem hervortretenden Felsen das Jagdschloss eines vornehmen Herrn der Neuzeit oder die Trümmer einer alten Raub- und Ritterburg.

Schon bei Krems weitet sich das Flussthal in das lange und breite Tullner Feld aus, das sich unterhalb von Tulln für eine kurze Strecke wieder verengt und sich dann zu einem zweiten grösseren Becken, dem Wiener Becken, öffnet; dieses reicht bis an die Eng-

pforte von Theben bei Pressburg, die, von den äussersten Vorsprüngen der Alpen und Karpaten gebildet, das deutsche Land in diesen Gegenden abschliesst. Der ebenste und niedrigste Teil dieses Beckens — durchschnittlich nur 140 m über dem Meeresspiegel — ist das wasser- und baumlose Marchfeld in dem Winkel zwischen dem Zusammenflusse der March und der Donau. Sowohl im Tullner als im Wiener Becken spaltet sich die Donau in zahllose Arme und bildet eine Menge meist sehr fruchtbarer und grossenteils mit üppigen Laubwaldungen bewachsener Werder, von denen die anderthalb Stunde lange und eine Stunde breite Lobau die grösste und durch die Schlacht bei Aspern (1809) bekannteste ist. Diese Inseln bestehen vorherrschend aus Schwemmland, das hier durch das Drängen des Stroms gegen seine östlichen Steilufer und durch den Umstand abgesetzt wurde, dass die Donau von dem Pressburger Bergriegel zu einem langsameren Laufe gezwungen wurde, vermöge dessen auch die feinsten Schlammteilchen sich ablagern konnten. Bei Hochwasser waren natürlich Überschwemmungen der von diesen Flussarmen eingeschlossenen Inseln unausbleiblich und namentlich für die niedriger gelegenen Teile Wiens verderbenbringend. Auch die Regulierung der Donau hat diese Gefahr nicht völlig beseitigen können.

Durch Lage und Beschaffenheit war das soeben in seinen Hauptzügen näher bezeichnete Donauland zu einer hohen Bestimmung ausersehen. Als zur Zeit der römischen Herrschaft die Donau mit ihren Kastellen noch die romanisierte und civilisierte Welt von der germanischen und slavischen oder barbarischen trennte, als vor allem die Aufmerksamkeit und die Verteidigungsanstalten gegen das nördliche Ufer gerichtet sein mussten, da war dies Gebiet unter dem Namen *Noricum ripense* (Ufer-Noricum) ein sehr wichtiger Teil jener langen befestigten Grenz- und Verteidigungslinie, zu der westlich das nördliche Rätien, östlich Pannonien und die Donau selbst gehörten. Für die zahlreiche Besatzung und für die drei Donauflotten, welche die Römer dort unterhielten, war ein Hauptplatz *Lauriacum* (das Lorch der späteren Zeit), in seinen Überresten noch jetzt an der Mündung der Enns erkennbar, einst die Hauptstadt dieses Teils von Noricum, für dessen innere Gebiete *Juvavum,* das spätere Salzburg, als Hauptort galt. Am Ostfusse des Kahlenbergs (*Mons Cetius*), der die Provinzen Noricum und Pannonien voneinander schied, lag, bereits in Pannonien, als wichtiger Waffenplatz *Vindobona* (Wien), und



Geograph. Inst. v. G. Sternkopf, Halle a. S.

Verlag v. F. Hirt, Breslau.

weiter abwärts, der südöstlichen Grenzmark Grossgermaniens gegenüber, das mächtige *Carnuntum,* zur Zeit der markomannischen Kriege das Hauptbollwerk Roms, das in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts von den Markomannen und Quaden zerstört wurde; seine Überreste sind 38 km unterhalb Wiens in der Gegend von Petronel entdeckt worden und haben infolge wiederholter Ausgrabungen zu reichhaltigen Ergebnissen für die Altertumsforscher geführt.

Unter den durch Noricum von den Römern erbauten Strassen ging insbesondere eine sehr belebte von Pannonien her über *Vindobona, Arlape* (Pöchlarn), *Lauriacum, Ovilaba* (Wels) und *Juvavum* nach Westen gegen Augsburg hin, also ganz in derselben von der Natur vorgezeichneten Richtung, wie heute die grosse Landstrasse und die Eisenbahn vom Orient nach Westen gehen. Als die römische Herrschaft wankte, und als nach ihrem Sturze die neue Herrschaft der Germanen zu einiger Festigkeit gekommen, wurde das Thal der Donau von Wien an immer aufs neue aufgesucht und war die stets belebte Durchgangsstrasse für alle die östlichen Barbarenscharen, die etwa nicht durch die nördliche germanische Ebene weiter gegen Abend zogen oder sich durch das Drau- und Savethal nach Italien hin abzweigten. Alles also, was aus dem Süden, aus den weiten ungarischen Ebenen und aus der Hämushalbinsel heranzog, oder was über die bequeme Einsenkung der Karpaten, das sogenannte Karpatische Waldgebirge, an der Theiss entlang der Donau zuwanderte, oder was durch die Mährische Pforte von der Weichsel und Oder her an der March die Donau erreichte — es drängte sich in das Wiener Donaubecken und dann weiter am Strome hinauf in das Herz Deutschlands. Gotische, vandalische, suevische Völker, Attila mit seinen ungezählten Scharen, Heruler und Rugier, dann Slaven, Avaren, Magyaren und zuletzt die Türken zogen diesem Eingange zu. Die Deutschen ihrerseits waren bemüht, dies Völkerthor durch Gründung der Ostmark an der Donau und durch feste Plätze zu verschliessen. Die Grenzfesten und Pfalzen der österreichischen Markgrafen in Lorch, Pöchlarn, Melk und dann seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts in Wien zeigen das fortwährende Hinab- und Vorwärtsgehen Österreichs an der Donau und mit ihm der deutschen Herrschaft, deutschen Sprache und deutschen Sitte. Dadurch entstand ein Keil, der in die Gebiete der auf beiden Seiten des Stromes ansässigen Slaven tief eingetrieben wurde und den Zusammenhang der böhmischen Tschechen

mit den Südslaven in den Alpen sprengte. Auf jeder Völkerkarte sieht man aber das Vordringen der Slaven an den Donaunebenflüssen hinauf.

Auf diese Weise wurde durch das deutsche Donauthal in einem gesunden deutschen Kerne der grosse Donaustaat vorbereitet, dessen Gebiet später noch weit über die deutschen Marken an diesem Flusse hinausreichen sollte.

Kaum dürfte sich ein zweiter Staat finden, dessen Geschichte sich in so hohem Grade innerhalb eines einzigen Flussgebietes erfüllt als die Österreichs. Die Donau ist die Hauptader des österreichischen Staates und Lebens, sie hält die verschiedenen Völkerstämme zusammen, und Österreichs ganze geschichtliche Entwicklung ist ein Hinauf- und Hinabwachsen längs des Stromes. Auch die deutsche Bevölkerung wurde dem Stammlande der Monarchie durch den Strom zugeführt. Auf ihm oder an ihm kamen die West- und Oberdeutschen mit Karl dem Grossen, mit den Babenbergischen Fürsten, mit den Kreuzfahrern, mit Rudolf von Habsburg, mit dem ersten Maximilian und ausserdem bei vielen anderen Gelegenheiten nach Österreich; insbesondere wurde Wien durch sie so gut wie ins Leben gerufen und bis in unsere Zeiten durch deutschen Zufluss erneuert und genährt, dieses Wien, das aus dem Hauptorte der östlichen deutschen Markgrafschaft und des Herzogtums allmählich auch zur Hauptstadt des grossen Donaustaates emporgewachsen ist.

Kein Ort der österreichischen Monarchie hat eine bessere Lage dafür, keiner überhaupt eine bedeutsamere Lage. Der Verkehr von und nach dem inneren Deutschland hat, wie wir sahen, von jeher die bequemeren Wege auf der rechten Donauseite aufgesucht, während ihm am linken Ufer die Ausläufer des Böhmerwaldes schwer oder gar nicht zu bewältigende Hindernisse entgegenstellten. Auf jener Seite gehen denn auch bis zum heutigen Tage belebte Strassen, hier zieht sich in geringerer oder grösserer Entfernung von der Donau die Eisenbahn.

Wie von Norden aus dem Herzen Deutschlands die Strassen hierher zur Donau kommen, so treffen hier auch die Wege aus dem Süden, aus den fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Steiermarks und Kärntens zusammen, da sich die Alpen im Osten mit geringeren Schwierigkeiten überschreiten lassen. Ganz besonders sind es die Marchstrasse und die Semmeringstrasse, die bei Wien die

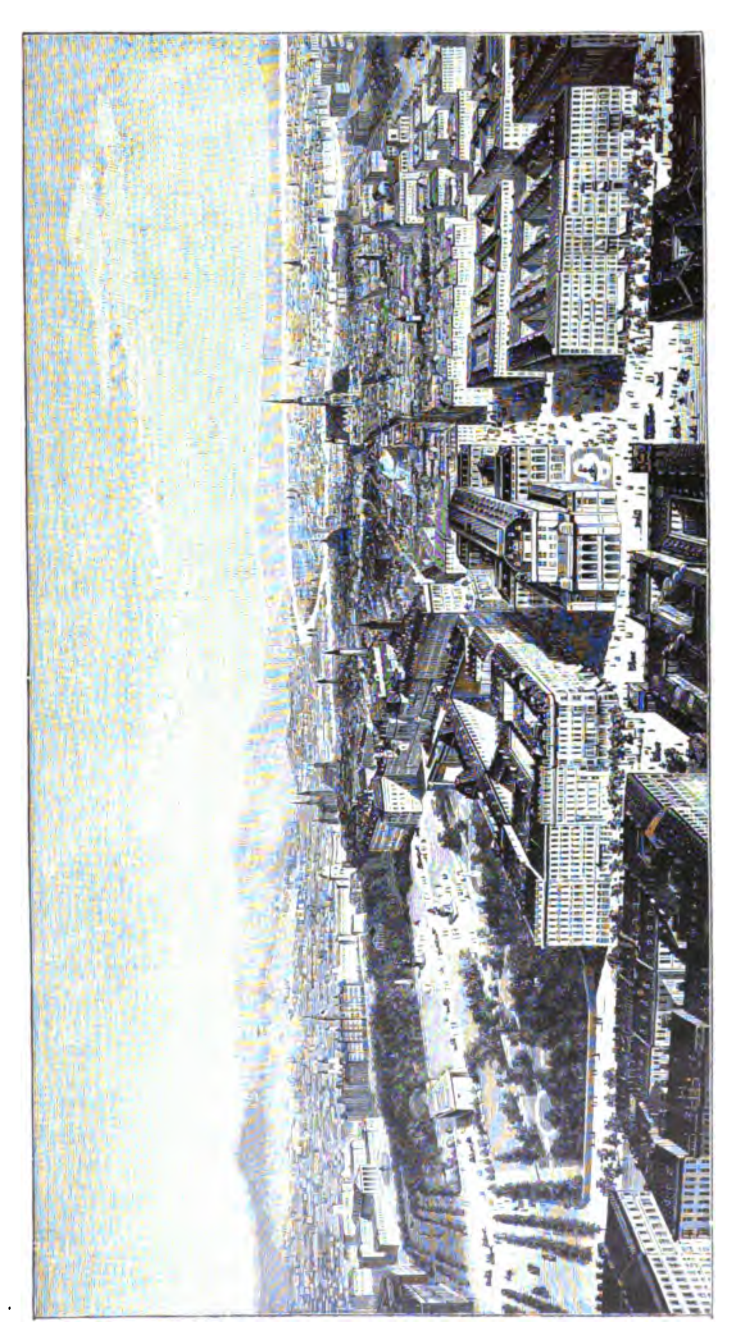


Fig. 36. Wien, vom Belvedere aus gesehen. *G. B. III^1, 57.*

Donaustrasse kreuzen und den wichtigen Verkehrsknoten geschaffen haben. Dazu kommt noch, dass das Adriatische Meer nirgends der Donau so nahe tritt wie bei Wien, dass also Wien mit Triest und dadurch mit dem Orient in einem ausserordentlich regen Verkehr steht.

Die in Entdeckung der Naturbedingungen scharfblickenden Römer legten bereits, die bedeutenderen Massen der Alpen umgehend, Hauptstrassen zwischen dem Adriatischen Meer und dem Donaubecken an, wo später Wien erbaut wurde. Die Hauptstrassen des Mittelalters liefen ebenso, besonders zum Golf von Venedig, und jetzt durchzieht die bereits im Jahre 1853 vollendete erste Alpeneisenbahn, die Semmeringbahn, vollständig die gleiche Strecke.

So ist bei Wien von allen Weltgegenden her ein natürlicher Vereinigungs- und Kreuzungspunkt grosser Bahnen für Verkehr und Handel. Diese Wichtigkeit der Lage wird aber bedeutend erhöht durch die hier auf einem verhältnismässig kleinen Gelände zusammentreffenden Natur- und Völkerverhältnisse. Wien ist erbaut zwischen niederen Ausläufern der Alpen und der hier vielarmigen Donau, die ihm von Norden Schutz gewährt; am Rande einer Ebene, in der das Becken der aus den Sudeten kommenden March mit dem Thale des mächtigen Hauptstromes zusammentrifft; durch die oben erwähnten Regulierungsarbeiten ist es der Donau nahegerückt und zu einer wirklichen Donaustadt geworden, auf deren langen Ufermauern sich ein reger Frachtverkehr zu Wasser und zu Lande entwickelt. Im Angesichte des letzten hohen Alpengipfels, des „Ostkaps der Alpen“, des 2100 m hohen Wiener Schneeberges, und der westlichen Schlusskette der Karpaten; in einem Landstriche, der mit den nahen Gipfeln seiner Umgebung bis in das Bereich der Alpenkräuter und Alpentiere stösst, während er zugleich mit dem benachbarten Flachlande an den ungarischen Steppen teilnimmt; im Grenzgebiete von vier verschiedenen grossen Volksstämmen, den Deutschen, Nord- und Südslaven und Ungarn, erhebt sich die österreichische Kaiserstadt.

Dieser wichtigen geographischen Lage entspricht Wiens und der ganzen Gegend hohe geschichtliche Bedeutung. Es konnte nicht ausbleiben, dass in einem solchen Landstriche, der den Vorzug eines Hauptknotenpunktes für den Handel und Verkehr wie für Kriegszüge und Kriegsziele hat, und wo sich eine Zahl Hauptlinien Europas kreuzen, frühzeitig Orte entstanden, die bald eine hervorragende

Stellung einnahmen. In der That waren hier bereits die ansehnlichen römischen Handelsstädte und befestigten Waffenplätze *Carnuntum* und *Vindobona,* wie schon bemerkt, ferner im beginnenden Mittelalter die aus dem alten römischen Kastell *Castra Fabiana* erwachsene Stadt *Fabiana* oder *Faviana,* dann Petronel und später Wien entstanden. Mit seiner Bevölkerung von fast anderthalb Millionen bildete und bildet Wien, die erste Stadt des grössten Donaustaates überhaupt, den Sitz des Staatsoberhauptes, den Lieblingsaufenthalt seiner vornehmen und reichen Familien. Als Hauptplatz der bedeutendsten Fabrik- und Handelsanlagen der gesamten österreichisch-ungarischen Monarchie beherrscht es gleichsam den ganzen langen Donaulauf von seinen Quellen bis zum Schwarzen Meer; es ist der Sammelplatz der meisten Zweige der vielsprachigen Bevölkerung dieses weiten Stromgebietes, und diese Mischung hat seine Bewohner beweglich gemacht und doch liebenswürdig erhalten; es ist die unentbehrliche und tonangebende Führerin in Sitten und Moden für alle mittleren und unteren Donauländer, und mit seiner Berühmtheit reicht es unter dem Namen *Betsch* selbst weit und breit in den Orient hinein.

Auch die Umgebung ist zu hoher Berühmtheit gelangt, freilich auf einem vielfach mit Blut getränkten Boden; denn das Wiener Becken, besonders das Marchfeld, ist eins der grossen Schlachtfelder Deutschlands und Europas. Hier haben die Römer mit den Markomannen und Quaden, Karl der Grosse und seine Franken mit den Avaren, die Oberdeutschen mit Magyaren und Mongolen, Ottokar von Böhmen mit Bela von Ungarn und mit Rudolf von Habsburg, die Süddeutschen und Polen mit den Türken, Napoleon mit seinem kriegsgelehrten Gegner aus dem Erzhause gekämpft, und auch im Jahre 1866 fehlte nicht viel, dass aufs neue das Schlachtgewühl vor den Thoren der Kaiserstadt tobte.

IV.

Die mittleren Stufenlandschaften Deutschlands.

Allgemeine Übersicht.

Unter den mittleren Stufenlandschaften verstehen wir das Gebiet deutschen Landes, das in seiner ganzen Ausdehnung von Ost nach West, von den Karpaten bis über den Wasgenwald hinaus, südlich an das Alpenvorland und nördlich an den Hauptkamm der deutschen Mittelgebirge grenzt. Es teilt mit jenem die Neigung zu Hochflächenbildung, erreicht aber nicht mehr eine gleich grosse absolute Höhe, so dass es im Verhältnis zu ihm wie eine niedrigere Stufe erscheint.

Man kann es in vier Abschnitte zerlegen, die fast ringsum von Gebirgswällen umgrenzt sind und deshalb nicht selten als grosse Becken oder Kessel bezeichnet worden sind: Böhmen nebst Mähren und Nordösterreich, das Fränkisch-Schwäbische, das Oberrheinische und das Lothringische Stufenland. Im Osten und Westen werden diese einzelnen Teile durch die höchsten deutschen Mittelgebirge, durch die Sudeten, den Böhmerwald, Schwarzwald und Wasgenwald, von Norden her meist durch Teile der mitteldeutschen Gebirgsschwelle eingeschlossen.

Dieses weite Stück Süddeutschlands, das den deutschen Alpen und deren nördlichem Vorlande an Umfang gleichkommt, ist sowohl durch Mannigfaltigkeit der Oberflächengestaltung, als auch durch verhältnismässig mildes, für den Pflanzenwuchs günstiges Klima ausgezeichnet und wird ausserdem noch dadurch gehoben, dass ein Teil davon dem einförmigen oberdeutschen Hochlande und dem einförmigen niederdeutschen Tieflande benachbart ist. Man begegnet darin einem beständigen Wechsel von Gebirgen, Ebenen, Berg- und Hügellandschaften und kleineren, mehr vereinzelten Erhebungen; aber „sowohl

die ebenen als die unebenen Landschaften stehen in der Mitte zwischen vollkommenen Gebirgs- und Flachländern, und Sanftheit der Form ist der herrschende Charakter des Bodens. Daher sind unabsehbare, unbegrenzte Flächen eben so selten als erhaben grossartige, scharfe und steile Gebirgsformen, und Monotonie wie bizarre oder wildromantische Scenen erscheinen nur in einzelnen Lokalitäten. Die Gebirge, welche dem Blicke bald näher, bald ferner liegen, sind zum Teil angebaut, zum Teil bewaldet, und bilden somit einen Gegensatz gegen die kahleren Höhen von Südeuropa. Wie der Boden sich durch Reichtum an Formen, Mannigfaltigkeit derselben und ihren vorherrschend sanften Charakter auszeichnet, so ist er auch, wiewohl nur strichweise üppig, doch im allgemeinen fruchtbar und mit einem steten Wechsel von Wald, Wiesen, Getreidefluren, Weinbergen und Baumgruppen oder Baumfeldern bedeckt. Diese fast ununterbrochen über den ganzen weiten Erdstrich sich hin erstreckende mannigfaltige Pflanzendecke giebt den einzelnen Landschaften einen anspruchslosen Schmuck, der mit dem Charakter der Bodenformen harmoniert, und einen heiteren, fröhlichen Gesamtausdruck. Die Wälder sind nicht weit ausgedehnte, plackige Strecken düsterer Kiefern, wie in Schweden und Russland, sondern meist kleinere, abwechselnd aus Buchen, Eichen und Nadelbäumen bestehende Holzungen, und an sie und die lieblichen Wiesen oder Weinberge schmiegen sich die meist mit vielen Obstbäumen bewachsenen Fluren nicht als Gegensatz, sondern als gleichsam notwendige Teile eines Ganzen an. Im schönsten Schmucke prangen diese Landschaften da, wo, wie im Elsass, in Franken und in der Wetterau, der Boden besonders fruchtbar ist, oder in der Nähe von Gebirgen, deren wildere Natur und romantische Thäler durch den Kontrast mit ihnen ungemein gehoben werden. Das durchgehends gut bewässerte Land wird ausserdem noch sehr durch die Menge von Flüssen und Bächen belebt, deren Ufer und Inseln grösstenteils mit Bäumen, Gesträuchen oder Wiesen bedeckt sind. Über dem Ganzen ruht ein im Vergleich mit den Niederlanden oder den norddeutschen Meeresküsten heiterer Himmel mit einer Luft, welche nicht, wie die so mancher Gegenden Norddeutschlands, über Moräste, Steppen oder grosse Waldstriche hinweht und deshalb im Gegensatz gegen diese eine milde zu nennen ist; freilich nicht ein italienischer Himmel und eine südeuropäische Luft, sondern trüber, rauher und unzuverlässiger oder mit einem Worte nordischer.“

„Die meisten Landschaften Süddeutschlands sind reich an »grünumgebenen« Dörfern und Städten, von welchen besonders die ersteren mit ihren meist roten Dächern und ihren freundlichen Obstgärten und -feldern einen heiteren Anblick gewähren, und in ihrem Inneren durch Unregelmässigkeit, durch kleine steinerne oder halbhölzerne Wohnhäuser mit niederen und schmalen Fenstern, mit Gärtchen, Blumen und Hausreben und durch grosse und gewöhnlich auch ebenso solide gebaute Scheunen und Ställe sich von den Dörfern des benachbarten Frankreichs und selbst Norddeutschlands auffallend unterscheiden, so dass man sogar noch in Nordamerika die Kolonien unserer süddeutschen Landleute daran auf den ersten Blick erkennt. Endlich sind Ruinen nicht selten an den Gehängen oder auf den Spitzen der Berge und geben, nebst den Altertümlichkeiten in manchen Städten und Dörfern, den Landschaften einen sichtbaren historischen Charakter, der das Gemüt inmitten einer heiter belebten Gegenwart in die Vergangenheit versetzt und die Quelle von meist ernsteren, religiösen oder moralischen und oft sehr gehaltreichen Sagen ist."

„Alles dies zusammen giebt den süddeutschen Landschaften im allgemeinen den Ausdruck des ruhig Heiteren, des harmonisch Mannigfaltigen ohne Buntheit und des Belebten und einfach Schönen ohne Erhabenheit und poetische Grossartigkeit. Und diesem Charakter der Natur entspricht auch der des innewohnenden Volkes, von welchem namentlich die Franken und Schwaben das süddeutsche Wesen am entschiedensten und echtesten in sich tragen. Auch das Volk hat gleich der Natur seines Landes keine hervorstechenden, auffallenden Züge in seinem Wesen und in seiner Lebensweise; es ist heiter ohne Lustigkeit, ernst ohne Finsterheit, regsam und thätig ohne Feuer und lebhafte Beweglichkeit, fleissig ohne Überbietung der Kräfte, genügsam in seinen Genüssen, gutmütig und freundlich ohne Feinheit des Gefühls, derb ohne Übermut, ungebildet ohne die Rohheit des englischen Pöbels, stabil in Gesinnung und äusserer Lebensweise, sittsam aus Gewohnheit und von einer rein gemütlichen Religiosität." (*Kriegk.*)

Insbesondere stehen die vielen Berge und Gebirge dieses ganzen Gebietes an Mächtigkeit und Kraft der Erhebung den Alpen bei weitem nach; denn auch das sudetische Gebirgsland, das unter den deutschen Mittelgebirgen die bedeutendste Kamm- und Gipfelerhebung

aufweist, erreicht in der Schneekoppe nur 1603 m, also noch nicht die Kammhöhe des westlichen Teils der deutschen Alpen. Auch bezüglich der Bergform und zwar in Verbindung mit dem Wechsel der Farben und der Beleuchtung erfreuen sich die Alpen eines Vorzugs, der sofort unser Auge besticht. Denn eben der malerische Formenreichtum der scharfkantig-kecken Alpenhörner und blinkenden Firnpyramiden, sowie die lebendige Farbenfolge, die in den Alpen aufwärts aus der dunkeln Tannennacht der Berge durch das frische saftige Grün der darüber ansteigenden Alpenweiden bis zum warmen Tone der Felsen und dem strahlenden Weiss des ewigen Schnees sich bildet und neben der Form das Auge vielfach beschäftigt — gerade dies ist es, wodurch dieses Gebirge die grosse landschaftliche Schönheit erlangt, deren Ruf über die ganze Welt verbreitet ist, und die alljährlich immer neue Tausende von Besuchern mit Bewunderung erfüllt.

Die Berge und Gebirge unseres Gebietes entbehren dieses Farben- und Formenreichtums; sie sind mehr sanft, ja oft flach gestaltet; insbesondere sind ihre Gipfel in der Regel abgestutzt und prosaisch abgerundet, denn schon seit sehr langer Zeit sind sie den zerstörenden Kräften des Wetters ausgesetzt.

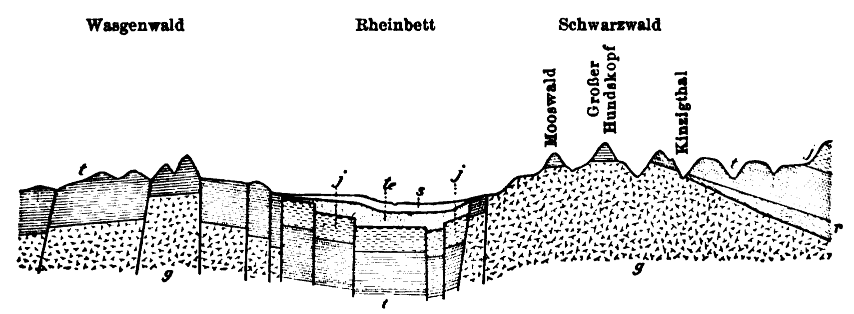
Dass das Böhmisch-Bayrische Grenzgebirge ein uraltes Gebirge ist, hatten wir bereits gesehen, als wir die Entstehung der Alpen betrachteten. Das einförmige Relief der abgerundeten Kuppenberge, der träge Lauf der Gewässer, die nur noch an wenigen Stellen über ein Hindernis schäumen, zeigt uns, dass in diesem Gebirge die gebirgsbildenden und die abtragenden Kräfte beinahe ausgeglichen sind. „Die Alpen sind die Ruinen eines Gebäudes, dessen hohe Mauern noch stehen. Der Böhmerwald ist auch eine Ruine, aber von dem ehemaligen Gebäude sind nur noch die Fundamente erhalten.“ *(Penck.)* Thäler und Bergrücken verraten nicht mehr die Faltungen des Gebirgsaufbaues, sie enthüllen nur noch die verschiedene Härte des Gesteins: Granit und Gneis bilden lange Rücken mit flacher Abdachung; nur im Kern einer steil aufgerichteten Schicht hat eine Quarzeinlagerung den Wassern Trotz geboten und ragt als zwanzig Stunden langes Riff wild aus der Landschaft heraus, der mauerähnliche Pfahl. In der Tertiärzeit traten Verwerfungen, d. h. Abbrüche der Erdschollen, ein, besonders nach Westen hin, weshalb dort der Böhmerwald noch einigermassen den Eindruck eines Gebirges macht.

Während der Eiszeit war das Gebiet am Arber und Rachel wohl vergletschert.

Auch das ganze Böhmen ist eine Urgebirgsscholle, die in der Devon- und Silurzeit grossenteils vom Meere bedeckt war — davon zeugen heute noch massenhafte Versteinerungen, namentlich aus dem krebsähnlichen Geschlechte der Trilobiten. Später sank der nördliche Teil ein und wurde von tertiären Ablagerungen bedeckt, unter denen die böhmische Braunkohle eine wichtige Rolle spielt. Ebenso bildete das südöstliche Mähren eine Tieflandmulde, ähnlich wie das Alpenvorland, und wurde vom Tertiärmeer bedeckt. Die bei dem Einbruche des nordböhmischen Beckens entstehenden Spalten waren der Entwicklung vulkanischer Thätigkeit günstig: die Basalte des böhmischen Mittelgebirges quollen aus, und heilbringende heisse Quellen entspringen noch heute an den Bruchlinien früherer Erdeinstürze.

Von dem böhmischen Urgebirgsstumpf und dem ebenfalls alten Rheinischen Schiefergebirge war das heutige Südwestdeutsche Becken eingeschlossen, zur paläozoischen Zeit ein hohes Gebirge, dessen Reste heute die Oberrheinische Tiefebene umrahmen. Zwischen dem südwestdeutschen Gebirge und dem Schiefergebirge befand sich etwa an der Stelle der heutigen Pfalz eine riesige Vertiefung, die im Laufe der Zeit mit Pflanzen- und Schottermassen ausgefüllt wurde: das Saarbrücker Kohlengebiet. Später wurde der ganze Landstrich von dem Trias- und Jurameere bedeckt, dessen mächtige Ablagerungen, reich an Versteinerungen, allmählich wieder ans Tageslicht kamen und einen weiten Gebirgsrücken bildeten. Die nagenden Kräfte von Wind und Wasser setzten ein und trugen viel von dem Gebirge ab, da traten in der Tertiärzeit grosse Störungen auf. Etwa zu derselben Zeit, wo die Alpen sich zum Hochgebirge auffalteten, brachen hier grosse Landschollen ein und sanken in die Tiefe. Am tiefsten tauchte das Land dort nieder, wo jetzt die Oberrheinische Tiefebene ist; Schwarzwald und Wasgenwald blieben stehen — man bezeichnet solche Überreste, die zwischen abgesunkenem Gestein ihre Stelle bewahrt haben, als Horst — und erscheinen seither gegenüber den versunkenen Landmassen als Gebirge, während die Länder im Osten und Westen, Süddeutschland und Lothringen, stufenweise abrutschten. Die Südwestdeutsche und Lothringische Stufenlandschaft kann man, da die höheren Terrassen am Rande stehen, auch als Becken bezeichnen.

Der deutsche Jura ist nicht wie der Schweizer Jura zum Gebirge aufgefaltet, sondern eine grosse, an den Seiten gebrochene Platte, an der das Tertiärmeer des Alpenvorlandes brandete. Auch der Grabeneinbruch zwischen Schwarzwald und Wasgenwald wurde von tertiären Wassern ausgefüllt, die zeitweise durch die hessische Spalte mit einem tertiären Nordmeere in Verbindung standen, endlich aber, nachdem eine Bodenschwellung diese Verbindung unterbrochen hatte, durch das Schiefergebirge einen Abfluss erhielten. Wie in Böhmen, so sind auch hier die Bruchränder durch vulkanische Ausbrüche gekennzeichnet, deren Reste uns in dem Kaiserstuhl bei Freiburg entgegentreten, und heisse Quellen erinnern vielerorts an die Umwälzungen der Erdrinde.



g = Grundgebirge (Gneis, Granit), r = Rotliegendes, t = Trias, j = Jura, te = marines Tertiär, s = Schwemmland (Diluvium und Alluvium).

Fig. 37. Der Mittelrheingraben. *(Nach E. Schumacher.)*

War das ganze Gebiet schon solange landfest, so kam im Schwarzwald und Wasgenwalde noch die Eisbedeckung hinzu, um Schroffen und Spitzen abzurunden und der Landschaft diese milden Formen zu geben. Dementsprechend hat die Volkssprache den höchsten Erhebungen in richtiger Veranschaulichung der mehr gewölbten und runden Form Namen beigelegt, wie Kopf, Kuppe, Koppe; oder sie gebraucht wohl auch — und dies ist besonders kennzeichnend für das sanfte Ansteigen und die durch keine auffallende Besonderheit sich auszeichnende Erhebungsform — die allgemeine Benennung Berg, wie z. B. Schneeberg und Brunnenberg in den Sudeten, Beerberg und Inselsberg im Thüringer Walde, Feldberg im Schwarzwalde. Nur hier und da werden wir an die Formen der Alpen erinnert in tiefen Thaleinschnitten, die steile Entblössungen darbieten, und in den zahlreichen vulkanischen Bergen.

Von nicht geringem Einfluss auf die Gestaltung der Oberfläche dieser mitteldeutschen Stufenlandschaften ist die Verschiedenheit der Richtung der ausgedehnteren Bergzüge. Es kreuzen sich, abgesehen von den meridional verlaufenden rheinischen Gebirgsmassen, zwei Richtungen: in der einen, von Südost nach Nordwest, der sogenannten hercynischen Streichrichtung, erstrecken sich die Züge der Sudeten, des Böhmerwaldes, Thüringer Waldes, Harzes und Teutoburger Waldes; gerade entgegengesetzt, also von Südwest nach Nordost, in der sogenannten niederländischen Streichrichtung, laufen andere, z. B. der Schwäbische Jura, die Höhen des Schiefergebirges, das Erzgebirge und viele untergeordnete Züge. Die mehrfache Kreuzung dieser Gebirgsrichtungen verursacht eine Spaltung des deutschen Mittelgebirgslandes in eine Zahl umschlossener und abgesonderter Bezirke und verleiht auch dem böhmischen Becken seine vierseitige Form.

Die Stufenlandschaften von Böhmen und Mähren nebst Nordösterreich.

Der horizontale Umriss dieses eigentümlichen, eng zusammenhängenden und etwa 90000 qkm umfassenden Gebietes gleicht fast einem Parallelogramm, dessen längere Seiten von Südost nach Nordwest, und dessen kürzere von Nordost nach Südwest gehen. Abgerechnet die südliche Grenze, wo die Donau und March das Land abschliessen, wird es überall durch Randgebirge eingeschlossen, die vorzugsweise aus Granit und krystallinischem Schiefer bestehen.

Wir beschäftigen uns zunächst mit dem Böhmerwalde; dabei mögen einige gelegentliche Vergleiche gewisser wichtiger Punkte und Verhältnisse mit dem gegenüberliegenden Randgebirge Böhmens, den Sudeten, zur deutlicheren Veranschaulichung hier ihren Platz finden. Freilich ist unsere Bekanntschaft mit diesem Waldgebirge, das wegen seiner Unwegsamkeit früher nur selten aufgesucht wurde, verhältnismässig noch unzureichend, und doch ragt es nahe an der Mitte Deutschlands empor, steht an Höhe, Massenhaftigkeit und an Merkwürdigkeiten unter den deutschen Mittelgebirgen in erster Linie, und auch an schätzenswerten Beiträgen einheimischer Geographen zur genaueren Belehrung hat es, besonders in den letzten Jahren, nicht

gefehlt. Fast scheint es, als ob Arbeiten auf dem Gebiete der Dichtung dem Erfolge wissenschaftlicher Bemühungen lange Zeit Eintrag gethan hätten. Seitdem aus *Schillers* „Räubern" das Wort von Karl Moors Genossen: „Komm mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln!" und ihr wildes Lied: „Ein freies Leben führen wir" durch ganz Deutschland gehört wurde, wirkte es überwältigend auf die Einbildungskraft der grossen Menge, und der Böhmerwald teilte nun in Büchern wie im mündlichen Verkehr das Schicksal mit dem Spessart, die Residenz gefürchteter Räuberhauptleute und der Schauplatz grauser Mord- und Raubgeschichten und so bis in unsere Tage für viele der Inbegriff schauerlicher Romantik zu sein. Wie ganz anders die Wirklichkeit! Zwar ist auch jetzt dort an vielen Stellen die dunkle Wäldernacht noch nicht geschwunden; doch die Wege, selbst die unscheinbarsten und entlegensten, sind allenthalben sicher, und man begegnet weder wilden Tieren noch Menschen, vielmehr erweisen sich die deutschen Bewohner den Fremdlingen als brave Freunde.

Der Böhmerwald, in der weitesten und ausserhalb Böhmens fast ausschliesslich gebrauchten Bedeutung des Wortes genommen, erstreckt sich von der Quellengegend der Nab und dem Egerthale an, ohne mit dem Erz- oder Fichtelgebirge in einem Gebirgszusammenhange zu stehen, bis zur Donau bei Linz; er erreicht demnach, bei einer durchschnittlichen Breite von etwa 30 km, eine Längenausdehnung von ungefähr 230 km, also etwas weniger als die Sudeten.

Im Gegensatze zu der neueren Bezeichnung „Böhmisch-Bayrisches Grenzgebirge" ist der Name Böhmerwald sehr alt. Als die Römer seit Cäsars Eroberungskriegen immer weiter in Deutschland vordrangen und dessen Gebirge mit dichten, den Verkehr hemmenden Wäldern bedeckt fanden, gaben sie fast allen Gebirgen den Namen *silvae* (Wälder). Dazu gehörte insbesondere die *Silva Hercynia*, ein Name, der in seinem Ursprunge wahrscheinlich auf das altdeutsche Wort *Hart, Hard* oder *Harz* (= Hochwald) zurückführt und in den Benennungen vieler einzelnen kleineren Waldgebirge, z. B. Harzwald, Haardt, Spessart, Manhart, noch erhalten ist. Lange Zeit hindurch scheint der Ausdruck zur Gesamtbezeichnung aller Waldhöhen des mittleren, südlichen und östlichen Deutschland, später aber hauptsächlich des letzteren gebraucht worden zu sein. Als einen Teil nun von dieser *Silva Hercynia* nennen uns Geographen der römischen

Kaiserzeit, *Strabo* und *Ptolemäus,* das ganze Böhmerwaldgebiet mit dem Namen *Gabreta silva* (Gabreta-Wald = Ziegenwald?).

Die tschechische Bevölkerung zerlegte es in späteren Jahrhunderten bereits in eine Nord- und Südhälfte und bediente sich für jede, wie für besondere Gebirge, auch besonderer Namen. Wenn sie die südlich an dem berühmten Tauser Passe endende Hälfte vorzugsweise den „Böhmischen Wald, *Česky Les*", nannte, während die benachbarten Bayern von dem Oberpfälzer Wald sprechen, so kam dies wohl daher, weil diese Hälfte leichter zugänglich und deshalb den Tschechen auch näher bekannt war, nicht aber weil sie vorzugsweise bedeutsam erschienen wäre; denn sie bewirkt weder durch ihre Form, noch durch ihre Erhebung, die im Mittel nur 690 m und in ihrem höchsten Punkte, dem Tscherkow bei Taus, 1040 m beträgt, irgend einen mächtigeren Eindruck auf das Auge des Beobachters; sie erscheint vielmehr, aus dem Inneren Böhmens her gesehen, nur als ein einförmiger, den Gesichtskreis begrenzender Waldstreifen.

Wir ziehen sie hier nicht weiter in Betracht, sondern wenden uns sogleich dem südlich anliegenden Gebiete zu; denn hier stehen wir ebenso in geognostischer und orographischer, wie in geschichtlicher und ethnographischer Beziehung an einem der bedeutsamsten Punkte von Böhmen. Während nämlich im eigentlichen Böhmerwalde Gneise, Granite und Glimmerschiefer vorherrschen, besteht dieses Zwischengebiet aus Hornblendegesteinen. An 22 km breit, nördlich durch den Tscherkow, südlich durch den 1293 m hohen Ossa wie durch zwei Riesenpfeiler abgeschlossen, ist es eigentlich nur Hügelland, bildet aber die Wasserscheide zwischen Donau und Moldau. Diese weite, 450 m hoch liegende Einsenkung, in der die Städte und Märkte Neuern, Neugedein, Taus, Neumarkt und Eschlkam liegen, war seit den ältesten Zeiten von Westen her ein Hauptzugang Böhmens; hier ging von jeher eine Hauptstrasse, und hier vermittelt jetzt eine von Prag über Pilsen und Taus nach Nürnberg gebaute Eisenbahn den Verkehr Böhmens mit dem mittleren und südlichen Deutschland, während eine zweite von Pilsen durch einen südlicheren Pass über Eisenstein das Thal des Regen aufsucht. Hier versuchten von jeher feindliche Heere den Einbruch nach Böhmen, aber hier wurden sie auch fast jedesmal zurückgeschlagen, und mit Stolz weist der Böhme dahin als auf den Schauplatz von vier Schlachten, durch deren Ausgang das Geschick seines Vaterlandes entschieden wurde: denn bei

Taus, dem alten *Togast* oder *Tugast*, siegte der Slavenführer Samo in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts über Dagobert und dessen Frankenheer; hier 1040 Herzog Bretislaw I. von Böhmen über die Deutschen unter Heinrich III.; hier unfern Neugedein Prokop der Grosse 1431 über das zahlreiche Heer deutscher Kreuzfahrer gegen die Hussiten; hier der Böhmen Heer zur Zeit Georgs von Podiebrad über deutsche Scharen.

Die einstige militärische Bedeutung der Gegend bekunden heute noch verschiedene sichtbare Zeugen; denn da das weite, grosse Thor von Taus feindliche Einfälle begünstigte, so waren Befestigungen durchaus nötig. Daher standen daselbst einst stark befestigte Burgen, besonders die Burg Riesenberg bei Neugedein, von deren Überresten man eine so herrliche Rundschau geniesst. Ebenso war Taus, wo gleichfalls jetzt noch Spuren ehemaliger Befestigung zu erkennen sind, schon in grauer Vorzeit ein Bollwerk Böhmens gegen feindliche Einfälle. Und für denselben Zweck waren in der Umgegend die sogenannten Choden angesiedelt; dieser Volksstamm, der jetzt, etwa in vierzehn Dörfern umherwohnend, sich still von Ackerbau und Viehzucht nährt, war früher eine Art stehendes Grenzmilitär, dessen ehemalige Bestimmung nur noch teilweise seine Wohnungen mit dem hier und da erhaltenen festungsartigen Bau verraten; trotz der böhmischen Sprache sind die Choden wahrscheinlich polnischen Ursprungs, dorther mitgebracht von Bretislaw I., als er 1039 siegreich von den Polen Gnesen eroberte und ihnen den Leichnam des heiligen Adalbert entriss.

Bei weitem gewaltiger erhebt sich an dem anderen Ende dieses Zwischengebietes die Südhälfte, die von den Böhmen *Sumavá* genannt wird (von dem altböhmischen *suma* Wald, *sumeti* sausen, und *ava* Wasser). Sie enthält die bis zu 1460 m aufsteigenden höchsten Berggipfel, die mächtigsten Rücken, die durchschnittlich 1200 m hoch sind, die grossartigsten Thäler und ausgedehntesten Wälder und muss als der eigentliche Böhmerwald gelten. Hier ist, wenigstens in einzelnen Teilen, noch ein Stück von jenem Deutschland enthalten, wie es *Tacitus* schildert, ein Land „*silvis horrida, paludibus foeda*" („durch Wälder schaudervoll, durch Sümpfe scheusslich"); hier ist alles Wald und Moor und Fels, kaum da und dort eine armselige Holzhacker-Kolonie oder ein einzeln stehendes Forsthaus.

Nie von wogenden Meereswassern bedeckt, nicht erst in späteren

Zeiten emporgehoben, älter als die gigantischen Alpen, ragt dieses böhmisch-bayrische Grenzgebirge als ein uralter Gebirgsrücken empor, der, einst von mehr alpinem Aussehen, langsam durch die Einflüsse der Atmosphärilien zerstört ist. An solche Verwitterungen, Abschleifungen, Zerbröckelungen und Zusammenstürze erinnern durch ihre Form und ihre Umgebungen fast alle höchsten Gipfel und Rücken des Gebirges. Denkt man beim Hochgebirge an schroffe Bergformen, an jenes Emporstarren und Aufgipfeln mit steilen Wänden, scharfen Graten, zerrissenen und wilden Zacken von den abenteuerlichsten Formen, an ein ausdrucksvolles Hervorragen freier Felsengipfel über die Kämme, an tief zwischen den Felsabgründen liegende Gebirgsseen und zumal an ein Zurücktreten des Pflanzenwuchses auf den Höhen, so tragen doch wenigstens einige Gegenden mit den schroffen Senkungen und benachbarten stehenden Gewässern einigermassen die Kennzeichen des Hochgebirges. Da ist der kahlhäuptige, majestätische Arber mit seinem stumpfen Kegel, oben von vier Felsenkuppen gekrönt (1460 m), der Rachel mit seinem Felsengrat (1452 m), der aus Granitblöcken aufgehäufte Gipfel des Blöckenstein (1378 m) und des Lusen (1370 m), die Felsenkuppe des Kubany (1362 m) und der Ossa, der mit seinen beiden gewaltigen Felszacken am meisten unter allen Gipfeln des Böhmerwaldes die Form scharfer Alpenspitzen nachbildet.

Wenn wir auf steilen Absturz und ansehnliche Tiefe der Thalgründe sehen, so ist das Riesengebirge viel grossartiger ausgestattet, dagegen muss dem Böhmerwalde der Vorzug grösseren Reichtums an Seen und Torfmooren zuerkannt werden. Solche gehören überhaupt zu den gewöhnlichen Erscheinungen krystallinischer Gebirge, da die thonige Verwitterungskruste der Gesteine einen undurchlässigen Untergrund bildet; aber ausserdem hat der Böhmerwald nur noch geringe Höhenunterschiede, also auch kein kräftiges Gefälle und daher weite Gebiete mit trägem Abflusse. Die Seen sind meist im Umfange klein, aber von bedeutender Tiefe, mit dunkelm Wasser gefüllt, und entbehren in ihrer Lage inmitten des düstern, schwarzen Waldes die Lieblichkeit der grünen Alpenseen; gewöhnlich ist ihnen Ernst, Stille und Schweigen der Natur ringsum eigentümlich. In erhaben feierlicher Ruhe liegen insbesondere seine beiden schönsten Seen: der Schwarze See, der wie ein tief verborgenes Geheimnis und Kleinod der Natur an der über 1250 m Meereshöhe sich er-

hebenden sogenannten Seewand in abgeschiedenster Waldeinsamkeit ruht, und der Blöckensteiner See, dessen höchst malerische Umgebung *Adalbert Stifter,* ein Sohn jener Gegenden, in seinem „Hochwald“ so schön verherrlicht hat.

Bei der Oberflächenbildung des Böhmerwaldes darf man vor allem nicht, wie etwa in den Sudeten, im Riesen- oder Eulengebirge, an einen einheitlichen, ungeteilten Rücken denken, auf oder an dem die Gipfel emporsteigen, oder von dem die Nebenjoche ausstrahlen. Vielmehr laufen öfters in gleicher Geltung mehrere Rücken, getrennt durch engere und weitere Längsthäler, auf grössere Strecken nebeneinander her, bis dann wieder eine Unterbrechung herbeigeführt wird, sei es durch eins der zahlreichen Querthäler oder eine bedeutende Eintiefung, sei es durch Joche und hochgelegene Bergflächen, die zugleich als Querriegel eine Verbindung der Rücken herstellen.

Die Wahrnehmung der nordwestlichen Hauptrichtung ergiebt sich am leichtesten und bestimmtesten auf bayrischer Seite, wo das Gebirge gegen die thalartige Einsenkung des Regen steiler abfällt. Jenseits erhebt sich ein langer Gebirgszug, der Bayrische Wald, ein im Mittel 940 m hoher, grösstenteils aus Gneis bestehender Rücken, der mit der Hauptrichtung des Böhmerwaldes parallel läuft und zur niedrigen Granitschwelle am linken Donau-Ufer abfällt. In seiner höchsten Erhebung, dem Dreitannenriegel, an dem jetzt die Bahn vorüberführt, steigt er bis zu 1216 m an. Nur auf dieser Seite macht der Böhmerwald den Eindruck einer Scheide und Schranke, während er nach Böhmen terrassenförmig abfällt und im Inneren als wellenartig unebenes Bergland erscheint, aus dem selbst die höchsten Kuppen und Köpfe nur wenig hervorragen.

Mit der Gestaltung des Gebirges steht in Verbindung das durch die grossen Sümpfe noch verstärkte Gepräge der Unwegsamkeit und die dürftige Ausstattung mit Verkehrswegen nach Bayern, während es doch dem Südende und noch mehr dem Nordteile an bequemen Pässen nicht fehlt. Zwar stellt es keine so starre Scheidewand dar wie das steile, zusammenhängende, plötzlich von allen Seiten emporsteigende Riesengebirge; indes bietet es doch für den Übergang insofern nicht unbedeutende Schwierigkeiten, als bei dem Mangel an ausgesprochenen Querthälern die wichtigsten und schwierigsten Engpässe sich nicht immer erst auf den Wasserscheiderücken be-

finden, und die Strassenzüge meist mehrere Joche zu überschreiten haben. Doch trotz dergleichen Schwierigkeiten konnten sehr früh an verschiedenen Stellen Fuss- und Saumpfade mit Erfolg gebahnt werden, und noch in der ersten Hälfte des Mittelalters führte bereits das Bedürfnis zu einer starken Benutzung mehrerer dieser Übergänge. So erlangte besonders für den Transport des Salzes, jenes wichtigen Geschenkes der Natur, mit dem das sonst so reich ausgestattete Böhmen nicht bedacht ist, der Weg von Passau über Kuschwarda und Winterberg nach Prachatitz und Prag frühzeitig hohe Bedeutung, und diese *via Bohemica* wurde allmählich wegen des Verkehrssegens, den sie verbreitete, gegenüber anderen, mehr nordwärts gelegenen Wegen vorzugsweise der „Goldene Steig“ genannt. Von dort führten jährlich viele Tausende von Saumrossen, an deren Stelle später ein vielgewundener, mit Pferdekraft betriebener Schienenweg, jetzt aber die Eisenbahn Linz-Budweis getreten ist, das Kochsalz aus dem Salzburgischen den Böhmen zu und eine Menge anderer Natur- und Kunsterzeugnisse des Südens nach Prachatitz, das sich damals zum Hauptstapelplatz des Landes emporschwang und von wo die Waren des Auslandes, besonders das Salz, in das innere Böhmen und nach Mähren befördert wurden.

Der Aufbau des Böhmerwaldes ist endlich nicht ohne Einfluss auf den Umstand geblieben, dass in seinen inneren Teilen grössere bewohnte Orte fast gar nicht vorhanden sind; vielmehr trifft man daselbst meist nur einzelne Forsthäuser oder einzelne Wohnungen und kleine Kolonien von Holzhauern und Waldarbeitern. Zahlreichere und stärkere Ansiedlungen liegen in der Regel schon mehr zurück und müssen hauptsächlich nur als Anhang der herrschaftlichen Forstämter und der Fabrikanlagen betrachtet werden; denn bei der bedeutenden Erhebung des Gebirgssockels und der dadurch bewirkten klimatischen Rauheit jener Gegenden werden wesentliche Bedingungen zu einem behaglichen Leben vermisst. Es fehlt ein weites Tiefthal, mild genug, um ergiebigen Getreide- und Obstbau, um eine starke Ansammlung von Bevölkerung, nach allen Seiten gute Verkehrswege zu veranlassen und auf diese Weise ein beherrschender Mittelpunkt zu werden, dessen Naturschönheiten dann noch die schmückende Zuthat der Kultur zu Hilfe käme. Wie ganz anders sind in dieser wichtigen Beziehung die Sudeten! Hier finden wir ein schnelles Absinken von Kämmen und Gipfeln in ganz nahe,

700—1200 m tiefer gelegene Thäler und Ebenen, die nur 300 bis 370 m über dem Meere liegen, so dass sie, aller ländlichen Kultur zugänglich, in Fruchtbarkeit und Anmut glänzen und mit freundlichen Städten und vielen stattlichen Dörfern belebt sind.

Freilich können andererseits unsere Gebirge bei weitem nicht mehr einen solchen Schmuck aufweisen, mit dem der Böhmerwald angethan ist. Während nämlich die starren Felsenmassen seiner höchsten Gipfel entweder kahl oder mit Knieholz, Strauchwerk, Moosen und Flechten ärmlich bedeckt sind, prangen die einförmigen, langgezogenen Rücken und die breiten Gehänge des Gebirges grösstenteils, häufig bis zu 1350 m hinauf, wie kein anderes Gebirge deutschen Landes in einem Schmucke von Waldmassen, die leider in neuerer Zeit durch die Spekulationswut arg gelichtet sind. Hierdurch ist ihm sein eigenster Zug aufgedrückt, der ihm auch, trotz starker Benutzung des Holzes, immer noch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Er ist ein echtes Waldgebirge, ein Waldgebirge im vollen Sinne des Wortes, über das ein ungewöhnlich reich gesättigter blauer Duft, eine Ruhe, ein Friede, ein Ernst, eine stille Feier ausgebreitet ist, welche tief die Seele zu ergreifen vermag. Hier, besonders auf der böhmischen Seite, in den ausgedehnten, weit über 25000 ha umfassenden Forsten der Fürstlich Schwarzenbergschen Herrschaften bei Winterberg und in der Gräflich Thunschen Herrschaft Gross-Zdikau wandert der staunende Reisende nicht bloss in einem überaus stattlichen Hochwalde, der bereits unter der pflegenden Hand der Forstwirtschaft emporgeschossen ist, sondern er tritt auch in die Stätten des sogenannten Urwaldes ein.

Allerdings, ein so dicht gefülltes, so erhabenes und reiches Bild, wie *Alexander von Humboldt* und andere berühmte Reisende von dem Urwalde der Tropen entwerfen, diese Menge uralter Riesenbäume von so vielen Gattungen, diese Fülle des mannigfaltigsten Laubes an ihnen, diesen Glanz und die Farbenpracht von tausend verschiedenartigen Blumen, das üppige Gewirr dichter Gehege und weit verschlungener Lianen, die wunderlichen Gestalten der Schmarotzerpflanzen, die auf den alten Bäumen ein junges Reich gründen — alle diese Erscheinungen bietet der deutsche Urwald wenig oder gar nicht; ja er kann sie nicht bieten, denn bei der geringen Mannigfaltigkeit der Baumarten unserer Länder überhaupt muss auch er ein einförmiges Gepräge zeigen. Und auch das Tierleben ist ihm

fremd, das kreischende, flatternde, schreiende, brüllende Tierleben des amerikanischen Waldes; an seiner Stelle herrscht eine öde, fast schaurige Stille, die nicht von eines Singvogels Stimme, höchstens dann und wann von dem hohlen, hämmernden Takt eines Spechtes oder von dem aus hoher Luft pfeifenden, gezogenen Rufe des Geiers oder von dem Knacken der Zweige bei der Flucht des aufgescheuchten Rotwildes unterbrochen wird. Aber trotz dieser Gegensätze ist er andererseits mehr als jener wilde Forst, von dem *Humboldt* spricht, geeignet, die süssen Genüsse einer für unsere Gegenden fremdartigen, wenigstens äusserst seltenen Anschauung zu wecken und zu paaren mit dem ehrfurchtsvollen Gefühle über die Kraft und Majestät der Schöpfung, wie sie sich selbst in dem bescheidenen Leben des ruhigen Pflanzenreiches offenbart.

Schon der Hochwald erregt durch die Schlankheit, Höhe, Stärke und Ebenmässigkeit der einzelnen Bäume, sowie durch den Reichtum an so schönen Hölzern unsere lebhafteste Beachtung, und zu diesem Anblicke gesellt sich nun noch die patriarchalische Würde, der hohe, greisenhafte Ernst, ja eine staunenerregende und ehrfurchtgebietende Majestät des Urwaldes selbst: sie hält den Sinn des einsamen Wanderers gehoben, während das kaum übersehbare Durcheinander der Bäume und Kräuter und, je nach der verschiedenen Beleuchtung, das Seltsame der Erscheinungen ihn nicht selten zu beengen und einzuschüchtern droht. Nirgends sichtbar in der unbewohnten Abgeschiedenheit eine Spur menschlicher Thätigkeit oder menschlichen Eingreifens in das Leben des Waldes, ja oft nicht einmal Spuren eines menschlichen Fusstritts; überall nur ursprüngliche Naturbildung, überall nur seit vielleicht mehreren Jahrhunderten ungestörtes Walten der Natur im Schaffen wie im Vernichten. Man sieht, wie sie von selbst hier dieser, dort jener Holzart ihren bestimmten Standort anweist, dann wieder mehrere Species harmonisch zusammenstellt, immer und überall aber, wie sie die absterbenden Geschlechter durch frisches, auf modernden Leichen keimendes Leben ersetzt.

Unter den Riesenbäumen des böhmischen Urwaldes sind in ansehnlicher Zahl Stämme der Weisstanne, die überhaupt die grössten Masse unter den dortigen Bäumen erreicht, bei einem Durchmesser von 1,25 bis 1,50 m zu 37 bis 47 m Höhe gediehen; ja es fanden sich noch vor dreissig Jahren selbst Exemplare von nahe an 60 m Höhe bei einem Durchmesser bis 2,50 m. Fichten, die in weit

grösserer Menge vorhanden sind, erreichen zwar nicht die Höhe und Stärke der Weisstanne, aber doch eine so bedeutende Mächtigkeit in Tausenden von Stämmen, wie sie nur als Seltenheiten in fast allen übrigen Wäldern Deutschlands angetroffen werden. Nicht minder hat die Buche, obwohl im ganzen von geringerer Stärke und nur in einzelnen Exemplaren einen Umfang von 4 m darbietend, sich nicht selten zu einer Höhe von 40 m emporgeschwungen, während die Kronenbelaubung bei 25 m beginnt.

Und rings um diese noch lebenden Zeugen mehrerer Jahrhunderte, um die in aller Frische und Kraft dastehenden Urwaldriesen, welche durch die von den Zweigen herabhängenden ellenlangen, zottigen, graugrünlichen Bartflechten an Ehrwürdigkeit noch gewinnen, gewissermassen die „Alten vom Berge" in der tiefen Waldesdämmerung, begegnen dem Blick entweder sterbend oder bereits seit vielen Jahren tot und verwesend gleich reckenhafte Genossen; bald sind sie noch aufrecht, aber mehrfach gespalten, ohne Wipfel, ohne Rinde, mit verkümmerten, zerrissenen, vertrockneten Ästen, von fern in ihren abenteuerlichen Formen bisweilen nicht unähnlich gigantischen Gespenstern; bald sind sie mitten in ihrem Sturze gehindert durch noch festgewurzelte, gesunde Nachbarn, deren Leben sie, an sie sich anlehnend, durch ihre Wucht bedrohen; bald liegen sie schon völlig hingestreckt am Boden, aber noch in unverminderter Grösse und Bekleidung; wieder andere, und das ist bei der Mehrzahl der Fall, sind schon in der Fäulnis und in allen Stufen der Zersetzung begriffen, während aus ihren Leichen bereits Stämme von sechzig bis achtzig Jahren und eine Unzahl junger Bäumchen erstanden sind. Nicht selten gewahrt man eine Reihe uralter Fichten in geraden, oft sich kreuzenden Linien: auch sie verdanken die Stätte ihres Daseins dergleichen modernden Altvorderen, ebenso wie andere auf abgebrochen stehenden Stöcken oder Stämmen, die sich allmählich zersetzen, ihre Entwicklung und ihr Wachstum gefunden haben, so dass sie wie von Säulen getragen erscheinen.

Während manche sich noch ziemlich frei oder nur von dünnen Moosen und wenigen Schwämmen bedeckt zeigen, sind viele der niedergestreckten, wild durcheinander liegenden Baumleichen fast bis zur Unkenntlichkeit vom üppigsten Pflanzenwuchs überwuchert; dieser, besonders die vielen Moose, sowohl auf ihnen als ringsum auf dem benachbarten Boden und den mächtigen Torfmooren, mag als ein

höchst anziehendes Seitenstück des Urwaldes ja nicht übersehen werden, da sie, ebenso urwüchsig wie er selbst, einen Urwald darstellen in der kleinen Welt der Moose, wie jener in der grossen Welt der Bäume. Diese Pygmäen der Pflanzenwelt bilden gleichsam das mildernde, verwischende, aussöhnende Element in dem finsteren Baumlabyrinthe des Urwaldes, dessen Trümmer unter ihren weichen Umarmungen dem Blicke entzogen werden und versinken. Nichts ist ringsum, was sie nicht mit ihren reizenden, unendlich mannigfaltigen Formen allmählich überkleiden, umranken, bespinnen; in Gemeinschaft mit Flechten und Pilzen umklettern sie geschäftig die gefallenen Grössen des Waldes und saugen ihnen gierig die letzten Lebenstropfen aus.

Obwohl sich der Urwald im Böhmerwalde überall, wo er noch erhalten ist, ziemlich gleich bleibt, so erscheint er im ganzen doch wilder oben an den Gehängen der hohen Kämme und Gipfel als in den Thalgründen oder auf niedrigeren Hochflächen. Dort nämlich tritt häufig noch zu dem Gewirre der Pflanzenwelt das Gewirr von verwitterten Felsmassen hinzu, hier säulen- oder turmartig, dort in Form von 3 bis 10 m hohen cyklopischen Mauern aufgetürmt und von Waldbächen umspült. In den Thalgegenden dagegen entwickelt sich der Urwald in üppiger Pracht, am üppigsten aber auf den Flächen von 600 bis 1000 m Meereshöhe, wo neben der Fichte auch die Tanne und Buche leicht fortkommen; daher finden wir ihn auch im südlichsten, weniger hohen und milderen Teile, z. B. am Blöckenstein und zu beiden Seiten des Kapellenbaches am Kubani schöner als in der eigentlichen Mitte, wo auf den Hochflächen zwischen Mader und dem Rachel uns nur noch die Fichte begegnet.

Eine Wanderung durch das Wirrsal von Tod und Leben im Urwalde ist keineswegs leicht. Hier gilt es, über $1^1/_2$ bis 2 m dicke Stämme, bisweilen sogar über mehrere unmittelbar hintereinander, ja sogar über einen ganzen Verhau zu klettern und dann sofort von einer solchen Naturbarrikade aus der Höhe wieder einen Sprung zu thun auf vielleicht trügerische Moosdecken, die einen Sumpf oder Steinspalten verbergen. Um ihnen auszuweichen, schwingt man sich von Stein zu Stein, bahnt sich dann wieder den Weg durch dichtes Unterholz und durch Brombeerbüsche, beides oft zwischen weit ausgreifenden dürren Ästen verblichener Riesenleiber; und so geht es fort in einem vielfachen, unregelmässigen Wechsel von lebenden und abgestorbenen

Bäumen, auf einem unebenen, oft tückisch verdeckten, bald trockenen, bald schlüpfrigen und schwankenden Boden. Gebleichte Stümpfe, geringes, mit Farn und Moos um das Dasein kämpfendes Holz geleiten uns hinan; Block an Block liegt in unserem Weg. Schwarzes Moor dräut rings umher und drängt sich, mit totem Wurzelgeäst verschränkt, zwischen die Steine hinein. Grüne Flecken von Heidel- und Preisselbeeren und blühende Stauden bezeichnen die wenigen Stellen trockenen Bodens. Blockmauern, bald wie Leichensteine auf festem Grunde, bald wie Mauern mit Türmen oder Säulen und schwebenden Kapitälen steigen auf. Einzelne sind eingestürzt und machen den Eindruck gewaltsamer Zerstörung, wie der bekannte Dreisesselstein an der Grenze von Bayern, Böhmen und Österreich. Auf den höchst gelegenen Stellen erscheint vielleicht eine Lichtung; man hofft auf eine Waldwiese, allein eine solche ist es nicht, vielmehr gelangt man in einen mit Knieholz und Zwergbirken bekleideten Sumpf, eine unheimliche düstere Fläche, halb flüssig, halb mit kriechenden Hölzern bedeckt, nur hier und da eine Lache schwarzgrünen Wassers. Nicht Tiere, nicht Menschen können auf ihr fort; höchstens auf den kleinen wulstförmigen Erhöhungen von struppigen Gräsern vermag man festen Fuss zu fassen, während der übrige Raum von Torfmoosen bedeckt ist, so dass ein aufmerksames und behutsames Weiterkommen durch Springen von Busch zu Busch unablässig geboten erscheint, um Gefahren zu vermeiden. Endlich gelangt man auf einen gebahnten Forstweg, der aus der Wildnis zu dem gastlichen Forsthause zurückleitet, von dem wir am Morgen ausgegangen waren.

Wie das Waldgebiet überhaupt, so waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auch die Urwaldungen des Böhmerwaldes bei weitem ausgedehnter als jetzt; allein die Industrie hat bei ihrer grossartigen Entwicklung die Waldungen oft bis in die verstecktesten Gebirgswinkel arg gelichtet, und so hat sich die Gesamtfläche des eigentlichen, nie berührten Urwaldes, das *v. Hochstetter* in den fünfziger Jahren noch auf etwa 18000 ha angiebt, auf kleine Gebiete beschränkt, die von grossen Besitzern gehegt werden.

Wenn wir im Böhmerwalde eine so ausserordentliche Entwicklung des Waldwuchses gewahren, so trägt ohne Zweifel dazu in hohem Grade eine überaus feuchte Atmosphäre bei, die durch die Höhe des Gebirges veranlasst wird. Indes wird die an den kühlen Berghängen niedergeschlagene Wasseransammlung in be-

deutendem Masse unterstützt durch die geologische Beschaffenheit des Gebirges; der grösste Teil besteht aus undurchlässigem Granit und Gneis, weshalb auf den breiten Gebirgsrücken und in den weiten Thälern sich Torfsümpfe bilden, die dann natürlich wiederum zur Vermehrung und Festhaltung der Feuchtigkeit beitragen.

Diese viele tausend Morgen umfassenden, oft 6 bis 9 m mächtigen Torfmoore sind für den Böhmerwald fast ebenso eigentümlich wie seine grossen Wälder. Sie liegen entweder hoch und machen den traurigen Eindruck von öden, fahlen, gelb- oder braungrünen Flecken in dem Schwarzgrün des Waldes, oder sie ziehen sich wie angeschwemmtes Schuttland an Flüssen und Bächen entlang, weithin die ganze Thalsohle ausfüllend. So begleiten sie auf 50 km Länge und durchschnittlich in einer Breite von einer halben Stunde die obere Moldau, die sich zwischen ihnen träg hindurchschlängelt.

Die dortige Bevölkerung bezeichnet sie nicht mit dem in dem grösseren Teile Deutschlands üblichen Namen *Moor,* auch nicht mit dem in Süddeutschland gebräuchlichen Worte *Moos,* sondern sie nennt ein solches Stück Sumpfland im südlichen Teile des Gebirges, wo es, von ferne betrachtet, oft den Anblick einer weiten Wiesenflur gewährt, *Aue,* in den rauheren Gegenden der mittleren Hochflächen *Filz,* und in der jenseits des Tauser Passes befindlichen nördlichen Abteilung, die wir als weniger eigenartig unberücksichtigt lassen, ebenso wie in der Oberpfalz *Lohe.*

Diese grossen Torfmoore haben für Böhmen eine nicht geringe Bedeutung: sie sind recht eigentlich die Wassersammler, die in Zeiten der Dürre und Trockenheit von ihrem Reichtum an die Flüsse abgeben und wiederum in wasserreichen Monaten, z. B. im Frühjahre zur Zeit der Schneeschmelze oder im Sommer bei starken Gewitterregen, wie natürliche Schwämme die Wassermassen an sich ziehen und plötzliche Überschwemmungen verhüten, den Seen am Alpenrande vergleichbar. Ihr Einfluss auf die grösseren fliessenden Gewässer zeigt sich nicht nur in deren starker und gleichmässiger Wassermenge, sondern auch weithin selbst in der Farbe: sie erscheinen durchgehends zwar klar, aber braun gefärbt, und diese Farbe ist zum Beispiel bei der Moldau sogar noch bei Prag und bei ihrer Vereinigung mit der Elbe recht gut erkennbar.

In unserer Zeit wandelt man diese Moore mehr und mehr in Acker- und Wiesenland um; doch fragt es sich, ob nicht, da bei

der fortschreitenden Vermehrung und Verbesserung der Absatzwege für das Holz eine viel zu starke Lichtung der Wälder stattfindet, jenen Veränderungen ein Einhalt geboten werden müsse — und zwar ebensosehr in Rücksicht auf Erhaltung der für die dortigen Gegenden nötigen Feuchtigkeit, als auch auf Gewinnung eines wohlfeilen Brennstoffes, wie ihn der Torf darbietet.

Aber nicht bloss als Brenn- und Bauholz wird der Reichtum des Waldes verbraucht und verwertet, sondern auch zu Balken und Brettern, zu Schindeln aller Art, Siebreifen, Schlitten, Trögen, Schuhen, Schusterspänen, Bilderrahmen, Möbeln und allerlei Gerätschaften, Parketttafeln, Zündhölzchen und Büchsen. Endlich verdient hier das kostbare Resonanzboden- und Klaviaturholz einer besonderen Hervorhebung. Dies wird vorzugsweise von sehr festen, feinjährigen Stämmen gewonnen, die, in einer Höhe von 1100 bis 1250 m gewachsen, bei einem Alter von mehreren hundert Jahren doch nur eine Dicke von 60 bis 90 cm aufweisen. Erwähnenswert ist hierbei noch, dass seit Jahrhunderten tot lagernde Stämme, in jenen Gegenden *Ronen* genannt, auch wenn sie ringsum auf der Aussenseite der Verwesung verfallen und mit Moos überwachsen sind, im Inneren oft gerade das brauchbarste Holz zu dem gedachten Zwecke liefern.

Neben dem Holzreichtume kommen noch die Vorräte an Erzen und Erden in Betracht. Der Gewinn an unterirdischen Schätzen, an edlen Metallen hat jedoch bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie früher. Besonders in den Zeiten der ersten beiden Könige aus dem Hause Luxemburg, Johanns und Karls, wurden die Bergwerke in manchen Gegenden, z. B. um Bergreichenstein, schwunghaft betrieben; daran erinnern noch gegenwärtig eine zahllose Menge von Halden, stollenartigen Eingängen und Löchern, an einigen Bächen weit ausgedehnte Seifenhügel und hier und da die Trümmer von ehemaligen Pochwerken und Quickmühlen. Wichtiger sind heute die infolge des Vorkommens von reinem Quarzsand und Porzellanerde äusserst zahlreichen Glas- und Spiegelfabriken, aus denen das harte böhmische Glas über die ganze Erdkugel wandert (das Kaliglas verbraucht aber auch sehr viel Holz), und die Porzellanfabriken. Ausserdem erweckten die Graphitlager, und an anderen Stellen die feuerfesten Thone eine rege Industrie.

Erwägt man die gesamte Gewerbthätigkeit des Böhmerwaldes, so muss man die Bemerkung als gerechtfertigt gelten lassen, dass

sich dieses Waldgebirge hierin gegen die beiden anderen Randgebirge Böhmens, gegen das Erzgebirge und Riesengebirge, in einem nicht unwesentlichen Vorteil befinde. Da hier nämlich die Industrie fast ausschliesslich nur das benutzt und verarbeitet, was an Ort und Stelle selbst vorrätig ist, fusst sie auf ganz natürlichem Boden und bewegt sich hinsichtlich des Stoffes selbständig und von äusseren Wechselverhältnissen unabhängig; es kann daher dort nicht so leicht Erwerblosigkeit mit ihrem Gefolge einreissen, und dies um so weniger, als trotz der grossen Vermehrung der Einwohnerzahl an eine Übervölkerung durchaus noch nicht zu denken ist. Dass aber die Bevölkerung fröhlich und rüstig weiter gedeihe, dazu trägt hauptsächlich bei, wenn man auch ferner einer sachgemässen Forstkultur in steigendem Grade die entsprechende Aufmerksamkeit zuwendet und die auf der Waldwirtschaft begründete, naturgemässe Holzindustrie pflegt. Und in der That verdient der Bewohner des Böhmerwaldes diese Beachtung, denn er bewahrt bei gesundem, kräftigem Körper und heiterem, fröhlichem Sinne, der sich in seiner Liebe zur Musik ausspricht, ein gerades, offenes, unverdorbenes Wesen.

* * *

Von den beiden nördlichen Randgebirgen Böhmens gehört der Sudetenzug mehr zu dem nördlichen Flachlande; wir betrachten deshalb hier nur die südliche Abdachung des Erzgebirges.

Das Erzgebirge, von seinem Reichtume namentlich an Silbererzen benannt, beginnt nahe am Durchbruche der Elbe durch das Sandsteingebirge und erstreckt sich bei einer durchschnittlichen Breite von 35 km in südwestlicher Richtung über 120 km weit bis zur Quellgegend der Weissen Elster, ohne jedoch das Fichtelgebirge oder den Böhmerwald zu erreichen; es geht vielmehr, eines eigentlichen Kammes entbehrend, zwischen der Elster und der Zwickauer Mulde in ein breites, rauhes, zu einer mittleren Höhe von 570 m sich erhebendes Bergland über, das wir unter dem Namen „das Hohe Vogtland“ oder „das Elstergebirge“ kennen.

Das Erzgebirge liefert ein recht deutliches Beispiel einseitiger Ausbildung. Während es gegen Norden sehr sanft und zu weiten, allmählich niedriger werdenden und durch Flüsse vielfach zerklüfteten Hochflächen absinkt, bricht es südlich zum nordböhmischen Becken (vgl. S. 194), zu den Thälern der Biela und Eger kurz und steil ab.

Nur wenige Gipfel steigen bis zu 1100 m, und der höchste von ihnen, der Keilberg, bei der berühmten Bergstadt Joachimsthal, erhebt sich zu 1244 m. Sie sind in ihren Umrissen meist sehr flachen Kugelkappen ähnlich und unterscheiden sich durch ihre abgeplattete, rundliche Form sehr wesentlich von den zerklüfteten Felshöhen des Elbsandsteingebirges im Osten und von den kegelförmigen Spitzbergen des im Süden benachbarten Böhmischen Mittelgebirges.

Der Rücken, auf dem sich jene einzelnen abgerundeten Berge erheben, besteht grösstenteils aus breiten, oft waldigen und stellenweise sumpfigen Flächen. Über sie führen viele Wege, die dann meistens auf den Höhen der Abfälle hinziehen und die engen Thäler vermeiden. Die nordsüdlichen Übergänge laufen nur auf kurze Strecken über passartige Kammscharten, die überdies flach in den Scheitel des Gebirges eingesenkt erscheinen, und verursachen häufig geringere Schwierigkeiten als die Strassen, die in der Richtung von Ost nach West auf dem nördlichen Gebirgshang angelegt sind und hier tiefe, steile und felsige Thaleinschnitte zu überschreiten haben. Als Hauptquerpässe haben für den friedlichen und kriegerischen Verkehr Bedeutung: 1. der Nollendorfer Pass, von Teplitz über Pirna nach Dresden; 2. der Zinnwalder Pass, von Teplitz nach Dippoldiswalde und Dresden; 3. der Sebastiansberger Pass, über den jetzt eine Eisenbahn von Komotau nach Chemnitz und Altenburg führt; 4. von Karlsbad her die Pässe von Gottesgab und Wiesenthal über Annaberg einerseits nach Chemnitz, andererseits nach Schneeberg, Zwickau und Altenburg, oder durch die Pässe von Neudeck und Eibenstock nach Schneeberg; 5. der Schönberger Pass von Eger über Franzensbad nach Plauen und Zwickau, ebenfalls jetzt von der Eisenbahn benutzt. Alle diese Querverbindungen sind in der Längsrichtung des Gebirges unter sich verbunden, und zwar auf der böhmischen Seite durch die Egerlinie, auf der sächsischen durch die das Ende des höheren Gebirges bezeichnende Strasse von Dresden über Chemnitz nach Zwickau. Gegenwärtig führen bereits vier Eisenbahnen von Sachsen über den Kamm in das Egerthal.

Die südöstliche Grenzscheide des böhmisch-mährischen Landes sind die Kleinen Karpaten. Da diese einem ausserdeutschen Gebirgssystem angehören und teilweise bereits in Ungarn liegen, so sollen sie hier nur kurz erwähnt werden. Sie ziehen sich zwischen

den breiten Thälern der March und Waag in der Verlängerung des Leithagebirges von der Donau nordöstlich und fallen besonders nach Osten mit steilen, bewaldeten Abhängen ab. Die Breite des eigentlichen Gebirgszuges beträgt selten über 15, die grösste Ausdehnung 35 km, und es giebt zwar einige fahrbare, aber keine gut chaussierten Wege von einer Seite auf die andere.

Dem Höhenstriche, der Böhmen und Mähren scheidet, dem Mährischen Hügellande oder Böhmisch-Mährischen Scheidegebirge kommt der Name eines Gebirges kaum zu, denn ihm fehlen ein Kamm, der nach bestimmter Streichungslinie sich fortzieht, ferner ausgeprägte, abgesetzte Gebirgsfüsse und ausgezeichnete Gipfelbildungen. Höchstens werden an den steilen Wänden der tief eingeschnittenen Thäler entblösste Felsen sichtbar; dagegen sind seine flachen Höhen mit einer dicken Erdkrume bedeckt und tragen Waldungen oder Feldfrüchte. Zwar ist seine absolute Höhe nicht ganz unbedeutend, allein sie macht im Verhältnis zu den auf beiden Seiten zunächst anliegenden Hochlandschaften, deren plastischer Bau überdies mit dem seinigen übereinstimmt, keinen Eindruck. Man hat demnach weit mehr Ursache, das sogenannte Mährische Gebirge als eine breite, auf der nordwestlichen wie auf der südöstlichen Seite terrassenförmig sich abflachende Bodenanschwellung — jetzt sagt man meist Landhöhe — von wellenförmig gemusterter Scheitelfläche anzusehen, die sich vom Böhmerwalde bis zu den Sudeten als Wasserscheide und als Wasserspende für einen grossen Teil der böhmischen und mährischen Flüsse hinzieht.

Wir gehen nun zu der Oberflächenform des Inneren über und betrachten zunächst das etwa 52000 qkm umfassende Königreich Böhmen. Dies wird in Schriften und im mündlichen Verkehre nicht selten als ein Becken- oder Kesselland bezeichnet, und in der That findet der Wanderer als Kesselsenkungen die Gegenden an der Elbe zwischen der Adler- und Isermündung, vorzüglich die weite Ebene bei Pardubitz, und an der Eger die Gegenden um Saaz und Theresienstadt, dann weiter südwestlich den Thalkessel von Pilsen an der Beraun und wieder weiter die Ebene bei Budweis an der Moldau und östlich davon die von Wittingau. Dazu bemerkt er, dass Böhmens ganzer Wasservorrat durch das symmetrisch gebildete Flussgeäder der Elbe, Moldau und Eger zuletzt in eine einzige mittlere Stromrinne versammelt wird. Alles dieses kann, besonders im

Angesichte hoher Berglinien am Horizonte, zu der Annahme veranlassen, Böhmen sei ein grosses Tiefbecken. Allein jede dieser Senkungen hat gegen die benachbarte einen Höhenunterschied von etwa 60 m: die kleinen Ebenen an der Eger liegen in einer Höhe von 125 bis 160 m, die flachhügeligen Gelände an der Elbe von 190 bis 220 m, der Thalkessel von Pilsen etwa von 280 m und endlich die Hochebenen von Budweis und Wittingau von 350 bis 380 m.

Böhmen ist also keineswegs etwa, nach Art des niederungarischen Tieflandes, ein einziges grosses Becken, sondern ein Stufenland, und zwar so, dass wir von Nord nach Süd vier Hauptstufen unterscheiden können: 1. die reichbebauten Ebenen zwischen der Eger und Elbe und dem nördlichen Gebirgsrande, wovon die grosse Schlachtenebene (Chotusitz, Kolin, Königgrätz) ein Teil ist; 2. von der Eger und Elbe bis zur Beraun und Sazawa; 3. von der Beraun und Sazawa bis zur Wottawa und Luschnitz, und 4. die höchste, von den zuletzt genannten beiden Flüssen südlich zu beiden Seiten der Moldau.

Noch ist eines bergigen Landabschnittes Erwähnung zu thun, der in der ersten der vier Stufen liegt, und durch den das ganze nördliche Böhmen ein so eigentümliches Gepräge erhalten hat. Es sind jene merkwürdigen Kegelberge, deren westlich von der Elbe und nördlich von der Eger gelegener Hauptteil vorzugsweise das Böhmische Mittelgebirge heisst und unter diesem Namen einen weitverbreiteten Ruf hat.

Zwar begleiten solche Basalt- und Phonolithberge, die durch Ausfluss und oberflächliche Anhäufung von Eruptivgesteinen oder durch ausgeschleuderte Teile derselben entstanden sind, und durch deren Formen auch der Nichtfachmann an vulkanische Thätigkeit erinnert wird, den mitteldeutschen Hauptgebirgsdamm von Schlesien bis zum Rhein; allein nirgends, abgerechnet etwa einige Gegenden von Hessen und der Rhön, sind sie in solcher Menge, Mannigfaltigkeit und in so auffallenden Formen vorhanden. Das Böhmische Mittelgebirge ist ein ausgezeichnet entwickelter Teil dieses langen Gürtels. Die vulkanischen Massen ziehen besonders im Saazer Kreise die Aufmerksamkeit auf sich, und es ist beim ersten Anblick in diesen Gegenden schwer, Thäler zu unterscheiden; man sieht überall nur Berge, höchstens etwa eine unregelmässige Verzweigung von Schluchten und Sätteln. Man mag links oder rechts von der

Elbe, man mag in der Tiefe wandern oder bei Nollendorf und Kulm von den Höhen des Erzgebirges herabsteigen, überall begegnen sie dem Auge, bald einzeln, bald in kleineren oder grösseren Gruppen, bald unmittelbar aus der Ebene, bald aus längeren oder kürzeren Rücken aufsteigend, bald von spitzer, bald von verschiedenartig abgestumpfter Form. Bald erheben sie sich zur Höhe von 440 bis 690 m, ja im Donnersberge oder, wie er von dem nahen Dorfe Milleschau genannt wird, im Milleschauer bei Teplitz bis 830 m, und bald umgeben sie in geringer Höhe, bisweilen nur von 6 m, gewissermassen Spielereien der Natur, gleich einer zahlreichen Kinderschar einen jener höheren Berge wie einen stattlichen Vater, mit dem sie die sprechendste Ähnlichkeit haben, und hängen sich an ihn. Zu den eigentümlichsten gehören der Kammerbühl und Eisenbühl, die Schichtvulkane des Egerer Beckens, die seit *Goethe*s Zeiten für die wissenschaftliche Untersuchung der vulkanischen Erscheinungen viel studiert worden sind.

Diese dann und wann noch üppig bewachsenen Berge, die durch ihre manchmal ganz beträchtliche relative Höhe dem nördlichen Böhmen stellenweise ein gebirgsartiges Ansehen geben, locken nicht nur beim ersten Anblicke durch die Zierlichkeit ihrer Formen sogleich unwiderstehlich an, sondern erregen auch bei genauerer Beobachtung Staunen durch die Regelmässigkeit der besonders dem Basalt eigentümlichen Säulen-, Tafel- oder Kugelform der dunkeln Felsen. Hier und da sieht man sie mit Ritterburgen, Wallfahrtskirchlein, Kapellen und Kreuzen gekrönt; es war dies früher noch weit häufiger der Fall, gerade so wie auf den ähnlich gestalteten Basalt- und Phonolithbergen in der Oberlausitz und in Hessen. In der That giebt es auch kaum eine Bergform, die zu Befestigungen, zu Stätten und Zeichen der Andacht geeigneter wäre; und wenn ein französischer Abbé, der in ähnlichen Naturumgebungen des mittleren Frankreich von dem religiösen Sinne der Bevölkerung überrascht war, dem basaltischen Boden einen ganz besonderen Einfluss darauf zuschrieb („Basalt macht fromm"), so fehlt es einer solchen Auffassungsweise keineswegs an einer haltbaren Grundlage; denn wer einmal Gelegenheit gehabt hat, im Abendscheine oder im magischen Mondlichte diese Berggestalten aus den Nebeln des niedrigen Geländes emporragen zu sehen, wird gewiss eingestehen, dass sie von einem eigentümlichen romantischen Zauber umhaucht sind und einen mächtigen Eindruck

auf das Gemüt zu üben, insbesondere aber zu dessen religiöser Erhebung beizutragen vermögen.

Es versteht sich wohl von selbst, dass diese Wirkung nicht durch die Stoffe ihrer Zusammensetzung, sondern durch die Form der Berge hervorgebracht wird; dagegen ist auf jene die fast stets grosse Fruchtbarkeit in ihrer Nähe zurückzuführen. Diese rührt von der dem Basalt eigentümlichen Fähigkeit her, durch die Spalten und Poren das Wasser bis in das Innerste seiner Masse eindringen zu lassen. Dadurch wird er trotz seiner beträchtlichen Festigkeit gar häufig ungemein schnell zerstört und umgewandelt; aus den in Auflösung begriffenen basaltischen Laven aber entwickelt sich ein schwärzlicher oder brauner und rötlichbrauner, sehr eisenreicher, höchst nahrhafter Boden, so dass keine Felsart einflussreicher und kräftiger auf den Pflanzenwuchs wirkt als diese. Nicht allein der Getreidebau ist hier der gedeihlichste, sondern auch das Wachstum der Waldbäume, besonders der Buche, Esche und des Ahorns, ist ausgezeichnet und üppig. Wo es daher nur irgend die sanftere Neigung des Bodens zulässt, bedecken ihn reiche Korn- und Obstfelder, während die steileren Abhänge, im Gegensatze zu den weit einförmiger und weniger bekleideten benachbarten Sandsteinhöhen, von Laubhölzern in üppiger Mannigfaltigkeit beschattet sind.

Einen solchen Anblick gewährt z. B. ein Teil des Egerthales und das Bielathal, Böhmens reizendster Landstrich. Welch ein fortwährender, dem Auge wohlthuender Eindruck auf diesen teils welligen, teils ebenen Flächen, die von Obsthainen, Walnussbäumen, Feldern, Wiesengründen, Waldgehegen, Kegelhöhen und volkreichen Ortschaften malerisch gefüllt und unterbrochen und von stets belebten Verkehrsstrassen durchzogen sind! Welchen Nutzen bieten hier der Reichtum unterirdischer Schätze, ferner die Steinbrüche, vorzüglich aber die Braunkohlen, die an vielen Stellen, besonders zwischen Aussig und Teplitz, einen trefflichen Brennstoff liefern; vor den norddeutschen Braunkohlen zeichnen sie sich vorteilhaft aus und verdanken diesen Vorzug vielleicht der Nachbarschaft der Basalte, jedenfalls aber ihrem höheren Alter. Die böhmischen Kohlen sind besonders zur Verhüttung ostalpiner Erze notwendig.

Und welches belebte Bild bieten diese Gegenden durch den Besuch von Fremden aus allen Landen der Erde, die während der Sommermonate an den heissen, der Tiefe entsteigenden, schier uner-

schöpflichen Quellen Heilung suchen und finden! Unbestritten ist der Ruf der Heilquellen von Teplitz, Karlsbad, Franzensbad und Marienbad, und die verschiedene Beschaffenheit und dem menschlichen Organismus heilbringende Einwirkung der räumlich nur wenig voneinander entfernt liegenden Quellen ein und desselben Kurortes rechtfertigen den nach vielen Tausenden zu berechnenden Krankenbesuch. Unstreitig stehen diese Quellen in gewissen Beziehungen zu der grossen Hauptspalte am Bruchrande des Erzgebirges (vgl. S. 194) und zu den vielen basaltischen und phonolithischen Massen, die in demselben Senkungsgebiete aus der Tiefe der Erdrinde emporgestiegen sind.

Erweitern wir unseren Blick über das ganze Land, so zeigt es nicht wenige günstige Lebensbedingungen für einen gesunden, kräftigen und aufgeweckten Menschenschlag. Weithin durch hohe Berge vor rauhen Winden geschützt, erfreut es sich eines gemässigten Klimas, einer reinen, nirgends durch Sümpfe verpesteten oder von Sandwüsten durchglühten Luft. Mit grosser Mannigfaltigkeit in der Gestaltung seiner Oberfläche, wie in den Erzeugnissen der drei Naturreiche ausgestattet, konnte es gleich wohlthätig auf den Geist und den Körper der Bewohner einwirken. Zwar bietet es diesen nicht von selbst seine Gaben in überfliessender Fülle, aber ihrer Hände Fleiss bleibt auch fast nirgends unbelohnt; ja indem der Schoss der Erde ihnen den Segen seltener und reicher Schätze an Mineralien und Heilwassern spendete, aber eins der ersten Lebensbedürfnisse, das Salz, versagte, schien die Natur sie von selbst zur Industrie und zum Verkehre mit den Nachbarn einladen zu wollen. Daher sind besonders die an den Grenzen liegenden Gebirgslandschaften, wo des Ackerlandes weniger ist und auch dieses Wenige wenig bringt, Hauptsitze eines ausgedehnten Gewerbfleisses geworden. Hier wohnen öfters 150 Menschen auf dem Quadratkilometer, hauptsächlich mit Garnspinnen und Weben ihr nur zu oft kummervolles Dasein zu sichern bemüht — Beschäftigungen, denen im ganzen nahezu der sechste Teil der fast aus sechs Millionen bestehenden Volksmenge obliegt. Die Erzeugnisse des Ackerbaues haben namentlich eine rege Zuckerindustrie und Bierbrauerei hervorgerufen.

Es ist oben schon angedeutet worden, dass das Flussgeäder Böhmens durch symmetrische Bildung ausgezeichnet sei, und dass seine Gewässer sich in eine einzige Stromrinne versammeln, also Böhmen als ein Ganzes erscheinen lassen, das auch in seiner Be-

wässerung eine innere Einheit besitze. Jene gemeinsame Hauptwasserader, die in einem tief eingeschnittenen (bei Tetschen 123 m), engen, seiner hohen landschaftlichen Reize wegen jahraus jahrein zahlreich besuchten Thale durch die basaltischen Kegelberge Böhmens und die Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz einen Ausweg in das Tiefland sucht, führt zuletzt den Namen Elbe. Vergleichen wir sie jedoch in ihrem Gesamtverhältnis zu Böhmen mit ihrem wasserreichsten Nebenarme, der Moldau, so muss unstreitig diese als des Landes Hauptfluss gelten, und man kann Böhmen mit noch grösserem Rechte das Stufenland der Moldau als das Stufenland der oberen Elbe nennen; denn die Moldau übertrifft sowohl an Wasserreichtum als auch an Ausdehnung ihres Laufes und Flussgebietes in Böhmen die Elbe, indem der Lauf der Moldau bis zur Vereinigung beider bei Melnik 452 km und ihr Flussgebiet 25600 qkm, der Lauf der Elbe dagegen bis dahin 307 km und ihr Flussgebiet 12200 qkm beträgt. Überdies entfernt sich die Elbe in dem länglichen Bogen, den ihr Lauf durch Böhmen beschreibt, nur wenig von ihrem Ursprungsgebiete, dem Riesengebirge, und berührt kaum die mittleren böhmischen Landschaften; die Moldau dagegen durchbricht das Land fast in der Mitte von Süd nach Nord in seiner ganzen Länge, so dass sie es in eine beinahe gleiche westliche und östliche Hälfte teilt. Auch war sie immer weit hinauf für den Verkehr benutzbar, und jetzt beginnt ihre Schiffbarkeit bei Budweis bereits, wodurch sie die Einheit Böhmens vermehrt, während die Elbe von Josefstadt bis kurz oberhalb von Melnik bloss flössbar ist und erst von hier an, also kurz vor ihrer Vereinigung mit der Moldau, schiffbar wird. Endlich liegt an dem Moldaustrome der Mittelpunkt und Hauptort des Landes.

Des ersten Böhmenherzogs gefeierte Gemahlin, die Seherin Libuša (spr. Libuscha), hat auf jener Bergzunge, wo jetzt die königliche Burg auf dem Hradschin steht, ein Schloss zu bauen befohlen, dem sie nach der Antwort des ersten befragten Arbeiters, dass er an einer Schwelle (*prag*) arbeite, den Namen Prag gegeben, und hat dann in Gegenwart ihres Gemahls und der Ältesten des Landes die künftige Grösse und den Ruhm der im Entstehen begriffenen Stadt geweissagt: in dieser nationalen Sage zeigt sich eine gleichsam instinktmässig scharfe und richtige Auffassung der zu einer Hauptstadt Böhmens wie geschaffenen Lage des Ortes. Hier ist die geographische

Mitte des Landes; hier ist dessen wichtigster Fluss, nachdem er eine Strecke weiter aufwärts seine beiden ansehnlichsten Nebenflüsse, die schiffbare Beraun und die flössbare Sazawa, aufgenommen, zu seiner vollen Entwicklung und Wasserfülle gelangt; hier ist sein einziges geräumiges Thal, das an beiden Enden leicht durch feste Burgen zu schützen und bei der starken Neigung des Flussbettes nur selten verheerenden Überschwemmungen ausgesetzt war. Hier, in diesem gewissermassen unausweichbaren Mittelpunkte des von der Natur scharf gezeichneten und streng abgesonderten böhmischen Landgebildes, hier war es, wie man unschwer einsieht, natürlich, dass früh eine Niederlassung entstehen, zu einer grösseren geschlossenen Ortschaft erweitert und unter günstig einwirkenden politischen Verhältnissen zu immer höherer Geltung emporgeführt werden konnte. Wo anders ist in ganz Böhmen für den Hauptort eine solche Lage als die des wahrhaft königlichen Prag, der Stadt der Kirchen und Paläste? Ihr räumt in Beziehung auf die Eigentümlichkeit ihrer Naturumgebungen, auf den Anblick, den sie zusammen mit ihnen gewährt, auf die prächtige Lage im Felsthale der Moldau ein *Alexander v. Humboldt* die vierte Stelle in Europa ein, indem er nur die Lage von Konstantinopel, Neapel und Lissabon vorzieht!

Prag liegt etwa in der Mitte des Landes, nur etwas mehr nach Norden hin, gemäss der Abdachung des Ganzen und der grösseren Ansammlung der Gewässer nach Mitternacht, dort wo die von der oberen Elbe kommende Strasse die Moldau quert, um Süddeutschland zu erreichen; dieser bedeutsamen Lage entsprechend war auch von jeher sein geschichtlicher Einfluss hervorragend. Es zeigt sich stets als Hauptlebens- und Hauptverkehrspunkt Böhmens, auf den sich von allen Seiten her gleich dem Laufe der hauptsächlichsten Flüsse auch die Hauptstrassenzüge und die Eisenbahnen des Landes richten. Es ist die böhmische Herzogs-, Königs- und Kaiserresidenz, von jeher der glänzendste Mittelpunkt für die geselligen Kreise der Bewohner des Landes, der Ort, wo sie zusammenkamen, um ihre politischen Angelegenheiten zu besprechen und ihre Herrscher zu wählen, der Hauptmarkt für den ganzen inneren Handel Böhmens, wo sämtliche Erzeugnisse der Natur und der Gewerbthätigkeit sich von allen Seiten begegneten und gegeneinander ausgetauscht wurden. In Prag oder in dessen Nähe war der Hauptschauplatz aller grossen Ereignisse, welche eine Entscheidung über des Landes Wohl und

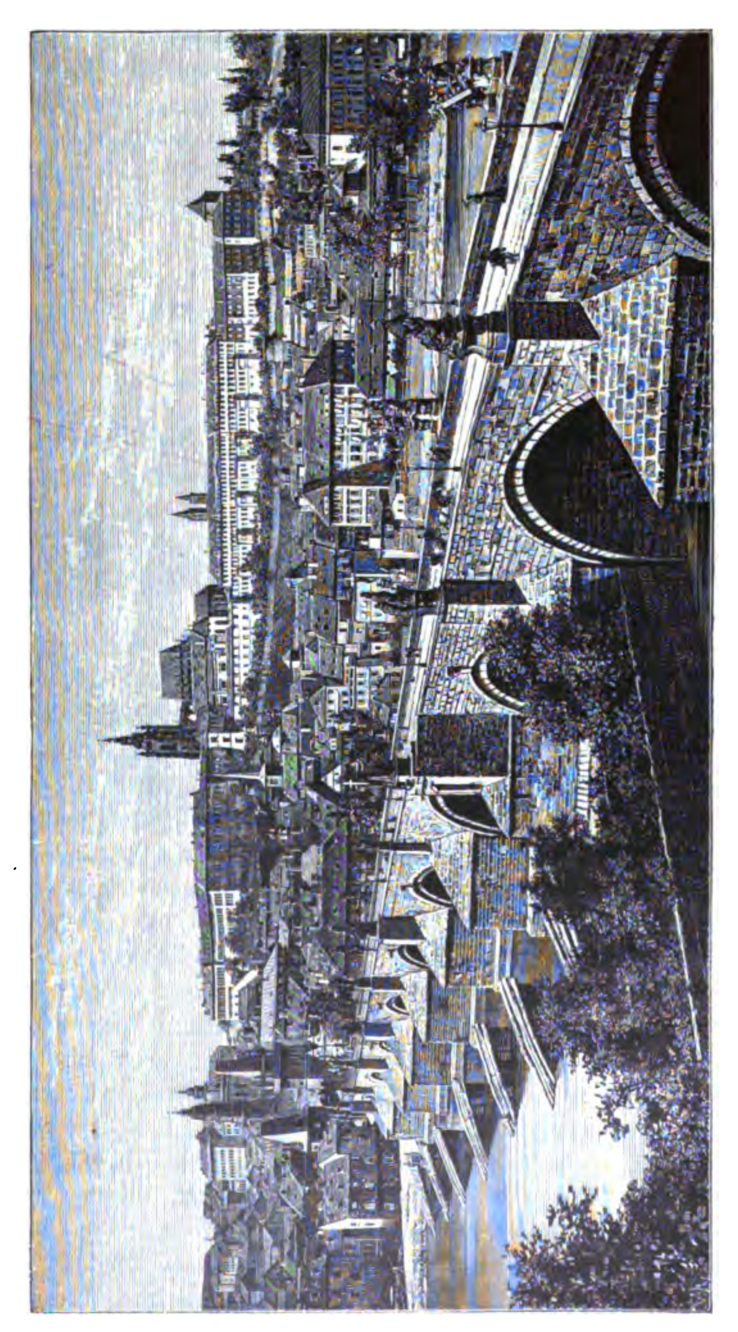


Fig. 38. Prag. (Die Karlsbrücke mit dem Hradschin.) *G. B. III*[1]*, 57.*

Wehe herbeiführten; dort wurden die Schlachten geliefert, deren siegende Helden von hier ihre Schritte dann weiter durch das Land richteten; dort war der Herd der geistigen und politischen Bewegungen, die im fünfzehnten Jahrhundert den Hussitenkrieg veranlassten; dort ist seit 1848 der Mittelpunkt der Parteikämpfe zwischen Tschechen und Deutschen, dort die Brutstätte der panslavistischen Bewegung unserer Tage. So kam es, dass Prag bei dem hier beständig aus- und zuströmenden Leben aller Art die grösste und schönste Stadt des Königreichs wurde; es vereint das Finstere, Mittelalterliche von Nürnberg und das Bunt-Fremdartige des Südens mit dem elegant Modernen der Grossstädte und überragt gegenwärtig mit seinen 315000 Einwohnern in jeder Beziehung alle anderen Städte des Landes. Der Handel und die besonders durch nahegelegene Steinkohlenfelder geförderte Grossindustrie hat es in der letzten Zeit so hoch gehoben. Denn Böhmen ist sonst ein Land der Kleinstädte; selbst der zweitgrösste Ort, das durch sein Bier berühmte, infolge von Steinkohlen- und Eisenschätzen aufgeblühte Pilsen hat nur 50000 Einwohner.

Wir werfen nun noch einen Blick auf das Verhältnis Böhmens zu seinen Nachbarn im friedlichen und feindlichen Verkehre.

Im Norden kehrt das Erzgebirge seinen Steilabfall nach dem Inneren Böhmens; dann öffnet an seinem östlichen Ende das Durchbruchsthal der Elbe eine schmale Pforte, und daran schliessen sich als Grenze die Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz und das wenig geschlossene Lausitzer Bergland an. Also war in nordöstlicher Richtung die Verbindung von der Natur am meisten erleichtert, und in der That finden wir z. B. politisch die anliegende Lausitz, besonders die Umgegend von Zittau, lange Zeit mit Böhmen verbunden. Auch ist, um aus dem Gebiete der Kulturgeschichte einen wichtigen Gegenstand zu nennen, durch diesen natürlichen Verbindungsweg aus dem Norden und Nordosten Deutschlands das sächsische Recht in den nordöstlichen Teil von Böhmen eingedrungen, während sich in dessen südwestlichen Gegenden durch die Pässe des Böhmerwaldes von dem südlichen Deutschland her das schwäbische Recht Eingang und Geltung zu verschaffen gewusst hat. Ferner mussten für Kriegszeiten das wechselvolle Gelände östlich der Elbe bis zum Isergebirge, sowie die westlich liegenden bequemen Übergänge über das Erzgebirge zu militärischer Bedeutung gelangen. Die Festung

Theresienstadt, in dem Tiefteile der niedrigsten Terrasse Böhmens an der Mündung der Eger, ist nach den in den Kriegen Friedrichs des Grossen gemachten Erfahrungen im Jahre 1780 nicht ohne Beziehung zu jenen Pass- und Durchgangsgegenden erbaut worden; sie sollte das wichtige Mündungsgebiet des genannten Flusses schützen, wie einst im Westen die Festung Eger sein Quellgebiet.

In früheren Zeiten spielten, allerdings in einem beschränkteren Masse, auch die malerischen Formen des Quadersandsteins an jener böhmischen Grenze zu Angriff und Abwehr eine Rolle und waren, gleich den benachbarten Basalt- und Phonolithkegeln der Oberlausitz, häufig befestigt, z. B. der Königstein, der noch jetzt seine

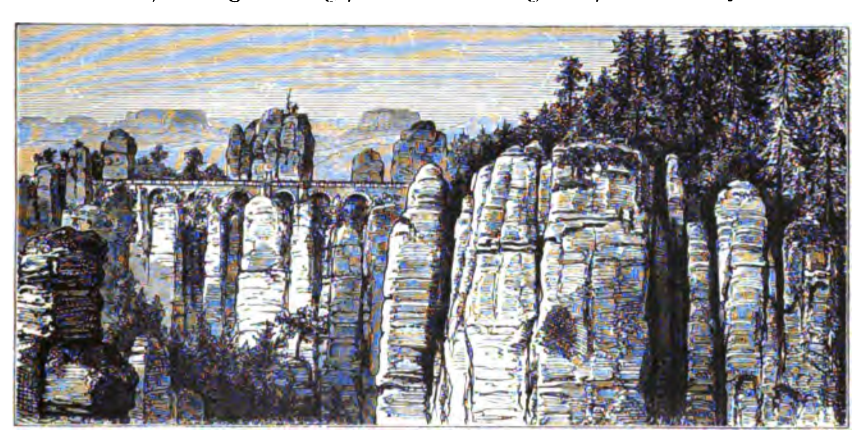


Fig. 39. Säulenförmige Absonderung aus Sandstein: Bastei in der Sächsischen Schweiz.
G. B. I, 5.

Bedeutung als Sperrfort hat, Sonnenstein, Wesenstein, Hohnstein, Tetschen und bei Zittau der Oybin. Sie waren demnach geeignet, einen lebendigen Verkehr fern zu halten oder zu stören, ganz im Gegensatze zur Gegenwart, wo sie jene Bedeutung durch die Fortschritte der Kriegskunst, sowie durch Anlage von trefflichen Strassen und Eisenbahnen verloren haben. Jetzt sind jene Sandsteinfelsen, vorzüglich die unmittelbar am Elbthal anstehenden, für die Bevölkerung durch den Absatz der zahlreichen Steinbrüche zu einer nicht unwichtigen Nahrungsquelle geworden. Ausserdem hat der starke Fremdenverkehr, der durch die Eisenbahn des linken Elbufers und durch die lebhafte Dampfschiffahrt auf der Elbe vermittelt wird, sowie die Anlage grossartiger Fabriken den Ortschaften ein gewisses

wohlhäbiges Aussehen verliehen, wenn auch die frühere Romantik der schönen kleinen Gebirgslandschaft dadurch mitunter beeinträchtigt worden ist.

Dagegen haben viele andere Orte in der Nähe aus dem früher angeführten Grunde nicht einen so friedlichen Namen in neuerer Zeit erhalten, nachdem sich im Norden Deutschlands eine Vormacht gebildet hatte und in wiederholten Zwiespalt mit der alten Hauptmacht des Südens geriet, zu der Böhmen als das vorgestreckteste Glied gehörte. Denn von Norden her erstrebte man durch die genannten Gegenden eine Anknüpfung an die wichtigen Strassen Böhmens östlich von der Moldau; zwei wichtige Felder liegen nördlich Böhmen gegenüber: einerseits der Elbkessel von Dresden, der als ein politisch-militärischer Mittelpunkt für Ebene und Gebirge, für Böhmen, Sachsen, Brandenburg und die Lausitz von jeher so grosse Beachtung gefunden hat, andererseits die Lausitz, von wo aus Dresden, Berlin und Breslau, in früherer Zeit auch Schweidnitz, bedroht und die Verbindung zwischen Sachsen, Schlesien und der Mark Brandenburg gesprengt werden konnte. Es begegnet uns daher seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf beiden Seiten der Nordgrenze und eine Strecke weiter in das Land hinein, wo bisweilen noch ein Flusslauf entscheidend mitwirkte, eine Zahl Namen, die in der Geschichte mit Ruhm, Kummer und Elend, mit Schwertern und Blut gezeichnet sind: aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges Pirna, Königstein, Lilienstein, Maxen, Lobositz, Gabel, Reichenberg, Zittau, auch Görlitz und Hochkirch, welche beide in die Verlängerung des Teiles von Schlesien fallen, der, zwischen der Katzbach und Glatzer Neisse gelegen, unstreitig zu den bedeutungsvollsten der ganzen sudetischen Vorlande gehört; ferner aus dem deutschen Befreiungskriege Arbesau, Kulm, Priesten und Nollendorf und aus dem Kriege des Jahres 1866 Podol, Turnau, Hühnerwasser, Münchengrätz und weiterhinein Gitschin.

Nicht minder reich an ähnlichen Beziehungen ist das benachbarte östliche Grenzgebiet, d. h. der Teil der Sudeten, der von dem Isergebirge bis zum Südende der Grafschaft Glatz reicht. Das Iser- und Riesengebirge ziehen sich in festgeschlossenen Kämmen hin, die oben nur in Fusspfaden und in der schmalen Einsenkung zwischen beiden Gebirgen auf der zwischen Schreiberhau und Harrachsdorf angelegten Kunststrasse überschritten werden. Sonst sind sie eine

ununterbrochene Scheidewand zwischen den anliegenden Ländern und müssen für eine noch bedeutendere Schranke gelten als die höchsten Teile des Böhmer- und Schwarzwaldes, ja als der zu grösserer Höhe emporragende Schweizer Jura. Um so wichtiger sind demnach die Schartungen und Durchgänge des Gebirges; wir erwähnen hier nur die in der Kriegsgeschichte Schlesiens so wichtig gewordene Strasse von Landeshut nach Trautenau, jetzt eine Eisenbahnlinie. Daher treffen wir hier eine Reihe häufig benutzter Einbruchsstellen, sowie scharf und stark bewachter und vielumkämpfter Posten. Hierher gehören Trautenau, Soor, Eipel, Braunau, Königinhof, Jaromir, Skalitz, Nachod. Nicht minder deuteten auf schlesischer Seite die Festungen Glatz, Silberberg und Schweidnitz — die beiden letzteren sind jetzt geschleift — und auf böhmischer das erst 1780 angelegte Josephstadt und Königgrätz*) die Wichtigkeit des erwähnten Grenzstreifens an.

Wenn der letztgenannte Ort einen Weltruf erlangt hat, so darf dafür, dass seine Nachbargegend Schauplatz der grossen Entscheidung im Jahre 1866 geworden, jedenfalls die geographische Stellung und Beschaffenheit des ganzen Gebietes nicht ausser acht gelassen werden. Es bildet ein plateauartiges, an vielen Stellen durch plötzliche Senkungen, Erhebungen, Felsenriffe und kleine Gewässer mannigfaltig durchschnittenes Gelände, das sich nach Südwest, d. i. in der Richtung zwischen Königgrätz, Pardubitz und Podiebrad, merklich

*) Königgrätz oder, wie es eigentlich heisst, Königin-Grätz (*Krâluv Hrádek*), war eine der neun Leibgeding-Städte Böhmens, die zum Unterhalt der königlichen Witwen dienten. Das böhmische Wort *hrad* bedeutet so viel wie einen eingeschlossenen, von einer Schutzwehr umgebenen Ort, eine Burg, ein Bergschloss, im Polnischen *grod*, im Russischen *gorod* (z. B. Nowogorod), im Serbischen und Illyrischen *grad* (z. B. Belgrad). Die Deutschen haben jene Worte umgeformt in Grätz, Gratz, Gard. Demnach heisst das russische Nowogorod, so wie Naugard in Pommern auf deutsch Neuenburg, Stargard (ehemals starygrod) heisst Altenburg, das serbische Belgrad, sowie Belgard in Pommern heisst Weissenburg und Cernigrad Schwarzburg, der Hradcin zu Prag heisst Burg-Revier, der Vysehrad (die Citadelle von Prag) heisst Hochburg, und Hrádek (das Diminutiv von hrad) heisst auf deutsch Kleinburg. Auf der Insel Rügen, wo an die erwähnte Ableitung die Stadt Garz (neben den Wällen der alten wendischen Tempelburg Karenza), ferner das Dorf Garditz und auch der Rugard bei Bergen erinnert (beide mit alten Burgwällen), liegt auch auf der Halbinsel Jasmund Sagard, d. h. die jenseitige Burg, und an der westlichen Küste von Mönchgut der Berg Swantegard, d. h. die heilige Burg.

senkt und fast ringsum von zwei Flüssen eingeschlossen wird, im Westen von der Iser, im Norden, Süden und Osten von der noch durch die Aupa, Metau und Adler verstärkten Elbe. Über dieses, jetzt mannigfach von Eisenbahnen durchschnittene Plateau gehen seit langer Zeit östlich von der Moldau fast sämtliche Strassen, die in gerader Richtung von der Lausitz nach Süden, d. h. nach Wien führen, und sämtliche Strassen, die aus Osten durch die schlesischen Pässe nach dem Inneren des Landes ziehen, so dass es von Natur wie geschaffen war zur Vereinigung von grossen feindlichen Truppenmassen, die von Norden und Osten her in konzentrischen Bewegungen nach ihrem Ziele, sei es Prag, sei es Brünn oder Wien, vorwärts dringen wollten. Das erstere war in den Kriegen Friedrichs des Grossen, das andere in dem Kriege des Jahres 1866 der Fall.

Die scharfe Grenze auf der Nordseite bewirkt die auffällige Erscheinung, dass Böhmen trotz seiner nördlichen Abdachung und seines nach Norden gerichteten Flusslaufes doch die meisten Beziehungen nach Süden hat. Besonders war die Verbindung über die Mährische Landhöhe stets offen nach Mähren; und Mähren enthält ja in seiner bei weitem grösseren Hälfte nichts mehr und nichts weniger als die südlichen Absenkungen der Landhöhe.

Mähren und der nördlich von der Donau gelegene Teil des Erzherzogtums Österreich hat eine dem Inneren Böhmens ganz ähnliche Oberflächengestaltung; sie bildet gleichfalls mehrere Stufen, die eng aneinander schliessen, sich aber in dem Grade ihrer Erhebung voneinander unterscheiden. Deren sind drei, von denen, wie bei den Terrassen Böhmens, die höchste im Süden und der Donau zunächst liegt, und sie entsprechen den böhmischen, wie die Flussthäler zu beiden Seiten der Grenzhügel sich entsprechen. Die erste Stufe bildet eigentlich die Verlängerung des Böhmerwaldes und reicht von der Donau bis zur Deutschen Thaja. Die mittlere, minder hohe Stufe erstreckt sich von der Thaja etwa bis zur Schwarzawa, und die nördliche, die niedere, von der Schwarzawa nordöstlich bis zum oberen Marchthale.

Wie wir ferner innerhalb der Stufen Böhmens mehrere eigentümliche Senkungen kennen gelernt haben, so enthält auch Mähren zwei: die geräumige Ebene bei Olmütz und die wiesenreiche Gegend am Zusammenflusse der Zwittawa, Iglawa und Thaja, zwischen Brünn, Austerlitz und Znaym. Hätte die grosse, zuletzt horizontale Ebene

an der unteren March gegen die Donau hin einen bergigen Abschluss, so würde sie als dritte den ebengenannten Vertiefungen angereiht werden können.

So sind also Böhmen, Mähren und Nordösterreich in den grossen und bestimmenden Naturzügen ähnlich gestaltet. Zahlreiche Verkehrswege verbinden sie und bereiten allerdings dem Militär auf einem von mancherlei Engwegen nicht freien Boden wohl nicht selten Schwierigkeiten, jedoch sind bei dem Mangel an zusammenhängenden Gebirgsrücken nirgends eigentliche Gebirgspässe zu überschreiten, und dem Verkehre stellen sich keine irgendwie bedeutenden Hindernisse entgegen. Diese Gunst der Natur konnte durch die gleichartige und fast gleichmässige Unebenheit der ganzen Landesoberfläche der drei Landschaften keineswegs geschmälert oder wohl gar aufgehoben werden; vielmehr war dieser Umstand dazu geeignet, statt zu sondern und zu trennen, eine gewisse Ähnlichkeit, ja Gleichmässigkeit in alle Kulturverhältnisse zu bringen und ihre geschichtliche Entwicklung und Verbindung eher zu fördern als zu hemmen.

Hierzu kam nun noch für eine Annäherung Böhmens und Mährens der Vorteil einer nahen Verwandtschaft des Volkstums. Zwar bewohnen in Böhmen die Deutschen die an Bayern, Schlesien und besonders an Sachsen grenzenden Gebiete, in Mähren vornehmlich den südlichen Teil des Znaymer Kreises und die an Österreich und Schlesien stossenden Landschaften; auch sind sie im Inneren beider Länder zerstreut und leben daselbst vorzüglich in den grossen Städten. Zwar hat sich Böhmen, hauptsächlich infolge seiner weit nach Deutschland vorgeschobenen Lage, infolge früher Annahme des Christentums und infolge des die staatliche Selbständigkeit gefährdenden Druckes der von Süden anstürmenden wilden Magyaren früh an Deutschland angeschlossen; es hat auch in das deutsche Leben mächtig eingegriffen, während andererseits nicht nur deutsche Bevölkerung, sondern auch deutsche Kultur durch ihre von einsichtigen Fürsten anerkannte Überlegenheit eingedrungen ist. Allein infolge der Ausdehnung und des Zusammenhangs des von den böhmischen und mährischen Tschechen und anderen Slaven in beiden Ländern besetzten Gebietes (etwa 44000 qkm), sowie infolge der Natur ihrer Grenzen erhielt sich der slavische Stamm Selbständigkeit und Übergewicht im Inneren. So sind denn Böhmen und Mähren die einzigen Slavenländer, die, obwohl seit vielen Jahrhunderten am Gemeinwesen der

Deutschen beteiligt, sich nicht vollständig germanisiert haben; sie stellen sich vielmehr in bewussten Gegensatz gegen germanische Kultur; niedrige Leidenschaften und Roheit drängen sich vor, zum Unsegen der staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung, während stets Deutsche dort die Träger der Kultur waren.

Die enge Verbindung zwischen Böhmen und Mähren, die sich seit zwei Jahrtausenden fast in allen Abschnitten der Geschichte geltend gemacht hat, darf also keineswegs als zufällig und willkürlich angesehen werden. Anfangs herrschten die keltischen *Bojer* in beiden Ländern und verloren sie dann beide zugleich an germanische Völker. *Marbods* Reich erstreckte sich auch über Mähren, und nicht minder nahmen später die Slaven beide zu gleicher Zeit in Besitz. Seitdem teilte, mit Ausnahme der kurzen Zeitspanne in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, wo das ausgedehnte mährische Reich unter *Swatopluk* eine so hohe politische Bedeutung gewann und auch Böhmen von sich abhängig machte, Mähren fast fortwährend die Schicksale dieses Landes.

Die für eine leichte Verbindung Böhmens mit Mähren in der Oberflächengestaltung begründeten Ursachen zeigten sich auch wirksam für den näheren Verkehr und eine nähere Verbindung mit Österreich. Darauf wirkten überdies noch die Flussläufe fördernd ein. In Böhmen reicht nämlich der südliche Hauptarm des Flussgeäders, die Moldau, bis auf wenige Meilen an die Donau, und auch von dem Beginn ihrer Schiffbarkeit, bei Budweis, beträgt die Entfernung bis zu diesem Strome kaum 100 km, und zwar an einer für Verkehrsverbindung bequemen Stelle; denn gerade an der südlichsten Spitze des breiten Länderkeils, mit dem Böhmen gegen die Donau hin vordrängt, gerade an dem Punkte, wo Böhmerwald und Mährische Landhöhe zusammentreffen, findet eine Einsenkung in dem sie verbindenden Rücken statt, und anbahnende Thäler von beiden Seiten erleichtern die hinüber und herüber laufenden Wege zwischen Budweis und Linz. Mittels der Moldau nähert sich also die Elbe der Donau an einer Stelle, wo diese schon ein mächtiger Strom ist, wobei überdies nicht ausser acht zu lassen ist, dass durch die Moldau die ganze Lauflinie der Elbe auf der Donaulinie beinahe senkrecht steht, und dass dadurch Donau und Elbe gleichsam wie zwei gewaltige, unter einem rechten Winkel auseinandergehende Arme desselben Stromes erscheinen.

Wegen dieser Annäherung der beiden grossen Flüsse plante Kaiser Karl VI., der so eifrig Hand anlegte an grosse Land- und Wasserverbindungen, an Heerstrassen und Seehäfen, eine Verbindung der Donau und Elbe durch einen Moldaukanal, ein Plan, den Karl IV. schon entworfen und auszuführen begonnen hatte, ohne damit zu stande zu kommen, indem „die angrenzenden Länder sich dawider setzten, damit die Donau, zu ihrem grössten Nachteile, nicht in die Elbe abgekehrt würde". In der That ist eine solche Verbindung für Privatzwecke durch den seinerzeit höchst merkwürdigen, im Jahre 1789 begonnenen Fürstlich Schwarzenbergischen Schwemmkanal zu stande gekommen, mittels dessen alljährlich gewaltige Holzmassen vom Böhmerwalde zur Donau und nach Wien befördert werden. In unserem Jahrhundert war die Budweis-Linzer Pferde-Eisenbahn, die sich an der Wasserscheide bis 740 m Meereshöhe erhebt, gewissermassen an die Stelle jenes Vorhabens getreten; auch diese ist jetzt durch die Budweis-Linzer Eisenbahn ersetzt worden, die zur Steigerung der Moldauschiffahrt bedeutend beigetragen hat.

Aber auch in anderer Beziehung hat auf den von der Natur angedeuteten Wegen seit alten Zeiten ein starkes Überströmen des Lebens von dem einen zu dem anderen Gebiete stattgefunden, bald Gefahr, Bedrückung und Verheerung, bald die Segnungen friedlichen Verkehrs mit sich bringend.

Von Süden kamen die eroberungs- und zerstörungsgierigen *Avaren, Magyaren* und andere wilde Völker in der ersten Hälfte des Mittelalters; von Süden kamen aber auch für Böhmen die ersten Boten des Christentums und die Anfänge christlich-kirchlichen Lebens; und umgekehrt wie alle Gewässer Böhmens durch eine einzige enge Thalschlucht nach Norden strömen, so strömten seine Menschengeschlechter seit alten Zeiten hauptsächlich nach Süden und Südosten. So finden wir es seit den Tagen *Marbods,* des Stifters des Markomannenbundes, der aus der Gegend des heutigen Budweis nach Süden hin das Donaugebiet leicht überwachen und mit Ausfällen heimsuchen konnte. Die Römer waren genötigt, in dem am meisten bedrohten Donaugebiet einen starken und festen Stützpunkt zu erstreben, als welchen wir ihren, früher in seiner Bedeutung schon hervorgehobenen, berühmten Waffen- und Handelsplatz *Lauriacum,* in der Nähe der Ennsmündung, kennen (vgl. S. 184). Oft im Laufe des Mittelalters

stürmten die kriegerischen Böhmen, Herrschaft oder Beute suchend, bis an die Donau; und gerade dieser Zug ihres durch die Landesgestaltung mitbewirkten geschichtlichen Lebens führte sie endlich in die staatliche Verbindung mit Österreich. Schon unter dem Zwischenreiche der böhmischen Herrschaft vermochte selbst *Ottokar,* dieser gewaltige Herrscher, dem damals bereits mächtig hervortretenden weltstädtischen Einflusse der Donauhauptstadt nicht zu widerstehen, und er betrachtete Wien als Hauptort seines Reiches.

Noch mächtiger aber war und ist die Anziehungskraft des Donaulandes im friedlichen, gewinnbringenden Verkehre. Dort in dem reichen und reichlich bezahlte Arbeit gebenden Donaulande war für die aus Böhmen überflutende Bevölkerung mehr als daheim zu gewinnen, und so zogen jahraus jahrein noch bis in unsere Zeit Tausende dorthin. Ihnen, die doch wahrlich auch zu den echten Kindern des Tschechenvolkes gehören, galt bei den österreichischen Fleischtöpfen, Wein- und Mostkrügen dieses Österreich oft als ein wahres Eldorado, während die Wortführer des Tschechentums in unserem Zeitalter ganz andere Gesinnungen gegen dasselbe Österreich kundgeben.

Mähren musste vermöge seiner Naturverhältnisse ebenfalls vorzugsweise nach Süden, nach der Donau hingezogen werden. In seiner physischen Beschaffenheit fast Böhmen gleich, hat es noch den Vorzug südlicher Abdachung, dem Laufe der March entsprechend. Auch die March, die fast alle Gewässer von ganz Mähren und selbst einen Teil der Gewässer von Unterösterreich mit sich vereinigt, gewährt gleich der Moldau den Nutzen der Schiffbarkeit, freilich erst in ihrem unteren Laufe, von Göding an. Aber ihre Bahn ist in neuerer Zeit nicht nach Verdienst gepflegt worden, und es scheint, als ob dieser die alte Ostmark von Ungarn und Marchanen scheidende Fluss in früheren Jahrhunderten weit mehr beschifft und schiffbar gewesen sei. Wenigstens spielt er in den Völkerzügen des grossen Marchanenkönigs *Swatopluk* und der Magyaren *Arpads,* in den Heerfahrten *Ottokars* gegen *Bela IV., Stephan* und *Ladislaw,* in den mährischen Zügen *Albrechts I.* und der Kreuzfahrer wider die Hussiten, dann in den Räuberkriegen an der March, in den Kämpfen der schwarzen Banden, der Brüder der Heuchler, des dürren Teufels eine nicht unbedeutende Rolle. Zwar ist jetzt seit Anlegung der Ferdinands-Nordbahn die Regelung der Marchschiffahrt nicht mehr so dringendes Bedürfnis; wird aber

durch die schon früher beabsichtigten Eindeichungen der vielfältigen Verästelung und Zersplitterung des Wasservorrats vorgebeugt, durch welche die breite sumpfige Thalebene mit einem Netze von Flussarmen übersponnen ist, so wird die March für die Schiffahrt eine viel höhere Wichtigkeit erlangen, und diese würde sich dann selbst bis über Olmütz hinauf erstrecken können.

Das ganze Marchthal ist gegen Wien hin geöffnet und von der Natur recht dazu ausersehen, nördliche Völker in diese Gegend der Donau hinabzuführen. Insbesondere erhält Wien durch das Marchthal einen höchst bedeutenden und beständigen Zuwachs seiner Bevölkerung, so dass sich unter seinen Einwohnern zehn Prozent Mähren und Böhmen befinden. Andererseits übt in Mähren selbst kein Ort eine wirklich herrschende Stellung aus. Im Norden ist die einstige Festung Olmütz, inmitten der fruchtbaren Hanna, der Kreuzungspunkt wichtiger Strassen, unter denen besonders der zur Oder hinüberführende Jablunka-Pass hervorzuheben ist. Am Zusammenflusse der meisten Gewässer und Knotenpunkte vieler Eisenbahnen liegt die Hauptstadt Brünn in fruchtbarer Gegend, zugleich Fabrikstadt mit vielen Spinnereien und Webereien und Stapelplatz für die Erzeugnisse dieser Industrien.

Aus der bisherigen Darstellung ergiebt sich auch, dass seit der politischen Verbindung der drei Länder noch mehr als früher diejenigen Naturbahnen in Betracht kamen und als Hauptstrassen gepflegt wurden, durch die man am bequemsten, wenn auch nicht immer am kürzesten, die Verbindung ihrer staatlichen und Verkehrsmittelpunkte zu fördern vermochte. Daher müssen wir in den letzten Jahrhunderten als den wichtigeren Teil Böhmens für Krieg und Frieden die östliche Hälfte ansehen; denn hier besonders finden wir die grossen Verbindungswege mit Mähren und Österreich, hier auch die belebten Bahnen, über die von Süd nach Nord, von Nord nach Süd die Lokomotive dahinbraust, und welche an der Reichshauptstadt die Vereinigung mit den Bahnen aus den inneren Erblanden und mit den aus Ungarn kommenden Strassenzügen gewinnen. Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, gingen dorthin auf der Ostseite Böhmens ausschliesslich die grossen Strassen.*)

*) Der eine südliche Weg von Prag auf dem westlichen Moldau-Ufer, über Königssaal und Pisek, war damals noch so roh und schlecht, dass die *Müller*sche Karte von Böhmen, nach der man operierte, ihn gar nicht angiebt.

Daher kam es, dass in den Kriegen Friedrichs des Grossen mit Österreich das Bemühen vorwaltete, sich der nach Süd und Nord führenden Verbindungswege der östlichen Hälfte von Böhmen und der Knotenpunkte mit den sie kreuzenden Strassen zu bemächtigen. Wir sehen auf diesen Strassen z. B. im Jahre 1757 sowohl Friedrich und seine Generale, als auch die österreichischen Feldherren mit ihren Heerhaufen zu wiederholten Malen.

Wesentlich nicht anders war es in dem Kriege von 1866, wo natürlich noch die grössere Wichtigkeit gewisser Wegerichtungen durch die Eisenbahnen in Betracht kam. Wir gewahren, wie die österreichischen Streitkräfte sich schliesslich zwischen den Knotenpunkten Pardubitz und Böhmisch-Trübau sammeln; wie sie, während sie zur Entscheidungsschlacht standhalten, diese Linie im Auge behalten und sie nach dem Tage von Königgrätz, gedeckt durch Elbe, Metau und Adler und die an ihnen liegenden beiden Festungen, zum Rückzuge benutzen. Die verfolgenden preussischen Heerhaufen aber schlagen teilweise dieselbe Richtung gegen Brünn und Olmütz ein, teilweise ziehen sie mehr westlich auf der alten Kaiserstrasse, die von Prag über Kolin und Czaslau nach dem Süden führt; auf ihr setzen sie dann gen Iglau und Znaym hin ihren Weg fort, um dann, nachdem sie sämtlich die böhmisch-mährischen Stufenlandschaften mit ihrem oft grellen Wechsel einzelner Naturverhältnisse überwunden haben, in das mährisch-österreichische Tiefland hinabzusteigen und von da aus die Reichshauptstadt zu bedrohen.

Das Fränkisch-Schwäbische Stufenland oder das Südwestdeutsche Becken

umfasst hauptsächlich das Gebiet des oberen und mittleren Main oder die Landschaft Franken und die Lande am oberen und mittleren Neckar; wir können es deshalb auch das Main-Neckar-Land nennen.

Dieses Gebiet ist in Form eines grossen Dreiecks beckenartig zwischen den einschliessenden Gebirgen eingesenkt, von denen der deutsche Jura südlich und südöstlich, das Fichtelgebirge nordöstlich, der Frankenwald und Thüringer Wald, die Rhön und der Spessart nördlich, der Odenwald und Schwarzwald westlich anliegen. Obwohl

es zu diesen Grenzwällen, wie wir uns aus dem Laufe der Flüsse überzeugen können, aus den inneren und tieferen Teilen in allen Richtungen emporsteigt, so hängt es im ganzen doch etwas zum nördlichen Teile der Oberrheinischen Tiefebene hinüber, zu der auch der meiste Andrang der Gewässer stattfindet. Mit Ausnahme der sehr kleinen Bezirke der Altmühl und Wörnitz, die den Jura durchbrechen und der Donau zueilen, fallen alle übrigen Flüsse dem Neckar und dem Main als den beiden Hauptwasseradern der ganzen Landschaft zu.

Wir vergegenwärtigen uns zuerst die Beschaffenheit und Stellung des grösseren östlichen, d. h. des fränkischen Teiles, oder, was in der Hauptsache auf dasselbe hinausläuft, des oberen und mittleren Maingebietes. Dabei werden wir das Grenzgebiet der einschliessenden Gebirge, welche die Trennung und Verbindung mit dem übrigen Deutschland bedingen, und im Inneren besonders das Flussthal des Main nebst dem anliegenden Höhen- und Hügelgürtel, sowie die mehr ebenen Striche des Rednitzgebietes zu berücksichtigen haben.

Die Grenzgebirge gehören mit Ausnahme des Schwarzwaldes alle dem fränkischen Teile unseres Gebietes an. Die Süd- und Südostgrenze, die von dem Jura gebildet wird, ist uns schon bekannt (vgl. S. 158 ff.); wir wenden uns daher zu dem nordöstlich davon gelegenen Fichtelgebirge. Dieses, unter dem fünfzigsten Grade nördlicher Breite gelegen, bildet die Mitte Deutschlands, ja ganz Europas (vgl. S. 8). Es ist im ganzen von geringer Ausdehnung; umfasst es doch in seinen engeren Grenzen, d. h. wenn man den Frankenwald, das Vogtländische Hochland und Elstergebirge weglässt, die man früher wohl dazurechnete, einen Flächenraum von nur 1000 qkm, und in seinen weiteren, wenn man das Egerland und die Terrassen im Westen dazunimmt, nur etwa 3000 qkm. Infolge vielfacher tiefer Einschnitte, Thalfurchen und Buchten erscheint es als ein mannigfaltig gegliedertes Bergland, das fast ringsum von den benachbarten Gebirgen getrennt wird. Stärker ausgeprägt als Gebirge ist es nur in der mittleren Hochgruppe, worin seine höchsten Erhebungen mit der Entwicklung zu den grössten und verhältnismässig ausgedehntesten Bergmassen zusammenfallen, während der übrige Teil aus zwei Bergreihen besteht, die von jener gabelförmig ausgehen, und an die sich noch niedrigere Höhenzüge anschliessen, so dass man die Form des Ganzen mit einem nach Osten offenen Hufeisen vergleicht. Diese



Fig. 40. Das Fichtelgebirge (von der Kösseine aus) mit dem Egerkessel. *G. B. II, 30.*

Form hat in früheren Zeiten dazu geführt, das Fichtelgebirge als einen riesigen Krater aus der Urzeit zu erklären, während die Hufeisengestalt sehr einfach die Folge von den hier sich kreuzenden Hauptstreichungsrichtungen unserer Gebirge ist (vgl. S. 196). Allenfalls könnte man wohl die Ebene nebst den umschliessenden Höhenrücken mit den Cirkusthälern der Hochgebirge vergleichen, wenigstens macht der Thalboden der Eger diesen Eindruck von der Kösseine aus.

Weitaus die grösste Masse des Fichtelgebirges wird von den Urgebirgsarten, von Granit und krystallinischen Schiefern, zusammengesetzt, und zwar tritt ersterer nicht immer massig auf, wie in den Alpen, sondern häufig geschichtet, wie denn überhaupt die Gesteine dieses Gebirges, ihre Lagerung und ihre Übergänge ineinander so mancher jetzt geltenden geognostischen Theorie widersprechen. Der Granit nimmt leicht Politur an und ist zu nicht wenigen monumentalen Bauten verwendet: die schönen Säulen der 1863 vollendeten Befreiungshalle bei Kelheim, die dem König Ludwig I. von Bayern ihre Entstehung verdankt, und die Grundmauern des Reichstagsgebäudes sind aus ihm hergestellt. Der Granit bildet, während die weicheren Gebirgsteile weggewaschen sind, die höchsten Bergspitzen und lange Rücken, auf denen wildzackige Felsen sich hoch emportürmen zu steil aufragendem Trümmerwerk. In den tiefsten Tiefen birgt er der Sage nach in unerschöpflicher Fülle und blendender Pracht unermessliche Schätze und, gleich dem Untersberge bei Salzburg, die Hoffnung des Deutschen Reiches. Schiefer bilden den südwestlichen Grenzwall, und im Norden lagert sich mantelartig das Münchberger Gneisgebiet vor. Nur im Südosten steigen basaltische Kegel, z. B. der Rauhekulm bei Bayreuth (680 m) und der Asmansberg, steil und zuckerhutförmig empor und weisen auf vulkanische Kräfte hin.

Der Kern des Gebirges ist der eigentliche Fichtelberg, der *Mons pinifer* der früheren Gelehrten. In ihm steigen der Schneeberg bis zu 1060, der Ochsenkopf bis zu 1017 m empor. Als wenig umfangreiche Bergspitzen sind beide einem desto breiteren, hochgewölbten Gebirgsstocke aufgesetzt. An sie schliesst sich eine Reihe kuppenförmiger Berge, deren Rücken häufig jene vielgerühmten malerischen Felsengruppen als Zierde tragen, die in älteren Schilderungen so überschwenglich gepriesen werden. Da ist die zweigipfelige Kösseine (940 m), die, von vielen Seiten her immer in der

gleichen Form aus der Ferne sichtbar, wie ein Wahrzeichen das Fichtelgebirge kenntlich macht; an ihrem Fusse die wilde Bergruine der Luxburg oder — seit dem Besuche der Königin Luise von Preussen — Luisenburg mit ihren überraschenden Irrgängen; unter den burgartigen, wie aus gigantischem Mauerwerk aufgebauten Felsengruppen besonders der wundervolle Rudolfstein, der groteske Grosse Waldstein, der Epprechtstein und viele andere.

Die bedeutendsten Erhebungen des Fichtelgebirges sind noch heute mit starkem Walde besetzt. Mächtige Tannen und Fichten steigen empor und ziehen bis zu den Gipfeln der Berge; sie verleihen ihnen jenes düstere Aussehen, das gegen die benachbarte freundliche Mainebene einen um so merklicheren Gegensatz bildet und zusammen mit den öden Hochflächen die Ursache ist, dass es trotz seiner bequemen Lage unter den deutschen Gebirgen nicht gerade viel besucht wird. Auf den Hochflächen liegen zerstreut Städte, Flecken und Dörfer zwischen Fruchtfeldern, Wiesen und Waldungen; doch auch ausgedehnte, unerquicklich ins Auge fallende Torfmoore fehlen nicht, unter ihnen der sagenhafte Fichtelsee, der bis zum Mittelpunkte der Erde reichen soll. Die Thäler, durchweg eng und tief eingeschnitten, haben ein starkes Gefälle und steile Gehänge. Selten reicht ihre Breite aus, um ausgedehnteren Siedlungen Raum zu gewähren; daher liegen die meisten grösseren Orte auf Anhöhen und Thalgehängen und senken sich nur mit den äussersten Reihen ihrer Häuser ins Thal.

Das Fichtelgebirge ist das Quellgebiet von vier ansehnlichen Flüssen; sie entsenden ihre Gewässer nach vier Richtungen zu vier verschiedenen Volksstämmen, die bis zum innersten Kerne des Gebirges vorgedrungen sind. Am Ostgehänge des Schneeberges befindet sich der Egerbrunnen; sein Wasser rinnt ostwärts nach Böhmen zu, von woher die Slaven ihre Wohnsitze nicht bloss bis zur Quelle der Eger, sondern noch weit darüber hinaus in die Mitte Deutschlands vorgeschoben haben. In einiger Entfernung von dem erwähnten Brunnen, zwischen Ochsenkopf und Schneeberg, nimmt der Main und im Fichtelsee die Nab ihren Ursprung, in deren Gebiet der fränkische und bayrische Volksstamm bis zu den Quellen hinaufgestiegen sind. Endlich im Norden entspringt am Fusse des Waldsteins die Saale, die mit ihren Bergwassern die Fluren Sachsens tränkt. Main und Saale entführen dem Fichtelgebirge unzweifel-

haft die grössten Mengen Wassers, am wasserärmsten ist die Fichtelnab.

Dass das Fichtelgebirge im Herzen von Deutschland liegt, dass es gleich dem Paradiese vier Flüsse entsendet und drei Hauptströme, den Rhein, die Donau und Elbe scheidet, und dass es infolge unvollkommener Kenntnis lange Zeit für einen Hauptcentralknoten (wie der St. Gotthard, vgl. S. 42) galt, von dem die deutschen Mittelgebirge nach den verschiedenen Seiten hin auslaufen — dies alles hat ihm in der Geographie Deutschlands eine höhere Bedeutung gegeben, als ihm wirklich zukommt. Da es ringsum von den anderen Gebirgen abgesetzt ist, kann es bei seiner geringen Ausdehnung leicht umgangen werden und ist also nicht einmal eine Verkehrsschranke.

Die verhältnismässig zu starke Bevölkerung des Gebirges lebt im allgemeinen keineswegs in wohlhäbiger Behaglichkeit. Die hohe, rauhe, zu wenig geschützte Oberfläche der Gegend entbehrt ergiebiger Fruchtbarkeit für Getreide- und Obstbau, wie ihr Inneres reicher Metallschätze und fossiler Brennstoffe; denn die Zeiten, wo hier Gold-, Silber- und Kupferbergwerke mit Erfolg in Betrieb waren, sind längst verflossen, und nur auf Eisen beschränkt sich gegenwärtig der Bergbau und Hüttenbetrieb. Daher finden die meist von Handarbeit sich nährenden Bewohner eben nur für Deckung der Bedürfnisse eines einfachen, oft sogar ärmlichen Lebens die erforderlichen Hilfsquellen. Der ärmere Mann sammelt in den dichten Wäldern die überaus reichlich wachsenden Preissel- und Wacholderbeeren oder beschäftigt sich mit Holzfällen, Kohlenbrennen und mit Arbeiten in den Marmor- und Kalklagern und mit Bearbeitung des Serpentins und anderer Gesteine; im Norden bildet Weberei die vorherrschende Industrie. Übrigens liegen die Bewohner still und friedlich ihrem Beruf ob und haben, trotzdem ihr Gebirgsland von Eisenbahnen umschlossen und von trefflichen Kunststrassen durchzogen ist, noch viel Ursprüngliches, Naturwüchsiges beibehalten; bei ihrer Derbheit sind sie grundehrlich und bieder, nicht ohne heiteren Sinn und gegen Fremde zuvorkommend, höflich und gastfreundlich. Bei ihnen ist noch ein reicher Sagenschatz zu finden, der sich hauptsächlich auf verborgene Schätze und deren Hervorzauberung bezieht, dem verarmten Volke gewissermassen eine Gabe zu Trost und Hoffnung, womit es sich über harte Augenblicke mühseliger Arbeit hinwegträumt. Ist das

Gebirge doch reich an Goldgruben, die nur wegen der hohen Löhne nicht mehr ausgebeutet werden; und sind doch in seinen Flüssen — wie auch im Regen und in der Weissen Elster — besonders im Main bei dem lieblichen Berneck, Perlmuscheln, die schon manchen schönen Schmuck in den bayrischen Kronschatz geliefert haben! Wenn den Armen das wunderbare Leuchtmoos aus dunkeln Klüften entgegengleisst, träumen sie von den Reichtümern, welche die alten *Walen* nach Venedig geschleppt haben. Nach ihrem Glauben soll jeder Stein, auch der gemeinste Feldstein im Gebirge, edle Metalle bergen, und es komme nur darauf an, den rechten Mann zu finden, der sie erschliesse. „Auf dem Fichtelberg," heisst es darum dort, „wirft der Bauer einen Stein nach der Kuh, und der Stein ist mehr wert als die Kuh."

Nordwestlich vom Fichtelgebirge erstreckt sich der Frankenwald und Thüringer Wald; wir werden sie beide besser mit Thüringen zusammen an einem späteren Orte betrachten und wenden uns jetzt zu dem zunächst gelegenen Grenzbezirke jenseits der Werra, die ihren Weg aus unserer Landschaft durch ein freundliches Thal hinaus nach Norden findet.

Dort liegt die auf einer Unterlage von buntem Sandstein aus basaltischen, phonolithischen und trachytischen Gebilden gruppenartig zusammengesetzte Rhön. Das massenhafte Auftreten vulkanischer Gesteine verleiht dem Gebirge ein ganz aussergewöhnliches Ansehen und bewirkt auch, dass die Erhebungen der Berge über die Meeresfläche hier fast mit den höchsten Punkten des Fichtelgebirges wetteifern, jene der übrigen fränkischen Gebirge aber bei weitem übertreffen. Wir haben in Beziehung auf Gestaltung, Zusammenhang und Belebung zwei sehr verschiedenartige Teile zu unterscheiden. Der eine, die Hauptmasse des Gebirges, besteht aus mehreren flachkegelförmigen Bergmassen, hauptsächlich aus einem von Südwest gegen Nordost sich erstreckenden Rücken mit scharf geformten äusseren Seitenwänden, der durch die Quellthäler der Fulda und Kinzig ausserordentlich zerklüftet ist. Seine bedeutendsten Erhebungen, die Grosse Wasserkuppe (950 m) und der Kreuzberg (930 m), sind wie kegelartige Berge oder wie breite Bergflächen geformt. Dies ist die sogenannte Lange oder Hohe Rhön, in der Richtung und auch im Aussehen und dem dadurch bewirkten Eindrucke, den sie auf den Menschen macht, das Gegenteil von dem benachbarten lieblichen



Fig. 41. Blick auf die Rhön. *G. B. II, 30.*

Thüringer Walde. Ihr Rücken bietet dem Auge eine felsige, kahle, an mehreren Stellen von grossen Torfmooren und Sümpfen durchzogene Öde, die lebhaft an die nordischen Moore erinnert, und an welcher so manche schaurige Sage von versunkenen Ortschaften haftet; kaum dass hier und da einiges Gesträuch einen dürftigen Wechsel auf der Oberfläche hervorbringt, der nur eine Moosdecke zur Bekleidung dient, erzeugt von der Feuchtigkeit der Nebel und Wolken, die fast immer auf dem Gebirge lagern. *(Nix, nox, nebulae sunt tria munera Rhoenae.)* Nur an den Abfällen trifft man auf grössere Holzungen, nur am Fusse und in den Thälern auf Ortschaften. Den meisten Siedlungen fehlt Freundlichkeit und Belebtheit, und schon die Namen von vielen, z. B. Schmalenau, Dürrfeld, Sparbrod, Wüstensachsen, Kaltennordheim, Rabenstein, Teufelsberg, bezeugen von Anbeginn Armut, Öde und Düsterheit als das Gepräge dieses Landstrichs. Der Ackerbau kann nur hier und da mit einigem Erfolge betrieben werden, da für ihn der lange, harte Winter, die späten Nachtfröste, die vielen moorigen und felsigen Lagen ebenso ungünstig sind wie für Gemüse- und Obstbau. Selbst der ausgebreitete Kartoffelbau ist nicht immer im stande, die Einwohner zu ernähren, und nur der Flachsbau, die Schafzucht, die Krugbäckerei, sowie die neuerdings von den Behörden geförderte Kultur der Berg- und Thalwiesen gewährt der Bevölkerung einen spärlich zugemessenen Verdienst. Möglich, dass durch die von der Regierung eingeführte feine Holzschnitzerei, die sich neben der Anfertigung gröberer Holzarbeiten und der Korkschneiderei einzubürgern beginnt, und durch den Fremdenverkehr eine neue Erwerbsquelle entsteht. Bei diesen geringen Hilfsquellen bricht nach lang anhaltendem Winter oder infolge von Misswachs nicht selten Hungersnot und Krankheit unter den Gebirgsbewohnern aus, obwohl die Verkehrsverhältnisse sich gebessert haben.

Die Hohe Rhön hat in der romantischen Zeit des Mittelalters eine ausgeprägte politische Geschichte, und eine Menge zertrümmerter Burgsitze giebt davon Zeugnis. In der neueren Zeit gehört sie zu den Strichen Deutschlands, von denen einer unserer Dichter sagt, sie seien zu romantisch, um noch glücklich sein zu können: *Gottfried Kinkel*, der selber „zu romantisch war, um glücklich sein zu können“. *(Riehl.)*

Freundlicheren Gepräges ist das Gebiet der Basalt- und Phono-

lithberge, die sich besonders im Norden und Nordwesten der Hohen Rhön am zahlreichsten vorfinden und durch ihre scharfen, meist kegelartigen Formen hervorstechen. Dies ist das Gebiet der Vorderrhön, mit reicherem Feldbau, volleren Waldungen, viel mannigfaltigerem Wechsel in der Oberflächenform. Es besteht keineswegs aus verbundenen Bergrücken, sondern aus Häufungen und Vereinigungen einzelner Berge, die sich selbständig über das von Thälern durchschnittene, 250—400 m hohe Land noch bedeutend erheben. Der ansehnlichste unter ihnen ist, an der Grenze des Gebietes, die Milseburg (835 m); sie übt auf jeden Beschauer einen mächtigen Eindruck aus durch die Höhe und den Steilabfall ihrer Seiten, ebenso wie ihr gegenüber das merkwürdigste Naturschauspiel der gesamten Rhön, die Steinwand oder Teufelswand, durch ihre säulenartig zerklüfteten Felspartien und die dazwischen wuchernden üppigsten Kräuter dem Besucher Staunen abnötigt. Wie bei dem vulkanischen Mittelgebirge Böhmens fehlt es auch in der Nähe der Rhön nicht an vielgerühmten Heilquellen; dort liegt Kissingen, dessen Quellen und Salinen sich eines europäischen Rufes erfreuen, und wo des Deutschen Reiches erster Kanzler seine Riesenkraft wieder zu stählen pflegte; dort liegt Brückenau und das kleine Bocklet.

Mit der Rhön durch den sogenannten Landrücken zusammenhängend und westwärts durch Lahnthal und Wetterau von dem Rheinischen Schiefergebirge, südwärts durch die Kinzig vom Spessart geschieden, liegt das basaltische Massengebirge des Vogelsberges. Flachgewölbte Kuppen erheben sich hier dichtgedrängt nur um etwa 100 m über eine mit Laubwald, kalten Wiesen- und Torfmorästen bedeckte, rauhe und unwirtliche Hochfläche, und nur in den tiefer gelegenen Thalgründen trifft man auf lohnenden Ackerbau und gutes Wiesen- und Weideland. Strahlenförmig laufen von hier nach allen Seiten Bäche und Flüsschen in reichgesegnete Ebenen hinab, aber selten geht ein Wanderer hinauf in das grösste vulkanische Gebirge von Deutschland.

Südwestlich von der Rhön erhebt sich der Spessart (aus *Spehteshart* entstanden, Spechtswald), mit ihr durch die Fuldischen Höhen verbunden. Er ist ein vielkuppiges, hauptsächlich aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer mit aufgelagertem Buntsandstein bestehendes Massengebirge, noch heutzutage zum grossen Teil mit

herrlichen Eichen- und Buchenwaldungen bedeckt, welche nicht allein die Sage mit den Gestalten der germanischen Mythologie, sondern auch die Räuberromantik (vgl. Böhmerwald S. 197) mit ihren unheimlichen Gesellen bevölkert hat. Auf seinem etwa 75 km langen Hauptrücken, der gegenüber von Miltenberg am Main beginnend nordwärts bis zur Quelle der Aschaff streicht, trägt der Spessart zwar eine grosse Menge abgerundeter, kugeliger und dicht zusammengedrängter Kuppen, jedoch nur wenige von namhafter Erhebung. Auch in seinem höchsten Gipfel, dem Geiersberg, erreicht er nur 615 m. Bemerkenswert ist der etwa auf der Wasserscheide verlaufende uralte Eselspfad, eine Strasse, die vielleicht wie der Rennstieg des Thüringer Waldes zugleich ein Grenzrain war. Von kaum bemerkbarer Absenkung in seinem Hauptrücken fällt der Spessart mit steilen und felsigen Abdachungen zu den Flussthälern des Main, der Kinzig und des Sinn hinunter, die ihn abschliessen; in der Richtung gegen die Rhein- und Main-Niederungen bewirkt der Anschutt von Geröll und Lehm ein sehr allmähliches Verflachen in die Ebene.

Auffallend ist die Ähnlichkeit und doch auch wieder die Unähnlichkeit mit dem benachbarten, durch den Main getrennten Odenwald (althochdeutsch *Odowalt* = öder Wald, wohl nicht = Odins Wald). Ähnlich sind sich beide in ihren Umrissen, Felsarten (Buntsandstein auf Urgebirge) und ihrer Höhe. Eine wesentliche Verschiedenheit zeigt sich darin, dass der Odenwald eine zahlreiche Bevölkerung nährt und bis auf die obersten Kuppen Wiesen, Äcker und Waldungen trägt; im Spessart dagegen, namentlich im Hochspessart, sind nur die Thäler mit ihren meist elenden und ungesunden Häusern fast übermässig bewohnt und nur auf den unteren Lehnen beackert, wogegen oben auf dem Rücken des Gebirges teils finstere Tannenwaldungen emporstarren, teils überaus stattliche Eichen und Buchen einen wohlthuenden Anblick darbieten. Er hat im ganzen ein viel ernsteres, rauheres und wilderes Gepräge als der Odenwald, der sich durchgängig als ein Bergland von freundlichem Aussehen darstellt; allerdings tragen aus forstwirtschaftlichen Gründen sehr viele Berge nicht mehr die edle Buche und Eiche, sondern nur Föhren. Armut und Elend ist denn auch im Hochspessart, wie auf der Rhön und dem Vogelsberge, zu Hause, wenn auch der blühende Holzhandel, der in den Rheinlanden und in Holland sein Absatzgebiet findet, zahlreiche Menschenhände beschäftigt; im Vorspessart

erfreut sich der Bewohner einer grösseren Behaglichkeit. Auch des Spessart verborgene Schönheiten werden erst neuerdings mehr besucht.

Das innerhalb dieser Grenzgebiete ausgebreitete Fränkische Stufenland umschliesst zwischen dem Main und der Alb eine Menge von Hügeln und Wellenerhöhungen, die als die Überreste aus der Zerstörung der triassischen Sandsteinlagen angesehen werden müssen. Zwischen dieser Unzahl kleiner Berge und Hügel lagern sich grössere und kleinere Flächen, die meist dadurch entstanden sind, dass der von den hügeligen Teilen abgeschwemmte Sand sich am Fusse wieder absetzte und zu Ebenen ausbreitete; in der Gegend von Nürnberg findet auch eine sehr bemerkbare Zerstörung der Sandsteine durch den Wind statt. Der Wechsel von Hügel- und Flachland wiederholt sich gleichförmig und eintönig durch das ganze Stufenland.

Die Ebenen — besonders die grösseren, wie in dem flachen Becken der Rednitz, das im Osten und Süden durch den Fränkischen Jura, im Westen durch den Steigerwald und die Frankenhöhe eingeschlossen wird — gehören keineswegs zu den durch Fruchtbarkeit und Anmut begünstigten Strichen des mittleren Deutschland; vielmehr erinnern weite sandige Flächen, die mit Waldungen und oft dürftigen Getreidefeldern überdeckt, auch wohl an mehreren Stellen durch zahlreiche kleine Teiche unterbrochen sind, gar sehr an die südlich benachbarte Bayrische Hochebene. Anders wird es in der Nähe der Gelände und Hügel des Main, von dem Bamberger Kessel an. Hier gedeiht der Wein, feines Obst und Gemüse: hier herrscht hohe Fruchtbarkeit des Bodens, dem dort öfters nur durch den sorgfältigsten Anbau etwas abgewonnen werden kann; hier gewährt Franken den Anblick eines gesegneten, volkreichen Gartens. Die Gegend von Bamberg, Würzburg und vielen anderen Orten im Mainlande enthält die fruchtbarsten und am dichtesten bevölkerten Strecken des ganzen Königreichs Bayern. Überhaupt ist das Maingebiet zu den am meisten klimatisch begünstigten Strichen von Mitteldeutschland zu rechnen, denn massenhafte Gebirge umziehen und schützen es von Norden und Osten her, nur gegen Süden ist es mehr geöffnet.

Der Main (lateinisch *Moenus,* im Nibelungenliede *Möne,* sonst im Mittelalter *Moin, Mohin, Mogin,* im sechzehnten Jahrhundert *Mön,* wie auch heute noch zum Teil im Volksmunde, seit dem sieb-

zehnten Jahrhundert *Mayn* oder *Main*) ist der ansehnlichste aller deutschen Nebenflüsse des Rhein. Er wird gebildet durch die beiden in der Nähe von Kulmbach sich vereinigenden Hauptquellflüsse, den Weissen und Roten Main, von denen der erstere im Fichtelgebirge am Weissmainsfelsen, der andere 11 km südlich von Bayreuth am Rande des Fränkischen Jura entspringt. Zu seinem etwa 27000 qkm grossen Stromgebiete gehören alle vom Fichtelgebirge westlich und alle vom Franken- und Thüringer Walde, von der Rhön, dem Spessart und Vogelsberge südlich herablaufenden Gewässer, überhaupt der grösste Teil der Gewässer der fränkisch-schwäbischen Hochebene, während nur die kleinere Hälfte dem Neckar zufällt. Insbesondere fliesst ihm von Süden her unfern Bamberg eine gleich grosse Wassermenge zu, die Rednitz, wie der aus der Vereinigung der Schwäbischen und Fränkischen Rezat bei Petersgemünd entstandene Fluss heisst.*)

Vermöge seiner Laufrichtung und seiner Ansehnlichkeit als Hauptflussader, die dem Rhein ein Dritteil von dessen Wasserfülle zuführt, ist der Main der wichtigste aller seiner Nebenflüsse, wichtig besonders für die Verbindung östlicher und westlicher Gegenden unseres Vaterlandes und als ein Hauptverbindungsglied zwischen dessen beiden grössten Strömen, zwischen Donau und Rhein. Man beachte nur die Richtung der Verkehrsströmung von Osten nach Westen, nach Frankfurt und Mainz hin in jenen Teilen Deutschlands, und man wird gestehen, dass sie hauptsächlich durch den Main und seine Richtung angeregt ist. In dieser Richtung bewegt sich nicht nur die vornehmste Schiffahrt des Gebietes, sondern mit ihr mehr oder weniger parallel laufen auch die alten und neuen westlichen Landwege von Regensburg, Nürnberg und Bamberg über Würzburg zur Mainmündung, und dieselbe Richtung verfolgt jetzt auch in der Hauptsache die Eisenbahn. Die Gegend ringsum stellte und stellt den Unternehmungen, die sich auf Wegebau und Verkehr beziehen, nirgends allzugrosse Schwierigkeiten entgegen, und man kann überall zu dem Flusse heran- oder doch in seiner Nähe fortkommen.

Leider ist seine Wasserfülle je nach den Jahreszeiten sehr

---

*) Der Name „Regnitz" ist seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eingeschmuggelt, geschichtlich nicht begründet und bloss eine Erfindung der Schulgeographie.

ungleich; die hohe Frühlingsflut steht bisweilen in auffallend grossem Gegensatze zu der sommerlichen Ebbe. In dieser Beziehung ist der Rhein und ein Teil der Donaunebenflüsse glücklicher ausgestattet, da ihnen zu allen Zeiten des Jahres eine reiche Speisung aus den nie versiegenden Wasservorräten der Alpengletscher zu teil wird. Im übrigen zeichnet er sich, da er am Rande der Gebirge fliesst, durch eine für Schiffahrt vorzugsweise günstige, milde Natur aus, die er in einer ziemlich ruhigen und gleichmässigen Strömung bis zu seiner Mündung bewahrt. In diesem besonders von der Bamberger Gegend an herrschenden Gleichmasse wird er auf seinem ganzen weiteren Laufe nirgends durch Wasserfälle, selbst nicht einmal durch Stromschnellen, Felsenriffe oder einzelne Felsen gestört. Sein ebenes und sandiges Bett erleidet nur dann und wann eine Unterbrechung durch Inseln und spaltet sich fast nirgends in verschiedene Arme; vielmehr werden seine Gewässer fast immer in einem einigen und fast durchweg gleich breiten Kanale zusammengehalten.

Bei dieser vorteilhaften Gestaltung des Flusslaufes für die Schiffahrt erklärt es sich auch, dass diese auf ihm eigentlich so alt ist, wie wir den Main kennen, und in neuerer Zeit hat sie sich durch Stromregulierungen noch bedeutend gehoben. Die wenigen natürlichen und die vielen künstlichen Fesseln (noch im Anfange des Jahrhunderts 32 Mainzölle!) sind gelöst, und an seinem Mittel- und Unterlaufe sind zweckmässige Korrektionen ausgeführt worden. Während früher nur kleine Schiffe mit einigen hundert Centner Ladung die Wasserstrasse benutzen konnten, vermögen jetzt Schiffe von 3000 bis 6000 Centner den Handel auf dem Strome zu vermitteln, die teilweise von Kettendampfern geschleppt werden. Was dem Verkehre hinderlich ist, sind die beiden grossen, weit nach Süden greifenden Krümmungen zwischen Schweinfurt und Aschaffenburg, die seine Lauflänge verdoppeln und wegen der hohen Uferberge zu beiden Seiten nicht umgangen werden können. Auch durch Durchstiche, wie dergleichen mehrere am Obermain stattgefunden haben, können sie nicht abgekürzt werden, während für den Landtransport diese beiden Krümmungen durch die Eisenbahnen abgeschnitten werden.

Aber in anderer Beziehung ist gerade dieser Abschnitt nicht ohne Bedeutung. Bis Schweinfurt, dem nördlichsten Punkte seines Laufes, strömt der Fluss eine weite Strecke in einem breiten Thale,

nachdem er den Jura durchbrochen hat; von hier an, wo er sich plötzlich nach Süden wendet, wird seine Landschaft eine ganz andere: die Ufer werden höher, sein Bett ist tiefer eingefurcht, sein Lauf vielfach in zwei ungeheueren Zickzackkrümmungen gewunden, bis er zwischen Spessart und Odenwald den Durchbruch durch den Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein vollendet hat und in sein breites unteres Gebiet, in das Rheinthal, eintritt. Diese Gegend des Main, besonders in ihrem letzten Abschnitte von Wertheim bis Aschaffenburg, gehört unstreitig zu den malerischsten Flussstücken Deutschlands. Hier sind die Schiffahrt und der Verkehr in den Mainhäfen besonders belebt; es ist in der That, wie wenn die zahlreichen schlangenförmigen Windungen, die von dem Anfange seiner Flössbarkeit bei Mainleus bis zu seiner Mündung allein schon 470 km betragen, während die gerade Linie von der Quelle zur Mündung nur 255 km misst, von der Natur dazu geschaffen wären, damit der Fluss nach Nord und Süd überallhin der freundlichen Landschaft Schönheit und Segen zuteile. Wenn diese Windungen dazu beitragen, dass er sich hier als Bahn des deutschen Grossverkehrs weniger empfiehlt, so tragen sie nicht minder dazu bei, den örtlichen Verkehr — wie dies auch bei der unteren Mosel der Fall ist — auf kleine Strecken, besonders von Ufer zu Ufer höchst vorteilhaft zu unterstützen.

Der Main hat vermöge dieser seiner Windungen, seiner vielzerschnittenen Ufer und der Formen seiner Berge und Felsgehänge, ferner vermöge der vier grossen Weitungen und Niederungen seines Flussbettes, sowie der vorteilhaften Gestaltung seines Flusslaufes eine hohe politische und kulturgeschichtliche Bedeutung. Er zog von jeher nicht nur die Schiffer, Fischer, Kaufleute und Stadtbürger an; die grosse Fruchtbarkeit vieler seiner Uferstriche fesselte auch die Landbauer und veranlasste das Entstehen vieler sehr wohlhabender und bevölkerter Dörfer. Längs des Main entstanden früh im Mittelalter königliche Meierhöfe, und mächtige Ritterfamilien und deren Vasallen hatten auf den vielen dazu passenden Stellen, welche die schroffen Kalk- und Sandsteinfelsen und Bergvorsprünge seiner Ufer darbieten, ihre Burgen. Man nehme nur eine hierfür besonders günstige Stelle, z. B. die von Wertheim bis Miltenberg — wie belebt seit alter Zeit in menschlichen Verhältnissen! Wir begegnen hier nahe bei einander vier Städten: Wertheim, Prozelten, Freudenberg, Miltenberg, und wie reiht sich Burg an Burg, wie zahlreich sind in diesem Striche die

Erinnerungen an die Zeiten der Römer, der Fränkischen Könige, der Verbreiter des Christentums, an die Zeiten des Mittelalters und an neuere Ereignisse!

Sehen wir auf das wechselseitige Verhältnis der beiden Uferlandschaften, so bemerken wir, dass der Main sich von anderen Flüssen unterscheidet. Der obere Mittelrhein zum Beispiel oder einige alpine Nebenflüsse der Donau, wie der Lech, spalten sich öfters in viele Arme, umschliessen in ihrem oft sehr weiten Bette eine Menge sumpfiger, waldiger, schilfiger oder sandiger Inseln und überschwemmen von Zeit zu Zeit die zunächst benachbarten Striche. In solchen Gegenden ist der Übergang schwierig, eine Überbrückung dieser Flüsse nicht möglich. Wohl aber konnten diese Flüsse, besonders wenn ein gerade gestreckter Lauf hinzukam, bei politischen und ethnographischen Trennungen eine Grenzscheide, eine Befestigungs- und Operationslinie der Völker gegeneinander werden. Anders der Mittelmain. Wenig breit, langsam fliessend und viel gewunden, setzt er einem Übergange und einer Überbrückung geringe Schwierigkeiten entgegen; daher hat er auch überall Brücken bis in sein Mündungsgebiet bei Frankfurt; daher hat sein Flussthal in der Geschichte nicht als trennende Kluft zwischen der Volkstümlichkeit, den Lebensrichtungen und Schicksalen der anwohnenden Bevölkerung Geltung erlangt; vielmehr hat er, besonders infolge der vielfachen Verkettungen der Thal- und Flusswindungen, zu einer innigeren Verschmelzung beider Seiten beigetragen. Man sieht sich umsonst nach einer Rassen- und Sprachverschiedenheit auf beiden Seiten um; man findet vielmehr am Main in Abstammung, Sprache, Sitte, Denkweise eine weit grössere Gleichheit als bei vielen anderen ebenso grossen Strömen.

Und doch begegnen wir bei Verfolgung seiner Längsrichtung, in der sich doch gerade mittels seiner Gewässer ein natürlicher Verbindungsfaden des ganzen Maingebietes nach Westen hinzieht, ganz verschiedenen Ergebnissen. Hier hat die Einschnürung zwischen Odenwald und Spessart ein Hindernis für ungehemmten und leichten Verkehr aufgebaut und das Maingebiet in zwei Teile geschieden. Wie abweichend von dem heutigen würde das Verhältnis beider zu einander sein ohne diese Gebirge! So aber ist das kleinere westliche Stück von dem Durchbruch abwärts, das Land des unteren Mainlaufs, in ganz andere Kreise gezogen und in seiner Entwicklung, in

seinen Schicksalen ganz anders bedingt worden. Es ist dadurch zu einem Abschnitte des Rheinthals geworden, zu dem es geologisch und orographisch gehört, während es vom mittleren und oberen Main in hohem Grade abgeschnitten ist.

Als die Franken vom mittleren Rhein aus ihre Herrschaft am Main weiter ausgedehnt und nach Demütigung der Thüringer aus den unteren Gegenden immer weiter stromaufwärts bis in die Mitte Deutschlands vorgeschoben hatten, entstand hier allmählich ein Ostfränkisches Herzogtum, welches hauptsächlich aus dem zusammenhängenden Gebiete des Mittel- und Obermain gebildet wurde. Dieses erhielt, zum Unterschiede von Rhein- und Westfranken jenseits des Rhein, den Namen Ostland der Franken oder *Francia orientalis,* welcher gegen Ende des siebenten Jahrhunderts allgemein gebräuchlich war. Mittel- und Oberfranken blieben auch wieder zusammen, als gegen Ende des Mittelalters die grossen Reichskreise ins Leben traten, denn beide zusammen umfassten in der Hauptsache den Fränkischen Kreis, und noch heutzutage bezieht sich der Name Franken als Bezeichnung einer Landschaft hauptsächlich auf sie. Bayern, das heute die Hauptmasse des ganzen Maingebietes besitzt, dehnt bekanntlich seine Grenzen nur eine kurze Strecke über jenen Durchbruch des Main in dessen unteres Gebiet aus; der bei weitem grösste Teil desselben ist anderen Staaten zugefallen.

Übrigens fehlt auch diesem physisch mehr zusammenhängenden Gebiete des Ober- und Mittelmain eine innere Gliederung nicht, und sie ist in der Geschichte gleichfalls nicht ohne Einfluss geblieben, wie wir z. B. aus den kirchlichen Einteilungen sehen können.

So ist der Bamberger Thalkessel eine scharfe Grenzscheide zwischen dem jurassischen Obermain und dem triassischen Mittelmain. Von hier begann der Sprengel des Bischofs von Würzburg, zog sich am Mittelmain abwärts bis in den Spessart und Odenwald und dehnte sich zu beiden Seiten des Flusses bis zu den natürlichen Grenzen, nördlich bis in die deutschen Mittelgebirge, südlich bis zum Neckargebiet und zu den Quellen der Altmühl aus. Der Sprengel des Bischofs von Bamberg hingegen erstreckte sich über das Gebiet des Obermain; er ging von Bamberg aufwärts bis zu den Quellen des Main und zum Frankenwalde einerseits, andererseits längs der Rednitz bis an die Wasserscheide der Nab.

Ebenso liegen die natürlichen Abschnitte des heute zu Bayern

gehörenden Maingebietes den neueren und neuesten Verwaltungsbezirken zu Grunde; denn sowohl der frühere Obermain-, Untermain- und Rezat-Kreis, als auch das jetzige Ober-, Unter- und Mittelfranken, wie König Ludwig I. jene drei Abteilungen bezeichnet hat, entsprechen in der Hauptsache dem oberen und mittleren Gebiete des Main und dem Rednitzgebiete. Wie überhaupt Bayerns jüngste Abteilungsbezeichnungen eine erfreuliche Erscheinung sind, indem sie die alten volkstümlichen und geschichtlich gegebenen Namen erneuern, so sind insbesondere die zuletzt erwähnten Bezeichnungen Namen, die mehr sind als bloss äusserliche Kennzeichen: an sie knüpft sich das ganze volkstümliche Leben an, und an ihnen hat bei aller Veränderung der politischen Zustände Deutschlands das Volk festgehalten, indem es in ihnen trotz aller politischen Trennung seine von Natur gegebene Einheit erkannte.

Noch bleibt uns übrig, die Beziehungen des fränkischen Stufenlandes zu dem übrigen Deutschland aufzusuchen, und wir untersuchen zuerst die Stellung gegen Osten und Norden, wo die höchsten einschliessenden Gebirge gefunden werden.

Östlich dehnen sich grosse Gebirgslandschaften aus, in und an denen sich ansehnliche Bergzüge erheben. Der Hindernisse scheinen hierdurch nicht geringe in den Weg gelegt zu werden; allein so scheint es eben nur bei einem Überblick im allgemeinen, denn an einzelnen Punkten ist vielmehr für die Anbahnung einer Verbindung die Oberflächengestalt sehr günstig. Gerade das nördliche Drittel des Böhmerwaldes, das hier in Betracht kommt, ist nicht arm an Verbindungswegen, z. B. am Nordende zwischen Eger und Tirschenreut und in den Gegenden am Südfusse des Fichtelgebirges, das leicht umgangen werden kann. Etwaige Engpässe liegen weniger auf den Höhen als vielmehr in den Thälern. So liegt im Norden der Hauptmasse dieses Gebirges eine etwas niedrigere Hochfläche, durch die ein bequemer Pass bei den Quellen der Eger vorüber hinab in deren Thal führt; der Übergang aus dem Maingebiet ist also sehr leicht in dasjenige Flussthal Böhmens, dessen Hauptrichtung gewissermassen die Wasserlinie des Main nach Osten verlängert und so mit diesem zusammen von Westdeutschland her eine einzige gerade Wasserstrasse weit nach Böhmen hinein, vom Rhein bis zur Elbe darstellt. Hier zieht sich heute die Bahnlinie hin und entsendet von Plauen und Eger Verbindungsstrecken nach allen Seiten.

Gegen Nordost bietet sich zwischen dem Fichtelgebirge und Thüringer Walde über den breiten und abgerundeten Kamm des Frankenwaldes ein bequemer Weg dar. Dazu kommt, dass in dieser Richtung, sowohl von Franken als auch von Sachsen her, die Ebenen tief in das Gebirge einschneiden, und dass zwischen den Tiefungen am Main und der Ebene von Leipzig eine allgemeine Verengung der ganzen mitteldeutschen Gebirgsmasse stattfindet. Nach Norden ferner ist ein Ausgang geöffnet in dem Thale der Werra, die zwischen der Rhön und dem Thüringer Walde aus dem Gebiete des Main durchbricht, nachdem sie diesem selbst bis auf wenige Meilen nahegekommen ist. Nach einem langen Laufe durch die Fulda verstärkt, führt sie unter dem Namen Weser*) zu unserem wichtigsten Meere, der Nordsee.

So sind denn gerade in der Nähe der höchsten einschliessenden Gebirge von der Natur Verbindungsbahnen nach und aus der Mitte Deutschlands angelegt, auf denen von jeher ganzen Völker- und Heereszügen wie auch den Warenzügen der Übergang ermöglicht wurde. Durch das Werrathal und unfern den Quellen der Fränkischen Saale über den Frankenwald und von Osten her über das Fichtelgebirge überfluteten während der ersten sieben Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mehr als einmal germanische und slavische Völkerscharen das Mainland. Chatten aus den Wesergegenden, Hermunduren aus dem Thüringer Waldgebirge, Semnonen und Juthungen (Sueven), Alemannen und Burgundionen, endlich die Franken, die von Westen her vordringend das ausgedehnte Reich der Thüringer zertrümmerten (vgl. S. 246), sie alle treten teils gleichzeitig, teils nacheinander für längere oder kürzere Zeit herrschend im Mainthale auf. Aber auch von Osten, von den Quellen der Eger her erscheint eine nichtgermanische Völkerschaft, die Slaven, im oberen Maingebiete. Wir lernen sie als die ersten Bebauer des Landes kennen; sie waren es, welche dort die Waldungen ausrodeten, grosse Flächen Landes urbar machten, den Flachsbau, jetzt den Hauptindustriezweig Oberfrankens, und den Hopfenbau aus Böhmen einführten und im Fichtelgebirge auf Eisen und Gold schürften. Nur langsam gelang es den fränkischen Herrschern, sie zu unterwerfen und zum Christentume zu

*) Beide Namen, Werra und Weser, sind aus dem althochdeutschen Worte *Wisara* entstanden.

bekehren, aber noch erinnern viele Orts- und Flussnamen in Oberfranken an diese slavische Überflutung, ebenso wie sich an die Namen mancher Orte im Maingebiet Erinnerungen an die alemannisch-suevische und chattisch-fränkische Vorzeit knüpfen.

Und noch in späteren Zeiten spielt das Stromgebiet des Main in der deutschen Kriegsgeschichte als Durchzugsland eine hervorragende Rolle. Auf demselben Wege wie ihre slavischen Vorfahren drangen im fünfzehnten Jahrhundert die Hussitenscharen in das Mainthal. In den Kämpfen zwischen Moritz von Sachsen und Karl V., im Dreissigjährigen Kriege, in den napoleonischen Kriegen und in den Kämpfen des Jahres 1866, überall erscheint das Mainland von grosser Bedeutung als Verbindungsglied des Nordens mit dem Süden Deutschlands.

In Rücksicht auf Verkehr und Handel wurde der Verbindungsweg zwischen dem Süden und Norden über den Frankenwald seit frühen Zeiten als eine Haupthandelsstrasse vom Main- ins Elbgebiet, namentlich zu dem grossen Markte von Leipzig gepflegt. Jetzt wird in derselben Richtung eine Eisenbahn (die bayrische Nord- und die sächsisch-bayrische Staatsbahn) befahren, die das Donau-, Main- und Elbgebiet verbindet. Ebenso ist das Werrathal zu einer Eisenbahn benutzt worden, die bei Lichtenfels den Main erreicht — in der Nähe des durch *Scheffel* berühmt gewordenen Staffelberges, der die Schichten des Jura staffelförmig übereinandergelagert zeigt. Eine von Meiningen über Kissingen geführte Linie trifft den Main bei Schweinfurt (=Suevenfurt?), und endlich führt eine Bahn von Gemünden nordwärts und stellt nach dieser Seite eine engere Verbindung des Mainthals mit dem Norden her.

Nach Westen besteht ein ungehinderter Verkehr mit dem Neckargebiete, und die Verbindung nach Süden ist noch viel bequemer als nach Osten und Norden, da hier die Menge der Thäler und Übergänge dazukommt, durch welche die Natur Beziehungen des Maingebietes zum Süden angebahnt hat. Es möge hier nur das eine Verhältnis besonders hervorgehoben werden, das von jeher die Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich gezogen hat. Die Rednitz reicht im südlichen Franken so nahe an die Donau, dass durch sie die Maingewässer nur wenige Meilen von ihr entfernt bleiben; eine noch grössere Annäherung wird durch die Altmühl herbeigeführt, deren Quelle nur wenige Kilometer von der Rezatquelle und von

der Tauber entfernt liegt. Dass die Altmühl bei ihrem Durchbruche durch den Jura stellenweise ein altes Donauthal benutzt, und dass die Donau früher einmal hier zum Mainbecken hinüberströmte, ist früher bereits erwähnt (S. 162). Auf diese Weise war die Gelegenheit gewährt, mittels der Rednitz und Altmühl eine Kanalverbindung zwischen Donau und Main herzustellen. Das Rednitzthal, wegen seiner Lage auf der grossen Verkehrs- und Handelsbahn Mitteleuropas vom Adriatischen Meere und der Donau zum Rhein, nach Flandern, Holland und England ohnehin schon in sehr alten Zeiten stark benutzt, erhielt durch jene hydrographischen Verhältnisse eine erhöhte Wichtigkeit.

Eine solche Kanalverbindung lag bereits in den Absichten Karls des Grossen. Spuren von Erdarbeiten und der Name des Ortes Graben gelten noch als Denkmale des Unternehmens. König Ludwig I. hat durch den Ludwigskanal eine solche Verbindung zwischen Main und Donau in den Jahren 1836 bis 1845 hergestellt, also zu einer Zeit, wo der Norden mit dem Süden noch nicht durch Eisenbahnen verbunden war. Es besteht demnach eine ununterbrochene Wasserstrasse zwischen der Nordsee, dem Schwarzen und Mittelländischen Meere, quer durch das Innere des europäischen Festlandes, obwohl die Vorteile, die der nur 1,6 m tiefe Kanal bis jetzt gewährt hat, und die sich hauptsächlich auf den bayrischen Binnenhandel erstrecken, dem grossen Gedanken, der sie ins Leben gerufen, bei weitem nicht entsprechen. Mit ihm treten die Eisenbahnen in Wettbewerb; denn bereits in den fünfziger Jahren wurden die von Norden her über Bamberg nach Augsburg und München führenden, und später die beiden von Würzburg auslaufenden und sich vielfach verästelnden Bahnlinien eröffnet, die den Verkehr gleichmässig über das ganze Land verteilen.

Die Leichtigkeit der Verbindung des Maingebietes mit dem Süden hat offenbar die immer tiefere Verflechtung desselben in die Angelegenheiten der Donaulande, sowie eine häufige Vermischung der in beiden wohnenden Völker mit herbeiführen helfen. Wenn es jetzt grösstenteils dem Staatsgebiete der Donaumacht Bayern einverleibt ist, so entspricht dies (und es kann uns hier gleichgültig sein, ob bei der Zuteilung eine solche Absicht vorwaltete oder nicht) durchaus den von der Natur gegebenen Fingerzeigen.

Wie das bayrische Maingebiet jetzt keine staatliche Selb-

ständigkeit hat, so ist es fast zu keiner Zeit besonders politisch stark und durch Herrschaftsübung über seine Grenzen hinaus mächtig gewesen; denn auch die deutsche Königskrone der ostfränkischen Herzoge im elften Jahrhundert war nicht gestützt durch eine ansehnliche Hausmacht. Obwohl es in der Mitte Deutschlands lag, fehlten dem Lande doch die natürlichen Bedingungen eines politisch zusammenfassenden Beckens, wie Frankreich an seinem weiten Seinebecken oder England am Becken der Themse hat.

Aber eine höhere kulturgeschichtliche Bedeutung auf Grund seiner Lage und Beschaffenheit ist ihm nicht abzusprechen; das wird noch klarer werden, wenn wir uns jetzt die geographische Lage und die damit in Verbindung stehende geschichtliche Rolle der von jeher wichtigsten Städte des Landes vergegenwärtigen. Dies sind die beiden alten Bischofsitze Bamberg und Würzburg und die Perle der ehemaligen freien Reichsstädte, Nürnberg.

Man müsste sich wundern, wenn in der Gegend von Bamberg nicht eine der alten städtischen Ansiedlungen zu Grösse und Einfluss gelangt wäre. Der weite, tiefe, ebene Thalkessel, in den der Main, die Rednitz und ausserdem einige kleinere Flussthäler einmünden, zu dem die gesamten Vorhöhen des Thüringer Waldes, Frankenwaldes und Fichtelgebirges abfallen, an den der Fränkische Jura mit seinen schroffen Gehängen aus Südsüdost, der Steigerwald aus Südwest und das kleine Hassgebirge aus Nordwest mit seinen letzten Ausläufern und Höhen heranzieht, worin ferner die aus allen Richtungen herbeiströmenden Gewässer den Main wesentlich vergrössern — dieser Bamberger Kessel mit seinem fruchtbaren, stark bewässerten Marschboden und seinem milden Klima musste eine grosse Anziehungskraft auf den Ackerbauer, Schiffer, Warenführer und Krieger ausüben.

Für die Lage von Bamberg war zunächst entscheidend, dass der Ort durch die hier in den Thalkessel hineinreichenden Höhenvorsprünge zur Befestigung ganz besonders geeignet erschien, und er wurde deshalb sogar der vornehmste Schutz- und Angriffspunkt für die Deutschen im Kampfe gegen die Slaven. Der militärisch wichtigen Lage der Burg Babenberg verdankte das zu so ansehnlicher Macht emporgewachsene Geschlecht gleichen Namens zum Teil seine Bedeutung. Als dieses im zehnten Jahrhundert tragisch vom Schauplatz abgetreten war, ersah sich Kaiser Heinrich II. im

Anfange des elften Jahrhunderts jenen Ort zur Gründung eines Bistums für die durch Ludwig den Frommen zum Christentum bekehrten Slaven. Die reiche Ausstattung der Obermaingegenden mit Kirchen und Stiftern weist ebenso auf jenen ihren ersten Ursprung hin, wie ein Teil der Burgen daselbst an die Zeit der Bekriegung und Überwachung der slavischen Bevölkerung erinnert. So wurde Bamberg der Hauptort und Mittelpunkt eines das ganze Obermaingebiet umfassenden Kirchensprengels, über den der geistliche Hirt als Fürstbischof beinahe achthundert Jahre hindurch herrschte; im Jahre 1803 fiel bei der Säkularisierung der Bistümer auch die fürstbischöfliche Residenz mit dem gesamten Hochstifte dem Kurfürstentum Bayern zu, und Bamberg wurde die Regierungshauptstadt des Obermainkreises, jetzt Oberfrankens. Noch erinnert die Stadt mit ihrem herrlichen Dome, ihren Kirchen, Palästen und Stiftern an die lange Zeit eigener geistlicher Herrschaft, und die treffliche Lage auf fünf Hügeln in der Nähe des schiffbaren Flusses, sowie das allseitige Zusammentreffen von Strassen und Eisenbahnen giebt der von etwa 40000 Menschen bewohnten Stadt auch eine nicht geringe Wichtigkeit für Handel und Verkehr. Die Anmut ihrer Umgebungen aber, worin der Bewohner Frankens die Reize seines lieblichen Heimatlandes gewissermassen vereinigt findet, macht sie ihm vorzugsweise lieb; das zeigt sich unter anderem in den beiden Volkssprüchen: „Reben, Messgeläut, Main und Bamberg, das ist Franken“ und: „Wäre Nürnberg mein, wollt' ich's in Bamberg verzehren“.

Die stattliche Hauptstadt von Unterfranken ist Würzburg. In der Mitte des Mainlaufes und in der Mitte des Mittelmain senkt sich das den Main begleitende Hochland in einen weiten Kessel hinab, in den eine Menge tief in den Muschelkalk und Keuper eingeschnittener Bachthäler mündet. Zugleich sind die äussersten Vorsprünge ihrer Abhänge, aus mehr oder weniger schroffen Landzungen und Felsen bestehend, weit vorgeschoben und bieten mit einer einzelnen Felsenmasse, die bis zu 130 m schroff emporsteigt, kriegerischem Vordringen mancherlei Schwierigkeit. Das Mainthal gewährt hier einen viel anmutigeren und mannigfaltigeren Anblick als die Nachbarstriche, und auch ein milderes Klima ist darüber ausgebreitet. An Fruchterde zu Garten- und Feldbau steht es dem Bamberger nicht nach, und keine Gegend am Main bringt bessere Weine hervor. Hier reifen die Trauben der berühmten Stein- und Leistenweine.



Fig. 42. Würzburg mit der Feste Marienberg. *Aus Stauber, Landeskunde von Bayern.*

Das ist der merkwürdige Thalkessel von Würzburg, so recht der Haupt- und Herzpunkt der fränkischen Mainländer. Als solcher ist er auch schon in frühen Zeiten erkannt worden, und Würzburg, das unter dem Namen *Wirziaburg* schon in Urkunden des Jahres 704 vorkommt, bildete mit seinem zu einer Festung wie geschaffenen Marienberge seit den Eroberungen der Franken am Mittelmain einen wichtigen militärischen, politischen und kulturgeschichtlichen Mittelpunkt. An dem Marienberge als der Residenz der Frankenherzoge und als der Stätte, wo die durch Kilian gegründete älteste Kirche Frankens stand, haften die frühesten geschichtlichen Erinnerungen; schon *Drusus* hatte hier ein Kastell. In Würzburg wurde durch *Bonifatius* im Jahre 741 eins der ersten Bistümer ausserhalb des altrömischen Gebietes in Deutschland errichtet, das anfangs bis zum Neckar und an die Grenze von Böhmen und bis nach Thüringen hinein reichte. Später, besonders als der neue Sprengel von Bamberg gegen Osten hin abgezweigt wurde, verblieb ihm hauptsächlich das Gebiet des mittleren Main, dessen Mittelpunkt der Ort in jeder Beziehung ist.

Als Hauptstadt der geistlichen und weltlichen Herrschaft über den Mittelmain, deren Inhaber den Titel „Fürsten und Herzoge von Franken“ führten, gedieh Würzburg empor. Seine Stattlichkeit, seine zahlreichen Kirchen, Klöster und kirchlichen Stiftungen, die einst prächtigen Ansitze reicher Männer aus angesehenen Familien in geistlichen und weltlichen Würden, seine berühmte Universität und die mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Institute, seine Wohlthätigkeits- und Krankenanstalten, und unter diesen vor allen das vom Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn gegründete, reich ausgestattete und grossartige Juliushospital, sowie auf den nächsten Höhen die Festungswerke — alles das bekundet die wahrlich nicht geringe Stellung, die es unter den deutschen Städten behauptete, und zu deren Erlangung und Festhaltung es so vortrefflich gelegen war. Nachdem es über 1000 Jahre die Residenz der Fürstbischöfe gewesen, wurde es im Anfang unseres Jahrhunderts acht Jahre der Hauptsitz des von Napoleon ins Leben gerufenen Grossherzogtums gleichen Namens; jetzt gehört es mit seinen 70000 Einwohnern zu Bayerns ansehnlichsten Städten und hat auch begonnen, als Industrie- und Handelsplatz aufzublühen.

Was Würzburg früher fehlte, Industrie- und Handelsgeist, wurde

in vollem Masse ausgebildet in der jetzigen Hauptstadt von Mittelfranken, die als Muster der alten Reichsstädte gerühmt zu werden verdient, in dem altertümlichen und so freundlichen Nürnberg. Keine Gegend Frankens erinnert mehr an die Flächen Norddeutschlands als die sandigen Ebenen Nürnbergs (vgl. S. 241), und gleichwohl glänzt es aus ihrer Mitte hervor als „der schönste Juwel des Mittelalters, die zweite Heimat deutscher Kunst, wo das Handwerk selber zur Kunst geworden war". *(Mendelssohn.)* Woher die Grösse und Bedeutung der Stadt in dieser reizlosen Natur? Für die Erklärung dieser Erscheinung genügt nicht die nähere Umgebung, nicht auch die Gliederung und Form des Mainsystems; wir werden die Blicke weiter schweifen lassen müssen.

Wenn irgendwo, so konnte es für das Emporkommen einer Stadt an Nürnbergs Stelle heissen, dass der Anfang schwer sei. Der Anfang aber lehnte sich an einen merkwürdigen, eigentümlich ausgeprägten und schroff wie ein Zahn aus der weitumher ebenen Gegend hervorstehenden und dem Reisenden von allen Seiten schon von weitem auffallenden Sandsteinfelsen; bereits in der Zeit der Karolinger wurde er als zur Befestigung vortrefflich gelegen und gestaltet erkannt und in späteren Jahrhunderten mit den allmählich darauf angelegten Türmen und Burgen, in Verbindung mit einer kaiserlichen Residenz zu einer deutschen Reichsfestung erhoben. Es ist derselbe Burgfelsen, auf den sich der Einfluss und die Macht der Burggrafen oder Kastellane von Nürnberg als kaiserlicher Beamten stützte, und von dem aus sich dieses Amt in den Händen der Hohenzollern, besonders seit den Zeiten der ersten Habsburgischen Kaiser, über ein weites Gebiet als wirkliche Herrschaft ausbreitete.

Das an jenen Burgfelsen nach der Pegnitz hin anliegende teils sumpfige, teils sandige Gelände wurde nur mit Mühe und Kunst wohnlich und fruchtbar gemacht. Die Stadt vermochte erst viel später als mancher andere, in reichen Gegenden gelegene Ort zu Kräften zu kommen; aber nach Überwindung jener Schwierigkeiten, nach frühzeitiger Weckung und anhaltender Bethätigung und Stählung der Thatkraft ihrer Bewohner hauptsächlich durch eben diese Hindernisse, nach Anregung eines berechnenden Industriesinnes in der kargen Natur, im Genusse besonderer Gunst einiger Kaiser, z. B. der Hohenstaufen Konrad III., Friedrich I. und II. und Ludwig des Bayern,



Fig. 43. Nürnberg, vom St. Lorenzturm aus gesehen. *Bildersch. S. 60.*

im Kampfe um die innere Entwicklung zu einem starkgegliederten Gemeinwesen, im Kraft entwickelnden Streite mit den ritterlichen Burggrafen, wobei die Wege auch zu entfernteren Städten am Rhein und an der Donau gesucht und gefunden wurden — da entfaltete das reichsunmittelbare Nürnberg, wenn auch spät, ein desto herrlicheres Dasein. Dieser Platz, ursprünglich an Naturgaben so arm, wurde an Kunsterzeugnissen der reichste in Deutschland, und nun, nachdem Kenntnisse und Geschicklichkeit Allgemeingut geworden waren, nachdem die politischen Zustände sich geklärt hatten, konnten, wie das meist der Fall sein wird, die Naturverhältnisse erst recht bedeutsam hervortreten.

In Beziehung auf Handelsangelegenheiten kam Nürnberg schon die ziemlich flache, allerseits bequem zugängliche Umgegend und der Mangel an hohen Gebirgen in der Nähe sehr zu statten. Dieser Vorteil wurde verstärkt durch seine Lage im ganzen Rednitzgebiete, dieser Hauptebene von Franken. Eine grosse, von milden Höhenzügen umschriebene und ziemlich deutlich hervortretende Ellipse, wird sie begrenzt im Süden und Osten von dem Fränkischen Jura, im Norden von dessen Ausläufer, der unter dem Namen der Fränkischen Schweiz bekannt ist, und im Westen von Frankenhöhe und Steigerwald. Sämtliche Gewässer, die aus jenen Bergen in das Becken strömen, die beiden Rezat, die Schwabach, Pegnitz, Wisent, Aisch und Zenn vereinigen sich in dessen Mitte und bilden die Rednitz, die Längsachse der ganzen Ellipse. Da nun die ganze Linie der Rednitz durch die sie fast rechtwinklig schneidende Pegnitz ungefähr halbiert wird, so wird durch die Vereinigung der beiden Flüsse der Mittelpunkt des ganzen Beckens bezeichnet. Aber dieses orographisch-hydrographische Naturganze hat sich im Laufe der Zeit auch zu einem ethnographischen Ganzen entwickelt, und jener natürliche Mittelpunkt konnte sich zum Verkehrsmittelpunkte der von ihm beherrschten Ellipse erheben, d. h. Nürnberg, ganz dicht an der Pegnitzmündung gelegen, wurde Hauptstadt von Mittelfranken.

Hierzu traten endlich noch Verhältnisse, die mit der Lage der Stadt zu den Hauptrichtungen des europäischen Handels während des Mittelalters in Verbindung stehen. Es ist bereits früher (vgl. S. 95 und 172) gewisser Hauptverkehrswege des mittleren Europa im Mittelalter gedacht worden. Vom Adriatischen Meere, von Venedig her im Etschthale hinauf, quer durch das Innthal, im Lechthale und

Rednitzthale hinab, weiter nördlich über Bamberg, durch den Frankenwald und das Werrathal ging ein alter Verkehrsweg Deutschlands, die Verbindung des nördlichen und südlichen Mittelmeeres. Ein gleich wichtiger, von Südosten herkommend, zielte von dem Donauwinkel bei Regensburg auf die Mainmündung; beide kreuzten sich bei Nürnberg, und eine Strasse nach Böhmen schloss sich an. Nürnberg nahm in Bezug auf die Punkte Augsburg und Venedig im Süden, Erfurt, Leipzig, Magdeburg, Braunschweig, Hamburg und Lübeck im Norden, Regensburg, Prag und Wien im Osten, Frankfurt, Mainz und Köln im Westen eine mittlere Stellung ein; es wurde für diese so bedeutenden Verkehrs- und Handelsplätze als gemeinsamer Zwischenhändler und Umschlagsmarkt unentbehrlich, und man darf sich nicht wundern, dass es zu einer so grossen Handelsblüte und Anerkennung seiner kunstgewerblichen Erzeugnisse zu gelangen vermochte: schon im vierzehnten Jahrhundert wurde in Deutschland das Sprichwort gehört: „Nürnberger Hand geht durch alle Land."

Dieses Streben dauerte mehrere Jahrhunderte; namentlich konnte im sechzehnten Jahrhundert keine Stadt Deutschlands an Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, an kunstgewerblicher Betriebsamkeit und Gediegenheit im Handel mit Nürnberg sich messen. Welche Fülle von Namen, Erfindungen und Kunstwerken, die auf den ehemaligen Reichtum und Einfluss, auf Kunst und Wissenschaft, Handel und Politik hindeuten! Man denke an die Pegnitzschäfer, an die angesehenen und reichen Geschlechter der Tucher, Holzschuher, Paumgärtner, Fürer u. a.; man denke an den gefeierten *Albrecht Dürer* und seinen Lehrer *Michael Wohlgemuth,* an *Adam Krafft*, *Veit Stoss, Peter Vischer* und seine Söhne, *Hans Sachs* und die Meistersinger, *Melchior Pfintzing, Willibald Pirkheimer,* unstreitig den ausgezeichnetsten aller damaligen Nürnberger, an den Mathematiker und Seefahrer *Martin Behaimb,* dessen Globus den Anlass zur Entdeckung Amerikas gab, an *Peter von Hele,* den Erfinder der Taschenuhren, an die Erfindung des Radschlosses der Feuergewehre, der Windbüchsen, des Metalldrucks für den Buchdruck durch *Hans Bopfinger,* an die älteste Landkartenhandlung von *Joh. Baptist Homann* u. s. w.; man erinnere sich endlich auch, dass Nürnberg in erster Reihe unter den Städten stand, die sich offen für die Reformation aussprachen, und infolge davon mit in erster Linie als

Gemeinde für den Unterricht sorgte. Dem Protestantismus verdankt es auch später noch viel; denn das Kunstgewerbe beruht grossenteils auf der Aufnahme protestantischer Berchtesgadener Bildschnitzer.

Zwar hat Nürnberg längst aufgehört, das Centrum Europas, wie es der berühmte Mathematiker und Astronom *Regiomontanus* im Jahre 1471 nennt, der Mittelpunkt des deutschen und italienischen Handels, ein Hauptsitz der Künste und ein blühender Freistaat zu sein; doch verdient es auch in unserem Zeitalter, wo es mit 162000 Einwohnern (zur Zeit des *Äneas Sylvius* im fünfzehnten Jahrhundert 80000) die zweite Hauptstadt und die erste Industrie- und Handelsstadt (Hopfenbörse, Bleistiftfabriken) des Königreichs Bayern ist und wiederum in einem regen Leben sich bewegt, als eine der anziehendsten Städte unseres deutschen Vaterlandes hervorgehoben zu werden. Der Grossbetrieb unserer Zeit hat den Mauergürtel gesprengt, und an Stelle der Wallgräben umkränzen schöne Anlagen die alte Stadt. Aber auch die neue Weitung zeigt im Hausbau vielfach den altertümlichen Baustil, wozu die Sandsteine der Umgebung nicht wenig beitragen. Auch in Nürnbergs heutigem inneren Leben und Weben, in dem Lebensbetriebe seiner Bewohner und besonders in ihrer Vorliebe für Kunst und Altertum, für Technik und Industrie finden sich ausgesprochene Anklänge an seine gute alte Zeit. Keine andere Stadt war so geeignet für ein Germanisches Museum wie Nürnberg, das den Glanz der alten und den Wert der neuen Zeit vereinigt zeigt.

* * *

Der schwäbische Teil des Südwestdeutschen Beckens ist keineswegs, daran möge zunächst erinnert werden, mit dem Gebiete des schwäbischen Volksstammes überhaupt gleichbedeutend; vielmehr nahm dieser, der allmählich aus zwei verschiedenen Bestandteilen, aus den Alemannen im Westen am Schwarzwald und Rhein und aus den Sueven im Osten an der Donau erwachsen war, in Deutschland einen viel weiteren Raum ein und war lange Zeit hindurch der Träger der Kultur (vgl. S. 146).

Der schwäbische Teil oder, was in der Hauptsache dasselbe ist, das württembergische Neckarland zieht sich von der kaum merklichen östlichen und nordöstlichen Grenze, an der es Franken berührt, von der Frankenhöhe, in südwestlicher Richtung zwischen dem Schwarzwalde und dem Schwäbischen Jura bis in den innersten

Winkel beider und ist somit gewissermassen wie ein Keil zwischen das Oberdonau- und das Oberrheinthal hineingetrieben. Der Schwarzwald, den wir bei der Oberrheinischen Ebene noch näher kennen lernen werden, wendet ihm seinen sanfteren Ostabhang zu, entsprechend dem stufenförmigen Absinken der Landschaft von diesem Horstgebirge (vgl. S. 194 f.), der Schwäbische Jura tritt hingegen mit seinem steilen Nordfusse in das schwäbische Stufenland vor, nur eine, aus oolithischem Gestein bestehende Schwelle vorschiebend. Die eigentliche Grundlage unseres Gebietes ist Hochebene; gleichwohl sind seine welligen, fast ebenen Gelände mit einer Fülle von Mannigfaltigkeit ausgestattet, und nur in wenigen Gegenden Deutschlands ist die Natur so lachend, so frisch und reich. Dieser überraschende Vorzug ist dem Lande ganz besonders durch die Flussthäler geworden, die fast alle nicht nur eng, sondern auch sehr tief sind, so dass sie teilweise nur 160 oder gar nur 130 m absolute Höhe haben. Die meisten von ihnen sind nämlich Rinnen, welche die Flüsse in die verschiedenen Landrücken allmählich so bedeutend eingegraben haben, sobald sie einen Ausweg zu dem viel tieferen Boden des Rheinbeckens gefunden hatten.

Zu der hierdurch entstandenen grossen Mannigfaltigkeit gesellt sich der Schmuck der Pflanzenwelt und des Anbaues, sowie das klimatisch milde, südliche Gepräge, das über die schwäbische Landschaft ausgebreitet ist. Welcher Unterschied in dieser Beziehung gegen die nahe Bayrische Hochfläche! Freilich haben auch die höchsten Ebenen von jener ungefähr dieselbe Höhenlage wie die niedrigsten von dieser, und selbst die 650 m hohen Hügelzüge der ersteren erreichen kaum die höheren Thalebenen der letzteren.

Der Eindruck der Mannigfaltigkeit des Landes wird überdies dadurch erhöht, dass nirgends eine und dieselbe Oberflächenform einen grossen Raum einnimmt; es hat darin Ähnlichkeit mit der flachhügeligen Schweiz, nur dass ihm der Hintergrund des Hochgebirges fehlt, und unterscheidet sich höchst vorteilhaft von den oft unübersehbaren bayrischen Ebenen. Striche von der Einförmigkeit des Lechfeldes, von der Kahlheit der Ried- und Moosgegenden, oder sehr ausgedehnte Forsten und sehr bedeutende, weithin zusammenhängende Höhenrücken kommen nirgends vor; vielmehr folgen Ebenen und Hügel, Flussthäler und Landrücken, Waldungen, Felder und Auen, da alles in kleinerem Massstabe vorhanden ist, auch in schnellerem

Wechsel aufeinander. Daher macht die Landschaft an manchen Stellen den Eindruck eines wechselvollen Parkes.

Unter den Thälern fesselt am meisten unsere Aufmerksamkeit das des 358 km langen und ein Stromgebiet von 14500 qkm umfassenden Hauptflusses, des Neckar, der zugleich der Fluss des Volkes und seiner Lieder ist. Da wo der Schwarzwald und die Rauhe Alb im Süden unfern der Donauquellen zusammenstossen, entspringt auf demselben Moore, das südwärts jenem Flusse Gewässer spendet, auch der Neckar. Er fliesst als ein schmales und zum Teil wildbrausendes Berggewässer über 100 km weit am Nordrande der Rauhen Alb gegen Nordost; darauf wendet er sich, genötigt durch vorspringende Zweige dieses Gebirges, nicht weit oberhalb von Esslingen plötzlich nach Westen und hat nun schon ein viel breiteres und tieferes Bett. Während er auf einer Strecke von 150 km, von Rottweil an, flössbar war, wird er, nachdem er in den schönen und weiten Thalbusen von Cannstatt eingetreten ist, schiffbar; er wendet sich nach Norden und erreicht in vielen Windungen, den Keuper durchfliessend, Heilbronn, wo er einen bedeutenden Landrücken durchbricht. Er breitet sich im Muschelkalk aus und nimmt bald darauf seine beiden grössten Nebenflüsse von der Keuperstufe auf, deren Namen von dem brausenden Gefälle und jagenden, hastigen Laufe entlehnt sind, den Kocher und die Jagst, die zwar länger, aber als Flüsse des Sandsteingebietes nicht so wasserreich sind wie die vom Schwarzwalde kommende Enz. Er erhöht dadurch seine Schiffbarkeit, die von Heilbronn bis zur Mündung selbst für flachgehende Dampfschiffe möglich ist, durchsägt in einem schönen Felsenthale den Buntsandstein, sucht weiter durch eine Schlucht des Odenwaldes zwischen Granitfelsen einen Weg nach Westen und tritt bei Heidelberg, wo sein Thal noch alle Reize einer anmutigen Natur entfaltet, ins flache Rheinbecken und damit in andere Naturverhältnisse ein.

Sein Flussgebiet fällt mit dem Schwäbischen Stufenlande fast ganz zusammen; nur das kleine Unterland des Neckar ist ausgeschlossen, wogegen das Gebiet der dem Main zufliessenden Tauber noch dazu gehört. Wir können dem Stufenlande daher mit gutem Grunde auch die Bezeichnung Neckargebiet beilegen.

Es ist für den gemütlich beschauenden Natur- und Geschichtsfreund ein hoher Genuss, diese schwäbischen Gegenden, in deren anziehendem Antlitze die Landschaft des Neckar die bedeutendsten

Züge bildet, unter einem frohsinnigen, treuherzigen und talentreichen Volke zu durchwandern. Im Thale alte, vieltürmige, zwar nicht grosse, doch meist sehr belebte Städte; am Fusse der Gehänge wohlhabende, reinliche Dorfschaften inmitten ihrer von muntern Gewässern durchflossenen, fast überall trefflich bebauten Ackerfelder, Wiesen und obstreichen Gärten; an den Thalhängen häufig in lieblichem Wechsel kleine Laubgehölze und Rebenpflanzungen mit vielen

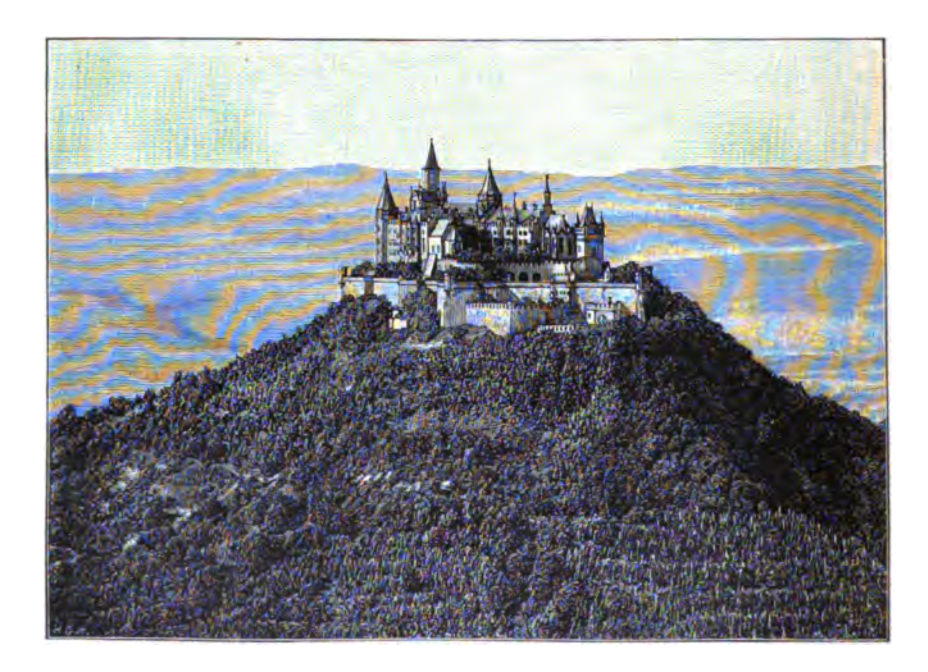


Fig. 44. Die Burg Hohenzollern.

Winzerhäuschen, oben auf den Höhen ausser kleinen Dörfern und Weilern einzeln stehende Kirchen, Landhäuser, Paläste; auf den kühnen Bergvorsprüngen der Oolithvorstufe oder auf ganz losgetrennten Kegelbergen, die in grösserer oder geringerer Entfernung vor den Absenkungen des Gebirges gleich schützenden Türmen verteilt sind, erheben sich die Stammburgen edler Geschlechter, manche noch wohlerhalten, manche in Trümmern. Von den beiden vorgelagerten Kaiserhorsten, dem Hohenzollern (855 m) und dem Hohenstaufen (684 m), gleich gewaltigen Ecktürmen eingefasst, liegen da

der Hohe Neuffen, Teck, der Hohe Rechberg (705 m), die Achalm (700 m), die Lochen, der Plettenberg, und in den engen Felsthälern Urach und das zauberisch schöne Lichtenstein, dessen Lage der Dichter mit den Worten besingt: In einem tiefen grünen Thal steigt auf ein Fels, als wie ein Stral; drauf schaut das Schlösslein Lichtenstein vergnüglich in die Welt hinein.“ (*Schwab.* — Vgl. das Bild S. 159.) Von manchen freilich, und darunter von den berühmtesten, wie vom Hohenstaufen und vom Württemberg, ist in unserer Zeit leider jede Spur vollends verschwunden, während der Hohenzollern mit edler Pietät von Friedrich Wilhelm IV. auf seinem gewaltigen Felskegel wieder aufgebaut worden ist.

Diese Berge mit ihren Trümmern und Burgen gereichen der Rauhen Alb zum besonderen Schmuck, und es konnte ihnen nicht fehlen, dass auch, zumal teuere Erinnerungen der Landesgeschichte an ihnen haften, die Dichtung sie liebgewann, vor allen den Hohenstaufen. Von ihm singt *Uhland* im „Konradin“:

> „O denk an jenen Berg, der hoch und schlank
> sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
> und auf dem königlichen Gipfel kühn
> der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
> Und weit umher in milder Sonne Glanz
> ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
> von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
> jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
> des nahen Klosters abendlich Geläut.“

Dieses so gelegene und gestaltete Neckarland konnte in seinen Schicksalen und in seiner geschichtlichen Entwicklung sich unmöglich dem Einflusse der Natur entziehen. Wir sehen dies bereits seit dem ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit, wo es im allgemeinsten Umrisse bekannt zu werden anfing; denn den Römern musste, sobald sie an der oberen Donau und dem oberen Rhein ihre befestigten Standlager eingerichtet hatten, sehr daran gelegen sein, den zwischen beiden gelegenen, von Bergen eingeschlossenen, versteckten grossen Landwinkel in ihre Gewalt zu bekommen. Daher erfolgten ihre Angriffe teils westlich von *Argentoratum* (Strassburg), teils östlich von *Augusta Vindelicorum* (Augsburg) her. Als sie darin glückliche Fortschritte gemacht hatten, suchten sie sich den nun zusammenhängenden Besitz zwischen Rhein und Donau gegen

die nördlichen Barbaren durch den berühmten Grenzwall (vgl. S. 173) zu sichern. Aus einer bald einfachen, bald mehrfachen Reihe von Wällen, Gräben, Wachthäusern und festen Lagern bestehend, vervollständigte er den Befestigungsgürtel an der Donau und dem Rhein. Die Hauptlinie dieses Verteidigungssystems kam von der unteren Donau zum Knie bei Regensburg, ging zwischen dem Main- und Neckargebiete durch, schloss das letztere ein und endigte im Westen bei der grossen Rheinbiegung in den Hauptwerken von Mainz; zugleich zog sich eine lange Linie von Kastellen und Grenzwällen im Taunus entlang, über ihn hinweg und bis in die Gegend des Siebengebirges. An seinen Seiten erwuchsen, wie gewöhnlich bei Militärgrenzen, auch Marktplätze, bewohnte Ortschaften und gewerbliche Anlagen.

Aber dieses Winkelland zwischen Donau und Rhein gewährte nur dem Starken Schutz und Vorteile. Die ringsum geschwächte römische Macht erlag darin den Alemannen, die vom Main her die Umwallung des Neckargebietes durchbrachen und jenen „Busen des Reiches“ — *sinus imperii* nennt *Tacitus* dies Land in richtiger Erkenntnis seiner Lage — bewältigten. Ihnen gelang es nun, von hier aus nach Rhein und Donau hin ihre Herrschaft auszubreiten und ein grosses Alemannien zu gründen, welches das ganze obere Rheingebiet umschloss. Als es darauf der stärkeren und geschickt geleiteten Frankenmacht erlag, verfiel das mehr gesicherte Neckargebiet diesem Schicksal zuletzt und stand selbst dann nur in losem Abhängigkeitsverhältnis zu seinem Besieger.

Von denselben Seiten wie einst die erobernden Waffen der Römer und darauf deren Wein- und Ackerbau pflegende Kolonisten kamen jetzt auch die Segnungen christlicher Kultur. Die wilden, noch heidnischen Alemannen hatten im ehemals römischen Neckargebiete (den *agri decumates* oder dem sogenannten Zehntlande) alle Kultur vernichtet; jetzt, unter der Frankenherrschaft, wurde von allerwärts, von Worms, Speier, Strassburg, St. Gallen, Konstanz, Augsburg das Christentum ins Neckargebiet gebracht, und dieses blieb auch in kirchlicher Beziehung den Sprengeln dieser Orte immer untergeordnet. So erklärt es sich aus der Lage in Verbindung mit jenem Verhältnis der Einführung des Christentums, dass sich hier bis in die neueste Zeit kein unabhängiges Bistum entwickelte. Gerade in Württemberg sieht man noch sehr deutlich die Segnungen, welche die Mönche für die Kultur des Landes und Geistes mitbrachten, und wir finden dort

unter vielen anderen auch eins der besterhaltenen Klöster, die im zwölften Jahrhundert errichtete Cisterzienserabtei Maulbronn.

Dieselbe Lage des Landes, die es wie ein danubisch-rhenanisches



Fig. 45. Das Kloster Maulbronn. *Aus Kapff, Landeskunde von Württemberg.*

Mesopotamien erscheinen lässt, trug dazu bei, dass nach Zerstückelung des fränkischen Reiches, als sich allmählich wieder Herzogtümer bildeten, das Neckarland mit der Oberdonau und dem Oberrhein, deren Schicksal es fast immer teilte, dem Herzogtum Alemannien oder Schwaben (*ducatus Sueviae*) zugehörte.

Als nach dem Erlöschen der Hohenstaufen die Herzogtümer in Schwaben und Franken aufhörten und am Neckar, wie in anderen Gegenden, allmählich die grossen Gebiete in eine Menge Ländchen kleiner reichsunmittelbarer Landesherren zerfielen — gerade in dieser, seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beginnenden Zeit politischer Zersplitterung im vielherrigen Neckarlande erhob sich aus der Mitte derselben die Macht der Grafen und späteren Herzoge von Württemberg. Zwar sind für solchen Erfolg gewisse politische Verhältnisse, insbesondere auch die hervorstechenden Eigenschaften dieses Geschlechtes, ihre weise Wirtschaftlichkeit, ihr tapferer, unternehmender, gewandter und kluger Geist nicht wenig in Rechnung zu bringen. Indes ist dabei die Gunst geographischer Verhältnisse kaum geringer anzuschlagen; denn die nach und nach unter ihrer Herrschaft vereinigten Länder waren von Natur zusammengehörige Teile und waren schon seit den ältesten Zeiten durch wiederholte Verbindung und durch gemeinsame Erinnerungen für eine abermalige Einigung empfänglich gemacht.

Ausserordentlich günstig für die Erweiterung der Herrschaft im Neckargebiete lag das Stammschloss Württemberg, *Wirtineberg* auf der Spitze des Rotenberges, zwischen Cannstatt und Esslingen. Zwar erfreuten sich auch einige andere Orte einer vorteilhaften Lage. Da war Tübingen mit der Burg Hohentübingen, in einer ansehnlichen Weitung des Neckarthales an der Ammermündung, durch eine erhabene Landzunge zur Befestigung geeignet und von Strassenzügen über das Gebirge her aufgesucht (denn wegen der Tiefe, Schmalheit und Krümmungen einzelner Thalabschnitte folgen die Strassen im Neckargebiete nicht immer dem Wasserlaufe, sondern gehen oft als „Hochstrassen"*) auf den breiten Rücken des Gebirges hin); es war auch Sitz sehr mächtiger, doch

*) Die von den Römern über die Bergrücken gelegten Steinwege und die, wohl auch mit Rücksicht auf die sumpfigen Flussebenen, ihnen folgenden Strassen des Mittelalters werden in Württemberg und anderwärts in Deutschland Hochstrassen genannt. Statt dieser Hochstrassen werden in neuerer Zeit, seit die Niederungen trockener sind und man das Sprengen der Felsen besser versteht, mehr und mehr Thalstrassen angelegt, die den Wagen und die Zugtiere nicht so sehr angreifen; die Eisenbahnen, die ja eine stärkere Steigung nicht überwinden können, sind hierin mit gutem Beispiel — Damm-, Brücken- und Tunnelbau — vorangegangen.

sehr früh heruntergekommener Pfalzgrafen (bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts) und nachher zweite Haupt- und Residenzstadt von Altwürttemberg, wozu durch Herzog Eberhard im Bart seit 1477 der Rang als Landesuniversität kam. Da war ferner die einstmals freie Reichsstadt, gegenwärtig Hauptfabrikstadt Esslingen, am Anfange des mittleren Neckarthals, auf deren bedeutungsvolle Vergangenheit noch jetzt die schöne gotische Kirche mit ihrem stolzen Turme zurückweist; nächst Tübingen bildet es den wichtigsten Lebenspunkt oberhalb Cannstatt im Neckarthale. Und endlich Heilbronn, an einem von der Natur scharf bezeichneten Abschnitte des Flusses, wo wieder freieres Land, das „Unterland", anfängt, wo der Neckar bald darauf seine grössten Nebenflüsse, Kocher und Jagst, aufnimmt und eine erhöhte Schiffbarkeit zulässt, indem er von hier an Schiffe bis zu 3500 Centner Ladungsfähigkeit ziemlich gefahrlos zu Berg und zu Thal trägt; einst gehörte es zu den geordnetsten aller Reichsstädte und bewahrt in seinen Bauwerken noch viele alte reichsstädtische Erinnerungen; jetzt nimmt es unter Württembergs Fabrik- und Handelsplätzen eine der ersten Stellen ein, hat in erster Linie an der Flussschiffahrt bis Mannheim teil und unterhält auf der Neckar- und Rheinstrasse einen unmittelbaren Handelsverkehr mit den Niederlanden.

Allein noch bedeutungsvoller ist die Lage der Gegend, von der aus die Grafen von Württemberg ihre Hausmacht begründeten, die Gegend von Cannstatt. Keine Gegend im ganzen Neckarlande bietet sich so als Mittelpunkt dar wie der weite und freundliche Thalkessel von Cannstatt. Mehrere Nebenthäler münden hier in das Hauptthal des Flusses, von allen Seiten senken sich in diesen Thalkessel mit Reben und Obstbäumen bedeckte Landrücken, und in ihm laufen natürlich alle Strassen zusammen, die über jene Landrücken gehen; heilkräftige Quellen erhöhen die Bedeutung dieses Ortes, von dem an der Neckar schiffbar ist. Württemberg wird von den grossen nordsüdlichen Strassen nicht berührt; um so mehr ist die ostwestliche Linie vom Rhein zur Donau von Bedeutung, durch deren Vermittlung sich hier so leicht die Beziehungen der Donau- und Rheinvölker berührten. Diese Strasse trifft in ihrer Mitte auf den Neckar und macht das Cannstatter Becken zu einem Kreuzungspunkte von hoher Wichtigkeit. Da auf den Triasstufen des Landes nur Kleinstädte liegen können und im Donauthale wegen der Krümmungen

so gut wie gar keine Städte Platz finden, so wurde Cannstatt der unbestrittene Hauptort des altwürttembergischen Neckargebietes.

Später konnte das nur eine Stunde davon gelegene Stuttgart, das in einem Seitenflügel des Cannstatter Kessels, im Thale des kleinen Nesenbaches, für den Verkehr ungünstiger, aber landschaftlich schöner liegt, und das eigentlich als eine Tochterstadt von Cannstatt betrachtet werden muss, durch den Willen und Geist seiner Fürsten leicht emporkommen. Jetzt, wo das alte Stuttgart mit Cannstatt durch schöne Anlagen fast verbunden ist, kann man kaum eine schöner gelegene Grossstadt in Deutschland finden.

Auch in den grossen Verhältnissen des neueren Mitteleuropa bekundet die Geschichte des Neckarlandes seit dem dreizehnten Jahrhundert denselben Einfluss seiner Weltlage und inneren Gestaltung wie einst zur Zeit der Römer, Alemannen und Franken. Als nämlich Österreich an der Donau mächtig geworden war, als Frankreich immer weiter gegen den Rhein hin mächtig zu werden strebte und es wurde, da musste das beide Ströme verbindende Zwischenland sehr wichtig erscheinen; und so wurden denn von beiden Seiten her diplomatische Künste angewendet, um möglichst grosse Vorteile für sich zu gewinnen. Und wenn die Schwerter gegeneinander gezogen wurden, so kam wohl auch schweres Unglück über das von den Heeren beider erstrebte und durchzogene Übergangsland. So geschah es im Dreissigjährigen Kriege, so in den vielen folgenden Kriegen zwischen Frankreich und Österreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, so gegen Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts, wo Angriffs- und Rückzüge der französischen und österreichischen Armeen vom Rhein zur Donau, von der Donau zum Rhein stattfanden.

Dass dem Scharfblicke *Napoleons* bei seinen Bemühungen, Deutschland seinem Willen zu unterwerfen, die Wichtigkeit der geographischen Stellung Württembergs nicht entging, versteht sich von selbst, und eine Folge der Verbindung Württembergs mit ihm war für dieses nebst der Königswürde des Herrschers auch der vollständige Besitz des ganzen Neckargebietes bis zu dessen Unterland und die Erweiterung des Staates über die Alb hinaus ins Donaugebiet bis zum Bodensee. Da seitdem Württemberg vier Fünftel des Neckarlandes besitzt, so kann man es vornehmlich als Neckarmacht bezeichnen, wie Bayern als Mainmacht hervorgehoben wurde.



Fig. 46. Stuttgart, vom Schiesshaus aus gesehen. *Aus Kapff, Landeskunde von Württemberg.*

Beide Staaten haben durch die Gebietserweiterungen eine andere Richtung für ihr Augenmerk bekommen. Während Bayern seinen Schwerpunkt von der Donau nach dem Main verlegt und sich dadurch dem Rhein und der Weser genähert hat, hat Württemberg, das früher durch den Neckar einzig auf die Verbindung mit dem Norden angewiesen war, jetzt Veranlassung, die südlichen Angelegenheiten mehr ins Auge zu fassen. Immerhin ist das Land so glücklich, dass es für alle Bedürfnisse in seinem eigenen Gebiete reichlich versorgt ist und deshalb weniger als andere Landschaften zum Verkehre mit aussen genötigt ist. Dieser Abschluss scheint auch auf die Bewohner eingewirkt zu haben. Sie sind in sich gekehrt bei aller Freundlichkeit, in sich gefestigt und stellen, da auch die Bildung seit alters auf hoher Stufe steht, einen sehr grossen Teil unserer besten Dichter und Denker: *Schiller, Uhland, Schwab, Kerner, Pfizer, Knapp, Mörike, Hauff, Hölderlin, Gerok* und *Kepler, Hegel, Schelling, Strauss* haben dem schwäbischen Namen Ehre gemacht. Aber mit diesem bis zum Grübeln ausartenden Wesen verbindet der Schwabe eine rührige Thätigkeit in allerlei Gewerbe und Industrie. Die von allen Seiten herabstürzenden Bäche lehrten ihn zuerst die Ausnutzung der Wasserkraft, dann entwickelte sich überall Gewerbe und Maschinenbau jeder Art. Die Zeiten, wo man den Schwaben als einen unpraktischen Träumer hänseln durfte, sind vorbei; er erfreut sich jetzt, wohin er nur kommt — und er kommt allerorten hin —, trotz seiner Stammeseigentümlichkeiten und trotz seines stolzen Stammesbewusstseins der allgemeinen Anerkennung.

Die Oberrheinische Tiefebene.

Die Oberrheinische Tiefebene ist ein in grossartigen Verhältnissen einfaches, leicht übersichtliches Oberflächengebilde, ein allmählich absinkender Flachlandbusen mitten im Hochlande, dessen Südende bei Basel 240 m, dessen Mitte bei Strassburg 140 m, und dessen Nordende bei Bingen 70 m über dem Meere liegt. Sie hat eine Fläche von 11000 qkm, eine westöstliche Breite von 22 bis höchstens 55 km und zieht sich von Süd nach Nord fast 300 km weit hin. In der Urzeit ist sie abgesunken (vgl. S. 194) und dann von einem langen See zwischen den Abhängen der Bergkämme über

flutet gewesen, bis der Rhein sich über das Schiefergebirge von Bingen nach Coblenz gewälzt und den tiefen Thalweg durch die Felsen gefressen hat.

Die Gebirge zu beiden Seiten, die gleichsam als Grabenrand die vom Rhein durchströmte Ebene einfassen, steigen sogleich im Süden hoch empor — der Rest eines uralten Gebirges —, sinken gegen die Mitte und erstreben dann weiter nördlich wieder eine grössere Höhe, die jedoch den südlichen Abschnitten bei weitem nicht gleichkommt. Überall aber, wie verschieden auch in den einzelnen Teilen ihre Erhebung ist, stehen beide Gebirge in einem merkwürdigen Parallelismus zu einander, denn sie waren ja, bevor die Rheinebene einbrach, ein zusammenhängendes Gebirge und sind nach Osten bezw. nach Westen staffelförmig abgesunken. Sie gleichen einander in ihrer keilförmigen Gestalt, deren Spitze nach Norden gerichtet ist; Schwarzwald und Wasgenwald wenden der eingeschlossenen Ebene ihre steilen, schroffen Wände und ihre erhabensten Gipfel zu, während die vom Rheinstrom abgewendeten Gehänge sanft absinken und allmählich in Hochflächen übergehen, auf der Ostseite in das Schwäbische und auf der Westseite in das Lothringische Stufenland; beide bestehen in ihrer südlichen Hälfte aus Granit und Gneis, von Porphyr durchsetzt, während rheinabwärts der Buntsandstein dem Granit auflagert und auch an manchen Stellen noch Jura und Tertiär erhalten geblieben ist (vgl. die Skizze S. 195).

Der Schwarzwald, dem grössten Teile nach die *Silva Marciana,* im Süden die *Silva Abnoba* der Römer, im Mittelalter wegen der dunkeln Tannen als *Silva Nigra* bezeichnet, gehört besonders in seiner südlichen Hälfte sowohl durch seine Gesamterhebung und die Mächtigkeit seiner Rücken, als auch durch die Höhe seiner Gipfel zu den stattlichsten deutschen Mittelgebirgen, unter denen er nur durch das Riesengebirge übertroffen wird. Die Gipfel — unter ihnen erreicht der Feldberg fast 1500 m — ragen nicht als freie Felsenspitzen empor, sondern wölben sich zu abgerundeten Kuppen, entsprechend der Neigung des Granits zu dieser Form, vielleicht teilweise auch, weil die eiszeitlichen Gletscher die Berge zu Rundhöckern abgeschliffen haben, und schliesslich auch wegen des hohen Alters dieser Gebirgsmasse (vgl. S. 53 und 137). Mit dichten, düsteren Nadelholzwaldungen sind die mittelhohen Rücken und oberen Lehnen bedeckt, während die unteren, dem Rheinthale zugewandten Abhänge



Fig. 47. Aus dem Schwarzwalde, in der Nähe von Villingen. *G. B. II, 30 A.*

im Schmuck herrlicher Weinberge, Obstgärten und üppiger Laubwaldungen prangen.

Gegenwärtig sind die, wenn auch früher schon durch treffliche Kunststrassen untereinander verbundenen, aber immerhin gewissermassen abgeschlossenen Thäler durch die im Jahre 1873 eröffnete Schwarzwaldbahn (von Offenburg über Triberg nach Singen), die so recht das Herz des Gebirges durchschneidet, dem Fremdenverkehr eröffnet. Diese Bahn, unstreitig die grossartigste Gebirgsbahn des Deutschen Reiches, durchbricht auf kühn angelegten Brücken und Viadukten in 38 Tunneln die Bergketten und gewährt durch ihre vielverschlungenen Krümmungen in rascher Aufeinanderfolge stets neue überraschende Blicke auf die bewaldeten Höhen und in die von einer gewerbthätigen Bevölkerung bewohnten Thalgründe. In neuester Zeit überschreitet auch im oberen schönen Kinzigthale eine Bahn das Gebirge und mündet bei Freudenstadt, und noch an mehreren anderen Stellen dringt der Verkehr mit Dampfkraft weit in die herrlichen Thäler ein, um schönen Punkten wie der Hornisgrinde oder dem sagenberühmten Mummelsee näher zu kommen.

In diesen Waldungen nun findet die Bevölkerung, die der Schwarzwald fast nur durch die Erzeugnisse seiner Oberfläche nährt, seit langer Zeit ihren ergiebigsten Nahrungszweig. Indem sie die wilden Gebirgsbäche, die durch die meist engen und tief eingeschnittenen Thäler der anliegenden Ebene zurauschen, durch Einrichtung von Stauwehren anschwellt, gelingt es ihr, die riesenhohen Kiefern, Fichten und Weisstannen in den Rhein zu flössen; auf diesem schwimmen sie häufig bis in die Niederlande, deren unerschöpfliches Holzlager seit Jahrhunderten der Schwarzwald ist. Solche Holzstämme, die daher auch Holländer genannt werden, haben bisweilen eine Länge von 25 bis 30 m. Der Erlös daraus setzt die Bewohner in den Stand, das für ihre Nahrung erforderliche Getreide zu erwerben, das besonders in dem südlichen Teile der karge Gebirgsboden verweigert.

Auch verschaffen mancherlei Erzgänge, das Kohlen des Holzes, das Teerschwelen und Harzreissen Beschäftigung und Unterhalt, und Schwarzwälder Holzschnitzereien, Strohhüte, vorzüglich Uhren sind durch ganz Deutschland, ja weit darüber hinaus bekannt; es sind „kleine Gewerbszweige, wie sie sich fast in allen Gebirgen finden, nicht so wichtig als Nahrungszweig wie als »Salz des Landes«,

als Beschäftigung für die kunstreichsten, aufgewecktesten Söhne des Gebirges, die auf solche Weise der Heimat erhalten werden". (*Mendelssohn.*) Und wer will bestimmen, wieviel Sinn für Zeitwert und Ordnung diese Schwarzwälder Uhren unter die Leute brachten, selbst unter Russen, Türken und Amerikaner?

Aus den ursprünglich hölzernen Wag- oder Unruh-Uhren entwickelte sich bereits vor 1740 die Pendeluhr und wenige Jahre später die Schlaguhr, bis endlich die Uhrenfabrikation seit der Mitte unseres Jahrhunderts, gefördert durch tüchtige Gewerbeschulen und die mit ihnen in Verbindung stehenden Gewerbevereine, einen ganz ungeahnten Aufschwung nahm. Die innere Einrichtung der Uhr, vom Räder- und Schlagwerke bis zum Zifferblatte, die sämtlich an Ort und Stelle angefertigt werden, erreichte die höchste Vervollkommnung; ausserdem hat der erfinderische Sinn der Schwarzwälder es verstanden, den Uhrenkästen durch saubere Schnitzarbeiten ein ansprechendes Aussehen zu geben und durch bewegliche Figuren (Kuckucks- und Wachtel-Uhren) allgemeine Beliebtheit zu verschaffen. Dazu kommt in neuerer Zeit die Fabrikation von Musikwerken, vorzugsweise in Furtwangen und Kirnach. Gegenwärtig hat die rasche Zunahme des Absatzes der Schwarzwälder Uhren zu einem fabrikmässigen Betriebe geführt, der bereits seit längerer Zeit in Villingen, Neustadt und Triberg herrschte, während daneben die Hausindustrie besonders im westlichen Teile des Gebirges in alter Weise fortbesteht. Im ganzen finden etwa 14000 Menschen in den Amtsbezirken Triberg, Villingen, Neustadt, Waldkirch und Freiburg ihren Unterhalt durch die Uhrenfabrikation. Seit dem Jahre 1797, wo etwa 75000 Stück Uhren verfertigt wurden, steigerte sich bis zum Jahre 1873 die Fabrikation auf zwei Millionen Stück.

Der Zusammenhang der Schwarzwälder, die kurzweg „die Wälder" oder die „Leute des Waldes" genannt werden, mit der Eigentümlichkeit ihrer Heimat ist in Hinsicht ihres Charakters unverkennbar. Naturwüchsig wie ihre Berge sind sie im allgemeinen felsenfest in Gesinnung und Wort, ohne Verstellung und berückende Schlauheit, die in ihrer Brust keine wohnliche Stätte finden. „Gradaus" ist ihre Losung. Biedere, herzliche Leute, von ungeschminkter Zutraulichkeit und liebenswürdiger Gemütlichkeit; bei allen Träumen einer reichen Einbildungskraft, die, wie überall in den Waldgebieten, die Felsen, Büsche, Sümpfe und Seen des Berglandes mit guten und

bösen Kobolden bevölkert, doch aufgeweckten Sinnes für die Geschäfte der Wirklichkeit und für ein tüchtiges, praktisches Zugreifen — lauter Eigenschaften, die ihr markiger Körper noch verstärkt; denn sie erfreuen sich bei genügsamem Leben eines kräftigen Gliederbaues, gesunden Aussehens und ausdauernder Gesundheit.

Das Gebirge hört jenseits der Murg auf, den Namen Schwarzwald zu führen, und seine Fortsetzung nördlich von Durlach und Pforzheim hat nur vom Rheinthal aus, nach dem sie in ziemlich gerader Linie steil abfällt, ein gebirgsartiges Ansehen. Diese unter dem Namen des Kraichgaues bekannte Einsenkung zieht sich auf 50 km als ein niedriges, flachwelliges und angebautes Hügelland von nur 400 m mittlerer Höhe bis zu dem Durchbruche des Neckar, zum grössten Teil aus Muschelkalk bestehend. Jenseits des Neckar erhebt sich der uns schon bekannte Odenwald (S. 240), der wieder grösstenteils die Massen des Urgesteins zeigt. Über die mittlere Höhe von 450 m steigen mehrere im Verhältnis zur Niedrigkeit des Gebirges kühn geformte Gipfel empor, unter ihnen besonders der Melibocus oder Malchen (515 m) am Westrande und der Katzenbuckel (626 m). Den Osten des Gebirges bildet Buntsandstein, im Westen tritt Granit nebst anderen alten Gesteinen zu Tage und fällt ziemlich schroff ins Rheinthal, zur vielbesuchten, von zahlreichen Ruinen überragten Bergstrasse ab, an der jetzt die Main-Neckar-Bahn entlang führt (vgl. die Bilder S. 276 und 278).

Auch die Hauptmasse des Wasgenwaldes (*Mons Vosegus* der Römer, *les Vosges* der Franzosen) liegt im Süden. Auf französischem Gebiete bei der Burgunder Pforte (*trouée de Belfort*), die den Jura vom Wasgenwalde scheidet, beginnt sein Kamm mit dem Elsässer Belchen (1245 m) und zieht sich, von der deutsch-französischen Grenze begleitet, nordwärts bis zum Donon (1009 m) in einer Länge von 100 und einer Breite von 50 km. Während der Hochwasgenwald sich in seinem westlichen Abfall als ein wildes, seenreiches Waldgebirge darstellt, das längs der Mosel und Meurthe allmählich in das Lothringer Stufenland übergeht, kehrt er ebenso wie der Schwarzwald seinen steilen Abfall dem Rheinthale zu, in dessen Einschnitten sich wiesen- und quellenreiche Thalgründe bergaufwärts ziehen, von einer gewerbthätigen Einwohnerschaft bevölkert. Auch der Wasgenwald trägt mächtige abgerundete, Kugelkappen ähnliche Kuppen auf seinem Rücken, den Kratzen, Trumenkopf, Winterung, Hoheneck u. a., die,

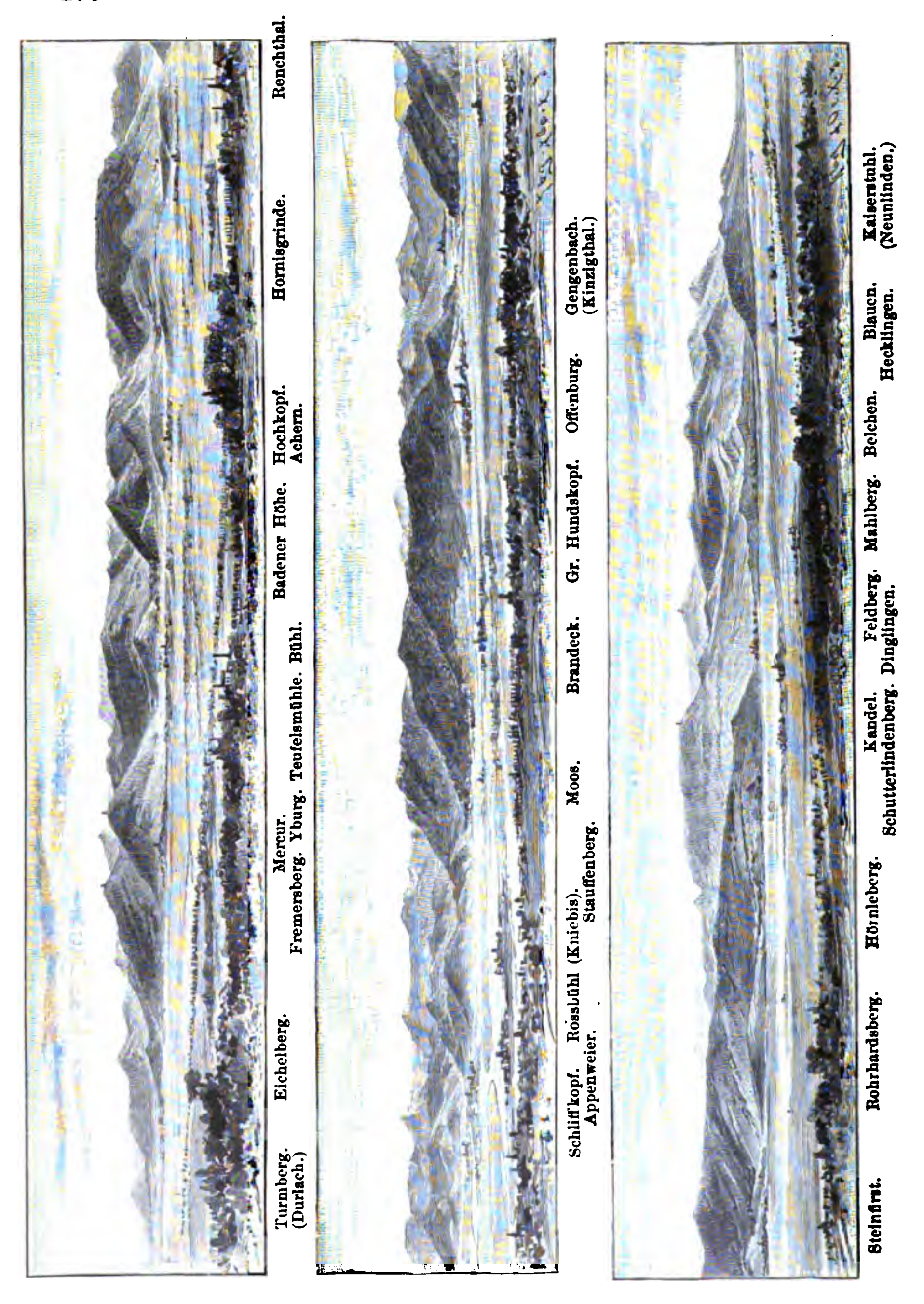


Fig. 48. Ansicht des Schwarzwaldes vom Turmberg bei Durlach bis zum Blauen.
(Nach Nacher.) Aus Neumann, Landeskunde des Grossherzogtums Baden.

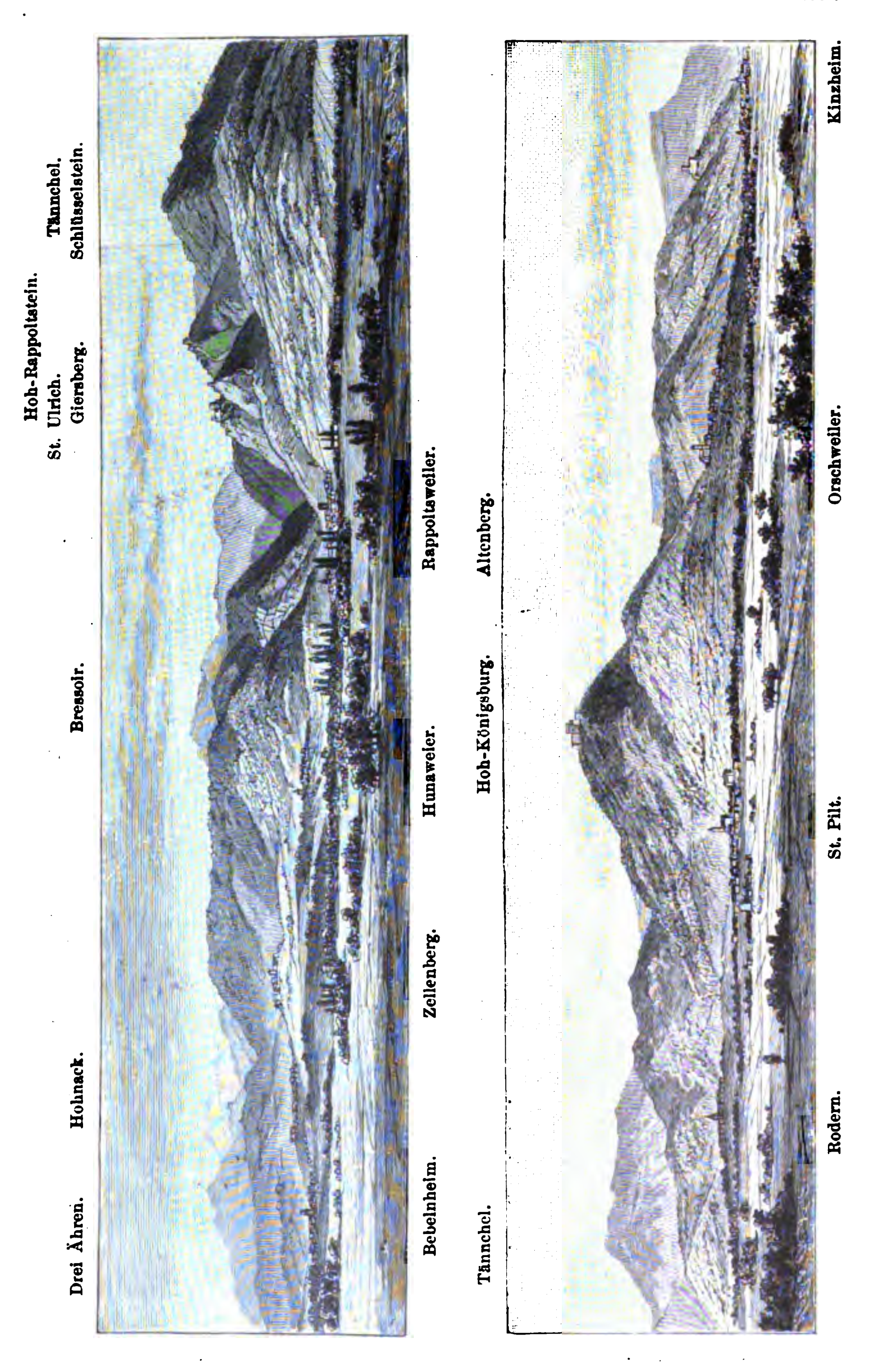


Fig. 49. Ansicht des Wasgenwaldes von Bebelnheim bis Kinzheim.
Aus Rudolph, Heimatkunde des Reichslandes Elsass-Lothringen.

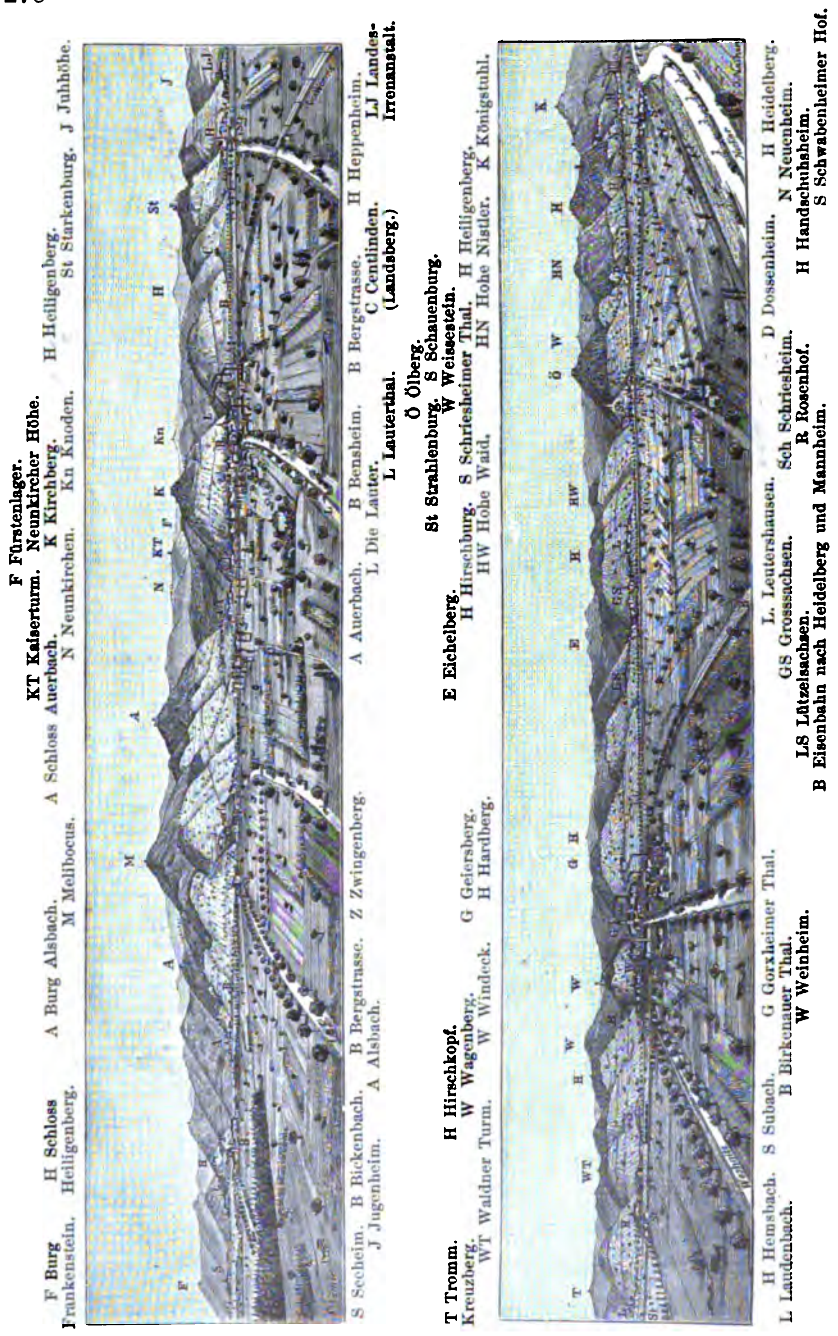


Fig. 50. Ansicht der Bergstrasse von Darmstadt bis Heidelberg.
Aus Neumann, Landeskunde des Grossherzogtums Baden.

wie im Schwarzwalde, mit dichten Nadelholzforsten bedeckt, und deren obere Thalanfänge ebenso wie dort bisweilen mit kleinen Bergseen oder Torfmooren gefüllt sind. Am Ostrande erheben sich ebenfalls hohe Bergkuppen, von denen der Sulzer Belchen mit 1426 m der höchste ist. Auf das Urgestein legen sich ringsum devonische und karbonische Ablagerungen, die vom Breuschthale an vorherrschend werden, bis schliesslich dem Kraichgau gegenüber eine Buntsandsteinmulde auftritt, über welche bei Zabern eine Strasse, eine Eisenbahn und der Rhein-Marne-Kanal die Verbindung mit Lothringen herstellt.

Jenseits der Zaberner Steige zeigt die Haardt (*Hardt, Hart*) wieder mehr Höhe und Gebirgscharakter. Ihre ansehnlichsten Höhen liegen nahe ihrem zerklüfteten, steilen Ostrande, dessen Bergreihe sich als eine stattliche Gebirgswand darstellt, den hinteren Hauptkamm überragt und als besonders in der Mitte festgeschlossener Bergwall erscheint. Während das Gebirge im Inneren durch zahlreiche Thäler vielfach gespalten ist, durchbricht den Rand nur ein einziges Hauptthal, das des Speyerbaches. Die Haardt, deren Sandsteinfläche in 300 bis 450 m Meereshöhe liegt und nur im Eschkopf auf 610, im Kalmit auf 680 m ansteigt, durchzieht die Pfalz ziemlich in der Mitte von Süd nach Nord und giebt ihr eine östliche und westliche Abdachung. Von ihnen geht die sanftere westliche in das hochwellenförmige Westrich und dann durch die Muschelkalkstufe in den Keuper von



Fig. 51. Ansicht des Haardt-Gebirges von Neustadt bis Grünstadt. *Bildersch. S. 22.*

Lothringen über; die östliche fällt jäh in die Rheinebene ab und bildet mit dieser die Vorderpfalz. Sie enthält am Fusse der Berge das herrliche Weinland der Pfalz, auf welches in vollem Masse das passt, was für die Oberrheinische Ebene überhaupt gilt. Beide Abdachungen sind voll landschaftlicher, ethnographischer und geschichtlicher Gegensätze; es giebt nicht viele Landstriche in Deutschland, wo auf so kleinem Raume so wenig Einheitlichkeit und Massenhaftigkeit, wo in der geologischen Natur und im Anbau des Bodens, ferner in der Mischung von Stammeseigentümlichkeiten, in geschichtlichen Überlieferungen, in Brauch und Lebensweise, in Konfession und Weltanschauung so scharfe Gegensätze sich so schroff nebeneinander darböten.

Die Haardt fällt gegen Norden zu dem sumpfreichen Landstuhler Bruch (Kaiserslauter Einsenkung) ab, durch den die alte Strasse von Worms nach Lothringen, heute die Eisenbahn von Mainz nach Saarbrücken läuft. Nach dieser Einsenkung jedoch steigt, dem Odenwalde gegenüber, aufs neue ein niedriges, aus karbonischen Ablagerungen mit Porphyr- und Melaphyrdurchbrüchen bestehendes Bergland auf, das besonders durch seinen Reichtum an Steinkohlenlagern ausgezeichnet ist. Am höchsten unter seinen unzusammenhängenden Berghaufen ragt der Donnersberg, der in dem sogenannten Königstuhle 687 m erreicht. Da seine gewaltige Porphyrmasse die umliegenden Bergflächen um 250 bis 300 m, die tief eingeschnittenen Thalsohlen um fast 500 m überragt, so erklärt sich daraus der Eindruck eines sehr bedeutenden Berges, den er in der Rheinebene weithin macht. In einem Teile des sich unmittelbar anreihenden Landes finden wir eine wildromantische Gebirgslandschaft mit stillen, tiefen, von mächtigen Felsen umschlossenen Thälern, mit lieblichen Gründen und dunkeln Wäldern. Wir stehen hier in einem poetischen Lande, wo uns in finsteren Bergschächten, in wüsten Trümmern stolzer Schlösser, die malerisch seinen Gürtel schmücken, und in den ruhigen Thälern oft der Geist der Sage begegnet.

Um diese nächsten Umgebungen ist das fruchtbare Hügelland des Alzeier Gaues gelagert und erstreckt sich nördlich bis zum Rhein hin. An ihm vorüber und durch diesen Strich kommt die berühmte alte Kaiserstrasse; sie nimmt bei Kaiserslautern, jenem wichtigen Orte im Herzen der Pfalz, wo einsichtsvolle Feldherren ihre Entscheidungsschlachten geschlagen haben, die alten Heerstrassen

des Neustädter und Dürkheimer Thales auf und verbindet neben der Eisenbahn Lothringen mit dem Stammlande.

Bei der Pfalz ganz besonders gestattet die Beschaffenheit des Landes einen begründeten Rückschluss auf dessen Bewohner, so dass ihre Art und ihr Wesen gleichsam nur der vergeistigte Ausdruck der Landesnatur sind. In der lustigen, heiteren, reichen Pfalz finden wir meistens nur heitere, fröhliche, reichbegabte Menschen. Ausgerüstet mit einem schlanken, geraden, von Kraft, aber noch mehr von Gewandtheit zeugenden Körper, zeichnet sich dieser rheinfränkische Schlag der Pfälzer nicht minder geistig durch Erregbarkeit, Rührigkeit, Geweckheit und ausdauernde Thätigkeit aus. Auch fehlt es ihm, trotz aller Stürme der Vergangenheit und der Gegenwart, die er zu bestehen gehabt, keineswegs an einer gewissen Tüchtigkeit der Gesinnung und an einer festen Selbständigkeit. Freilich geht die Stärke seines Selbstgefühls oft über das für Bescheidenheit zulässige Mass hinaus; seine an und für sich nicht tadelnswerte Mundfertigkeit nimmt wohl auch den Mund zu voll und breitet sich in das sogenannte „grosse Maul“ aus, das über alles herfällt, alles besser weiss und alles besser macht. Ebenso ist der leicht erregbare Sinn des Volkes vor Überstürzungen nicht sicher und fällt dann wohl, wenn es zum Bewusstsein kommt, nicht selten in die ganz entgegengesetzte Bahn.

So spiegelt sich in diesen allgemeinen Zügen, bei denen wir natürlich eine Menge Ausnahmen an den einzelnen Menschen und einzelnen Landesteilen hier ausser acht lassen, recht kenntlich das Land ab. Wie in der Sinnesart der Bewohner, so auch hier entsprechende Gegensätze: auf der einen Seite die herrlich prangende, wein- und fruchtreiche Vorderpfalz in ihrer glanzvollen landschaftlichen Schönheit, auf der anderen das rauhere, hügelige Westrich mit seinen stillen Thälern und waldigen Bergen, deren Tiefen erzene Schätze bergen.

Innerhalb dieser auf beiden Seiten einschliessenden Gebirgszüge und Gebirgslandschaften erstreckt sich die Rheinebene, die wir, obwohl sie am Mittelrhein liegt, doch im Gegensatze zu der niederrheinischen die oberrheinische nennen. Die fast wagerechte Fläche des breiten und wenige hundert Fuss über dem Meeresspiegel befindlichen Thalgrundes wird nur einmal, im Süden, durch das kleine (etwa 1100 qkm), ganz vereinzelt liegende Massengebirge des Kaiser-

stuhls sehr merklich unterbrochen. Wie ein inselartiger Lustpark baut er sich mit seinen 40 bis 50 malerischen Basalt- und Doleritkuppen auf, deren höchster Punkt, der Totenkopf, bis 557 m ansteigt, und gewährt eine weite, hohen Genuss bietende Aussicht über die reiche, offene Landschaft.

Fast überall ist die Rheinebene mit mildem Klima, in dem bei weitem grössten Teile mit fruchtbarem Boden gesegnet; insbesondere aber ist reich damit beschenkt der Fuss der. Berge, an dem eine Reihe blühender Städte und stattlicher oder freundlicher Dörfer und die belebteren Strassen sich hinziehen. Wer hier einmal zwischen den herrlichen Obsthainen und Weinpflanzungen umhergewandelt ist, die in üppigster Fülle miteinander wechseln, und den Blick über diese nächsten Umgebungen erhoben hat zu dem alten Burggemäuer, das, wie die Burgruinen Südtirols, epheuumkränzt und oft zwischen edlen Kastanien- und Walnussbäumen hervor- und herabschaut und mit jenen Städten uns daran erinnert, dass auch ehemals an den Berglehnen das Hauptleben des Landes sich bewegt hat; wer zugleich den vollen landschaftlichen Zauber jener Thalbuchten genossen hat, aus denen Flüsse und Bäche vom Gebirge in die weite Rheinebene hervorbrechen, — der wird diesen Gegenden das Lob nicht vorenthalten, dass sie zu den durch Fruchtbarkeit gesegneten, aber auch zu den schönsten Gegenden unseres Vaterlandes gehören. In ihnen vereinigen sich Oberflächenform und fliessendes Wasser, Färbung des Gesteins und der Belaubung, Anbau und Verkehr, reichbewegtes Leben und ernst mahnende Erinnerung an frühere Geschlechter zu wohlthuender Verbindung.

Indes enthält die Oberrheinische Ebene auch einige minder ergiebige und angenehme Striche. Hier und dort stösst man auf sandige, zum Teil mit Kiefern und Fichtenwald bedeckte Striche von nicht geringer Ausdehnung, die den ödesten Strichen Norddeutschlands nicht nachstehen. Sie liegen gewöhnlich in der Nähe des Rhein und sind von ihm angeschwemmt.

Noch hat nämlich der Fluss die Heftigkeit nicht abgelegt, zu der ihn die Stromschnellen zwischen Schaffhausen und Rheinfelden und der Durchbruch durch die Felsen und Bergklüfte beim Eintritt in die Ebene aufregen; vielmehr strömt er hier zunächst bei starkem Falle mit grosser Raschheit und reisst dabei viel Geröll mit sich. Dann aber vermindert die ansehnliche Breite des Flussbettes seine Schnellig-

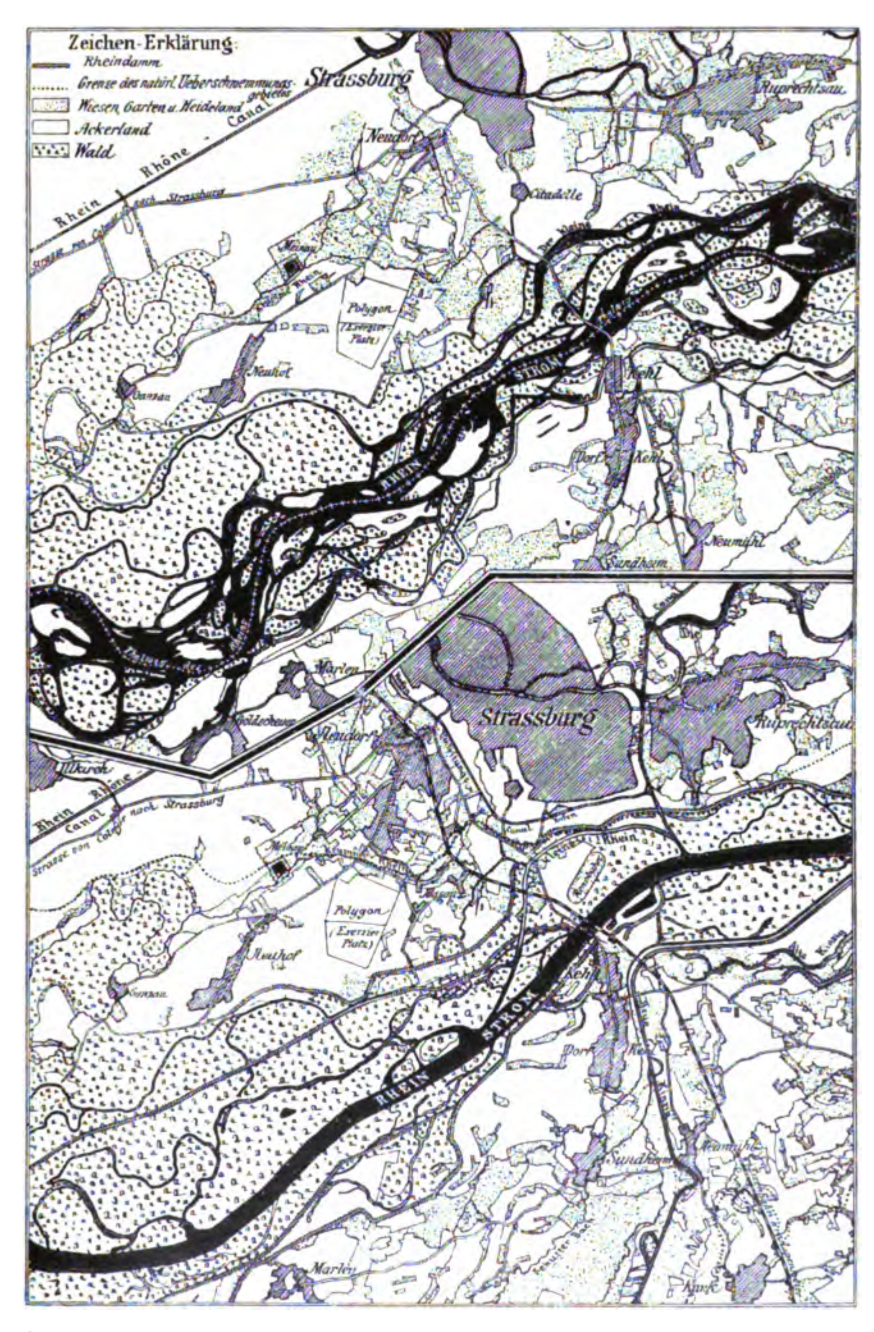


Fig. 52. Der Rheinlauf bei Strassburg vor der Korrektion im Jahre 1828 (oben) und nach der Korrektion im Jahre 1882 (unten). *(Nach Honsell.)*
Aus Rudolph, Heimatkunde des Reichslandes Elsass-Lothringen.

keit, das Geröll schiebt sich träger vorwärts und durch das stetige Fortrücken seiner Sand- und Kiesbetten wird er flacher. In viele Arme geteilt, von denen bald der eine, bald der andere das Hauptbett bildet, umschliesst er eine Menge Inseln und drängt unstet und ungezähmt bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Er ist noch ein grossartiges Wildwasser. Versumpfungen, Versandungen und Überschwemmungen der von den Flussarmen umschlossenen Inseln und der Uferstrecken veranlassten ausgedehnte Regulierungsarbeiten am Oberrhein. Durch Herstellung eines neuen Normalufers wurde der Strom in ein geschlossenes Rinnsal eingeengt, die Versandung der verlassenen Flussarme bewirkt, durch Deichbauten das Überschwemmungsgebiet entwässert, endlich durch Geradelegung des Stromlaufes zwischen Basel und der hessischen Grenze seine Länge um 85 km verkürzt. Den grossartigen Unterschied zwischen dem wilden Strom und einem für den Menschen umgestalteten Strombette zeigen unsere Kärtchen (vgl. S. 283).

Anders gestaltet sich die Beschaffenheit des Rhein weiter unten bei Strassburg, besonders aber unterhalb der Murg. Hier ist er bereits zu grösserer Ruhe gelangt und hält seine Gewässer mehr in einer Hauptader zusammen. Arme und Inseln bilden sich seltener; in sicherem Bette, zwischen geregelteren und anbaufähigeren Ufern, bei volleren Fluten, geringerem Falle erweckt er, durch Ill, Neckar und Main verstärkt, schon weit mehr den Eindruck eines in zuverlässiger Gleichmässigkeit dahinwogenden Stromes.

Je nach der Verschiedenheit seines Laufes und seiner Uferstriche hat der Rhein auch die Geschicke und Gebilde der Menschenwelt gestalten oder veranlassen helfen.

In dem oberen Teile, besonders auf der an 125 km langen Strecke von Basel bis Kehl bereitete er wegen seines starken Gefälles (1 : 1600 bis 1 : 1000) stets der Schiffahrt allzugrosse Schwierigkeiten, als dass sie sich hätte zu vollem Leben entwickeln können. Es findet hier fast nur Thalfahrt statt, während die Bergfahrt meist durch den Rhein-Rhone- und den Hüninger Kanal vermittelt wird. Daher bestand seit alten Zeiten lebhafter Landverkehr für den Warentransport im elsässischen Sundgau auf der Strasse von Strassburg über Kolmar und Mülhausen nach Basel. Von Strassburg ab trägt er schon grössere Lasten, und zumal die Bergfahrt wird allmählich um vieles leichter; von hier beginnt eigentlich erst die

Schiffbarkeit und Schiffahrt. Im oberen Teile lohnen seine sandigen oder sumpfigen Ufer nicht immer den Anbau; er bildet mit ihnen eine Art Wüstenstreifen, der die Überbrückung und Besiedlung hindert und Völker und Staaten der beiden Beckenhälften trennt oder doch getrennt hat. Als ein bequemer und breiter Grenzgraben wurde er lange Zeit von den Römern gegen die Germanen festgehalten, ja Kaiser Augustus erachtete die militärisch-politische Wichtigkeit des linken Ufers für so gross, dass er diese Grenzprovinz in seine eigene Verwaltung nahm und ihre Obhut stets nur Mitgliedern seines Hauses anvertraute. In früheren Jahrhunderten von den Franzosen unablässig als Grenze erstrebt, ist er nach der Wegnahme von Elsass und Lothringen wirklich die Scheidelinie zwischen Frankreich und Deutschland gewesen, später aber, seitdem Deutschland seine alten Anrechte auf das linke Ufer in blutigem Kampfe zurückerobert hat, von Basel bis zu seinem Eintritt in Holland wiederum ein deutscher Strom geworden.

Von den vier Städtereihen im Rheinbecken — zwei dicht am Rheinufer und zwei längs der Bergstrassen am Fusse der Gebirge — enthalten die Uferreihen im oberen Teile wenige und meist unbedeutende Orte. Hier ist ausser Hüningen nur Alt-Breisach am Kaiserstuhl zu nennen, in alten Zeiten Festung, der „Schlüssel des Deutschen Reiches", der die breit und bequem ins französische Rhonethal hinabführende Burgundische Pforte verwahren sollte; jetzt hat es dieses Amt an Neubreisach abgegeben.

Eine grössere Zahl ansehnlicher Städte aus älterer und neuerer Zeit liegt mehr am Fusse der Gebirge. Unter ihnen seien erwähnt auf der Ostseite: Freiburg im Breisgau, in der Mitte eines durch Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Busens der Rheinebene, den anmutige Berge umschliessen, am Ausgange des Dreisamthales, das durch die malerisch zerklüfteten Felswände des Höllenthales in das Thal der Wutach und weiterhin zur Donau führt; zur Vermittlung des Donau- und Rheinverkehrs ist der Hauptort des ehemaligen Breisgaues sehr vorteilhaft gelegen; jetzt ist es Sitz eines Erzbischofs und besuchte Universität, der wichtigste Ort im südlichen Teile des Grossherzogtums Baden, mit mehr als 50000 Einwohnern; — Baden-Baden mit uralten Überlieferungen, von frühzeitiger Bedeutung durch die Entdeckung seiner kräftigen Heilquellen und als eine Station (*Aurelia Aquensis*) an der grossen Römerstrasse vom

Rhein zum mittleren Neckar, wird wegen der Anmut seines üppigen Thals hauptsächlich viel von Fremden besucht; die herrlichen Eichen, Buchen und Ulmen, die dunkeln Tannenberge, die gewaltigen Felsmassen geben ein prachtvolles Landschaftsbild, auf das die Trümmer des badischen Stammschlosses schwermütig niederschauen; — Rastatt, früher als Festung berufen, die Rheinebene an der Stelle zu sperren, wo das Gebirge dem Rhein am nächsten tritt; — Karlsruhe, im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den Willen eines originelle Einsamkeit liebenden Fürsten ins Dasein gerufen, als Industriestadt emporgekommen und durch eine Technische Hochschule und eine Malerakademie eine Pflegestätte für Kunst und Wissenschaft. — Auf der Westseite, wo die Ill die Richtung der Städtereihe bestimmen half, die ehemalige freie Reichsstadt Mülhausen, einst in Blüte durch den Verkehr auf der alten Handelsstrasse, die sich von Besançon in Burgund nach dem Rhein hinzog und somit die Handelsstädte an der Rhone und dem Mittelmeere mit den rheinischen Märkten Mainz und Köln verknüpfte; jetzt durch ihre Textilindustrie eine Hauptfabrikstadt mit fast 90 000 Einwohnern; — ferner die alte freie Reichsstadt Kolmar, jetzt die Hauptstadt von Oberelsass und berühmt durch ihre Baumwollspinnereien und mechanischen Werkstätten, und schliesslich die gleichfalls ehemalige Reichsstadt Schlettstadt.

Weiter unten, wo der Rhein nicht mehr so wild ist, erheben sich altberühmte oder jetzt wichtige Städte nahe am Ufer. Schon Strassburg, dem wir ebenso wie Basel, Frankfurt und Mainz wegen seiner wichtigen Lage später unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, neigt sich ihm zu; weiterhin finden wir in der Nähe des Stromes die Festung Germersheim mit ihrem den Rheinübergang schützenden Brückenkopfe, jetzt Waffenplatz zweiter Linie hinter Metz und Strassburg; mehr zurückgelegen die ehemalige Bundesfestung Landau; — das hochberühmte Speyer, eine der ältesten Städte Deutschlands, als ein Hauptort der Nemeter (bei den Römern *Augusta Nemetum*) schon zu Cäsars Zeiten gekannt; im Mittelalter mit Worms Wiege des deutschen Bürgertums und Stammsitz der Fürsten aus den rheinfränkischen Konradinern, eine blühende freie Reichsstadt; „die Totenstadt des Reichs“ ziert der erhabene Kaiserdom, klassisch durch die alte deutsche Kunst, von der er mit seiner edlen Einfachheit, Grossartigkeit und dem innigen Gleichmasse der Formen Zeugnis



Fig. 53. Der Dom zu Speyer.

giebt, klassisch durch die Geschicke des Vaterlandes, die dort auf acht Kaisergräbern verzeichnet sind, klassisch durch die neue deutsche Kunst, durch die er unter der Fürsorge des kunstliebenden Königs Ludwigs I. von Bayern eine der prächtigsten Kirchen geworden ist, geschichtlich zu den wichtigsten Baudenkmälern, an Grösse zu den erhabensten Domen Deutschlands gehörend; — ferner Worms, in der Mitte des einstmals vielgepriesenen Wonnegaues oder Wormsfeldes gelegen, von gleichem Alter und gleichem Ruhme wie Speyer; zur Römerzeit von germanischen Vangionen, dann von Burgundionen besetzt; im Mittelalter die Stadt der alten deutschen Heldensage, die aus ihrer Vorzeit vom Dufte der Dichtung umhaucht ist wie keine der übrigen Rheinstädte, die Stadt des Nibelungenliedes und dés Rosengartens:

„Ein stat lit an dem Rine, diu ist so wünnesam,
unt is geheizen Wormeze; sie weiz noch maneg man.“

(*Rosengarte* v. 10 f.)

Einst Herrschersitz ostfränkischer Könige, Lieblingsaufenthalt vieler Kaiser und einflussreiche freie Stadt des Reichs; dann tief gebeugt, ja wie Speyer fast vernichtet durch die beispiellos rohe Verwüstungswut der französischen Heere gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts (nur die ehrwürdigen Dome beider Städte ragen noch aus der alten Zeit empor); in unseren Tagen aber geschmückt mit dem nach *Rietschels* Entwürfen ausgeführten grossartigen Denkmale deutscher Reformatoren, einem würdigen Erinnerungszeichen an *Luthers* heldenmütiges Auftreten auf dem Wormser Reichstage 1521.

Am rechten Rheinufer hat sich das moderne, in der regelmässigen Bauart fast amerikanische Mannheim zum Beherrscher eines weiten Hinterlandes emporgeschwungen, als Neckarmündungsstadt die Vermittlerin zwischen Neckar und Rheinland, als Anfangspunkt der Dampfschiffahrt ein wichtiger Umladeplatz, der erste Handelsort der oberen Rheinebene und mit 90000 Einwohnern der bevölkertste Ort des Grossherzogtums Baden; — die günstige Lage beweist das schnelle Aufblühen des gegenüberliegenden Ludwigshafen; — und wenige Stunden seitwärts am Ausgange des Neckarthales aus dem Gebirge die frühere Residenz der Pfalzgrafen bei Rhein, in reichster, üppigster Natur, in einer Gegend von ergreifendem, von grossem und zugleich anmutigem Charakter, Heidelberg, die „ländlich

schönste Stadt Deutschlands", die alle Reisenden bezaubert und die noch keiner verlassen hat ohne den Stachel der Sehnsucht, die *Scheffel* mit den Worten ausspricht: „Auch mir stehst du geschrieben ins Herz gleich einer Braut." „Die Lage der Stadt hat etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiss, was denkende Künstler von der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben". *(Goethe.)* Alles verbindet sich, um sie zu einer der angenehmsten und zugleich merkwürdigsten Städte zu machen: mit der herrlichen Gegend, die durch eine äusserst seltene Vereinigung von Berg, Wasser und Ebene bevorzugt ist, das milde Klima, das uns namentlich aus den Geländen der Weinrebe ringsum anhaucht, die Poesie des Studentenlebens, die sich trotz der durch den gewaltigen Zufluss von Fremden erfolgten Vergrösserung der Stadt an diesem alten Musensitze immer noch erhalten hat, endlich die prachtvollen Trümmer des Schlosses, vor der französischen Barbarei der schönste Fürstensitz Deutschlands, noch heute an Reichtum und Pracht der Architektur von keinem anderen erreicht, jetzt als Ruine die schönste, umfangreichste und fast am herrlichsten gelegene unter allen Burgtrümmern, noch immer ein Stolz Deutschlands, die deutsche Alhambra. Und oben im Grünen steht das Bild eines Wanderers, der einst alle die Herrlichkeit mit vollen Zügen eingesogen und mit frischem Liede in die Welt gesungen hat: *J. V. v. Scheffel* blickt hernieder auf Alt-Heidelberg, die feine.

Aus diesen Beispielen erhellt, dass das Hauptgewicht stromnaher Städte auf das l i n k e Ufer fällt. Kein Wunder, denn das linke Ufer ist höher, anmutiger, bewohnbarer. Es ist weit weniger Überschwemmungen und Versumpfungen ausgesetzt und leidet, da es im Wind- und Regenschatten des Wasgenwaldes liegt, weniger unter den kalten Rheinnebeln und Reiffrösten als das rechte, das bis fast an die Bergstrasse aus einer tieferen Niederung besteht und Wald-, Schilf- und Sumpfstriche des Stromes enthält, wohl auch im Rufe regnerischen Klimas steht. Daher erklärt sich, besonders in früheren Jahrhunderten, grössere Dichtigkeit der Bevölkerung, eine grössere Zahl von Städten, ein stärkerer Verkehr und ein volleres Leben am linken Ufer. Für den Landmann der rechten Seite ist die rheinbayrische heute noch der beneidete und gepriesene „Ü b e r r h e i n". Dass sich das Verhältnis heute zu Gunsten des rechten Ufers verschoben hat, liegt an



Fig. 54. Heidelberg. *Bildersch. S. 9.*

dem kräftigen Aufblühen neuer Städte wie Mannheim und Karlsruhe und an der Verlegung des Verkehrs auf diese Seite; denn während schon längst eine wichtige rechtsrheinische Verbindung zwischen Frankfurt und Basel bestand, konnte infolge der politischen Verhältnisse das linke Ufer erst in der neueren Zeit in den durchgehenden Eisenbahnverkehr gezogen werden.

Ein Abschnitt eigentümlicher Art liegt am unteren Ende der Rheinebene, die im Norden durch den hier mächtig ins Auge fallenden Taunus, auf dem linken Rheinufer durch den Hunsrück begrenzt wird; das Main- und Nahethal bilden hier den Schluss der Oberrheinischen Tiefebene. Von Osten her zieht der weite Thalbusen des unteren Main heran, und wo dieser bei einer Breite von 275 m seine braungelben Gewässer in den grünlichen Rhein ergiesst, nimmt der Hauptfluss selbst eine westliche Richtung, bis er an seinem herrlichen Felsenthore bei Bingen nordwärts in eine ganz andere Landschaft gezwungen wird. An derselben Stelle fliesst ihm die Nahe nach einem 120 km langen, mehrfach durch anziehende Felsenthäler sich hindurchwindenden Laufe zu und setzt die Ebene nach Westen bis Kreuznach, bis zur Porphyrnadel des Rheingrafensteins fort.

Ein überaus bevorzugter Landstrich! Man denke nur an die fruchtbaren Auen der Nidda und Wetter im Osten, an die offene, lachende Weinlandschaft der unteren Nahe im Westen, denen gleich fruchtbare, gegen den Donnersberg hin zu Hügeln sanft anschwellende Ebenen benachbart sind, an den Reichtum von vielbesuchten Heilquellen am Taunus (Wiesbaden, Soden, Homburg, Langenschwalbach, Schlangenbad, Nauheim u. a.) und endlich an die von diesem Gebirge gegen rauhes Klima geschützten, von zauberisch mildem Lufthauche berührten Gefilde am rechten Rheinufer, die der ganzen Wärme der Mittagssonne preisgegeben und von ihren Strahlen senkrecht getroffen werden, wo neben den üppigsten Saaten die edelsten Trauben gedeihen; über ihre lichten Fluren werfen die waldigen Häupter der den Gesichtskreis begrenzenden Berge ein gewisses feierliches Dunkel, aus dem ernst und hehr die *Germania* vom Niederwalde herniederschaut. Hier liegt das gelobte Land des heiteren Rheingaues, des „Rheins gestreckte Hügel, hochgesegnete Gebreiten, Auen, die den Fluss bespiegeln, weingeschmückte Landesweiten“ (*Goethe* im Motto zu einer Reise am Rhein), mit seinem lustigen, leicht erregbaren, eigenartigen Volksleben, das trotz der oft herben Prosa

der gegenwärtigen Überkultur in der Erwerbsweise immer noch durch den göttlichen Humor des Weins von dem Goldfaden der Poesie durchwebt ist.

„Seit tausend Jahren,“ bemerkt *W. H. Riehl,* dessen Heimat diese Gegenden sind, „ist das Rheingauer Leben gleichsam in Wein getränkt, es ist »weingrün« geworden wie die guten alten Fässer. Dies schafft ihm seine Eigenart. Denn es giebt vielerlei Weinland in Deutschland, aber keines, wo der Wein so eins und alles wäre wie im Rheingau. Hier zeigt sich's, wie »Land und Leute« zusammenhängen. Der Wein ist allerwege das Glaubensbekenntnis des Rheingauers. Wie man zu Cromwells Zeit in England die Royalisten an der Fleischpastete, die Papisten an der Rosinensuppe, den Atheisten am Roastbeef erkannte, so erkennt man seit unvordenklicher Zeit den Rheingauer an der Weinflasche. Man erzählt sich im Rheingau von Müttern, die ihren neugeborenen Kindern als erste Nahrung ein Löffelchen guten alten Weines einschütteten, um ihr Blut gleich in der Wiege zum rechten Pulsschlag der Heimat zu befeuern. Ein tüchtiger »Brenner«, wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich seine sieben Flaschen, wird steinalt dabei, ist sehr selten betrunken und höchstens durch eine rote Nase ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarspaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die übrigens doch gemeinhin mit verbundenen Augen durch die blosse Zunge noch nicht den roten Wein vom weissen unterscheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinversteigerung zur anderen bummeln, um sich an den Proben gratis satt zu trinken, finden sich wohl nirgends anders in so frischer Eigenart als im Rheingau. Alle diese Charakterköpfe, in ihren unzähligen Spielarten zu Gruppen von »Weinproben« und dergleichen zusammengefasst, scheinen, gleich den Matrosenkneipen bei den Holländern, ein stehendes Thema in unserer modernen Genremalerei werden zu wollen.“

„Das Zeitbuch des Rheingauers teilt sich nicht ab nach gewöhnlichen Kalenderjahren, sondern nach Weinjahren. Leider fällt die übliche Zeitrechnung, welche von einem ausgezeichneten Jahrgang zum anderen zählt, so ziemlich mit der griechischen nach Olympiaden zusammen.“

„Die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt mit ursprünglichen Worten, die auf den Weinbau zurückweisen. Man könnte ein

kleines Lexikon mit denselben füllen. Mehrere der landesüblichen schmückenden Beiwörter des Weins sind ein Gedicht aus dem Volksmunde, in ein einziges Wort zusammengedrängt. So sagt man gar schön von einem recht harmonisch edlen firnen Trank: »es ist Musik in dem Wein«; ein guter alter Wein ist ein »Chrisam«, ein geweihtes Salböl. Die »Blume«, das »Bouquet« des Weines sind aus ursprünglich örtlichen Ausdrücken bereits allgemein deutsche geworden. An solch prächtigem poetischem Wortschmuck für seinen Wein ist der Rheingauer so reich, wie der Araber an dichterischen Beiwörtern für sein edles Ross. Aber nicht minderen Überfluss hat des Rheingauers Wortschatz für den schlechten, aus der Art geschlagenen Wein, in denen sich der rheinische Humor gar lustig spiegelt.... Obgleich fast alle die früheren sozialen Charakterzüge des rheingauischen Volkes erloschen sind, so war doch ein einziger nicht zu vertilgen: der Rheingauer ist der Mann des deutschen Weinlandes, des Weinbaues und des Weintrinkens als solcher. Das ist die wunderbare natürliche Wahlverwandtschaft zwischen »Land und Leuten«, die durch keine politische Umwälzung zerstört werden kann."

„Der oberste Kanon der alten rheingauischen Landesrechte heisst: »Im Rheingau macht die Luft frei.« Dieses grosse Privileg des salischen freien Landstrichs hat längst seinen politischen Sinn verloren. Aber ein tiefer poetischer Sinn ist dem wunderlich klingenden mittelalterigen Rechtsgrundsatze geblieben. Die Luft ist es in der That, die das moderne, in den Banden einer ebenso unreifen als überreifen Civilisation gefangene rheingauische Volksleben einzig noch frei macht, die milde, hesperische Luft, in ganz Deutschland sondergleichen, welche die Traube des Steinbergs und Johannisbergs reift, damit der Wein wenigstens das arme Volk im reichsten Gau mit einem Strahl der Poesie verkläre und ihm das Köstlichste nicht ganz verloren sein lasse, was den einzelnen Menschen wie Volksgruppen und Nationen auszeichnet: eigenartige Persönlichkeit." —

Die geographische Stellung des Rheingaubeckens ist durch die von allen Seiten sich öffnenden Gebirgspforten bedingt. Ausser den Thalwegen des Rhein und der Nahe, des Neckar und Main sind noch zwei Völkerthore hervorzuheben. Im Nordosten ist zwischen dem Taunus und dem Vogelsberge die schöne und fruchtbare Wetterau, aus der die Flüsse Wetter, Nidda und Nidder herabkommen, ein Übergang zu dem Gebiete der Weser; und durch das Thal der Kinzig

nebst einigen anderen Thälern und niedrigen Einsattelungen zwischen dem Vogelsberge, dem Spessart und der Rhön wird in nordöstlicher Richtung eine Verbindung mit Thüringen und Sachsen angebahnt.

Diese Naturwege finden wir schon in sehr alten Zeiten bei kriegerischen und friedlichen Unternehmungen häufig betreten. Hier zogen bereits germanische Stämme der Wesergegenden, z. B. die Chatten, bei ihren Einfällen in die römische Rheinebene; hier zogen römische Feldherren mit ihren Legionen, besonders der für die Bezwingung Innergermaniens am ernstlichsten thätige Drusus in das mitteldeutsche Gebirgsland und bis an die Ufer der Elbe; und hier suchten die Römer durch Befestigungswerke ihre zahlreichen Niederlassungen am unteren Main zu schützen. Beide Bahnen erhielten später steigende Wichtigkeit und gehören in neuerer Zeit zu den wichtigsten Strassen Deutschlands. Die Richtung der einen ist heute durch die grosse Strasse und Eisenbahn von Strassburg und Frankfurt über Giessen und Marburg nach Kassel, Berlin und Hamburg, die Richtung der anderen durch die grosse Strasse und Eisenbahn von Frankfurt über Hanau, Gelnhausen, Fulda nach Eisenach und Leipzig bezeichnet. Welch wandelndes Leben, welche Warenzüge, welche Heeresmassen haben sich auf ihnen während der Kämpfe Deutschlands mit Frankreich in den Zeiten des ersten und dritten Napoleon bewegt!

Da nun, wo diese von der Natur vorgezeichneten, von den Menschen vervollkommneten Bahnen aus den Mittelgebirgen heraus in die offene, langgestreckte Rheinebene ihren Einlass finden, liegt an sanften Hügelgeländen und vor einer weiten, fruchtbaren Ebene Frankfurt am Main. Alle wandernden Völker, Heereszüge, Handelskarawanen, die zwischen dem Rhein und Mitteldeutschland verkehrten, betrachteten Frankfurt als einen willkommenen Zielpunkt.

Dazu tritt noch folgender Umstand. Etwas südlich von der Einmündung der grossen Leipzig-Eisenach-Frankfurter Strasse wälzt der Main seine Gewässer in die Ebene. Auf seinem ganzen unteren Laufe, der bei Aschaffenburg beginnt, treten keine natürlichen Hindernisse seiner Ausbreitung entgegen, und wo er sich zu sehr in die Breite dehnt und daher das Wasser seicht wird, sind Buhnen oder Krippen, d. h. Querdämme in den Fluss hineingebaut, um der Schifffahrt das ganze Jahr hindurch gutes Fahrwasser zu erhalten. Daher können bis Frankfurt die gewöhnlichen Rheinschiffe ohne Umladung

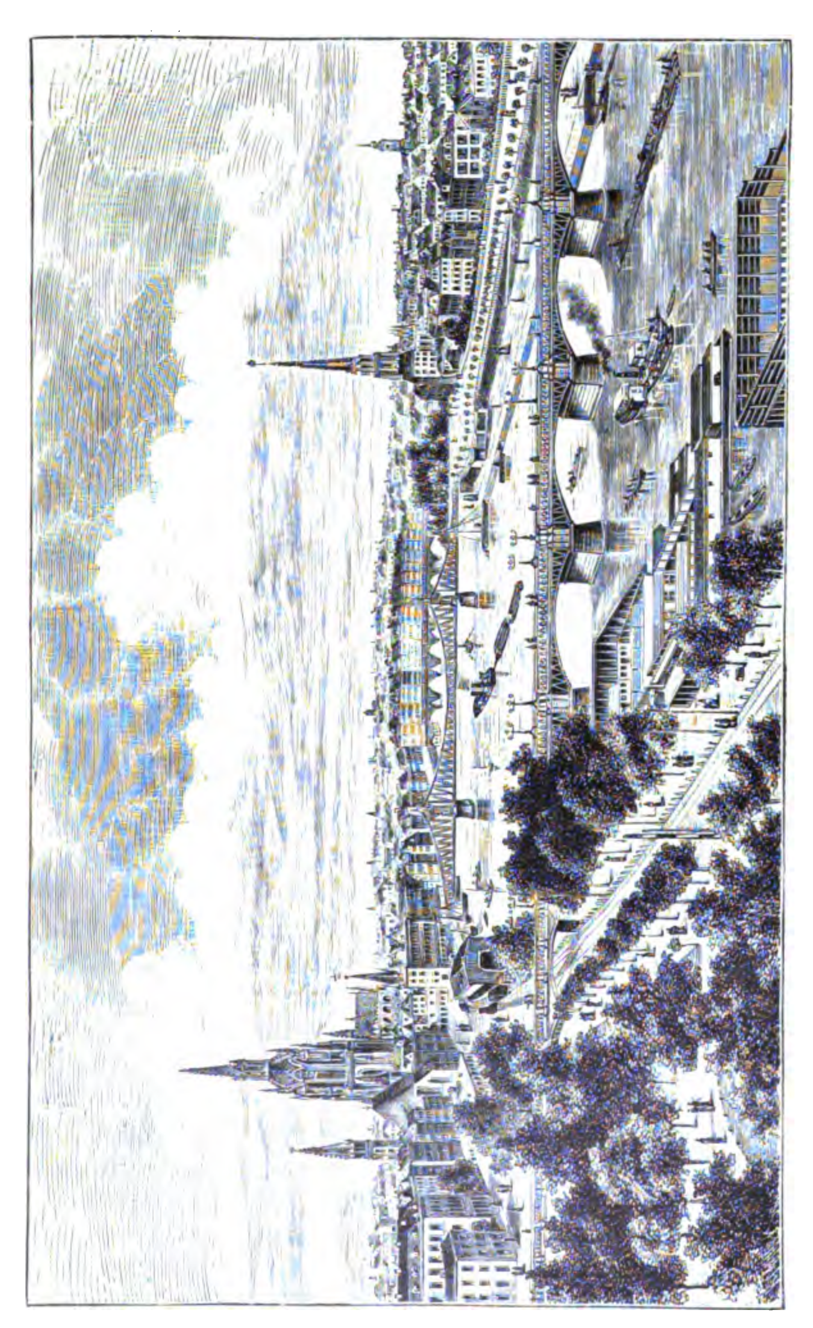


Fig. 55. Frankfurt am Main. *Aus Gild, Landeskunde der Provinz Hessen-Nassau.*

fahren, und Frankfurt ist dadurch der Mündung des Main, also dem Berührungspunkte desselben mit dem Rhein, in unmittelbare Nähe gerückt. An den Umladeplatz schlossen sich nun die beiden bei Hanau sich vereinigenden Mainuferbahnen und ferner die nach Homburg, Limburg, Wiesbaden und Darmstadt führenden Bahnen an.

Durch diese Kreuzung der Wasser- und Landstrassen von Main, Elbe, Weser, Ober- und Unterrhein wurde Frankfurt frühzeitig die Gunst zu teil, eine wichtige Vermittlerin zwischen dem Süden und Norden Deutschlands zu werden, wie quer durch Deutschland kaum ein anderer Platz zu finden ist. Dazu kommt, dass dieser Ort, fast in der Mitte des Rheinlaufes, ja des ganzen Rheingebietes liegend, durch eine solche Lage berufen war, ein Mittelpunkt des ganzen Rheingebiethandels zu werden. Erwägt man ferner, dass es in ganz Deutschland keine zweite Gegend giebt, in der zwei so schöne und grosse Flussebenen, wie das Rhein- und Mainbecken sind, ineinander greifen und so bedeutende Wasserläufe und Strassenzüge zu einander führen, so ist jene öfters ausgesprochene Behauptung, Deutschland habe nirgends anderswo einen natürlicheren Central- und Herzpunkt seines Lebens gehabt als bei Frankfurt, keineswegs ohne Grund. Jedenfalls war sie wohl begründet für die Zeiten, in denen Frankfurt auch räumlich noch mehr in Deutschlands Mitte lag, in denen Deutschland auf der linken Rheinseite sich noch bis an die Champagne und Languedoc ausdehnte, Frankreich noch nicht im Besitze jener herrlichen Gebiete unseres Vaterlandes war und die Schweiz und die Niederlande mit unserem Vaterlande in enger Verbindung standen.

Solcher Gunst der Lage entsprach das Emporkommen und die geschichtliche Wichtigkeit Frankfurts. Als königliche Pfalz vermutlich schon seit der merowingischen Zeit vorhanden, erscheint es unter Karl dem Grossen als *Villa Franconofurt*, wurde durch Ludwig den Frommen mit Mauern umgeben und nach der Teilung des karolingischen Reiches die Hauptstadt von Ostfranken. Spätere Deutsche Kaiser erteilten der aufblühenden Stadt wichtige Rechte und Reichsfreiheit, und Kaiser Karl IV. endlich erhob sie nach den Bestimmungen der Goldenen Bulle (1356) zum Wahlorte des Deutschen Reichsoberhauptes. Im achtzehnten Jahrhundert, als die Wahltage ohnehin nur noch eine sehr geringe Bedeutung hatten, wurde wenigstens die Krönung der Deutschen Kaiser daselbst vollzogen

(zehn Deutsche Kaiser empfingen in Frankfurt die Krone); und als das Deutsche Reich aufgelöst und wenige Jahre später, nach Napoleons Sturz, in einen Staatenbund umgewandelt war, erhielt die Stadt ihre Selbständigkeit als Freie Reichsstadt zurück und wurde als Sitz des Bundestages wiederum ein politischer Mittelpunkt. Und diese anziehende Kraft bewährte sich noch in den Jahren 1848 und 1849, als das Vor- und Reichsparlament, und im Jahre 1863, als der Fürstenkongress hier tagte. Hat auch der Krieg von 1866 der Stadt ihre Selbständigkeit geraubt, ist auch der glänzende Strahlenkranz, den der alte Bundestag um sich verbreitete, von dort gewichen, so ist ihr doch ihre treffliche Lage für Handel und Verkehr geblieben, die der thätige Handelsgeist der Frankfurter ganz besonders in unserer Zeit des Verkehrs wohl zu benutzen verstand.

Schon im elften Jahrhundert war hier ein Messplatz entstanden, dessen Rechte Kaiser Friedrich II. bestätigt, und zu dessen Gunsten Ludwig der Bayer die Stadt von allen Reichszöllen befreit hatte. Wie Leipzig, wie Beaucaire in Frankreich, wie Nowgorod in Russland, ungefähr in der Mittelachse des europäischen Festlandes, gleichweit von den nördlichen und südlichen Meeren gelegen, konnte sich auch Frankfurt zu einem der bedeutendsten Binnenmärkte Europas erheben; alle Hauptzüge der Waren folgten jenen hier sich vereinigenden Naturkanälen, an deren Endpunkten die blühendsten Märkte und Häfen lagen. Hat nun auch die Frankfurter Messe ebenso wie die vieler anderer Messplätze unseres Vaterlandes seit der Beseitigung aller den Handel und die Gewerbe drückenden Schranken und seit der Erleichterung des Verkehrs ihre einstige Bedeutung verloren, so hat doch das altbewährte Geld-, Wechsel- und Bankgeschäft alle politischen Wandlungen der Stadt glücklich überdauert und Frankfurt zu einem der ersten Börsenplätze Europas gemacht. Selbst die Befürchtungen eines Verfalls, wie sie wohl nach der Einverleibung der Stadt in Preussen laut wurden, haben sich nicht bestätigt. Im Gegenteil! Mit der Aufhebung der partikularistischen Abgeschlossenheit und mit der Eingliederung in ein grosses Staatswesen sind Gewerbthätigkeit und Industrie dort eingezogen, nach allen Seiten hin dehnt sich die Stadt mit ihren Baulichkeiten und herrlichen Anlagen mehr und mehr aus, die Bevölkerung hat sich seit 1866 verdreifacht (1866 noch nicht 70000, 1875 103000, 1897 230000 Einwohner) und der rege Eisenbahnverkehr führt täglich Scharen von Fremden der Stadt

zu. Frankfurt ist eine Weltstadt geworden, die würdige Wiege eines unserer grössten und umfassendsten Geister, *Wolfgangs von Goethe.*

Die Lage ist nicht gerade malerisch schön, namentlich wenn man sie mit den Rheinstädten vergleicht, aber sie weckt doch den Sinn für Naturschönheit. Der stille ansehnliche Fluss zwischen grünen Ufern, der schöne hohe Wald mit seinen geheimnisvollen Schauern, die ganze bunt und reich wie ein Garten angebaute Landschaft — das alles übt seinen Reiz aus, und das eigentlich Mächtige und Ergreifende lockt um so mehr, weil es sich in einiger Ferne zeigt, statt in der Nähe zur täglichen Gewöhnung zu werden. Wir mögen ins Freie treten, wo wir wollen, überall zeigt sich die schön geschwungene blaue Linie des Taunus, nicht zu nahe und nicht zu fern, um lebhafte Sehnsucht einzuflössen — Sehnsucht nach der Ferne, und in der Ferne Sehnsucht nach der Heimat.

Gewissermassen der Vorgänger Frankfurts als Hauptplatz von Westdeutschland ist Mainz. Gegenüber der Mainmündung am Knie des Rhein gelegen, knüpfte es an diesen Dreiweg von Wasserstrassen eine Reihe von Verkehrswegen rheinauf und rheinab, zum Main und nach Darmstadt zur Bergstrasse, in die Pfalz und nach Lothringen.

Dieser Lage in der Rheinebene an vielen Strassenzügen verdankt Mainz seinen Ursprung und sein Emporkommen. Schon die Römer erkannten sie als vorzugsweise geeignet zur Verteidigung und Erweiterung ihrer Herrschaft gegen die Germanen; denn von hier aus konnten sie nach drei verschiedenen Richtungen Kriegerscharen, Mund- und Kriegsvorräte auf Wasserstrassen fortschaffen und an den flachen Ufern entlang Fusstruppen und Reitermassen verteilen. Hier lag das Soldatenlager *Mogontiacum* (auf den Höhen zwischen dem jetzigen Mainz und dem Dorfe Zahlbach), von dem talentvollen Kriegsbefehlshaber in der Provinz Germanien, dem Präfekten Agrippa, auf dem Boden einer keltischen Niederlassung angelegt; unter Drusus wurde es ein Hauptstützpunkt für ihre Kriegszüge gegen die streitbaren und tapferen Stämme der Kelten und seitdem überhaupt einer ihrer vornehmsten befestigten Waffenplätze am Rhein, der Hauptschlüssel zu dem Lande Germanien und die Metropole des römischen Ober-Germanien; von hier erstreckten sich am Rhein hinab bis zum batavischen Deltalande Kastelle, die zum Teil die Grundlage der späteren deutschen Rheinstädte wurden.

Nachher, als am Rhein die römische Herrschaft zusammenbrach, als die Germanen ihre Eroberungen auf das linke Ufer ausdehnten, als dadurch das Thal des Rhein selbst mehr in die Mitte von Deutschland zu liegen kam, konnte Mainz natürlich nicht die frühere Wichtigkeit als Festung haben, und in der That tritt es in dieser Eigenschaft für lange Zeit in der Geschichte zurück. Dagegen ersah man mehr und mehr die Vorteile der Lage für Verkehr, Handel und bequeme Verbindung mit dem inneren Deutschland. Mainz erhob sich allmählich zu einer freien Reichsstadt, deren Bürgerschaft lebhafte Schiffahrt und Handel trieb; früher noch wurde es zu einer kirchlichen Hauptstadt, deren Sprengel beinahe halb Deutschland umfasste. Es bezeichnete die Mitte des klassischen Bodens von Deutschland im Mittelalter und wurde damals das „Goldene Mainz“, gerade wie die Stadt Rom mit diesem ehrenden Titel als Haupt der Christenheit und erste Stadt Italiens ausgezeichnet wurde.

In neuerer Zeit, als die Franzosen auch in jenen Gegenden die Grenzen ihres Reiches dem Rhein näher und zuletzt bis an diesen



Fig. 56. Mainz. *Aus Pfaff, Landeskunde vom Grossherzogtum Hessen.*

selbst rückten, musste Mainz für sie eine erhöhte Wichtigkeit als fester Platz erhalten; denn von hier aus konnte der Übergang in die Mitte Deutschlands gesichert werden, von hier aus zogen Heerstrassen nach allen Richtungen in das Land hinein. Daher that besonders Napoleon I. viel für die Befestigung von Mainz und beabsichtigte noch Grösseres. Nach seinem Sturze wurde denn auch eine noch stärkere Befestigung durch die deutschen Regierungen begonnen und nach den Kriegen 1866 und 1870 bedeutend erweitert, da die ausserordentliche Wichtigkeit der militärischen Lage der Stadt, die im Jahre 1814 deutsche Bundesfestung geworden war, bei den wiederholten Erörterungen darüber anerkannt wurde.

Ist nun auch Mainz seit der Zurückeroberung Lothringens von der deutschen Grenze weit weggerückt und in die zweite Linie der unseren Westen verteidigenden Bollwerke eingetreten, so hat es doch keineswegs von seiner Bedeutung als Festung und Waffenplatz eingebüsst. Mainz bietet gegenwärtig, nachdem ebenso wie in Metz, Coblenz und anderen Orten die Stadtwälle gefallen sind, ausser seinem militärischen Treiben den Anblick einer von lebhaftem Schiffs-, Handels- und gewerblichem Verkehre belebten Stadt.

Solche Unterstützung durch ihre Lage erhielt diese handel- und wandelreiche Stadt, der Sitz des gewaltigen Winfrid-Bonifatius, in der einst Arnold Walpod im Rate sass, Frauenlob sang, und von der Gutenbergs grosse Erfindung ausging. In ihr, kann man sagen, reden noch Mauern und Steine von der Lieblingsstadt des grossen Drusus, von den römischen Legionen und den heranstürmenden Barbaren, von den kaiserkürenden geistlichen Fürsten und dem Aufsteigen und Sinken städtischer Freiheit, von den republikanischen Ohnehosen, als hier die *Marseillaise* und das *Ça ira* der Freiheitskrieger Custines erscholl, endlich von den stürmischen Zeiten, als hier das Rhein- und das Heckerlied in Begeisterung erklang. Welchen Wandel der Dinge hat dies bedeutungsvolle Stück deutscher Erde erlebt, wo längs des breitflutenden Stromes die vieltürmige mächtige Stadt mit ihrem majestätischen Dome und mit ihren weit vorgeschobenen Festungswerken emporsteigt, eingefasst ringsum von saftgrüner Landschaft!

Wie im Nordosten der Rheinebene, so ist im äussersten Südwesten ebenfalls von der Natur eine Pforte gegen das Rhone-Saone-Gebiet, also gegen das Innere von Frankreich angelegt, und zwar eine sehr weite und bequeme.

Bei Basel, wo der Rhein seinen Durchbruch durch den Jura vollendet, legt sich der Jura in einer sanften Falte an den von seiner höchsten Erhebung plötzlich und steil nach Süden abfallenden Wasgenwald an und bildet eine etwa 350 m hohe, breite Einsenkung. Sie liegt mitten in der Wasserscheide des Rhein- und Rhonegebietes, und durch sie führt ausser mehreren Eisenbahnen der merkwürdige Rhein-Rhone-Kanal, der bei Montbéliard (Mömpelgard) die Ill mit dem Doubs und somit die beiden grossen Alpenströme in Verbindung setzt. Niemals hat diese Einsenkung den Völkerströmungen, Heeres- und Handelszügen von Ost nach West oder von West nach Ost grössere Schwierigkeiten entgegengestellt; daher ist dieser Eingang in die Oberrheinische Ebene seit uralten Zeiten bekannt und gesucht, und die Gegend ringsum ist der Schauplatz wichtiger Vorgänge geworden. Durch diese Burgunder Pforte (vgl. S. 275) drang wahrscheinlich zuerst einige Kunde vom Rhein zu der civilisierten Welt am Mittelmeer, auf der alten „Bernsteinstrasse"; hier kamen höchst wahrscheinlich aus dem Rhonethale griechische Händler zu den Völkern des mittleren Rhein; hier stiess Cäsar mit Ariovist zusammen, der seine Germanen zwischen Wasgenwald und Jura in das Rhonegebiet zu führen beabsichtigte, schlug ihn zurück und drang mit seinen Legionen in das Oberrheinische Becken vor; und hier zogen von seiner Zeit bis zu der der Napoleonen unzählige Kriegerscharen der Romanen und Germanen zwischen dem südlichen Deutschland und dem südlichen Frankreich hindurch. Eine Zahl Schlachtennamen giebt Zeugnis von dem blutigen Ringen, das in verschiedenen Zeiten an dieser Pforte und dem Rheindurchbruche stattgefunden hat: St. Jakob (1444) und Dornach (1499) unfern der Birs, Beuggen, Warmbach und Rheinfelden im Dreissigjährigen Kriege, Friedlingen und Hüningen im Spanischen Erbfolgekriege, und in neuester Zeit Belfort, das diese Eingangspforte sperrt, und um dessen Besitz hartnäckige Kämpfe stattfanden.

Der Übergang durch die Burgundische Pforte stösst, parallel mit der Längsachse der Schweizer Hochebene, auf das Rheinknie an einer Stelle, wo der Rhein noch nicht schwer zu überbrücken ist und sich zugleich wieder mehr für Thalschiffahrt eignet, und wo sich eine Verbindung mit dem Donaugebiet anknüpfen lässt. So erklärt es sich leicht, wie das Strassennetz der Schweiz an jener Ecke einen Hauptknoten bilden, und wie ein Ort in jener Gegend sich zu Bedeutsamkeit und

Grösse aufschwingen konnte. Denn hier ist die natürliche Stätte eines Rheinhafens, ein Kreuzungspunkt westöstlicher und nordsüdlicher Strassenzüge, der vor allen geeignet ist, den Verkehr der Schweiz mit dem Norden und Westen, mit Deutschland und Frankreich zu vermitteln.

Die Römer hatten nicht weit von dort, an der Mündung der Ergolz, eine ihrer ansehnlichsten befestigten Niederlassungen in der Schweiz, ihre unter Kaiser Augustus gegründete berühmte *Augusta Rauracorum* (jetzt das kleine Dorf Basel-Augst) angelegt; als diese, nachdem sie lange Zeit eine grosse militärische Wichtigkeit behauptet hatte, den Stürmen der Völkerwanderung erlegen war, gründeten geflüchtete Einwohner etwas weiter abwärts an der Mündung der Birs und hart an dem Scheitel des Rheinwinkels in noch vorteilhafterer Lage *Basilea,* die zuerst im Jahre 374 vorkommt; aus ihr, anfangs einem unbedeutenden Tochterort von *Augusta Rauracorum,* wuchs allmählich die Rheinstadt Basel heran, die später zur Blütezeit des Deutschen Reiches als einer seiner ansehnlichsten und reichsten Handelsplätze und im fünfzehnten Jahrhundert als die mächtigste freie Reichsstadt am Oberrhein auftritt. Noch jetzt gilt Basel als der erste Handelsplatz der Schweiz, mit dessen sprichwörtlichem Reichtume sich wenige Städte Deutschlands messen können. Auch in militärischer Beziehung war es wichtig als Wächter der deutschen Rheinlande, und auf geistigem Gebiete hat es Bedeutung als Sitz einer Universität und einer Missionsanstalt.

Auch in der Mitte, wo Schwarzwald und Wasgenwald niedriger, schmaler und gangbarer werden, hat die Oberrheinische Tiefebene beziehungsreiche Einlässe. Auf der linken Seite führt der Pass von Zabern aus dem lothringischen Stufenlande zum Rhein, und durch ihn sind der Rhein-Marne-Kanal und die Strassburg-Pariser Eisenbahn geführt. Auf der rechten Seite aber mündet der Pass von Pforzheim aus dem Neckarlande durch das Enzthal in die Rheinebene. Da sich hier gar keine Schwierigkeiten darbieten, gelangt man quer durch über Strassburg leicht aus einer Passgegend in die andere. Auf diese Weise ist durch beide Einlässe die kürzeste und bequemste Wegerichtung aus dem Becken der Seine mitten durch die Rheinebene in das Becken der oberen Donau angelegt. Dass der Pass von Durlach und Pforzheim etwas nördlicher liegt als Strassburg und sein Bergthor Zabern, also die Linie infolgedessen

sich windet, ist bei ihrer Länge für das Ganze von wenig Bedeutung.

Beide Pässe benutzten bereits die Römer zur kürzesten Verbindung zwischen ihren Mosel-, Rhein- und Donau-Besitzungen; denn unser Zabern, das *Saverne* der Franzosen, war ihr *Tabernae,* und unsere Passstadt Pforzheim ihr altes Gebirgsthor *Portae (Hercyniae),* d. h. Pforten, Pfortstadt. Sowohl hier quer durch den Schwarzwald bezw. Kraichgau in der Richtung auf die Donau, als auch dort von *Argentoratum* (Strassburg) über Zabern durch den Wasgenwald finden wir die Spuren römischer Strassenanlagen. Spätere Zeiten sind den Römern darin nachgefolgt: im Mittelalter kommt die über die Zaberner Steige führende Strasse als *publica strata Tabernensis* vor, und jetzt wird sie von einer unserer wichtigsten europäischen Verbindungen, dem Orientzuge, benutzt.

Das sind dieselben Naturbahnen, auf denen vielfach römische, in den späteren Zeiten französische Heere vom Oberrhein gegen die Donau zogen, und auf denen umgekehrt östliche Barbaren, wie Attila mit seinen Hunnen, später die Magyaren zum Rheine vordrängten, und auf denen in neuerer Zeit nicht selten Heeressäulen der österreichischen Habsburger von der Donau nach Westen strebten.

Natürlich musste diese alte und wichtige Strassenlinie vorzüglich dem Orte in der Rheinebene zu gute kommen, bei dem der Übergang über den Strom stattfand. Das war aber das bereits im sechsten Jahrhundert genannte, etwas östlich von dem römischen *Argentoratum* gelegene Strassburg, dessen Lage überhaupt nach Norden und Süden nicht ihres gleichen hatte. Unfern der Stelle nämlich, wo es in einer schönen und fruchtbaren Ebene an der Vereinigung der beiden Flüsse Ill und Breusch liegt, drängt sich der Rhein infolge eines vortretenden Ausläufers des Wasgenwaldes mehr zusammen und ist hier leichter zu überbrücken als eine weite Strecke auf- und abwärts, wo er in breitem Bette eine wildere Natur zeigt. Ferner gehört die Stelle zu dem mittleren Teile der Rheinebene; wer also diesen Punkt inne hatte, konnte von ihm aus nach beiden Seiten, nach oben und nach unten, bis Basel und bis Mainz, viel leichter Verteidigung und Herrschaft leiten als von einem anderen, mehr gegen eins der beiden Enden gelegenen Orte.

Diese Lage wendete ihm somit die Vorteile eines Brennpunktes zu, die dadurch noch vermehrt wurden, dass der Strom erst hier

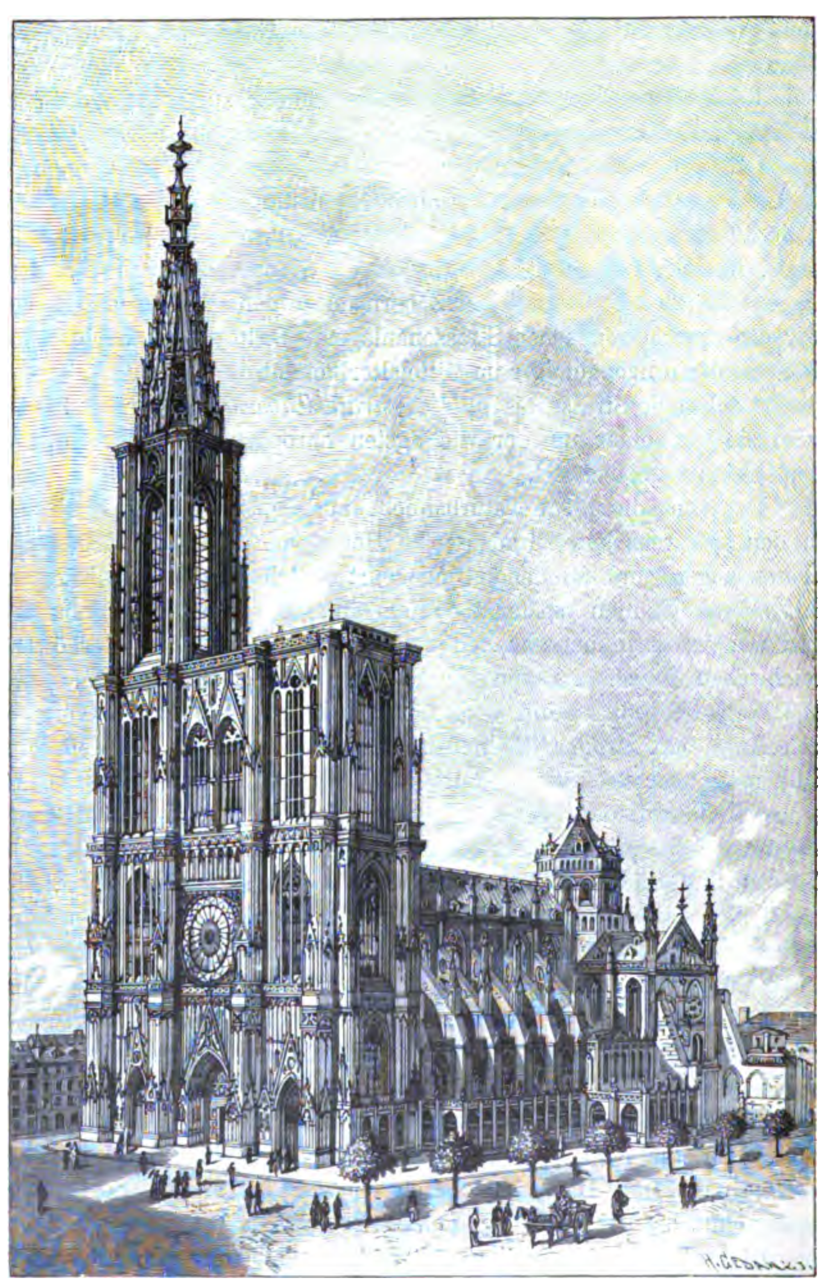


Fig. 57. Das Münster zu Strassburg.
Aus Rudolph, Heimatkunde des Reichslandes Elsass-Lothringen.

durch ungehinderte Schiffbarkeit recht nutzbar wird, und dass nirgends im Oberrheinischen Becken, abgerechnet die Main- und Neckarmündung, ihm so viele Gewässer zugeführt werden wie hier in der Nähe von Strassburg; dabei ist auch nicht zu übersehen, dass die von Kolmar an (80 km) schiffbare Ill, die 24 km unterhalb Strassburg in den Rhein mündet, durch ihren für das Elsass so belebenden Wasserfaden eine natürliche Verbindung mit den oberhalb gelegenen ansehnlichen Städten herstellt, deren Anlage sie (vgl. S. 286) zum Teil bestimmt hat.

Schon die Kelten hatten keine bequemeren Übergänge über den Wasgau zu finden gewusst als durch die Gegend von Zabern, und es führte daher ihre von den Römern, und zwar wahrscheinlich schon von Agrippa, zu einer Heerstrasse umgebaute alte Landesstrasse aus den Moselgegenden von Metz her über die Pässe von Zabern ins Rheinbecken hinab, wo sie, auf den sehr sanft abfallenden Hängen des Wasgenwaldes hinlaufend, nach Strassburg zog. Dieser Ort war auch der Sitz der weitgebietenden *achten Legion* der römischen Streitmacht, der zeitweilige Aufenthalt vieler Kaiser, Könige und Fürsten im Mittelalter, die Hauptstadt des rheinischen Schwaben, der grosse politische und zum Teil auch kirchliche Mittelpunkt des ganzen elsässischen Landes, und noch jetzt ist es der Hauptmarkt des deutschen Handels am ganzen linken Oberrhein.

So gelangte Strassburg schon, wenn wir nur das Rheinbecken ins Auge fassen, zu hoher Bedeutung; allein weit mehr noch wurde diese gehoben durch das ins Grosse und Weite gehende Verhältnis seiner Lage an der europäischen Strassenlinie von der Seine nach der Donau, von Paris nach Wien und Konstantinopel, deren vorhin gedacht worden ist, und an dem nicht minder wichtigen nordsüdlichen, die Städte Hamburg, Frankfurt, Mainz mit der Schweiz und dem Rhonegebiete verbindenden Strassenzuge, in deren Kreuzungspunkt es liegt.

Eine Stadt in solcher Lage konnte nicht leicht sinken oder konnte, wenn sie einmal sank durch allzu harte Schläge wilder Zeiten, leicht sich wieder erheben. Die Geschichte giebt Zeugnis, dass Strassburg, oft angegriffen und mehrmals zerstört, immer aufs neue wieder fast an derselben Stelle erstand und sich zu gleich grossem Ansehen und Glanz emporschwang. Nachdem die „*semper* freie deutsche Reichsstadt“, „des Heiligen Römischen Reiches starke Vor-

mauer" (*Kaiser Maximilian*) lange genug wie ein Keil vorgeschoben sich in unser eigenes Herz bohrte, bildet sie jetzt wieder des Deutschen Reiches starkes Bollwerk und wird es mit seinen weit hinausgeschobenen Festungswerken hoffentlich für immer bleiben. Und wie glänzend hat sich die Stadt seit 25 Jahren entwickelt! Sie ist jetzt wirklich mit ihrem alten Münster und ihren neuen Prachtbauten, besonders der Universität und dem Kaiserpalaste, eine „wunderschöne Stadt" geworden.

* * *

In ethnographischer Beziehung umfasst die Oberrheinische Tiefebene einen Teil der schwäbisch-fränkischen Gaue des alten deutschen Landes und in politischer Teile des Schweizer Kantons Basel und in Deutschland Teile vom Elsass, von Bayern, Baden, Hessen und Preussen. Durch die Grösse und Regelmässigkeit ihrer Form, die Fruchtbarkeit des Bodens, die frische Rührigkeit ihrer Bevölkerung und durch die Menge altehrwürdiger und zu neuer Blüte sich entwickelnder Städte ist sie die schönste und anziehendste aller Beckengestaltungen des alten Deutschland, und durch ihre geschichtlichen Erinnerungen behauptet sie vor den meisten anderen Abschnitten unseres Vaterlandes, ja vor den meisten Flussthälern unseres ganzen Erdteils den Vorrang. Diese grossen Erinnerungen umfassen nahe an zwei Jahrtausende, innerhalb deren sie ein Hauptschauplatz weltgeschichtlicher Ereignisse und insbesondere auch der Entwicklung des deutschen Volkes war. Gerade hier tummelten sich von jeher die Eroberer und Völker, von den Zeiten Ariovists und Cäsars bis zu dem Cäsar der Neufranken und seinen Gegnern; Kelten und Germanen, Römer und Hunnen, Schweden und Spanier, Russen und Franzosen versuchten sich hier gegeneinander und düngten mit ihrem Blute das Land, das, oft verwüstet, immer wieder zu neuer Blüte sich erhob. Hier gingen die grossen weltgeschichtlichen Völkerzüge über den Rhein und liessen ihre Spuren zurück, wie denn das herrliche Land selbst stets ein Zankapfel der Völker war. An diesen Rheinufern blühten die Reiche der Burgunder und Nibelungen auf, und später Deutschlands schöne Pfalzgrafschaft. An ihnen erwuchsen jene Städte des Reichs, die Blüte deutschen Lebens, in deren Mauern entscheidende Reichs- und Kirchenversammlungen gehalten, Kaiser gewählt, gekrönt und in die Gruft gesenkt, Künste und Wissenschaften

gepflegt, bedeutsame, die ganze Civilisation umgestaltende Erfindungen (z. B. die Buchdruckerkunst in Strassburg und Mainz) gemacht und Handelsgeschäfte im grossartigsten Massstabe betrieben wurden. Noch stehen als Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit die hohen Dome und ragen mit ihren Türmen und Zinnen ehrfurchtgebietend ins weite Land hinein; von den Berghöhen schauen ernste Ruinen zur Ebene herab und reden von dunkeln Sagen uralter, kaum zu ergründender Tage oder von jener grossen Zeit, wo diese Gaue noch der Mittelpunkt des Deutschen Reiches waren, wo sich alle Macht und Kraft, aller Reichtum, alle Kunst des deutschen Volkes hier verdichtet hatte. Das alles ist anders geworden, aber das schöne Land ist geblieben und erlebt, mit Stolz können wir es sagen, zu unserer Zeit im neuen Reich eine neue, herrlichere Blüte.

Die Lothringische Stufenlandschaft

schliesst sich unmittelbar an die Oberrheinische Tiefebene an und bildet genau das Gegenstück zur Schwäbisch-Fränkischen Stufenlandschaft. Wie das eine Becken östlich vom Schwarzwalde, so ist das andere westlich vom Wasgenwalde staffelförmig abgesunken. Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper liegen nacheinander zu Tage, wenn man vom Wasgenwalde westwärts geht, und an der Maas folgen dann die Ablagerungen des Jura.

Wir haben ein dem Wasgau westlich angelehntes und von Süd nach Nord überhängendes Bergland vor uns, das im Norden von der noch höheren Masse des sogenannten Rheinischen Schiefergebirges und den Ardennen überragt wird. Zunächst dem Wasgenwalde stellt es ein niedriges Bergland dar, das besonders infolge der vielen tiefgespaltenen Thäler nicht arm ist an mannigfaltiger Abwechslung. Daran stösst ein in wechselnder Höhe von etwa 300 m sich ausbreitendes Hügelland, aus dem nur einzelne Punkte bis 400 m aufsteigen, von der am Südwestrande des Wasgenwaldes entspringenden Mosel und ihren Zuflüssen (Seille, Saar) in tiefeingeschnittenen, auf weite Strecken felsbegrenzten Einsenkungen durchflossen. Durch diese tiefen Einschnitte trägt das Hügelland von den Thalmündungen aus gesehen ein gebirgiges Gepräge, während es von einem höher gelegenen Punkt aus als wellige Hochfläche erscheint.

Der Boden bietet mancherlei Schätze dar. Im Norden bei Sierck an der Mosel treten Quarzite zu Tage, und bei Forbach reicht das Saarbrücker Steinkohlengebirge nach Lothringen hinein, nach dem das kohlenarme und deshalb auch industrieärmere Frankreich so grosses Verlangen trägt. Der auf der Strecke östlich von Bitsch sowie am Nordrande bei Forbach und St. Avold ausgebreitete Vogesensandstein birgt keine Schätze, dagegen hat das im unteren Stockwerke des Muschelkalkes auftretende Steinsalz die Anlage zahlreicher Salzwerke hervorgerufen, und der höher darüber gelagerte Kalkstein findet zum Häuser- und Strassenbaue vielfache Verwendung. Von besonderer Wichtigkeit sind aber die den jurassischen Schichten folgenden Erzlager, und unter diesen wiederum die aus feinen oolithischen Brauneisensteinkörpern mit kalkigem Bindemittel bestehende sogenannte Minette, die namentlich in flözartigen Lagerstätten vom Luxemburgischen am linken Moselrande bis gegen Nancy streicht und einen, vielleicht schon von den Kelten und Römern begonnenen, Eisenerzbergbau und lebhaften Hüttenbetrieb ins Leben gerufen hat.

Natürlich hängt auch die Fruchtbarkeit des Bodens mit seiner geologischen Beschaffenheit eng zusammen. In den rauhen, stark bewaldeten Gegenden von Bitsch und Saarburg ist bei der geringen Ertragsfähigkeit des Bodens die Einwohnerschaft hauptsächlich auf die Waldgewerbe angewiesen, und ebenso ist der östliche Teil des Saarthales nur stellenweise kulturfähig; besseren Erfolg erzielt der Ackerbau auf den Kalksteinschichten am Ufer der Orne, vorzüglich gedeihen aber die Kornfrüchte in den Weitungen der Mosel- und Seille-Niederungen.

Vergleichen wir nun genauer die beiden Seitenflügel der Oberrheinischen Tiefebene, so finden wir noch manche Übereinstimmung. Beide Stufenländer enthalten im Süden einen Gebirgswinkel, der dort von dem höchsten Teile des Schwarzwaldes und dem sich anlegenden Jura gebildet wird, hier von dem höchsten Teile des Wasgenwaldes und einem von ihm in nordwestlicher Richtung ausgehenden Landrücken. In beiden ist das Innere dieses Winkels die Geburtsstätte des Hauptflusses, dort des Neckar, hier der Mosel, die sich in einem Bogen erst entfernen und dann dem Rhein zueilen; nur ist der Bogen der Mosel viel bedeutender, dadurch ihr Lauf entwickelter, die Wasserfülle und überhaupt das ganze Flussgebiet grösser, so dass sie in diesen Beziehungen den Neckar übertrifft und fast dem Main

gleichkommt. Dass ihr Lauf sich im Schiefergebirge häufig geändert hat, werden wir noch sehen; aber auch hier hat sie hin und her gependelt und mündete früher einmal oberhalb Nancy in die Maas: bedeutet doch auch ihr Name *Mosella* so viel wie die „Kleine Maas".

Wie ferner der Neckar die Anlage der wichtigeren Ortschaften seines Stufenlandes veranlasst und Bevölkerung, Verkehr, Kultur in

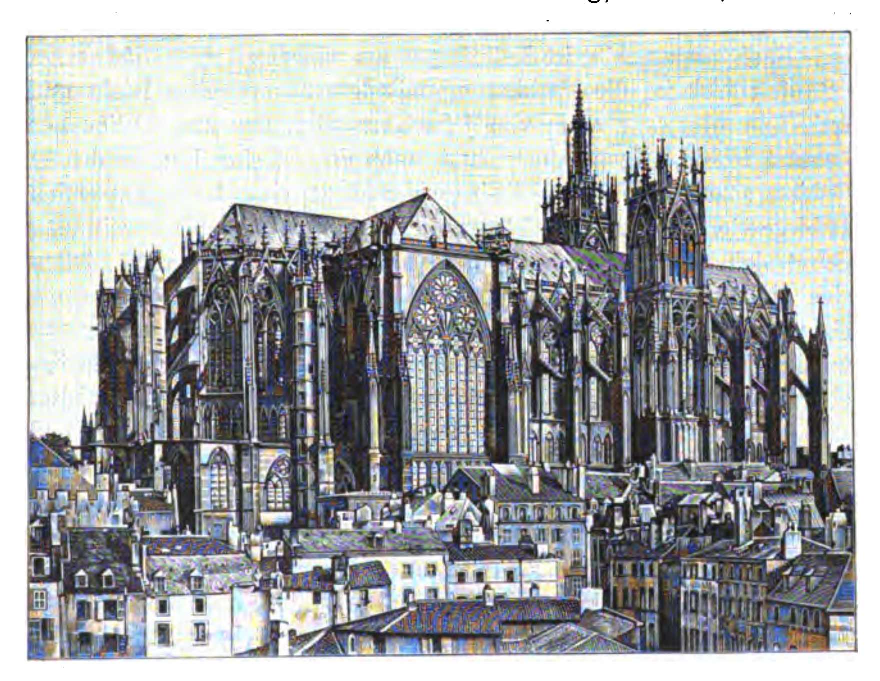


Fig. 58. Die Kathedrale in Metz.
Aus Rudolph, Heimatkunde des Reichslandes Elsass-Lothringen.

seine Nähe gezogen hat, so auch die Mosel. An ihr finden wir altbekannte, einstmals dem Deutschen Reich entrissene und zum Teil wiedereroberte Städte, wie Toul, Metz, Diedenhofen. Selbst die Lage des alten Hauptortes des Mosellandes bietet Ähnlichkeit mit der geographischen Stellung des Hauptortes im Neckarlande. Wie dort Cannstatt-Stuttgart (vgl. S. 267 ff.) in der ansehnlichsten Weitung des Hauptflussthales sich befindet, so beginnt hier bei **Metz** der ebenste, fruchtbarste und am meisten bevölkerte Bezirk. **Metz, das alte** *Divodurum* der Mediomatriker, wurde nach dem Tode Chlodwigs (511)

Hauptstadt des neuen Königreichs Austrasien und später Oberlothringens; zur Römerzeit der Knotenpunkt von sechs Militärstrassen, bildet es jetzt mit seinen nach der denkwürdigen Belagerung und Übergabe an die deutschen Truppen 1870 neu erbauten Befestigungswerken den beherrschenden Mittelpunkt eines Eisenbahnnetzes, das Lothringen nach allen Richtungen hin mit den rheinischen Festungen und mit den reichen Kohlenlagern des Saarbrücker Beckens in Verbindung setzt und ebenso den Verkehr mit Frankreich vermittelt.

Nach aussen hin ist Lothringen am meisten gegen Südwesten geöffnet; hier ist die Verbindung mit dem Saonegebiete leicht und frei, und hier war auch von jeher der Weg, der von Gallien aus benutzt wurde. Nach Deutschland, nach dem Rheine hin, zu dessen Gebiete sämtliche Flüsse Lothringens gehören, sind die begrenzenden Gebirge viel höher und mächtiger, die Bequemlichkeit der Verbindung dehnt sich nicht auf so weite Strecken aus wie dort. Auch hielten sich die Deutschen mehr in den breiten Grenzgebirgen, während die ebeneren Gegenden der Mosel stets von gallischer Bevölkerung besetzt waren; die Tafelflächen an der oberen Mosel erscheinen im Mittelalter als durchaus deutsche Gebiete, wohl gleichmässig germanisiert von den dort durchziehenden burgundischen, alemannischen und fränkischen Scharen; und so konnte das Land vermöge seiner Lage und Beschaffenheit leicht jene zweisprachige, streitige Grenzmark werden, als die es sich in der Geschichte kundgiebt. Selbstverständlich wirkte diese Lage auch auf die Sinnesart: Grenzvölker und Bastardstämme sind meist leichter beweglich, aber unzuverlässig und wankelmütig; das hebt Cäsar schon an den Belgiern hervor, das sehen wir an unseren Grenzstämmen, den zweisprachigen und doppelzüngigen Polen ebenso wie an den Lothringern.

Sie mussten sich so entwickeln, denn bald teilte das Land die Herrschaft und die Schicksale des einen, bald des anderen der beiden grossen Reiche, an deren Saume es lag; und es kann daher nicht wunder nehmen, wenn Lothringen, dessen Handelsverbindungen und sonstige Beziehungen fast nur nach Frankreich gingen, durch die Massnahmen der französischen Regierung seit Ludwig XIV. mehr und mehr romanisiert wurde und deutsches Wesen und deutsche Sprache an die nordöstlichen Grenzen zurückgedrängt wurden. Zu Tausenden war nach Aufhebung des Edikts von Nantes die protestantische, meist deutsche Bevölkerung nach Deutschland gezogen.

um den fluchwürdigen Verfolgungen zu entgehen — Metz verlor damals die Hälfte seiner Einwohner; ihre verlassenen Heimatstätten wurden von französischen Familien besetzt, und die Einführung der französischen Sprache als Amtssprache, die Verwelschung der deutschen Ortsnamen, die Verbannung der deutschen Sprache aus Kirche und Schule hätten, trotz der an Zahl überwiegenden Bevölkerung deutscher Abstammung, in nicht zu ferner Zeit eine gänzliche Vernichtung des Deutschtums zur Folge haben müssen. Diese traurigen Aussichten haben sich, seitdem Lothringen (wir sprechen hier von dem Regierungsbezirke Deutsch-Lothringen) wieder mit dem Deutschen Reiche vereinigt ist, wesentlich geändert. In vielen Orten innerhalb der französischen Sprachgrenze lebten so manche aus östlichen Gegenden übergesiedelte, ursprünglich deutschredende Familien, die sich mit der dem Deutschen eigenen Leichtigkeit und Fremdtümelei vollkommen dem französischen Wesen anbequemt hatten, jetzt aber wieder zu ihrer Muttersprache zurückgekehrt sind. Dazu kommt, dass der Verkehr mit den deutschen Beamten und Militärs, die Einführung des Deutschen als Sprache im amtlichen Verkehre, in der Schule und auf der Kanzel, der Eintritt der jungen Lothringer in das deutsche Heer, endlich der eigene Vorteil im geschäftlichen Verkehre dem Deutschen, wenn auch langsam, seine altberechtigte Stellung zurückerobern wird. Diese Vermischung des französischen mit dem deutschen Bestandteile hätte bei Absteckung der Grenze zwischen dem Deutschen Reichslande und Frankreich jedenfalls grosse Schwierigkeiten bereitet, wenn die Sprachgrenze hätte mit der politischen zusammenfallen sollen, und so hat man aus strategischen Gründen eine andere Scheidungslinie gezogen. Fast ganz französisch ist immer noch die Stadt Metz und ihr Kreis, und noch mehr der Kreis Château-Salins; in den Kreisen Bolchen, Diedenhofen, Forbach überwiegen die Deutschen weitaus; im Kreise Saarburg halten sich beide etwa die Wage, und der Kreis Saargemünd ist fast ganz deutsch. Im ganzen Elsass-Lothringen kann man eine Bevölkerung von 220000 französisch Redenden zählen.

V.

Die Mitteldeutsche Gebirgsschwelle.

Die vielen, so verschiedenartigen Landschollen, die jetzt die Mitteldeutsche Gebirgsschwelle zusammensetzen, haben doch in ihrer Bildung eine gemeinsame Geschichte durchgemacht.

Auch hier liegen wie im südwestdeutschen Becken uralte Gebirgsreste zu Grunde, aber sie stehen hier viel mehr sichtbar zu Tage als in Süddeutschland. Kräftige Faltungen erfassten die Ablagerungen des paläozoischen Zeitalters und das Urgebirge und schufen ein mächtiges Gebirge, das zur Steinkohlenzeit einen grossen Teil von Mitteleuropa erfüllte. Diese Mitteldeutschen Alpen der Karbonzeit reichten vom Kanal über das Schiefergebirge und den Harz, die ein Rest davon sind, bis zu den Sudeten und lehnten sich an das böhmische Urgebirge an — ein Gegenstück zu dem Hochgebirge, das sich etwa in derselben Zeit an Stelle der heutigen Centralalpen erhob. An ihnen setzten die zerstörenden Kräfte zu Ende des paläozoischen Zeitalters ein, trugen die Höhen ab und füllten die Thäler mit Geröllen des Rotliegenden aus, so dass bereits beinahe eine vollständige Einebnung des Gebirges stattgefunden hatte, als sein östlich vom Schiefergebirge gelegener Teil allmählich von dem Meere überflutet wurde. Massenhafte Absätze des Zechsteins, der Trias und auch noch des älteren Jurameeres lagerten sich darauf ab und bilden heute in einem grossen Teile unseres Gebietes eine mehr als 1000 m mächtige Decke auf den älteren Schichten.

In der Jurazeit beginnt der Meeresboden von Süden her langsam wieder emporzutauchen und landfest zu werden, während die Nordhälfte noch untermeerisch bleibt und auch noch mit Niederschlägen des jüngeren Jura- und Kreidemeeres bedeckt wird. In der mittleren Kreidezeit scheint das ganze Gebiet noch einmal von dem Meere überschwemmt worden zu sein, und dessen Brandungswelle rasierte

alle Unebenheiten hinweg, so dass nun zum zweitenmal ein Stumpf der Gebirge zurückblieb.

Aus der Entstehungsgeschichte der Alpen (vgl. S. 55) wissen wir bereits, dass die Tertiärzeit unsere heutigen geologischen Zustände vorbereitet hat; so war es auch hier. In der jüngeren Kreidezeit war das Meer nach Norden gedrängt, von unserer heutigen Landschwelle im Süden begrenzt. Dies Festlandstück durchzogen nun ganze Schwärme von Spalten und Brüchen in den drei Hauptrichtungen, der hercynischen, niederländischen (vgl. S. 196) und von Süd nach Nord in der sogenannten rheinischen; sie teilten die Landmasse in viele einzelne Schollen, die sich gegeneinander verschoben und verwarfen, sich aufrichteten oder untertauchten und dadurch den Grund zu der Verschiedenartigkeit unserer heutigen Gebirge gaben. Thüringen und Hessen bildeten eine Bucht des Tertiärmeeres, und Hessen verband, wie wir bereits gesehen haben (vgl. S. 195), als breiter Kanal zeitweise das norddeutsche und süddeutsche Tertiärmeer. Die Tertiärmeerbuchten hatten schlammige Ufer, etwa unseren Deltalandschaften ähnlich, in denen eine reiche und üppige Pflanzenwelt wucherte und bei hereinbrechenden Sturmfluten von Meeressand begraben wurde: die heutigen Braunkohlen sind die Reste jener Flora. Allmählich wurden die Buchten zugeschwemmt oder durch Verwerfungen landfest, und die heftigsten Verwerfungen waren auch noch von vulkanischen Erscheinungen begleitet. Eifel und Siebengebirge, Vogelsberg und Rhön werden aufgeschüttet; die daneben liegenden Erdschollen stauen sich aneinander, harte Gesteine kommen neben weichere, söhlig gelagerte neben steil aufgerichtete; Regen und Wind, Frost und Hitze, Bäche und Flüsse beginnen ihr Werk, tragen Berge ab, graben Thäler ein, füllen Senkungen aus und schaffen im Laufe der Zeiten aus diesen verschiedenartigen und verschieden gelagerten Gesteinsschollen unser Gebirge, das sich eben deshalb vor anderen durch eine überaus reiche Mannigfaltigkeit der Formen auszeichnet.

Das Rheinische Schiefergebirge.

Das Schiefergebirge erstreckt sich von Main und Nahe bis zu dem Kölner Tieflandbusen und zu der Bucht von Münster, von der Maas bis zur Quelle der rechten Rheinnebenflüsse. Es unterscheidet

sich von den meisten deutschen Gebirgen dadurch, dass es ein Gebirgsstumpf ist, der den Eindruck einer von Süd nach Nord geneigten Ebene macht. Es fehlt zwar nicht an Bergreihen und an einzelnen Kegelbergen, aber nirgends ragen die Gipfel so hoch empor, dass sie das Laubholz oder auch nur den Getreidebau weit unter sich liessen; selbst die ansehnlichsten Erhebungen erreichen noch nicht 950 m Meereshöhe. Vielmehr ist das Schiefergebirge im allgemeinen eine wellenförmige Hochfläche im Durchschnitt von etwa 470 m Höhe, auf der die soeben erwähnten Bergreihen und Kegelberge aufgesetzt erscheinen, und die von vielen Flüssen in tief eingefurchten Thälern nach allen Seiten durchschnitten wird.

In keinem anderen Gebiete kommt das Grundgebirge Deutschlands zu solcher Entfaltung; fast das ganze Gebirge besteht aus paläozoischen Gesteinen, im allgemeinen Devon, im Nordwesten auch Kambrium und im Nordosten Karbon. Wo man die innere Bauart des Gebirges sehen kann, bemerkt man steil aufgerichtete Falten. Aber nicht von ihnen sind die hervorstehenden Rücken gebildet, sondern diese bestehen aus härterem quarzitischen Gestein, das der Zerstörung widerstand, als alle Erhabenheiten weggespült wurden: das Schiefergebirge ist eine abrasierte Hochfläche. Jedoch war es nicht, wie der Böhmerwald, lange Zeit landfest und büsste etwa durch Atmosphärilien seine Höhenunterschiede ein, sondern es muss bereits zur Triaszeit abgeschliffen gewesen sein, denn an manchen Stellen lagern Schichten von Muschelkalk und Buntsandstein über gefalteten und abgehobelten paläozoischen Massen. Auch die Trias ist nur dort erhalten worden, wo sie durch spätere Verwerfungen niedriger gelegt und dadurch geschützt war. Wohl das ganze Gebiet war unter dem Trias- und älteren Jurameere begraben; von dem letzteren sind Reste namentlich an der mittleren Mosel noch erhalten, während fast alle anderen Trias- und Juraschichten wohl schon während der Jurazeit zerstört worden sind.

Die Hauptstörungen geschahen im Tertiär, dessen weiche Ablagerungen fast nur dort vor der Zerstörung bewahrt blieben, wo sich eine schützende Basaltdecke darüber breitete, wie im Westerwalde. Riesige Spalten rissen auf, und da, wo sie sich kreuzten, sanken die Schichtmassen an den Rändern ab, so dass sich Becken bildeten, unter denen das Neuwieder Becken das bekannteste ist.

An den Spalten entwickelte sich eine rege vulkanische Thätigkeit,

die in der Eifel noch bis in die neue Zeit fortgedauert hat, während die Basaltausflüsse, die fast über den ganzen Westerwald verbreitet sind, viel früher endeten. Nicht nur vulkanische Gesteine aller Art erinnern an jene Zeit — sind doch die Bimssande der Eifelausbrüche bis Marburg und Giessen geflogen —, auch mineralische und kohlensaure Quellen entstiegen überall den Spalten.

Am Rande des Gebirges traten ebenfalls Verwerfungen auf, längs deren die nebenliegenden Schollen absanken. Die Gebiete, aus denen Rhein, Mosel, Lahn und Maas in das Schiefergebirge eintreten, haben eine geringere mittlere Höhe als das Schiefergebirge selbst. Wie an den Karpaten, dem Riesengebirge, Jura und Elbsandsteingebirge findet diese Erscheinung ihre Erklärung eben dadurch, dass die benachbarten Gebiete während des Verlaufes der Thalbildung absanken, und der nagende Fluss in seiner Thätigkeit mit dem Absinken seines Quellgebietes Schritt halten musste. So ragt denn jetzt das Schiefergebirge wie eine Insel aus der abgesunkenen, von jüngeren Schichten bedeckten Umgebung auf, von Thälern durchschnitten.

Dass die Oberrheinische Tiefebene früher ein Gebirge war und durch Grabenverwerfung, d. i. längs zweier gleichlaufender Spalten, in die Tiefe sank, hatten wir bereits gesehen; wir wissen auch schon, dass der diesen Graben ausfüllende See zunächst durch die hessische Gebirgspforte, die heutige Wetterau, mit dem nördlichen Meere in Verbindung stand, dass dann aber die Verbindung durch Veränderung der Höhenlage verriegelt wurde. Wie kommt es nun, dass der Rhein gerade an der Stelle durchbrach, wo der Taunus-Hunsrück — beide sind ein einziges, erst durch die Rheinthalrinne geschiedenes Gebirge — seine grösste Breite und durch eingelagerte Quarzitschichten auch die grösste Widerstandsfähigkeit hat? Die Untersuchungen haben ergeben, dass zwischen Bingen und Lorch zwei Verwerfungsspalten vorliegen, die den Durchbruch des Rhein gerade an dieser Stelle erklären. Auch für das alte diluviale Rheinthal zwischen Caub und Boppard ist eine damit übereinstimmende Bildungsweise nachgewiesen, also ist die heutige Rheinthalrinne in ihrer jetzigen Form zwar ein Erosionsthal, doch war die alte, etwa 250 m höher liegende Durchsägung durch Verwerfungen bedingt. Durch die von Südwest nach Nordost verlaufenden Quarzitzüge wurde der Rhein bei Boppard nach Osten abgelenkt, aber oberhalb Braubach tritt der Rhein wieder in den Bereich zweier paralleler Spalten und wird durch sie in die

nördliche Richtung geleitet. Ebenso sind die Zickzackthäler der Lahn, Mosel und kleineren Flüsse nicht reine Erosionen, sondern ihr Lauf ist im einzelnen durch Spalten vorgeschrieben. Da gerade der Schiefer überall ein sehr regelmässiges Spaltennetz aufweist, so erklärt sich daraus der vielgewundene Lauf der Thäler in allen Schiefergebirgen, also beispielsweise auch im Harz.

Von allen Seiten, von aussen und von innen her, reisst das Wasser tiefe Rinnen in den breiten, massigen Stumpf des Schiefergebirges. An den alten Uferterrassen kann man sehen, wie die Durchnagung stufenweise fortschreitet. Schon ist das Ganze in einzelne Gebirge zersägt; von mehreren Seiten umflossene Stücke zeigen bereits eine Bergform; beim fortgesetzten Arbeiten der Gewässer wird aus der Hochfläche allmählich ein Gebirge werden.

Ausser dem Rheine, der Maas und der Mosel sind es vorzugsweise noch die Lahn, Sieg, Ruhr und Ahr, durch deren Thäler das Ganze in mehrere Abschnitte von besonderem Namen zerlegt wird. Auf der linken Seite des Rhein liegen zwischen Nahe, Saar und Mosel die Landschaften des Hunsrück (Hundsrück), eines im Mittel bis auf 600 m ansteigenden Hochlandes, aus dessen Thonschiefermassen steile Quarzitrücken hervorragen, und das mit prächtigen Laubwaldungen bedeckt ist. Die Thalränder des unter verschiedenen Namen, wie Hochwald, Idarwald, Soonwald, von Südwest nach Nordost streichenden Gebirges fallen steil zur Nahe, Mosel und zum Rheine (Rheinstein, Sooneck, Stolzenfels) ab und sind in ihren niedrigen Teilen auf den Südhängen mit herrlichen Wein- und Obstgärten bedeckt, z. B. bei Kreuznach. In seinem Inneren aber birgt es ausser einigen Erzen jene mächtigen Steinkohlenlager zwischen Ottweiler und Saarbrücken, über die wir weiter unten noch sprechen werden, sowie die Achatlager bei Oberstein in Birkenfeld, die freilich jetzt derartig erschöpft sind, dass die dortigen Achatschleifer gezwungen sind, die für ihre Schmuckwaren nötigen Steine aus Böhmen und Brasilien zu beziehen.

Getrennt vom Hunsrück durch die Mosel, erheben sich, von Ahr und Maas begrenzt, die Eifel und das Hohe Venn (Veen), ein traurig düsteres Heidegebiet, aber mit einigen Perlen von Naturschönheit ausgestattet, ein dünn bevölkertes Gebirgsland, das erst seit zwanzig Jahren durch Eisenbahnen aufgeschlossen wird: Daun, Manderscheid, Gerolstein und das herrliche Thal der Kyll werden seitdem mit Besuchern überhäuft. Schlackige Basalte und Trachyte

überlagern an vielen Stellen die Schiefer und fesseln mit ihren weit sich erstreckenden Lavaströmen und den sogenannten Maaren, den häufig mit Wasser gefüllten alten Kratern, im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Beschauers; vorzugsweise in der Vordereifel in der Gegend von Daun und Gerolstein und im Bezirke des Maifeldes

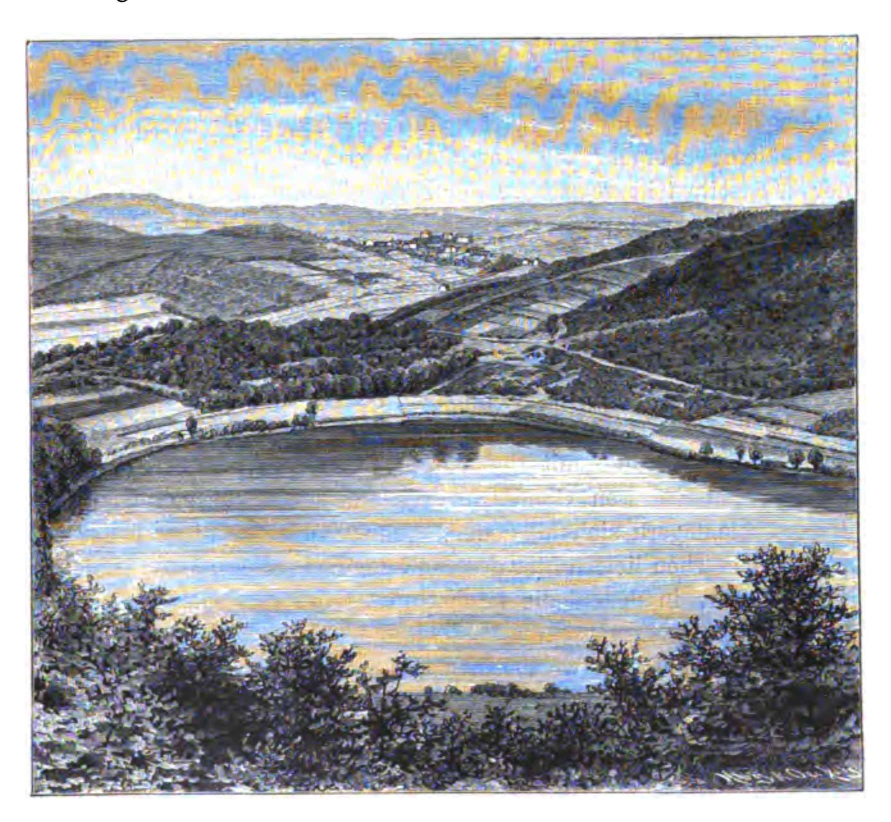


Fig. 59. Das Gemündener Maar. (Im Hintergrunde Daun.)
Aus Pahde, Landeskunde der Rheinprovinz.

(des alten Maiengaues) mit dem Laacher See zeigen sich diese vulkanischen Bildungen. Den nordwestlichen Teil bezeichnet man wegen seiner Rauheit auch als Schneifel oder Schnee-Eifel, und noch weiter westwärts tritt uns das einst mit Wald, jetzt aber mit tiefen Torfmooren und Heide bedeckte Hohe Venn (Venn, Fehn, Finn = Moor) entgegen, ein aus Ardennenschiefer bestehendes und deshalb auch als eine Fortsetzung der Ardennen anzusehendes Bergland.

Gehen wir nun auf das rechte Rheinufer hinüber, so begegnen wir hier dem zwischen Main, Rhein und Lahn sich erstreckenden waldbedeckten Taunus oder der Höhe (nur diesen letzteren Namen kennt das Volk), einem nach Norden sich abdachenden Hochlande von 480 m mittlerer Höhe, über welches mehrere gerundete oder abgestumpfte Gipfel noch um 300 bis 400 m (der Grosse Feldberg 880 m, der Kleine Feldberg 827 m, die Platte bei Wiesbaden 500 m) sich erheben. Der innere Bau stimmt mit dem Hunsrück überein: in der Hauptmasse thoniger Hunsrückschiefer, der hier und da in Talkschiefer übergeht und von Quarzitbänken durchsetzt ist. Auf der Westseite tritt gegenüber der Nahemündung der Steilabfall des Niederwaldes (331 m) unmittelbar an den Rhein; von hier schweift das Auge weit über die gesegneten Fruchtgefilde des Rheingaues; hier erhebt sich das Nationaldenkmal, das Riesenbild der Germania als Beschützerin des wiedergewonnenen deutschen Rheinstromes, als „Wacht am Rhein".

Die Lahn trennt den Taunus von dem rauhen Westerwald, einem bis zur Sieg reichenden, von vielen Torfmooren und Waldungen bedeckten Hochlande mit tief eingeschnittenen prächtigen Wiesenthälern, unter dessen Oberfläche Tertiärschichten mit reichhaltigen Braunkohlenlagern sich hinziehen. Schier unerschöpfliche Lager von plastischem Thon liefern hier den Stoff zur Herstellung jener Millionen von Krügen, in denen die Mineralwässer des Schiefergebirges versandt werden.

Endlich fällt das westfälische Sauerland (d. i. das Süderland im Gegensatze zu dem flachen westfälischen Nordlande an der oberen Ems) in den Rahmen dieses Bildes, eine durch Ruhr, Lenne, Möhne, Eder und Diemel sowie durch verschieden benannte Hügel- und Bergketten gegliederte Landschaft, deren Bodenschätze an Kohlen, Eisen-, Zink- und Bleierzen dieses Gebiet zu dem dichtestbevölkerten und gewerbthätigsten von Deutschland gemacht haben.

Wie im Westerwald überhaupt basaltische Decken flache, breite Thäler zwischen den kuppenförmigen, niedrigen Felsrücken füllen, ähnlich dem benachbarten Vogelsberge, so besteht insbesondere sein nordwestlicher Teil, das aus der Grauwacke oberhalb von Bonn unmittelbar am Rhein in stolzen und zierlichen Formen aufsteigende Siebengebirge, aus Basalt- und Trachytkegeln. Leider ist schon ein grosser Teil des Gebirges für Uferbauten und für architektonische

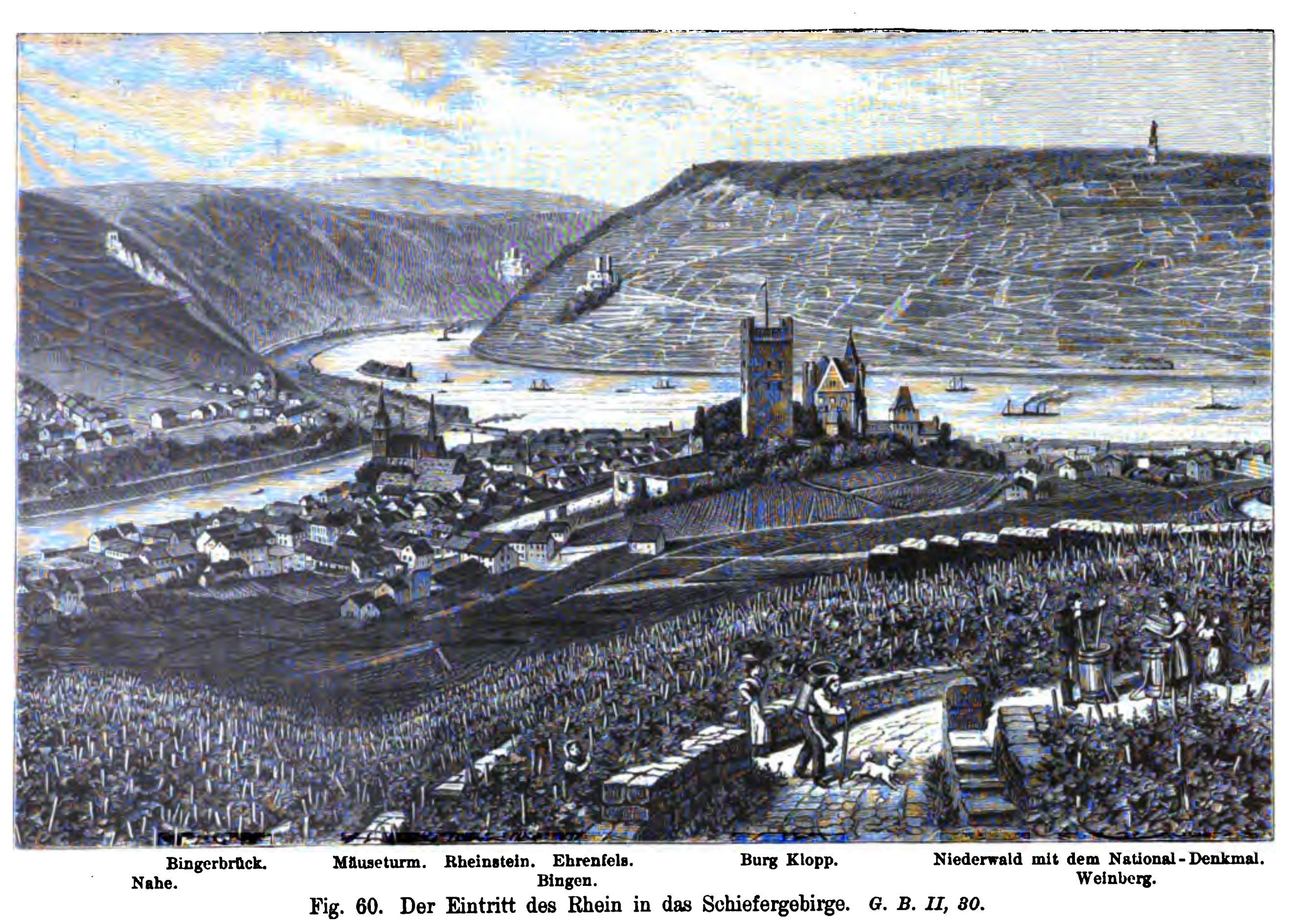


Fig. 60. Der Eintritt des Rhein in das Schiefergebirge. *G. B. II, 30.*

Zwecke benutzt worden; ausser vielen anderen rheinischen Bauwerken sind auch der Kölner Dom und die Münsterkirche in Bonn aus ihrem Gestein erbaut und teilweise damit verziert.

Überblicken wir die inneren Bezirke dieser mittelrheinischen und westfälischen Landschaften ohne Rücksicht auf die äusseren Thäler und Ränder, so machen sie den Eindruck einer einförmigen und rauhen, welligen Ebene, die mit Getreidefeldern, Waldungen, Heidestrecken und Torfmooren bedeckt ist. Die Getreidefelder stehen selbst bei sorgsamer Pflege oft nur dürftig und sind zum Teil auf Hafer beschränkt, wogegen die Waldungen reiche Ausbeute gewähren. Das frühere Herzogtum Nassau z. B. ist das waldreichste Land Deutschlands, denn vier Zehntel seiner Oberfläche sind mit Wald bedeckt, und da sehr viel Weinland bestellt wird, so bleibt fast nur die Hälfte für Felder und Wiesen übrig.

Was hat nun, trotz der nicht gerade anziehenden Eigentümlichkeit dieser Hochfläche, diese Gegenden zu so grossem Rufe und Einflusse gebracht? Hauptsächlich die Thäler und die äusseren Abhänge des Plateaus, die sich gleichfalls an Flussthäler anlehnen. Sie bringen nicht bloss Gliederung in die massenhafte Erhebung, sondern verleihen ihr auch einen höchst angenehmen und nützlichen Wechsel, ja sie müssen geradezu als die reizenden Oasen, als die Vereinigungspunkte, als die Lebensadern des ganzen Gebietes betrachtet werden.

In mäandrischen Windungen, wie dies in allen Thonschiefer- und Grauwackengegenden der Fall ist, eilen sie aus den weiten, offenen, flachmuldenförmigen oberen Gegenden und erreichen in immer tieferem und engerem Bette ihre Mündung in das Rheinthal. In ihrer tiefen und geschützten Lage sind sie (und dieser Segen ist auch über eine grosse Zahl Nebenthäler ausgegossen) mit einem milderen Klima beschenkt als die Nachbarstriche auf der ernsten, strengen, kalten Hochfläche. Kein Wunder also, dass wir bei ihnen einen mannigfaltigeren und lieblicheren Schmuck der Bekleidung, dass wir an ihren Abdachungen und Wänden den Weinstock und edle Obstbäume in Fülle sehen, dass wir da, wo sie sich zu kleinen Ebenen am Ufer des Flusses ausweiten, wo an der Mündung eines Seitenthales ein breites Vorland sich ausdehnt, wohlhabende Ortschaften und Städte antreffen. Ihre anziehende Kraft für Anbau und für Vereinigung der Bevölkerung aus der Umgegend mussten sie ohnehin schon frühzeitig als natürliche Wasserbahnen bewähren, die

durch eine sonst oft wenig wegsame Wald- und Berglandschaft führen.

In neuerer Zeit hat eine Anzahl dieser Thäler, und zwar besonders am Rande des Gebietes, eine so sehr steigende Wichtigkeit durch ihre unterirdischen Schätze erlangt, dass sie zu den berühmtesten Industriegürteln der Erde gehören. Wenn wir z. B. im Thale der Sieg hinaufwandern, so erreichen wir bald ein Gebiet, wo der Berg- und Hüttenmann herrscht, wo fast nur bergmännischer Gruss, bergmännische Gespräche gehört werden. Überall zeigt sich hier der Boden von Stollenmündungen durchwühlt, sehen wir Rauchwolken an Rauchwolken aus den Hüttenwerken emporsteigen. Hier wird aus edlen Erzen Silber und Kupfer geschmolzen und aus Spateisenstein ein Eisen hergestellt, das für die Stahlbereitung dem besten steiermärkischen mindestens gleichkommt.

Auch das Thal der Wupper hat in neuerer Zeit Weltruf erlangt durch die ausserordentliche Blüte seiner Fabrikthätigkeit. Zwar ist dieser Aufschwung ebensosehr, ja vielleicht noch mehr auf moralische und politische Verhältnisse zurückzuführen als auf den Lauf der Flüsse, auf Thäler und Berge und die durch sie bedingte Richtung und Verdichtung des Verkehrs und Handels; indes hat sich hierfür doch auch der Fluss und die bedeutsamere Lage des mittleren Thales bei Barmen und Elberfeld förderlich erwiesen. Die rasch fliessende Wupper mit ihren Nebenbächen bot günstige Verhältnisse für Anlegung von Wassertriebwerken dar und zog dadurch die Industrie an ihre Ufer; ihr — ursprünglich — klares Wasser und die Wiesenufer waren besonders der Bleicherei und Färberei günstig. So reihen sich denn hier in den Kreisen Elberfeld, Lennep und Solingen fast ohne Unterbrechung Spinnereien, Bleichereien, Färbereien, Tuchfabriken, Eisenhämmer, Schleifmühlen, Pulvermühlen aneinander; und in neuester Zeit tritt dazu ein ganz neues Landschaftsbild, das sind die Thalsperren, Staubecken, die man überall anlegt, um die Wasserkraft aufspeichern und beliebig verwenden zu können. In diesen Gegenden werden Werkzeuge für jeden Gebrauch, Gegenstände zur Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse wie des feinsten Luxus hervorgebracht. Wer hat nicht von den seidenen und baumwollenen Geweben Elberfelds und Barmens, von den Tuchen Lenneps, von den Klingen, Messern und Scheren Solingens, von den Sägen, Feilen und anderen Stahl-

waren Remscheids gehört? In welch kurzer Zeit und bis zu welcher Höhe sich die Gewerbthätigkeit des Wupperthals emporgearbeitet hat, besonders seitdem es durch die Bergisch-Märkische Eisenbahn und ihre Zweiglinien in den Weltverkehr aufgenommen wurde, davon überzeugt uns vor allem eine Vergleichung der beiden aneinander gewachsenen Städte Elberfeld und Barmen, die als das „preussische Manchester“ betrachtet werden können; unmittelbar nach dem Frieden von 1815 hatte Elberfeld eine Bevölkerung von 17000 und Barmen von 15000, während beide zusammen jetzt 280000 Einwohner zählen. So bestehen z. B. in beiden Städten mehr als 2000 Webstühle für Zanella, und der jährliche Wert der in

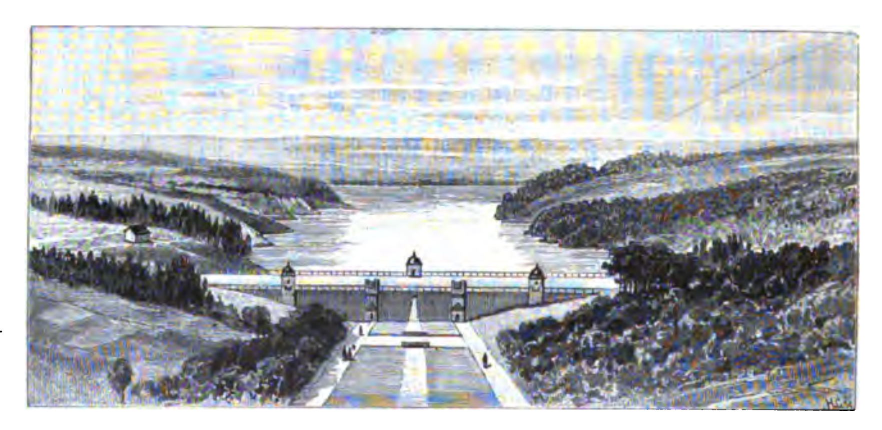


Fig. 61. Entwurf zu einer Thalsperre an der oberen Wupper.

Barmen verfertigten Webwaren wird auf ungefähr 130 Millionen Mark berechnet.

Und steigen wir nördlich in das Ruhrthal hinüber, so wird uns dort der Anblick der industriereichsten Gegend Deutschlands, und sie verdankt ihre Industrie fast ausschliesslich den mineralischen Bodenschätzen. Der an fossilen Überresten meerischer Organismen reiche Kohlenkalkstein enthält besonders in der Gegend von Iserlohn stockförmige Massen von Galmei, die zu einem nicht unwichtigen Bergbau und zur Zink- und Messingfabrikation Veranlassung gegeben haben — doch für weit wichtiger noch müssen die mächtigen Steinkohlenlager erachtet werden, die einen Raum von 440 qkm einnehmen und an Güte den Vergleich mit den englischen nicht zu

scheuen brauchen. Sie sind von Unna und Dortmund bis nach Duisburg und Ruhrort gelagert; ein engmaschiges Eisenbahnnetz, das in den Städten Dortmund und Essen, dem „deutschen Birmingham“, seine Knotenpunkte hat, ist über die Kohlenfelder gebreitet, und da die Eisenbahn die Riesenlasten nicht bewältigen kann, so schliesst man die Gegend jetzt auch durch künstliche Wasserstrassen, zunächst den Dortmund-Ems-Kanal, dem Fernverkehr auf. Welche Ausdehnung das Bergwerk hier hat, davon geben die amtlichen Erhebungen Zeugnis, denen zufolge in Rheinland-Westfalen jährlich 3 Millionen Tonnen Eisenerze und in der Rheinprovinz allein (1898) 25 Millionen Tonnen Steinkohlen gefördert werden. Vor allem aber blickt der Deutsche mit Stolz auf die von *Alfred Krupp* in Essen gegründeten Riesenwerkstätten für die Gussstahlfabrikation, aus der jene in der neueren Kriegskunst eine so wichtige Rolle spielenden Kanonen und Wurfgeschosse, sowie zahllose für Eisenbahnen, Schiffe und Maschinen notwendige Bestandteile hervorgehen. Von der Grösse des Betriebes möge es zeugen, dass die Kruppschen Werke gegen 550 eigene Eisensteingruben haben, mit mehr als 100 Dampfhämmern und mehr als 420 Dampfmaschinen arbeiten, und dass dabei etwa 25000 Arbeiter beschäftigt sind.

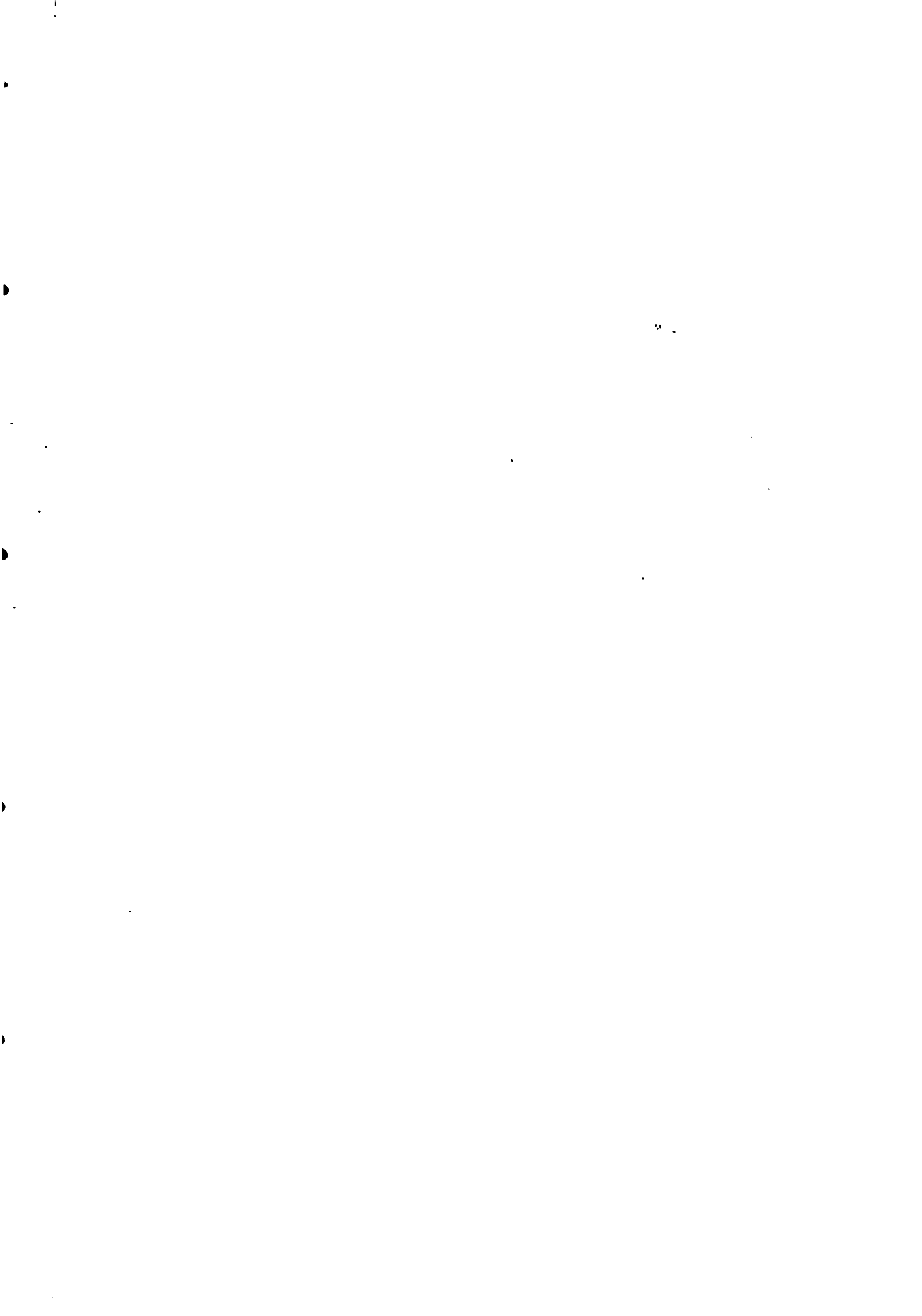
Durch die Sieg-Ruhr-Bahn (von Siegen nach Hagen), die zugleich das gewerbfleissige Lennethal berührt, sind die Ruhrkohlengebiete mit den bedeutenden Erzlagern und Hüttenwerken des Siegerlandes in Verbindung gebracht; dadurch ist die Anfuhr der Kohlen und die Abfuhr der Erze und Hüttenerzeugnisse ausserordentlich erleichtert. Wir leben ja in einem eisernen Zeitalter. Wie gross ist heute der Verbrauch von Eisen, hervorgerufen durch eine früher nicht geahnte Verwendung des Eisens zu Bauten aller Art, besonders zu Eisenbahnen, Brücken, Schiffen und für architektonische Zwecke! Und hier befinden wir uns in der grossen Werkstätte, von der all diese Kennzeichen unserer Zeit ausgehen. Indem die Ruhr die Steinkohlen, die Sieg die Erze liefert, ist durch dies wechselseitige Geben und Empfangen für Rheinland und Westfalen eine Gewerbthätigkeit erwachsen, die sich in gleicher Weise nur in Belgien und England findet und einen belebenden Einfluss auf eine Reihe von Gewerben, auf Wald- und Wiesenbau, auf Viehzucht und Landbau übt und die entferntesten Gegenden in den Kreis ihrer schöpferischen Wirksamkeit zieht.

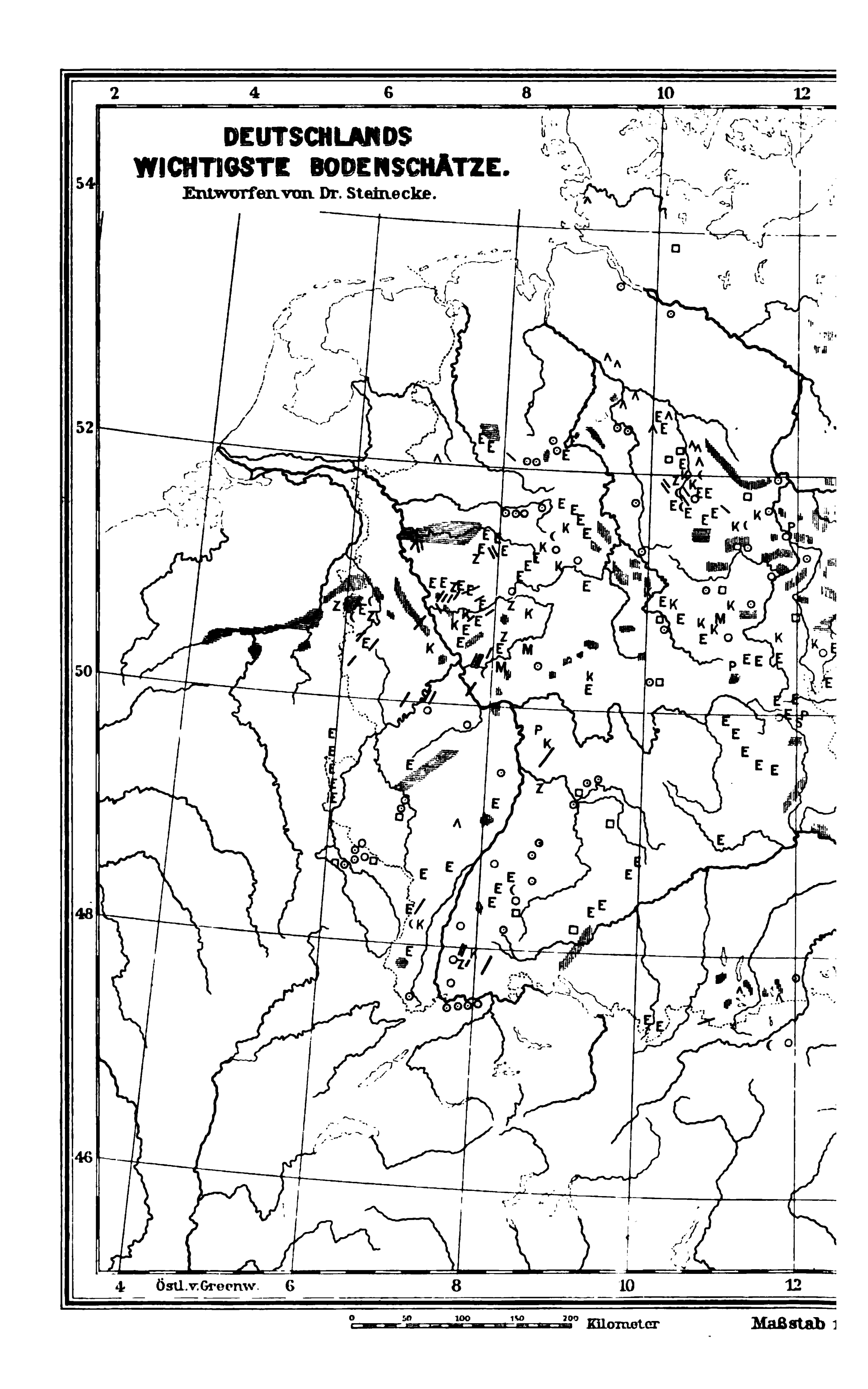
„Keine andere Region Deutschlands,“ sagte *Cotta* bereits 1854, „ist gegenwärtig so reich an betriebsamen Städten; in eine schmale Zone zusammengedrängt finden wir hier: Mülheim, Kettwig, Werden, Essen, Ratingen, Mettmann, Elberfeld, Barmen, Schwelm, Bochum, Dortmund, Herdecke, Hagen, Limburg, Schwerte, Unna, Menden, Iserlohn, Balve, Langenscheid, Allendorf, Warstein, Brilon und Stadtbergen, lauter dem Industriellen bekannte Namen. Am dichtesten natürlich in der westlichen Kohlenregion. Zwischen diesen Städten erheben sich aber überall alljährlich noch neue Dampfessen und technische Werkstätten. Noch ganz neuerlich hat die grossartigste aller deutschen Bergwerksunternehmungen in dieser Gegend ihren Sitz gefasst, welche der Hauptstapelplatz der gewerbtreibenden Welt Preussens ist.“

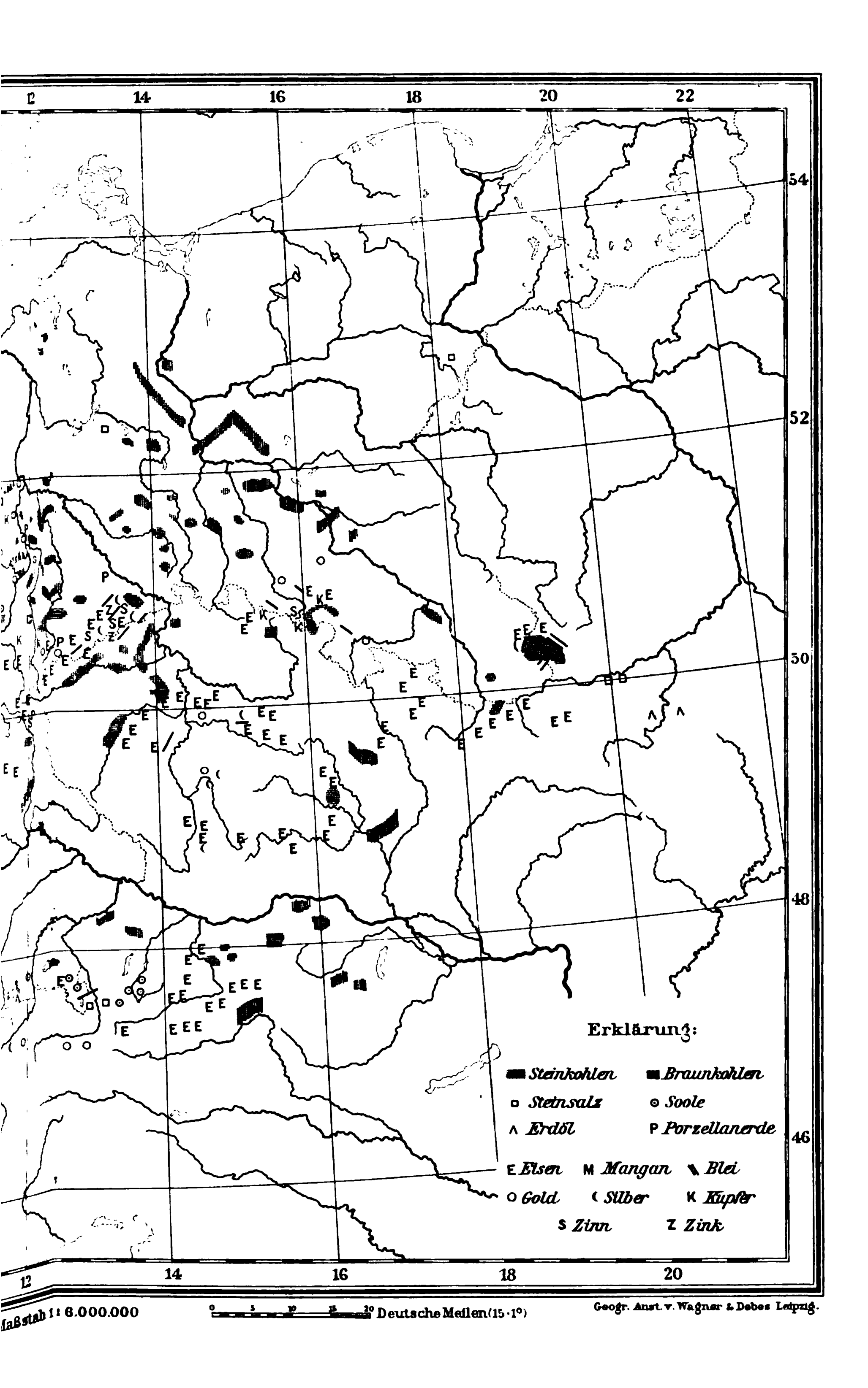
Das sind die Gegenden, welche die früher als „billig und schlecht“ verrufenen Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleisses, das *made in Germany,* in aller Welt zu Ehren gebracht, die unserem Handel die Pforten der entlegensten Länder geöffnet, und die aus dem in sich abgeschlossenen Ackerbaustaate einen die Welt erobernden Industriestaat Deutschland gemacht haben.

Die Steinkohlengebilde sind nicht auf die Ostseite des rheinischen Berglandes beschränkt, vielmehr begleiten sie dessen ganze nördliche Grenze und bilden einen regelmässigen Saum um die vielen Auszackungen des älteren Schiefergebirges. Sie begegnen uns jenseits des Rhein in dem freundlichen Hügellande von Aachen, Verviers, Lüttich und weiter im Thale der Maas und Sambre und in ihrer Nachbarschaft; ja gerade auf der westlichen Rheinseite sind die grössten und wichtigsten Steinkohlengruben des Festlandes, von denen der bei weitem bedeutendste und reichste Anteil im belgischen Gebiete liegt. In diesen Gegenden findet sich nicht nur der reisende Landwirt durch die Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch der Techniker und Industrielle durch das regste Fabrikleben deutschen und flämischen Fleisses wie in ein Paradies versetzt. Ein getreues Abbild der reichsten englischen Fabrikgegenden entfaltet sich vor seinen Augen auf der Strecke, die er von Aachen nach Lüttich durchfährt.

Aber auch dem benachbarten Tieflande gereichen weithin die Steinkohlen zum Segen: „In dem Masse, in welchem in kultivierten Ländern die wohlbestandenen Waldungen sich ins unzugängliche




DEUTSCHLANDS
WICHTIGSTE BODENSCHÄTZE.
Entworfen von Dr. Steinecke.
Östl. v. Greenw.
Kilometer
Maßstab



Erklärung:
Steinkohlen
Braunkohlen
Steinsalz
Soole
Erdöl
Porzellanerde
Eisen
Mangan
Blei
Gold
Silber
Kupfer
Zinn
Zink
Maßstab 1 : 6.000.000
Deutsche Meilen (15 · 1°)
Geogr. Anst. v. Wagner & Debes Leipzig.



Innere der Gebirge zurückziehen, tritt mehr und mehr der Segen jener Anordnung der Gebirgslager hervor, welche die reichsten Vorräte von vorweltlichem Brennstoff gerade an den Fuss des Berglands, in offenen oder leicht erreichbaren Gegenden aufgehäuft sein lässt. Ruhr und Maas erleichtern den Transport der ost- und westrheinischen Steinkohlen und verschaffen der waldleeren Ebene ein wohlfeiles Brennmaterial, oder vielmehr, sie haben es den Bewohnern der Ebene verstattet, den Waldboden in reiches Ackerland umzuschaffen, um aus dessen Ertrag ihre Schuld für Eisen und Kohlen an die kornarmen Gebirgslandschaften abzutragen. Auch schon durch diese Rückwirkung sind die Steinkohlen ein mächtiger Hebel der Industrie geworden, indem sie das Anwachsen und die Zusammendrängung einer betriebsamen Bevölkerung in den Gebirgsthälern möglich machten, die auf dem eigenen Boden nur einen kleinen Teil ihres Bedarfs würde finden können.“ *(Mendelssohn.)*

Ebenso bedingt in den südlichen Vorbergen des Hunsrück, in dem durch Mannigfaltigkeit ausgezeichneten, zum Teil schon ganz dem Weingebiete zugehörenden Hügellande zwischen Bingen und Saarbrücken der geologische Bau den Reichtum eines gewerbthätigen Lebens. Es wird hervorgerufen durch das Saarbrücker Kohlenlager (vgl. S. 194), das sich von dem Mainzer Tertiärbecken bis in die bayrische Pfalz und nach Elsass-Lothringen hinzieht und einen Flächenraum von 180 qkm bedeckt. 77 abbauwürdige Flöze liegen in diesem von Saarbrücken und St. Johann bis St. Wendel reichenden Industriebezirke; im Jahre 1894 belief sich die Förderung auf 6700000 Tonnen im Werte von $59^1/_2$ Millionen Mark. Die Anlage eines Eisenbahnnetzes, sowie die Verschiebung der deutsch-französischen Grenze haben natürlich auf die Steigerung des Kohlenbergbaues sehr segensreich eingewirkt, und die noch ausstehende Kanalisation der Mosel wird den ganzen Bezirk noch mehr heben. Ein äusserst reges Leben herrscht auf den mit Wagen bedeckten Eisenbahnen, die in nicht enden wollenden Zügen Steinkohlen und Coaks aus den Saarbrücker Kohlenwerken dem Inlande, dem Süden Deutschlands, der Schweiz, den fabrikreichen Gegenden Elsass-Lothringens sowie Frankreichs zuführen. In einem Teile der Gegend, besonders in dem „Schwarzen Thale“ an der westlichen Grenze der Rheinpfalz, in der Nähe von Dudweiler und Sulzbach, ist der Reisende durch die Erscheinungen, die sich ihm darbieten, im

höchsten Grade überrascht. Zwar am Lichte des Tages sind die Linien des waldumkränzten Thales an und für sich oft schön und lieblich, aber in der Nacht nimmt es ein märchenhaftes und abenteuerliches Aussehen an, und die Romantik der Hölle selbst scheint sich vor dem erstaunten und gefesselten Blicke darüber auszubreiten und es mit infernalischen Wundern zu durchleuchten: so furchtbar schön und feenhaft ist der Anblick der gewaltigen, die Nacht erhellenden Feuer, die den langen Reihen von aufqualmenden und hochemporschlagenden Flammenströmen über den vielen Coaksöfen entglühen.

Wir werfen einen letzten Blick auf die Rheinisch-Westfälischen Kohlengebiete, in denen Schlägel und Eisen herrscht, auf die eisernen Königreiche von Krupp und von Stumm in Neunkirchen, auf die Industriebezirke, wo die Spindel schnurrt und der Webstuhl lärmt. „Zechen, Hütten, flammende Hochöfen und lärmende Schmieden ringsum; wohin der Blick fällt, überall treten ihm vielgestaltige Essen entgegen, denen nachts reichlicher Rauch mit unheimlich rot- oder weissloderndem Feueransatz entströmt. *Vulcanus ardens urit officinas.* Auch aus den Schlackenhalden, die rings um die Werke sich zu langhingestreckten Anhöhen auftürmen, und an deren Rande gegen den Abendhimmel sich die Silhouette der Menschen mit der Kippkarre schwarz abhebt, kräuselt heisser Dampf empor; hier und da verrät ein noch glühender Klumpen, wieviel Hitze in ihnen begraben wird.“ *(Fischer.)* Den von der Industrie hervorgezauberten, aus dem Boden emporschiessenden Städten mit ihrem Rauch und Lärm und ihrer hastenden Arbeit kehren wir den Rücken und erfreuen uns kurz an anderen Segnungen der Erde, die mehr erfrischend wirken. Es sind die mit dem geologischen Bau eng zusammenhängenden heilkräftigen Sprudel und Salinen, die vom Taunus an im Rheinthale und in vielen seiner Nebenthäler überall den Spalten entquellen und im Vereine mit den häufigen Erdbeben daran erinnern, dass die Bildung der Erdrinde hier noch nicht abgeschlossen ist. Es bedarf hier nur einer Andeutung dieser Orte, denn wer hat nicht schon von den Badeorten Nauheim, Homburg, Soden, Wiesbaden (den *Aquae Mattiacae* der Römer), Schlangenbad, Langenschwalbach, Kreuznach, Ems, Bertrich, Neuenahr, Aachen, Burtscheid, Spaa u. a. gehört? wer nicht von den Säuerlingen von Selters, Fachingen, Rhens, von der Apollinarisquelle und so vielen anderen, die trotz der Einführung künstlichen Ersatzes immer

noch in Millionen von Krügen versendet werden. Tausende von Fremden eilen jährlich diesen Quellen zu, deren Umgebungen sich nach und nach in blühende Ortschaften und Städte umgewandelt haben; in ihren herrlichen Parkanlagen und auf prunkvolle Bequemlichkeit berechneten Baulichkeiten findet der Leidende und der Gesunde alle Annehmlichkeiten eines behaglichen Aufenthaltes.

* * *

Wir wenden uns nun zu der besonderen Betrachtung des Rheinthales selbst als der so ruhmreichen und so oft gepriesenen Lebensader des ganzen Gebietes. Wer bei dem herrlichen Felsen-

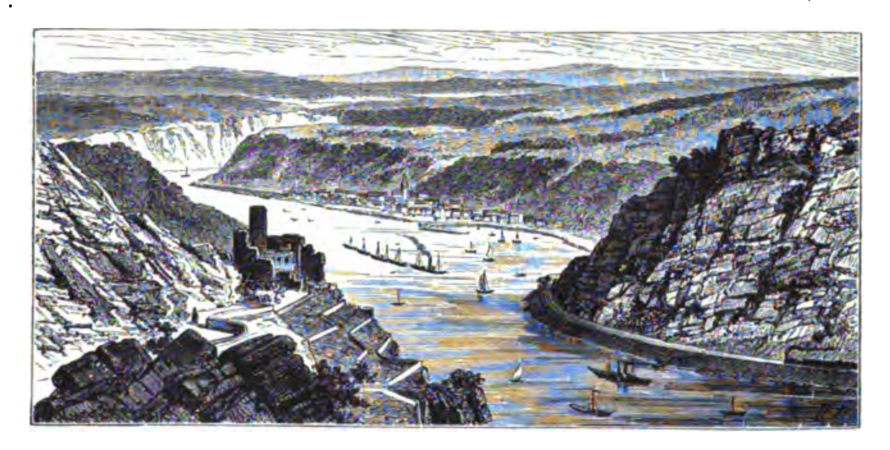


Fig. 62. Der Rhein bei St. Goar. *Aus Pahde, Landeskunde der Rheinprovinz.*

thore von Bingen in die lange, enge Schlucht hineinblickt, welche hier der Rhein bis gegen Coblenz hin zu durchströmen beginnt, wer aus dem breiten rheinischen Oberlande, vielleicht durch die schönen Porphyrberge der heiteren Pfalz verwöhnt, hier stromabwärts fährt, dem wird sich hier das Gepräge des hoch emporstarrenden, ernsten und grauen Schiefergebirges fast zum Wilden und Erhabenen steigern, zumal wenn ein grau bedeckter Himmel den Felsgebilden eine düstere, unheimliche Färbung verleiht. Aber setzt er, begünstigt von heiterem Wetter, in dem Stromthale die Reise weiter fort, so mildert sich der erste Eindruck und wird durch andere Überraschungen und Genüsse überboten. Das Auge wird gefesselt durch die prachtvollste wechselnde Beleuchtung mit ihren scharfen Schatten und bunten Licht-

blicken auf Fels und Land; durch den Anblick der Weinrebe, die in weitgedehnten Geländen Felsengebilde voll Mannigfaltigkeit von unten bis oben überkleidet oder doch in einzelnen Gruppen zwischen Busch und Stein sich einen Platz errungen hat; durch die Pracht edler Obstbäume und stattlicher, oft mit Epheu umwundener Walnussbäume, die mit dem Zauber ihrer Blütenfülle im Frühjahr, mit dem schwerlastenden Segen im Herbst an ähnliche Erscheinungen beglückter Gaue in Südtirol erinnern; durch die im Inneren vielleicht weniger freundlichen und wohnlichen, doch vom Strome aus um so malerischer sich darstellenden Dörfer, Flecken und kleinen Städte, die einzeln oder im Zusammenhang auf einem Vorsprunge dicht am Ufer hingestreckt sich zeigen oder in den Ausgang eines Seitenthales hineinziehen; durch Kirchen edelsten Stiles oder durch ihre ehrwürdigen Trümmer, welche die Erinnerung an eine der herrlichsten Blütezeiten der Baukunst wecken, und deren Fensterbogen (z. B. an der Wernerskirche bei Bacharach) bewundernswerte Fernsichten so trefflich einrahmen; durch freundliche, zierliche oder stattliche Landhäuser und Schlösser und ihrem Verfall entrissene Burgruinen; durch grinsende Überreste kühngelegener Raubnester frecher Ritter oder durch die ernsten Trümmer einst stolzer Burgen edler Geschlechter und mächtiger geistlicher und weltlicher Herren, von denen Goethe singt:

„Sieh, diese Senne war so stark,
dies Herz so fest und wild,
die Knochen voll von Rittermark,
der Becher angefüllt.
Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
verdehnt' die Hälft' in Ruh."

Und schliesslich den grössten Reiz gewährt das ungestüm treibende Leben des Stroms: auf ihm die riesigen Schleppdampfer mit rauchenden Schloten, die keuchend ihre Last durch „wildes Gefähr" ziehen, die stattlichen Personendampfer und behenden Überfahrtsbootchen, die schier endlosen Holzflösse, die Bagger, Fährnachen und Fischerkähne, und an beiden Ufern belebte Landstrassen und vielbefahrene Eisenbahnen — wo sonst ist ein solch entwickeltes modernes Verkehrsleben auf altem Kulturboden?

Und blicken wir gegen das Ende der Wanderung von einem günstig gelegenen Punkte, etwa von der Höhe des Apollinarisberges

bei Remagen, in das schlangenartig gewundene Thal des Stromes herab, so scheint es, als ob er von seiner Pracht nicht scheiden könne; man sieht ihn vor dem Siebengebirge gleichsam wie zum See gesammelt ausruhen. Gleich natürlichen Burgen und Wächtern am Zugang aus dem weiten Niederrhein zum engen Mittelrhein ragen die vulkanischen Kegel jenes merkwürdigen Gebirges schroff empor und erscheinen, obwohl nur zwischen 325 und 464 m über dem Meere, in beherrschender Stellung zum Rheine; sie sind denn auch zur Zeit der römischen Imperatoren und später von den Kölner Erzbischöfen und anderen Mächtigen als Burgen benutzt und befestigt worden. Und rings in dieser Kraftentwicklung der Natur umgiebt uns ein Kranz menschlicher Stiftungen, Klöster, Festungen, Tempel aus der heidnischen und christlichen Zeit; wir begegnen hier dem Wodan, der auf dem Godesberge verehrt wurde, dem Roland, dem Paladine Karls des Grossen, auf Rolandseck und dem gehörnten Siegfried, dem Helden des Drachenfels.

Gegenwärtig erfreut den Wanderer daselbst ausserdem eine Menge heiterer Villen und geschmackvoller Gartenanlagen, die den Abhang der Berge schmücken. Sie erhöhen den für das Auge so wohlthuenden Eindruck, den ohnehin der Anblick der Gegend hervorzaubert; denn unverhüllt liegen vor ihm in weichen, abgerundeten Formen, mit Hochwald und üppigem Grün bewachsen, die Kuppen, Kegel und langgezogenen Bergrücken des Siebengebirges, dem bei seiner eigentümlichen Gestaltung jede Sonnenhöhe und jede vorüberziehende Wolkenmasse eine andere Färbung giebt.

Schon die Genussesfülle, die das Rheinthal bietet, ist geeignet, ihm von nah und fern eine Unzahl Besucher und seiner Strombahn ein munteres Leben zuzuführen. Aber um den lebhaften Schiffsverkehr, der schon eine Reihe von Jahrhunderten zählt, und die Weltstellung dieses Rheinabschnittes zu erklären, muss noch ein anderer Punkt berücksichtigt werden.

Das Durchbruchsthal des Rhein zwischen Bingen und Bonn ist ziemlich gerade, fast überall gleich breit und zeigt eine einige, gleichmässig volle Wasserader ohne viele Inseln. Geradlinige Landstrassen in derselben Richtung über die unwirtliche, unebene, von vielen tiefen Thälern durchbrochene Hochfläche waren kaum ausführbar; aber sie waren auch keineswegs in dem Grade nötig wie bei der unteren Mosel, deren zahllose und bedeutende Windungen einen weiten



Drachenfels. Wolkenburg. Insel Nonnenwerth.

Fig. 63. Der Rhein und das Siebengebirge. *G. B. II, 80.*

Transport auf ihr und längs ihrer Ufer so sehr verzögern und erschweren. Es wurde eben infolge dieser Verhältnisse dieses Stück des Mittelrhein seit dem Anfange der römischen Kaiserzeit das von Handel und Schiffahrt am meisten belebte Flussstück des ganzen Rheinlaufes. Für frühere Zeiten gilt diese Behauptung vornehmlich bezüglich der unteren Hälfte, zwischen Coblenz und Bonn, wo der Strom eine noch weit grössere Zugänglichkeit und Schiffbarkeit hat als weiter oben. Er fliesst daselbst in einem ausserordentlich geraden Laufe, zugleich in einem weit bequemeren und breiteren Thale, mit einer durch Lahn und Mosel sehr verstärkten Wassermasse und fortwährend in höchst ansehnlicher Tiefe, durch keine Felsenriffe unterbrochen. Zwar gab es deren einige noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, z. B. die Unkelsteine, allein sie sind jetzt unschädlich gemacht; überhaupt waren sie nie in dem Grade der Schiffahrt schädlich wie die Felsen in der oberen Hälfte zwischen Bingen und Coblenz, wo sein Bett schmäler und eingeengter, in der Tiefe aber voll gefährlicher Felsblöcke und Klippen ist — wegen seiner schlechten Schiffbarkeit war dieses Stück auch sehr lange Zeit eine politische Scheidelinie. Felsenriffe wie die des Binger Lochs, ferner, obwohl in minderem Grade, das sogenannte Wilde Gefährt bei Bacharach und Caub, die unheilvollen Wirbel der in neuerer Zeit durch Dichtungen allgemein bekannt gewordenen Lorlei, die Felsen- und Klippengruppe bei St. Goar und die rauschende Strömung dabei, das Gewirre genannt, sind bis in unsere Zeit bei den Schiffern berüchtigte und verwünschte Stellen des Schreckens, waren von jeher Hindernisse für die Schiffahrt. Aber sie sind in neuerer Zeit besonders durch die thatkräftigen Massregeln der preussischen Regierung zum grossen Teile beseitigt; dadurch, dass nun beide grosse Hälften des Rhein, oberhalb und unterhalb von Bingen, weit inniger als zuvor miteinander verbunden sind, ist, kann man sagen, eine der uralten Scheidewände zwischen Süd- und Norddeutschland gefallen und die Eigentümlichkeit Westdeutschlands, zwischen dem Norden und dem Süden zu vermitteln, verstärkt worden (vgl. S. 29).

Die Gestaltung des mittelrheinischen Thales und Strombettes hatte noch eine andere Folge, die vornehmlich mit seiner Schmalheit zusammenhängt. Besonders in dem oberen Teile, zwischen Bingen und Coblenz, lässt der Fluss auf seinem rechten Ufer, bisweilen dicht an den Fuss der Felswände herandrängend, nicht einmal Raum für

eine Landstrasse übrig. Daher bestand denn dort auch nur auf seiner linken Seite ein ununterbrochener Verbindungsweg, bis es in neuer Zeit gelungen ist, nicht nur am linken Ufer den ganzen Mittelrhein entlang eine Eisenbahn anzulegen, sondern auch am rechten die Taunusbahn bis Oberkassel und von dort bis zur niederländischen Grenze zu verlängern.

Dadurch ist die ganze linke Seite, die ja auch schon zuerst besiedelt worden ist, im Verhältnis zu der anderen bedeutungsvoller geworden: wir treffen auf ihr die meisten Ortschaften und bebauten Plätze. Es ist ferner leicht erklärlich, dass die Natur des engen Durchbruchsthales der Bildung grosser kultureller und politischer Brennpunkte, einer Zusammenfassung der Massen hinderlich sein, dagegen ihre Zerstückelung begünstigen konnte. Das zeigt sich wiederholt im Verlaufe der Geschichte. Die Römer hatten dort nur Kastelle angelegt, die unter dem Befehle der die grossen Festungen *Mogontiacum* (Mainz) und *Colonia Agrippina* (Köln) kommandierenden Feldherren standen. Ebenso sehen wir, dass im Mittelalter die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und der Pfalz, die in der Hauptsache die Länderstücke des Mittelrhein beherrschten, dort nur ihre Amtleute auf Schlössern und in kleinen Städten walten liessen.

Vergleichen wir die oberen mittelrheinischen Gaue mit den Nachbargauen, z. B. mit dem Nahegau, Moselgau, Maiengau, Lahngau, Engersgau, so sehen wir, dass sie an Ausdehnung diesen nachstehen. Wir finden sie klein und schmal, ganz in Übereinstimmung mit dem engen Flussthale, in das sie sich gleichsam hineinzwängten, während zur Entstehung und Ausbildung der anderen die ansehnlicheren Becken der Nebenflüsse und das weite Neuwieder Becken mithalfen.

Als später im Verlaufe des Mittelalters auf den Trümmern der zerstörten Gauverfassung die Gebiete der weltlichen und geistlichen Herren sich ausbreiten, da werden die Hauptsitze der Fürsten und die Mittelpunkte ihrer politischen Macht nicht ins Rheinthal gelegt, sondern nach auswärts, zur Seite, an Nebenflussthäler und deren Weitungen. So war es die Lahn, an deren unterem, nach Westen gerichtetem Abschnitte die salischen Konradiner und später die Grafen von Nassau ein weites Gebiet und ihre Hauptsitze hatten; so kamen die Kurfürsten von Trier zu ansehnlicher Macht an der Mosel und mit ihr allmählich bis ins Rheinbecken bei Coblenz; so beherrschten in der hohenstaufischen Zeit die Wild-, Rau- und

Rheingrafen fast das ganze Naheland, und die Macht der Erzbischöfe von Mainz und nachher der Pfalzgrafen am Rhein trieb ihre stärksten und gedeihlichsten Wurzeln fern von dem engen Mittelrhein im weiten Oberrheinischen Becken. Auch bei den neueren Rheinstaaten vermissen wir dort eine Wiege oder ein Centrum, wir treffen mehr Grenze und Scheide; es stossen daselbst das rheinische Preussen, das vormalige Herzogtum Nassau, das Grossherzogtum Hessen und Pfalzbayern aneinander.

Vergleichen wir nun das enge Thal des Mittelrhein nicht mit den benachbarten Bezirken, sondern seine einzelnen Abschnitte untereinander selbst, so macht in Beziehung auf das vorhin Entwickelte das Neuwieder Becken eine bemerkenswerte Ausnahme. Überschauen wir es genauer von einem dazu bequem gelegenen hohen Punkte, z. B. von den Zinnen der Festung Ehrenbreitstein (ursprünglich Ehrenbrechtstein), so sehen wir, wie sich von allen Seiten her die Hochfläche nach diesem breiten, tiefen und flachen Thalboden hin abdacht, wie die Höhenmassen des Westerwaldes und der Eifel, schon von weitem zu ihm allmählich sich herabsenkend, es mit ihren Ausläufern in ziemlich scharfen Absätzen umstehen. Mehrere Flüsse strömen ihm zu: durch ihr enges und felsiges Thal die Wied, durch ihr gewundenes Wiesenthal die kleinere Sayn aus dem Westerwalde und die der Wied an Grösse nahekommende Nette aus der Eifel; endlich neigen sich die bedeutenderen Nebenflüsse Mosel und Lahn mit ihren Mündungen zu ihm heran, und selbst die Rheingewässer fliessen durch dies Becken in grösseren Krümmungen und viel breiter und bilden hier mehr Arme als in den Thalengen ober- und unterhalb.

Mehrere kleinere und grössere Thalspalten setzen sich auf der entgegengesetzten Seite des Beckens genau in derselben Richtung fort, und wir schliessen aus diesem Umstande auf die Entstehung des Beckens (vgl. S. 314). Der tiefe, zunächst entstandene Kessel wurde in späterer Zeit durch die Absätze der seeartigen Weitung, die hier längere Zeit bestand, durch die von den Hängen herabgeschwemmten Schottermassen und besonders durch die Sande und Aschen der benachbarten Eifelvulkane ausgefüllt, die jetzt von einer grossen Industrie zur Herstellung lufttrockener Bimssandsteine ausgebeutet werden. So entstand im grellen Gegensatze gegen die benachbarten rauhen Wald- und Felswüsteneien das liebliche, bequem zur Siedlung gelegene Becken zwischen Coblenz, Neuwied und Andernach.

Und so sollen denn hier schon die Kelten in zahlreichen Ortschaften gewohnt haben. Unter den Römern kam bereits nicht bloss die Fruchtbarkeit in Betracht, sondern es trat die Erkenntnis hinzu, dass hier ein geeigneter Mittelpunkt zur Erweiterung politischer Macht sei, bequem für eine Verbindung mit dem bereits in Besitz genommenen Westen und bequem zum Rheinübergange bei ihren Absichten auf den Osten; denn die natürlichen Hauptwege über die Eifel und über den Westerwald liefen in dieses Becken hinab. Von hier aus konnten sie durch Befestigungen die Zugänge zur oberen Mosel über die Eifel sichern und auch die Lahngegenden leicht decken; daher pflegten sie hier nicht nur Acker- und Weinbau und legten Landsitze, Paläste und Hüttenwerke an, sondern sie erbauten hier auch ihre Rheinkastelle, z. B. *Antunnacum* (Andernach), das später von dem ursprünglich weniger bedeutenden *Confluentes* (Coblenz) überflügelt wurde.

Wie hoch die Römer gerade diese Gegend als einen ihrer wichtigen militärischen Punkte und Waffenplätze am Rhein hielten, geht daraus hervor, dass sie auch im Norden um jenen Kessel herum eine dreifache Reihe von Wällen und Befestigungen zu seinem Schutze errichteten. Es entging ihnen nicht, dass dieser durch Fruchtbarkeit und Lage so bevorzugte Fleck militärisch von Natur schwach und blossgegeben sei, und es entging ihnen ebensowenig, dass auch die Germanen hier den Rheinübergang erstrebten; einmal im Besitze des Beckens konnten sie aber ihre Lahngegenden sichern und zugleich die obere Mosel in die Flanke nehmen.

Als im Mittelalter die Bischöfe von Trier, bereits an der mittleren Mosel mächtig, auch die untere Mosel sich anzueignen bemüht waren, wurden sie von deren Mündung aus und über die Flachrücken der Eifel hin zu Herrschaftsbestrebungen weiter in das mittlere Rheinbecken hinein verlockt, denn dieses erschien ihnen als ein natürliches Anhängsel der Moselmündung. Es gelang ihnen auch, die Südhälfte dieses Beckens in Besitz zu nehmen; fast in derselben Gegend, wo der frühere Maiengau endete, vor der Rheinverengerung bei Andernach, hörte auch das Gebiet des Trierer Hochstiftes auf.

So kann es nicht auffallen, wenn gerade diese Landschaft am Mittelrheine seit Cäsars Zeit bis zu den französischen Revolutionskriegen beinahe in jedem Jahrhundert als ein Tummel- und Kampf-

platz feindlicher Heere erwähnt wird. Hier fand Cäsars erster Übergang über den Rhein statt (55 v. Chr.); hierhin fallen die Kämpfe Karls des Kahlen und Ludwigs des Deutschen (871), sowie die Kämpfe zwischen dem Hohenstaufen Philipp und dem Welfen Otto (1198 bis 1204), hierhin in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges die kriegerischen Unternehmungen Gustav Adolfs, Baudissins, Johanns von Werth und des Grafen Görz, ferner unter Ludwig XIV. ein verwüstender Zug (1689), im Spanischen Erbfolgekriege das Auftreten Marlboroughs, Opdams, Coehoorns (1702) und in den französischen Revolutionskriegen die Thaten Jourdans, Marceaus und Hoches (1794 bis 1797).

Aus denselben Ursachen erklärt es sich ferner, wenn diese Gegenden wiederholt und in immer stärkerem Grade mit Befestigungen versehen wurden, und zwar stets an der dem Schwerpunkt abgewendeten Seite der Bucht, deshalb früher vorwiegend in der Umgebung von Andernach, jetzt weit mehr am entgegengesetzten südlichen Ende, in der Nähe von Coblenz. Die Darstellung der Bedeutung dieser Stadt wird unsere bisherige Betrachtung ergänzen; Coblenz war aber ursprünglich eine Moselstadt, und bevor wir uns damit beschäftigen, wollen wir uns dem Thale dieses in vieler Beziehung wichtigen Flusses zuwenden.

* * *

Die Mosel, die wir schon weiter oben von ihrem Ursprung an durch das Lothringische Stufenland begleitet haben (vgl. S. 309), durchschneidet die westliche Abteilung des Rheinischen Schiefergebirges in einem nordöstlich gerichteten, äusserst tiefen und vielfach gewundenen Thale. Mit dieser Eigentümlichkeit des Laufes steht das Klima, die Kultur und Gestaltung der Gegend, die Lebensweise und Art der Bewohner und die Geschichte ihres Gebietes im engsten Zusammenhange.

Eingeschlossen zwischen Hochflächen und Höhenzügen, die über 630 m hinaufreichen, ist die Thalsohle des Flusses gewissermassen bis auf den Grund des Gebirgssockels eingesenkt; die nächsten Uferstriche liegen oft weit unter den ihnen benachbarten Bergmassen, so dass nicht selten mehr oder weniger schroffe Uferwände von 370 bis 570 m Meeres- und fast auch zugleich Thalhöhe entstehen. Daher bildet das Klima des tiefen Thaleinschnittes einen sehr scharfen und auffallenden Gegensatz zu den seitwärts gelegenen Hochlandschaften:

oben ringsum kalte und heftige Winde und lange Winter, unten zeitiges Frühjahr und lange warme Sommer; oben nur die Fichte, Buche und Eiche, nur Hafer- und Roggenbau, vorzugsweise Beerenland und nur stellenweise fruchtbare Striche, dagegen unten die verschiedensten schönen Fruchtbäume, deren Blütenpracht im Frühling ihresgleichen sucht, und vor allem der wichtigste Kultur-, Handels- und auch Industriegegenstand der Mosellaner, der Weinstock, der überall längs des Flusses von Lothringen bis zur Mündung in den Rhein am Thalgelände emporklettert und schon im dritten Jahrhundert n. Chr. dort gepflegt wurde. Jeder schmale Streifen ebenen Landes aber am Fusse der Felsen und jede kleine flache Weitung, vom Flusswasser und der dadurch herbeigeführten Erde befruchtet, ist, wenn nicht von der Rebe bedeckt, reich an schönen Wiesenkräutern oder zum Gartenbau geeignet. Doch die Rebe geniesst, wo sie nur einiges Gedeihen verspricht, bei weitem den Vorzug; denn der Weinbau geht einem grossen Teile der Mosellaner über alles, besonders seit der blumenreiche Moselwein allgemein bevorzugt wird. Kornfelder trifft man bei ihnen seltener; obwohl nicht mehr so selten wie früher, und Wiesen und Vieh halten sie hauptsächlich des Weinbaues wegen. Schon vor einer langen Reihe von Jahren sollen einzelne Dörfer 1000 bis 2000 Fuder Wein (das Fuder rechnet man jetzt gewöhnlich zu 1000 Liter) in guten Jahren erzielt haben. Das Ergebnis der Weinernte im ganzen Moselthale von Trier bis Coblenz beträgt 250000 Hektoliter jährlich von 6400 Hektar Weinland — dabei ist der Wein, der von der Mosel nur den Namen hat, nicht eingerechnet.

Der Fluss selbst, von der Mündung der Meurthe bei Frouard bis Ars kanalisiert, ist von Metz an schiffbar und wird dadurch eine vortreffliche Verbindungsstrasse zwischen den einander benachbarten Abschnitten des Thales. Indem er die ihn einschliessenden und in ihm vorspringenden Felsenhöhen vielfach zernagt oder schroff abgeschliffen hat oder nach Aufgeben eines alten Flussbettes umfliesst, ist er der Mitbildner von natürlichen Festungen und Bergsockeln geworden und hat willkommene Gelegenheit zur Sicherung und Befestigung des ergriffenen Besitzes gegeben — eine Gunst der Natur, die den flacheren und einförmigeren Hochrücken zur Seite fehlt, auf denen überhaupt der Anbau gering, die Bevölkerung dünn, ein Dorf und noch mehr eine Stadt eine Seltenheit ist.

Welche Fülle dagegen und Mannigfaltigkeit im Moselthale! Hier bei starker Bevölkerung zahlreiche Ortschaften, einzelne Wohnsitze und Burgen in bunter Aufeinanderfolge; längs des schiffbaren Stromes liegen Schifferdörfer, Verkehrs- und Überfahrtsplätze, wo nur ein Vollufer des geschlängelten Stromes Platz gewährt, oder wo ein Seitenthal mündet und Vorland anschwemmt; Dörfer wiederum von Ackerbauern, Gärtnern und Winzern, bald an den Felsen, bald in den Einschnitten der Berge klebend, bald über eine sanftgewölbte Lehne hingestreut und ringsum von Wein- und Obstgärten eingeschlossen; hier hart an den Seiten des Stromes auf den Vorgebirgen und Felsenvorsprüngen Ritterburgen und des Adels Schlösser, auf anderen Spitzen und Einschnitten der verschiedenartig geformten Höhen einzelne Gehöfte, Kirchen mit schlanken Spitztürmen (besonders an der ersten Hälfte des Stromlaufs von Trier aus), Kapellen, Klöster oder deren Trümmer, dann wieder eine der kleinen Städte, gewöhnlich vor oder teilweise schon in einem der durch Heimlichkeit und Stille lockenden Seitenthäler und Schluchten, z. B. Bernkastel, Traben-Trarbach und Kochem, das mit seinem wiederhergestellten Schlosse und seinen Umgebungen durch eins der schönsten landschaftlichen Bilder an der Mosel überrascht.

Die Belebung und Ausschmückung des Thales wird noch erhöht durch die vielfachen Windungen und Krümmungen, welche die Mosel macht. In dieser Eigentümlichkeit ihres Laufes (vgl. S. 335) ist kaum ein anderer grösserer Fluss Deutschlands ihr an die Seite zu setzen; während die gerade Entfernung von Trier bis Coblenz etwa 100 km beträgt, umfasst die Flusslinie zwischen beiden Städten 190 km. Die meisten Krümmungen sind sehr kurz, aber spitzwinklig, und fast immer kehrt der Fluss sehr bald in einer anderen Richtung zurück, die alte Spalte wieder aufsuchend; ja öfter als einmal windet er sich nach stundenlangem Laufe fast wieder an die alte Stelle, z. B. zwischen Bernkastel und dem betriebsamen und wohlhabenden Trarbach, oder ganz besonders bei den Ruinen des Klosters Marienburg, deren ansehnliche Höhe eine überaus lohnende Aussicht auf die Moselschlingen gewährt.

Hierdurch entstehen nicht selten auf beiden Uferseiten der Krümmungen schnelle Wechsel der reizvollsten Gegensätze: auf der einen Seite oft hoch aufsteigende Bergabhänge, von oben bis unten mit dunkeln Büschen bedeckt, oder vielfach abgestufte Felsgelände,

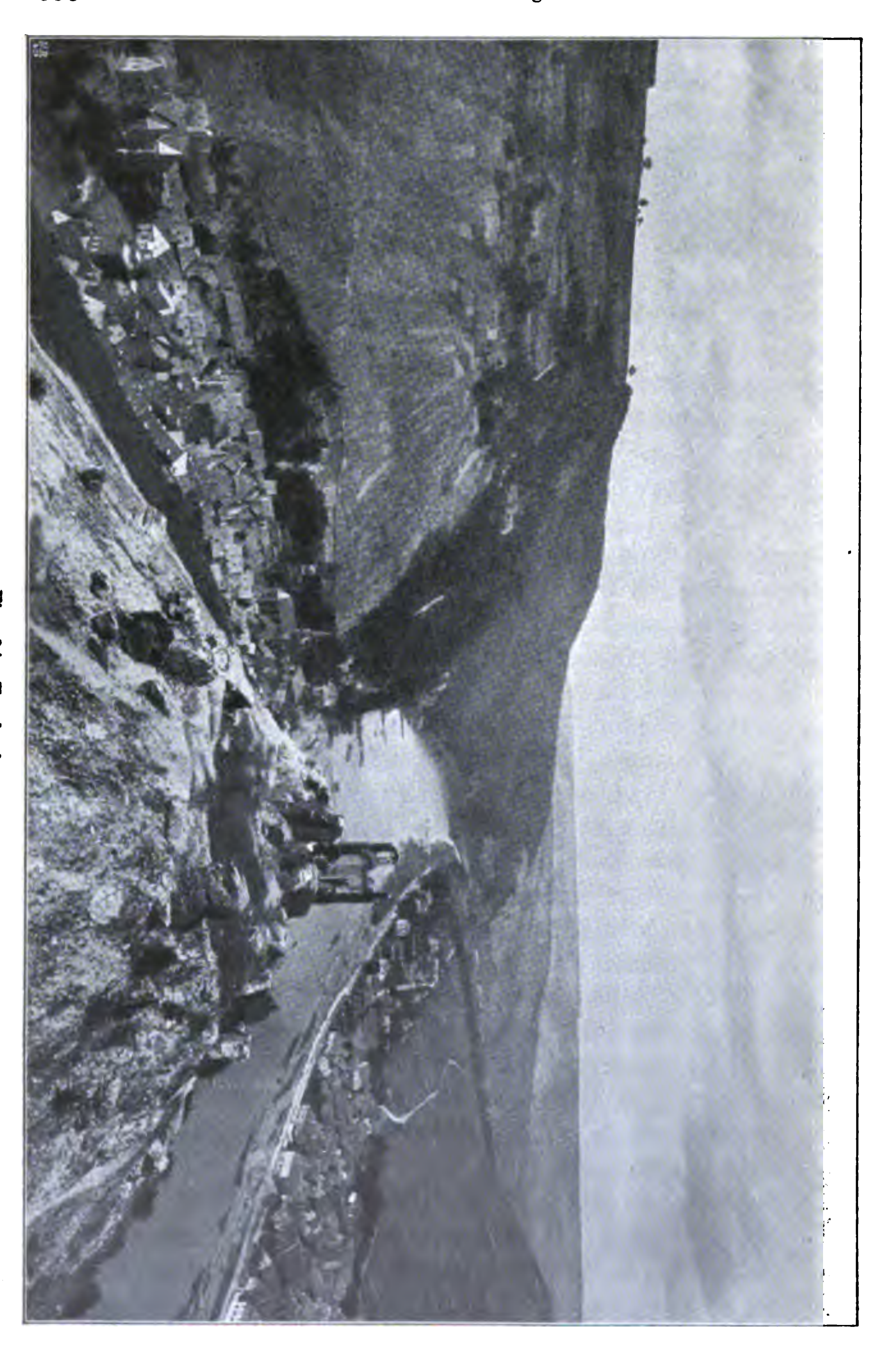


Fig. 64. Trarbach.

mit zahllosen Weingärtchen geschmückt und dann und wann durch Kahlheit auf der Höhe noch mehr den Gegensatz der belebten unteren Thalwand hebend, oder bisweilen auf einem besonders schroffen Vorsprung eine alte Burgruine — und auf der anderen Seite eine flache Halbinsel mit grünen Wiesenplätzen und weidendem Vieh, mit kleinen Äckern, und rings am Saume des niedrigen Vorlandes die Flecken und Dörfer, nicht selten aus dem Versteck hinter dichten Walnuss- und Kastaniengärten freundlich hervorblickend.

Demnach wurde die Mosel, Fluss und Thal, frühzeitig von der Poesie als ein Lieblingsgegenstand behandelt und verherrlicht. Dies geschah schon bei den Römern, unter denen besonders der Dichter *Ausonius* (im vierten Jahrhundert n. Chr.) sie in der Idylle *Mosella* feierte, die zu den besten Gedichten der nachklassischen Zeit gehört.

> „Sei, Mosella, gegrüsst, durch Boden und Pflanzen gepriesen,
> längs dem Rebengestade umblüht von duftendem Weinlaub!“

Wie beliebt und belebt damals das Moselthal war (es gehörte zur römischen Provinz Belgien), sagt uns besonders folgende Stelle:

> „Dädalus, oder doch Meister wie er, so möchte man sagen,
> haben im Belgierlande die prächtigen Häuser gegründet,
> haben gebaut, zur Zierde des Stroms, die ragenden Villen.
> Hoch ist die eine gestellt auf dem Grund des lebenden Felsen;
> die dort ruht auf dem Damm an des Ufers äusserstem Vorsprung;
> abseits jene und doch an dem Strom, in der lieblichen Buchtung;
> eine dort hoch auf dem Hügel, der dicht an die Mosel herantritt.
> Wer kann zählen die Häuser, an saftigen Wiesen gelegen,
> wer wohl alle die Dächer, gestützt auf Wälder von Säulen?“
>
> (Nach der Übersetzung von *Hessel.*)

Durch das Hin- und Herirren des gleichsam mutwillig spielenden Flusses wird nicht nur der landschaftliche Schmuck des Moselthales erhöht und vermannigfaltigt; es äussert sich dadurch auch ein unverkennbarer und fast unzerstörbarer Einfluss auf alle seine wirtschaftlichen und Rechtsverhältnisse. Die Lage zu den verschiedenen Weltgegenden ändert sich fast mit jedem Schritte; bald ist die rechte, bald die linke Uferseite dem Süden zugekehrt und somit den Sonnenstrahlen geöffnet oder verschlossen; der klimatische Unterschied zwischen dem linken und rechten Ufer ist dadurch so gut wie aufgehoben, und Wald- und Weingelände wechseln fort-

während ab; so wird auf beiden Seiten immer stellenweise die gleiche Kultur bedingt, bald Wein- und Gartenbau, bald wieder Wiesen, Eichenschälwald und Buschwerk. Dadurch ist aber den Wirtschaften der Besitz von Land zugleich auf beiden Seiten des Flusses wünschenswert, ja zu auskömmlicher Haushaltung oft unentbehrlich. Daher liegen die Besitzungen der Bewohner gewöhnlich auf beiden Ufern; die Mosel durchschneidet fast überall nicht nur die Dorfgemarkungen und die ehemals hier vorhandenen grösseren Grundherrschaften, sondern auch das Gütchen des kleinen Eigentümers, so dass dessen Weinberg oder Ackerfleck diesseits, sein Stückchen Wiese oder Gehölz jenseits liegt.

Ebenso leuchtet uns infolge dieser Eigentümlichkeit des Mosellaufes ein, dass der Fluss eine lebhafte Schiffahrt im grossen unmöglich begünstigen kann, wogegen die Nachenfahrt von Abschnitt zu Abschnitt, besonders der Fährverkehr zwischen den beiden Ufern nirgends lebendiger und geschäftiger ist als hier an der Mosel. Fast alle Tage wiederholt sich ja mehr als einmal dem Anwohner für seinen Wirtschaftsbetrieb die Nötigung, den Nachen in Bewegung zu setzen; dieser vertritt hier fast die Stelle des Saumtieres oder des Wagens. Bald sieht man Vieh, Heu oder Hausgerät und Marktwaren überfahren, bald Knechte und Mägde mit Sensen und anderen Ackergerätschaften übersetzen, bald rudert wieder eine Zahl Wanderer und Geschäftsleute hinüber.

Der Umstand, dass bei der Mosel der Unterschied zwischen einem linken und rechten Ufer gewissermassen völlig verwischt ist, darf auch nicht ausser acht gelassen werden, wenn man die ganze politische Geschichte und Bedeutung des Moselthales richtig würdigen will. Aus ihm können wir uns hauptsächlich die Erscheinung erklären, warum die untere Mosel zu keiner Zeit eine Völker- und Staatenscheide gebildet hat, warum sie, ähnlich dem Main, in dieser Beziehung eine ganz andere Stellung eingenommen hat als die viel kleinere Iller, welche Bayern und Württemberg scheidet, oder der Lech, der den schwäbischen und bayrischen Volksstamm trennt. Volkstümliche und staatliche Einheiten sind keineswegs verschieden, sondern immer gleichzeitig an beiden Ufern der Mosel dieselben. Es gab links- und rechtsrheinische, rechts- und linkselbische, cis- und transdanubische Gebiete, aber ein cis- und transmosellanisches, ein dies- und jenseitiges ethnographisches oder

politisches Moselgebiet gab es nie. Die alten Treverer sassen zu beiden Seiten des Flusses von Trier bis Coblenz; die Römer vereinigten beide Seiten zu einer Provinz; die deutschen Moselgaue, das Herzogtum Lothringen, die Herrschaft der geistlichen Kurfürsten von Trier erstreckten sich auf beide Seiten; beide Seiten verband die Napoleonische Gouvernementsbildung; weder in Rheinpreussen noch in Deutsch-Lothringen bildet der Fluss eine Grenzscheide der Kreise; ja selbst die Gerichtsbezirke und Bürgermeistereien umfassen Teile zur Rechten und zugleich zur Linken des Flusses. In der That findet auch eine durch die Natur, und nach ihrem Vorbilde durch Menschenhand, bewirkte so innige Verschmelzung beider Ufer statt, dass man eine gänzliche Trennung beider kaum auszuführen im stande wäre; denn es müssten viele altgewohnte Lebensverhältnisse, es müssten die Dorfgemeinden, die Gütergrenzen, der einzelne kleinere Besitzstand u. v. a. zerrissen werden.

Da ferner die vielen Flusskrümmungen und Uferengen der Mosel in Verbindung mit dem oft auf mehrere Stunden Entfernung vom Flusse stark zerschnittenen und zerklüfteten Gelände zu beiden Seiten der Anlage von Landverbindungswegen im und am Thal ausserordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen, so sucht man dort auch vergebens eine zusammenhängende Moselhauptstrasse von Trier bis Coblenz: weder die Römer noch unser Jahrhundert, die doch beide in Strassenbauten Bewunderungswürdiges geleistet haben, hatten den Mut zu dem Riesenwerk einer solchen Chaussee. Die Strassen gehen vielmehr über die Hochflächen der Eifel und des Hunsrück, insbesondere zog sich früher die Hauptstrasse über die Eifel in viel geraderer Richtung, als es im Moselthale möglich gewesen wäre, wo nur auf kurze Entfernungen ordentliche Fahrwege gehen. Dort oben war stets die Zugstrasse für die Heere, für Geschäftstreibende und Frachtwagen von der Obermosel nach dem Rhein. Eine Verbesserung war schon die Dampfschiffahrt, aber erst nach 1871 hat man die Verkehrshindernisse durch Anlage von Eisenbahnen gehoben; durch das Thal der Nahe und der Mosel sind Trier, Metz und Saarbrücken mit dem Rhein verbunden; die Moselbahn durchbohrt manchen Bergrücken und benutzt auf weite Strecken ein verlassenes Flussthal, grosse Moselschlingen vom Verkehr abschneidend.

Das Moselthal entbehrt sonach der Eigenschaft, eine Völkerstrasse, ein Handelskanal und der Schauplatz von Schlachten zu sein. So

zahlreich auch die Anwohnerschaft der Mosel ist, so zeigt sie doch stets den Abschluss und die Zerstückelung; die Geschichten, Legenden und Sagen, die sich an ihre Städte, Kirchen und Burgen knüpfen, tragen im ganzen weit mehr einen provinziellen Zug als am weltgeschichtlichen Rhein, gerade so wie ihr Thal, seltener betreten und abgelegen, das Gepräge des Idyllischen und Romantischen hat. „Die Moselanwohner leben gleichsam in lauter Winkeln und Verstecken und wie an verschiedenen kleinen Gewässern oder an einer Reihe von Gebirgsseen.“ *(Kohl.)*

Erst durch die Dampfschiffahrt, die freilich bei niedrigem Wasser oft für längere oder kürzere Zeit unterbrochen wird, sind die voneinander entfernten Strecken in nähere Berührung gebracht, und zugleich ist eine grössere Zahl Fremder in dies Flussthal gelockt worden, das unter den Seitenthälern des Rhein das zauberischste, üppigste und wärmste ist und der geschichtlichen und romantischen Beziehungen so viele und eigentümliche hat.

Es entspricht der Eigenart der Mosel, dass bedeutende Städte und Verdichtungspunkte der zahlreichen Bevölkerung im ganzen Engthale nicht vorkommen. Vielmehr ist das untere Moselthal die Wiege vieler kleiner Dynasten und Familien, die daselbst auf zahlreichen Burgen hausten und über einzelne Teile des zerstückelten Thales Herrschaft übten, und die Pflegerin einer Menge von kleinen Städten und Flecken. Nur an seinem Anfang und an seinem Ende treffen wir auf eine Stadt von grösserer Wichtigkeit, dort auf Trier, hier auf Coblenz, deren beider Bedeutung wir uns aus der Lage jetzt vergegenwärtigen wollen.

Trier, jetzt eine Stadt von 40000 Einwohnern, liegt am Anfange des tiefen Durchbruchs der Mosel durch das mittelrheinische Bergland in einer bequemen, fruchtbaren, obstreichen Thalebene, die dem turmreichen und ansehnlichen Orte in Verbindung mit den Rebenhügeln und benachbarten Waldungen, den Bergen und ihren roten Sandsteinwänden und mit dem belebten Flusse einen landschaftlichen Rahmen von seltener Schönheit gewährt. In seiner Nähe münden die beiden, noch ganz von Deutschen umwohnten Hauptzuflüsse, die Saar und die Sauer. Erstere, der längste und bedeutendste aller Moselzuflüsse, windet sich abwechselnd in freundlichen Wiesen und tief eingeschnittenen Bergthälern durch, ist weithin schiffbar und bringt eine Reihe alter Städte, wie Saarbrücken, Saarlouis,

Merzig, Saarburg, sowie das wichtige Saarbrücker Kohlengebiet mit der Mosel und Trier in Verbindung. Die aus entgegengesetzter Richtung kommende Sauer ist zwar minder bedeutend als jene, doch gleichfalls, ungeachtet ihres unregelmässigen und wilden Zustandes von der Alzettemündung bis zur Mosel (57 km) für kurze Zeit im Jahre schiffbar; ihr Gebiet schliesst manche bedeutende Städte ein, namentlich Luxemburg an der Alzette (Alzig), mit seinen schönen Felsen bis zum Jahre 1867 das äusserste westliche Bollwerk Deutschlands gegen Frankreich, und verknüpft mehrere sehr reiche und fruchtbare Landstriche mit der Mosel. Luxemburg würde in den Händen Frankreichs geradezu ein Keil gewesen sein, zwischen Belgien und Deutschland eingetrieben. Seine Geschichte und Sprache weisen nach Deutschland hin, auch seine Erz- und Eisenindustrie hat ihre natürlichen Bezugs- und Absatzquellen im Deutschen Reiche, aber die Neigung seiner Bewohner geht nach Frankreich.

Demnach ist das Moselthal, da die beiden Nebenflüsse nicht weit oberhalb von Trier in den Hauptfluss münden (die unterhalb mündende Kyll hat zwar ein schönes Thal, aber wenig Bedeutung), dicht bei der Stadt durch Zugänglichkeit ausgezeichnet. Alles, was aus Westen, Osten, Norden oder Süden im oder zum Moselthale vordrängte, wurde in die Gegend geleitet, wo Trier steht. Diese Stadt wurde für alle ein unausweichlicher Knotenpunkt. Daher weisen denn ihre Annalen, ihre alten Bauten, ihre Heerstrassen in eine uralte Vorzeit zurück. Sie tritt zuerst in der Geschichte als Hauptort der Treverer, eines Stammes der belgischen Gallier, hervor; als römische, wahrscheinlich unter Claudius gegründete Kolonie war *Augusta Treverorum* von der Zeit der Konstantier an die glanzvolle Residenz der weltbeherrschenden Imperatoren und lange die zweite Stadt des Weltreiches; sie galt den Römern, nach ihrem eigenen Ausdrucke, als die reichste, beglückteste, ruhmwürdigste, ausgezeichnetste, grösste aller Städte nördlich der Alpen und wetteiferte unter dem Namen des „Gallischen Rom“ mit dem italischen an Pracht und Herrlichkeit. Fast in der Mitte zwischen dem Ober- und Niederrhein und weit genug von diesem Grenzstrome gelegen, um nicht dem ersten Ansturme der über ihn vordringenden germanischen Völkerschaften ausgesetzt zu sein, dabei zugleich von einem schiffbaren Flusse bespült, der aus dem Inneren Galliens die Zufuhr aller Kriegs- und Verpflegungsbedürfnisse erleichterte, eignete sich

Trier mehr als ein anderer Ort Galliens zum Mittelpunkte der römischen Verwaltung und Grenzverteidigung und auch zum Hauptlagerplatze für die gegen den Mittel- und Niederrhein vorgehenden römischen Heere. Bereits im Anfange des vierten Jahrhunderts eine Wiege des Christentums und Bischofsitz, war Trier fast anderthalb Jahrtausende Hauptstadt eines mächtigen geistlichen deutschen Kurfürsten, der hier sein glänzendes Hoflager aufgeschlagen hatte. Freilich hat die Stadt ihre einstige strategische Bedeutung eingebüsst und hat überhaupt durch die politischen Verhältnisse gegenüber der alten Zeit viel verloren, aber seit sie an der Mosel wieder deutsches Hinterland hat, blüht sie wieder auf: die Stadt, die im Altertum Knotenpunkt von sieben Heerstrassen war, bildet jetzt wieder den Vereinigungspunkt mehrerer nach dem Rhein, Lothringen und Luxemburg laufenden Eisenbahnlinien.

Noch jetzt halten in Trier die grossartigen Reste und wiederhergestellten Bauwerke die Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit wach: die gewaltige Römerbrücke über die Mosel; die Basilika, die im Laufe der Zeit die Wandlungen in eine Burg, einen bischöflichen Palast, eine Kaserne und endlich durch Friedrich Wilhelm IV. in eine evangelische Kirche erlebt hat; die trefflich erhaltene *Porta Nigra,* die Reste des Amphitheaters und der Bäder; so manche in der Umgebung der Stadt erhaltenen Denkmäler, Villenanlagen, Mosaiken und alle jene zahlreichen Altertümer, die der Zufall zu Tage fördert; schliesslich der ehrwürdige, den Heiligen Rock bergende Dom, ein merkwürdiges Beispiel der Vereinigung von Baustilen seit dem vierten Jahrhundert. „Diese romantischen Gegenden sind die einzigen auf deutschem Boden, wo die Gegenwart in der Vergleichung verliert, wo sonder Zweifel jene alte Pracht, Kultur, Civilisation die unsrige überwog.“ *(H. C. v. Gagern.)*

Coblenz, die einzige grössere Stadt im mittelrheinischen Bergthale, mit den eingemeindeten Vororten und der Besatzung etwa 40000 Einwohner zählend, liegt im schönsten Teile jenes Thales, so dass es als Mittelpunkt und Glanzpunkt des malerischen Rheinlandes betrachtet werden muss. Seine Lage ist aber auch für Zwecke des friedlichen und kriegerischen Verkehrs bedeutsam: am wichtigeren Ende des bereits gezeichneten Rheinbeckens (vgl. S. 335), am Einflusse der Mosel in den Rhein, nicht weit von der Lahnmündung hingestreckt, bildet es den Kreuzungspunkt der gesamten Mosel-,

Lahn-, Ober- und Unter-Rheinwasser und ist zugleich der Knotenpunkt der Landstrassen, die aus Westen, Süden, Osten und Norden sich hier schneiden, sowie durch die über den Rhein gespannten beiden eisernen Brücken Knotenpunkt der beiden Rheinbahnen und der Linie Berlin-Metz.

Eine solche Lage förderte Wachstum und Einfluss der Ansiedlung, deren Anfänge durch die Treverer höchst wahrscheinlich die Römer schon vorfanden; aber eine grössere Entwicklung war erst möglich, nachdem zu Wasser und zu Lande sehr störende Übelstände beseitigt, nachdem nämlich die natürlichen Hindernisse des Rhein mehr und mehr weggeräumt, auch die Schiffbarkeit der Mosel und Lahn verbessert und die Rheinstrasse von Coblenz nach Bingen angelegt war, — in militärischer Beziehung wurde es aber wichtig, seitdem durch das Vorrücken Frankreichs der Westen Deutschlands bei weitem mehr bedroht war und ein viel grösseres Aufgebot von Verteidigungsmitteln gegen jenen Nachbarstaat erforderte. Als nämlich die Franzosen seit dem sechzehnten und besonders seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts im Moselgebiet erobernd vordrangen, wurde die Mündungsgegend des Flusses für Deutschland um so bedeutungsvoller und die Befestigung dieses von Natur schwachen Punktes um so dringender. Daher begannen die Erzbischöfe von Trier den Ehrenbreitstein, der bereits seit der ersten Hälfte des Mittelalters Burgen getragen hatte, wieder zu befestigen und verlegten sogar wenige Jahre vor der Auflösung des Kurfürstentums durch die Franzosen (1794) ihre Residenz von Trier an die Moselmündung (1786), zuerst nach Ehrenbreitstein, dann nach Coblenz selbst. Doch bei weitem grösseren Umfang, bei weitem grössere Stärke erhielten die Befestigungen am „Deutschen Eck“ seit 1816 unter preussischer Herrschaft: es entstand eine Rheinfestung ersten Ranges. Diese ist jetzt gefallen. Coblenz gilt nur noch als Brückenkopf und Waffenplatz, es hat seine militärisch beherrschende Stellung am Mittelrhein aufgegeben, aber es kann ihm, nachdem sein Mauergürtel gelüftet ist, nicht schwer werden, nun durch die Gunst seiner Lage eine beherrschende Stellung zu erringen für den Verkehr des Friedens.

Das Emporkommen der Stadt an der Moselmündung ist nicht ohne Einfluss auf die geschichtliche Stellung der Lahnmündung gewesen, deren Wichtigkeit im ganzen viel geringer erscheint, als

nach der Grösse des auf 142 km schiffbaren Flusses erwartet werden sollte. Wir begegnen an ihm, dessen Schönheit, dessen Lieblichkeit in seinen Krümmungen und dessen Mannigfaltigkeit der Ufer uns der an ihnen hinwandernde *Goethe* schon preist, nicht wenigen ansehnlichen Orten. Die Universitäten Marburg am nördlichen und Giessen am südlichen Ende der Thalpforte, durch welche der Völkerverkehr aus den Wesergegenden an den unteren Main und den Rhein ging; Wetzlar am westlichen Ende eines breiten Thales, wo zwei Nebenthäler in das Lahnthal münden, im Mittelalter unstreitig die wichtigste Stadt an der Lahn und lange Zeit der Sitz des Reichskammergerichts; der Bischofsitz Limburg in der schönen, fruchtbaren, von der Natur durch grössere Wegsamkeit begünstigten Hauptebene des Nassauer Landes, dessen Hauptstadt eigentlich hier hätte sein sollen, an dem Kreuzungspunkte der Lahnlinie mit der Taunus- und Westerwaldstrasse; so mancher kleinere Ort, der dem Marmor, dem Braunstein oder silberhaltigen Bleierze Handel und Industrie verdankt; und schliesslich das liebliche Ems, der Badeort von Weltruf, wo Kaiser Wilhelm oft „von Thaten geruht, um zu Thaten zu schreiten“; so manche Perle des schönen Nassauer Landes liegt an der Lahn, aber an ihrer Mündung erscheint keine grössere Niederlassung, nur eine Umladestelle für Erze und Kohlen, das alte Oberlahnstein.

Es ist der Lahnmündung begegnet, was vielfach anderwärts vorkommt: wo zwei Flüsse in ihren Mündungen einander so nahe kommen wie hier Mosel und Lahn, erhält die eine die Oberhand über die andere, und die Rollen beider werden in einer Siedlung vereinigt. So kann Coblenz an der übermächtigen Moselmündung, nur etwa anderthalb Stunde Weges von der Lahnmündung entfernt, vermöge dieser Stellung sehr bequem die Leitung der ganzen Handels- und Schiffahrtsbewegung der Lahn mit übernehmen.

* * *

Blicken wir nun noch einmal auf das Gebiet des Rheinischen Schiefergebirges in seinen Hauptzügen zurück, so begegnet uns vor allem und stets aufs neue wieder der herrliche Strom selber, der durch die Eigentümlichkeit seiner Farbe, trotz aller späteren Zukost aus niedrigeren Sphären, immer noch an seine erhabene Wiege, an die erste kräftige und reiche Nahrung in der Alpenwelt, an die

Milch der Gletscher erinnert. Nachdem er die gesegneten Gefilde des Rheingaues mit ihrem südlich weichen Hauche verlassen hat, strömt er in voller Entwicklung seiner männlichen Kraft, im edlen Gleichmasse seiner fast immer ufervollen Wogen 150 km weit von Bingen bis Bonn dahin. Bei jeder Wendung dem Auge neue, immer wieder fesselnde Bilder darbietend, bahnt er sich seinen Weg durch eine der grossartigsten Felsengassen, die ihm alle Pracht ihres kräftigen Gliederbaues zukehrt: der Stolz und die Freude der Anwohner, der ersehnte und zauberisch anziehende Liebling der Fremden. Seine Schönheiten und Reize werden noch durch die vielen Städte, Dörfer, Höfe, Villen, Schlösser und Burgen, durch die zahlreiche Bevölkerung, durch den allgemeinen Ausdruck der Wohlhabenheit seines Thales, durch die Menge auf- und abwärts eilender Fahrzeuge und durch seine grosse Handelsbedeutung gehoben und belebt.

Aus voller Seele stimmen wir *Max v. Schenkendorf* bei:

„Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen —
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Des Name schon, wie Wein,
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.“

Denn über alle die Vorzüge, deren wir gedacht, ist noch die Weihe der Geschichte ausgebreitet. Die Herrschaft der Römer und Franken, die Kirche, die Verhältnisse der Reichsverwaltung, der geistlichen und weltlichen Herrschaften, des Ritter- und des Adelsgeistes, des bürgerlichen Lebens und der aufblühenden Gewerbe, der Glaubenskämpfe und der modernen politischen Bestrebungen — genug von Cäsars und Karls des Grossen Zeit bis herab auf unsere Tage sind alle Perioden der europäischen Geschichte in sichtbaren Zeugnissen und Denkmalen dargestellt, die ebenso den ruhigen Geist des Denkers wie die Phantasie einer schwärmerischen Seele unwillkürlich erregen und beschäftigen.

So bietet des Rheines Thal dasselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift: inmitten einer grossartigen Natur einen welt-

geschichtlichen, einen klassischen Boden und hochbedeutsame Erinnerungsmale, in deren Bildung und in deren Zerstörung die tiefsinnigen Runen mannigfacher lebensvoller, nunmehr dahingeschwundener Zeiten eingegraben sind. Ja, es muss uns das noch inniger ergreifen, denn es ist unser Land, es ist Deutschland. Der Rhein ist uns in der That ein heiliger Strom. Seine Ufer sind die wahre Heimat der Deutschen, der ehrwürdige Herd aller deutschen Kultur. Religion, Recht, Kunst und Sitte sind von ihm über die Gauen unseres Vaterlandes ausgestrahlt. Darum soll der mit unserem Blut erkaufte Rheinstrom uns nie wieder entrissen werden.

Zu dem anziehenden Hauptthale gesellt sich die Nachbarschaft so mannigfaltig reich gesegneter Nebenthäler, besonders das liebliche Lahn- und Moselthal und das enge, vielgewundene, wildfelsige Ahrthal; seine Ufer begleiten so viele grosse und blühende Städte, wie Darmstadt, Mannheim, Frankfurt, Mainz, Trier, Coblenz, Neuwied, Bonn, Köln, Aachen, Krefeld, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen u. a. m.; dazu kommen die zahlreichen Heilquellen, die teilweise zu den heilkräftigsten und besuchtesten gehören und als mächtig fliessende Erwerbsquellen für die umwohnende Bevölkerung sich, wie z. B. Wiesbaden, zu Grossstädten emporgeschwungen haben. Reichhaltige Salzquellen brechen rings um den Fuss des Gebirges hervor; und endlich haben viele Bezirke durch die unterirdischen Brennstoffe und Erzlager und die daraus entwickelte Industrie ein ganz anderes Aussehen erhalten und sich zu den thätigsten und belebtesten des ganzen Festlandes emporgearbeitet. In der That, wir haben nach diesen Wahrnehmungen Ursache, dem Worte *B. G. Mendelssohns* beizupflichten: „Wenn die rheinische Berglandschaft sich nicht durch Höhe, malerische Formen, besondere Vorzüge ihrer Hochfläche auszeichnet, so giebt es nicht leicht eine andere, die von schöneren Strömen durchflossen, von begabteren Thälern durchfurcht, von einem kostbareren, mit mannigfacheren Schätzen der Ober- und Unterwelt ausgestatteten Saume eingefasst würde.“

Das Berg- und Hügelland der Weser und Saale oder das Hessische Weser-Berg- und Hügelland, Thüringen und der Harz.

Allgemeine Übersicht.

Je weiter wir das Gebirgsland nach Osten verfolgen, um so geringer wird seine Erstreckung von Süd nach Nord. In mehreren Busen dringt das Tiefland weit gegen das Gebirge vor, besonders in der Bucht von Leipzig, und eine grosse Zahl von Flussthälern öffnen weite Gebirgspforten gegen die Ebene, so dass sich Gebirge und Ebene hier mannigfach durchdringen.

Ein so vielfaches Ineinandergreifen, eine so vielfache natürliche Verbindung des Berglandes mit der Ebene musste in klimatischer Beziehung, in Beziehung auf die Tier- und Pflanzenwelt und auch auf die menschlichen Verhältnisse vermittelnd und ausgleichend wirken.

Gegenüber dem süddeutschen Hochlande lässt sich ein wesentlicher Unterschied nicht verkennen. Im südlichen Deutschland ausserhalb der Alpen werden grosse Beckenländer von hochaufragenden und zusammenhängenden Gebirgen eingeschlossen; nördlich von dem mitteldeutschen Gebirgsdamme ist diese Erscheinung bei weitem nicht so ausgebildet. Gebirge und Ebene sind grossenteils nicht in dem Grade geschieden wie in Süddeutschland, vielmehr gehen beide Formen weit häufiger ganz unmerklich ineinander über. Denn die einzelnen Landschollen, die sich gegeneinander verschoben, waren viel kleiner, und die Spaltungsrichtungen zeigen nicht den einfachen Verlauf wie dort. Es fehlen deshalb die grossartigen, einfach aufgebauten Stufenlandschaften, und wo becken- und muldenartige Räume sich finden, sind sie viel kleiner, anderer Art und nicht bestimmt nach allen Seiten umgrenzt. Die Erhebungen bleiben im ganzen sehr merklich an Höhe hinter jenen zurück, und nur bei einem Teile des Harzes kann eigentlich von einem Gebirge die Rede sein, das auch an Höhe den einschliessenden Mauern der süddeutschen Stufenlandschaften nahe- oder gleichkommt; vielmehr ist das norddeutsche Bergland vorherrschend mit Hügelketten, waldgebirgsartigen Höhenzügen, vereinzelten Bergkegeln und Berggruppen in mannigfaltigem Wechsel gefüllt.

Aber diese Gegenden entbehren, wenn ihnen meist auch ein

erhabenes und grossartiges Gepräge fehlt, keineswegs landschaftlicher Reize. Häufig mit Getreide-, Wiesen- und Waldreichtum ausgestattet, üben sie durch den milden Hauch, der in der besseren Jahreszeit über ihre Hügel ausgebreitet, durch das frische Grün, womit ihre von klaren Bächen durchzogenen Gründe bedeckt, durch die herrlichen Eichen- und Buchenwälder, womit Thal und Höhe so oft geschmückt sind, insbesondere durch das jugendlich anmutige und lachende Ansehen, womit jeder Frühling diese während der Wintermonate ihres Schmuckes entkleideten Gegenden belebt, einen eigenen Zauber auf das Gemüt des Deutschen; seiner gemütvollen Empfindungsweise und tiefen Naturliebe entsprechen sie vorzugsweise und wecken in ihm liebe Erinnerungen, sei es, dass er uralter Thaten oder dass er naturfrischer Gebilde der deutschen Dichtung gedenkt.

Vollauf wird hier Nahrung geboten seiner Liebe zum Walde, die er, trotz aller Fortschritte der Kultur, trotz aller Wechsel und Veränderungen der inneren und äusseren Verhältnisse als uralte Mitgift in treuer Innigkeit durch alle Zeiten bewahrt hat, von damals an, wo der Wald den Germanen Nahrung, Kleidung und Wohnung gab, bis in die Zeit des gegenwärtigen ausgebildeten Städte- und Industrielebens. So kommt es, dass der deutsche Wald mit seinem erfrischenden kühlen Dufte und dem fröhlichen Quellengeriesel, mit dem geheimnisvollen Wehen unter dem schattendunkeln, säulengetragenen Laubdache fast in allen Zeiten und Gattungen der deutschen Dichtung eine so wichtige Rolle spielt: nicht minder in den Nibelungen, wo der glänzende Siegfried an einsamer Waldquelle sein Leben aushaucht, und in *Reinke de Vos,* wo uns in einem unvergleichlich ursprünglichen Gedichte das Waldleben unserer Altvordern dargeboten wird, als in unseren Liederdichtern von *Heinrich von Veldeke* und *Walther von der Vogelweide* bis zu *Ludwig Tieck, Eichendorff, Roquette, Julius Wolff* u. a. Wie viele Lieder aus dem grossen Schatze deutscher Dichtkunst sind nicht an das Waldesdunkel, an die Waldesnacht, an die Waldeinsamkeit oder an die Waldvögel gerichtet, und wie viele giebt es nicht, die die rauschenden und flüsternden Zweige, das Herbstlaub oder das Frühlingsprossen im Walde besungen haben! Und unsere deutschen Maler haben dem Walde kaum weniger Fleiss und Mühe gewidmet als die Dichter. Möge bei unserem Volke die Liebe zum deutschen Walde durch die Spekulation, die nur dem Gewinne des Augenblicks nachjagt, nicht über-

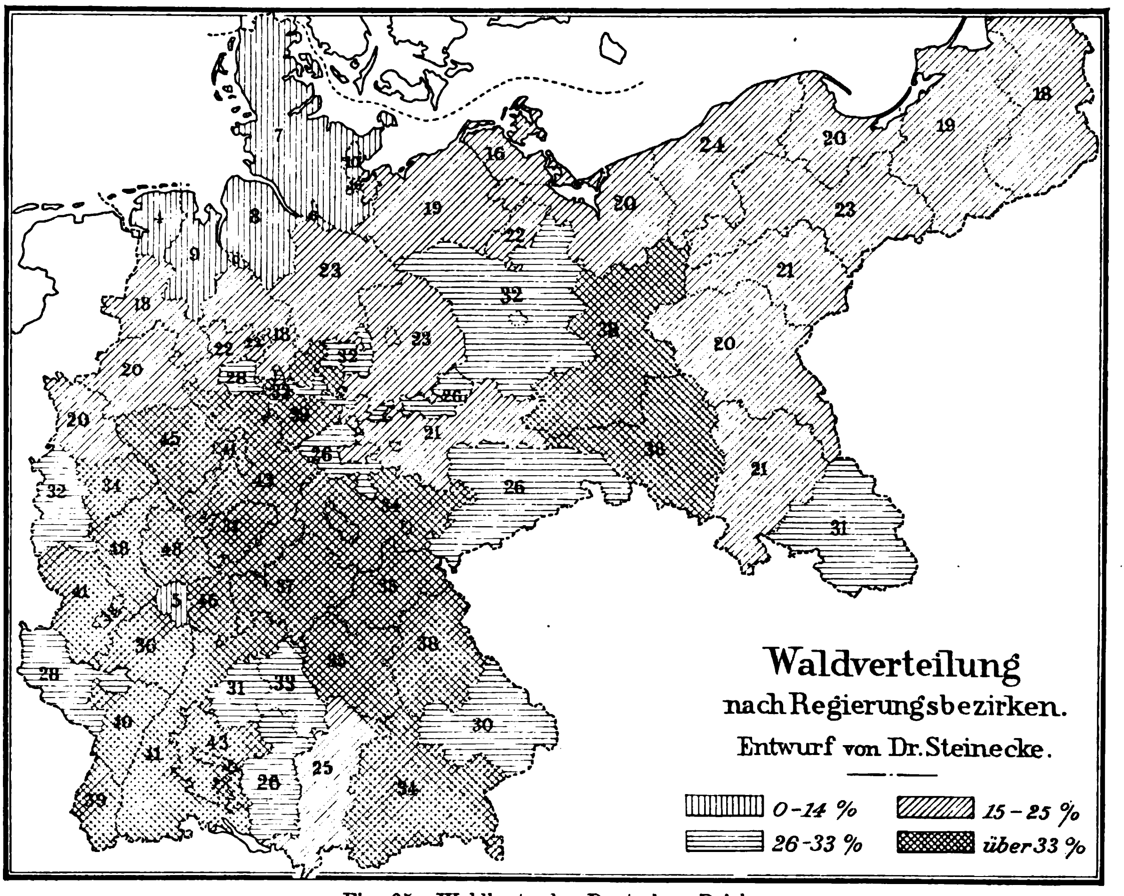


Fig. 65. Waldkarte des Deutschen Reiches.

wältigt, möge vielmehr in Verbindung mit ihr die Überzeugung von seinem Einfluss auf die ästhetische und moralische Ausbildung des Volkes wirksam werden, um mit der Erhaltung und Pflege der Waldlandschaft auch für Erhaltung eines frischen und gesunden Volkslebens zu sorgen! „Rottet den Wald aus,“ sagt *Riehl,* „ebnet die Berge und sperrt die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in dem gleichgeschliffenen Universalismus der Geistesbildung nivellieren wollt. Wir sehen, wie ganze gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluten der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind, und ein grosser Teil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich verjüngen konnte. Aber nicht bloss das Land ist ausgelebt, auch das Volk. Ein Volk muss absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlich vollen Volkstums zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküsten. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloss, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch, damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe!“

Wir wollen uns nun die besonderen Eigentümlichkeiten jeder einzelnen Landschaft zu vergegenwärtigen suchen.

Das Hessische Berg- und Hügelland

begrenzen wir östlich mit dem Thale der Werra, südlich mit der Rhön und dem Vogelsberge, westlich mit den Abdachungen des Rheinischen Schiefergebirges und nördlich etwa mit der Warburger Börde an der Diemel und mit dem Sollinger Walde. In dieser Abgrenzung umfasst es im allgemeinen das Gebiet der Fulda und senkt sich vom Süden, wo sich eine bestimmtere und höhere Grenze findet, allmählich zu den Landschaften der Wesergebirge — ein Sinken des Geländes, dem heute die politische Einteilung in Ober- und Niederhessen entspricht.

Das hessische Land darf keineswegs als eigentliches Gebirgsland aufgefasst werden: hierzu fehlt es ihm zu sehr an zusammenhängenden Gebirgszügen von bedeutender Erhebung, selbst an Hügelreihen

von ansehnlicher Längenausdehnung. Auch von den sonst in den deutschen Mittelgebirgen vorherrschenden Richtungen der Gebirgszüge (nach Nordost oder nach Nordwest) gewahrt man hier wenig. Etwaige Anfänge von Erhebungslinien bald in der einen, bald in der anderen Richtung treten zwar auf, begegnen und durchkreuzen sich auf sehr mannigfaltige Weise, aber im allgemeinen steht unser Gebiet noch unter der Herrschaft der rheinischen Spaltenrichtung, von Süd nach Nord.

Die Entstehung schliesst sich also unmittelbar an die des Schiefergebirges an. Wir hatten gesehen, dass das Rheinische Schiefergebirge wie eine Insel hoch aus seiner Umgebung hervorragt, weil die Umgebung tiefer abgesunken ist. Das hessische Gebiet ist, wie wir es bereits mehrmals genannt haben, eine Senke und durch Senkung entstanden. Daher ist das Grundgebirge hier von Trias- und Juraablagerungen überdeckt gewesen, von denen aber die oberen, der Jura, Keuper und Muschelkalk, bereits seit langer Zeit wieder abgetragen sind, so dass in Hessen jetzt meist der Buntsandstein zu Tage liegt. Auch Tertiär hat sich später in den Senken abgelagert (vgl. S. 313), aber seine weichen Thon- und Mergelmassen sind ebenfalls bereits zum grössten Teile den ausgleichenden Kräften zum Opfer gefallen, wo sie nicht — wie wir das bereits im Westerwalde sahen — von Basaltdecken geschützt waren. Diese vulkanischen Gesteine drücken dem Hessischen Bergland einen ganz eigenen Stempel auf. Die Reste der früher wohl 2000 m hohen Vulkane erblicken wir hauptsächlich in der Rhön und dem Vogelsberge. Sie waren es wohl auch, die als Quellort der Hauptflüsse die Abdachung und Abtragung des Landes bestimmten, dessen Höhenunterschiede heute fast durchweg auf die Schollenbewegung früherer Zeiten zurückgeführt werden können. Dadurch entsteht eine vielfach sich abwechselnde Wiederholung von Hoch und Tief, und man gewahrt ausser wogenförmigen Hügelzügen, die aus Buntsandstein bestehen, vielmehr Berghaufen, Berggruppen und einzelne Berge vulkanischer Natur.

Ausser der ziemlich grossen Ebene bei Kassel kann man weite Ebenen wahrnehmen zwischen dieser Stadt und Marburg, besonders in der Nähe von Fritzlar und um Amöneburg. So ist denn das Hessische Berg- und Hügelland in der Hauptsache eine flachwellige Hochfläche von durchschnittlich 160 bis 320 m Meereshöhe, vielfach

von Thälern durchschnitten und teils von ganzen Berggruppen, teils von vielen Höhenzügen und einzelnen Bergen unregelmässig überragt. Doch bleiben letztere fast sämtlich unter 630 m Höhe zurück, ja eine nicht geringe Zahl lässt sich in ihrer Grösse mit Steinhaufen vergleichen, so dass sie nur wie kleine Felseninseln aus der Ebene emporsteigen.

Diese Erhebungen sind in der bei weitem grösseren Mehrzahl aus basaltischem Gestein gebildet, während die Hauptmasse der von ihnen durchbrochenen Grundlage, eben die Hochfläche, aus buntem Sandstein besteht, unter dem hier und da der Zechstein mit dem Kupferschiefer hervortritt, oder der auch von Muschelkalk, Keuper und Braunkohlengebilden überlagert ist. Sie verleihen den Gegenden, aus denen sie sich unregelmässig zerstreut erheben, durch ihre Form und Gruppierung ein mannigfaltigeres Ansehen und eine grössere Abwechslung und tragen oft noch den Schmuck üppigen Waldes oder freundlicher Dörfer und Edelsitze oder altersgrauer Überreste von Burgen und Befestigungen.

Beispielshalber begrenzen in der Gegend zwischen Marburg und Kassel und bei Kassel selbst besonders viele einzelne Kegel und auch grössere Massen von basaltischem Gestein den Gesichtskreis. Hier liegt im Westen das kleine vorherrschend basaltische Gebiet des Habichtswaldes, dessen Masse, ringsum frei mit pralligen Abhängen, in seinem höchsten Punkte 595 m emporsteigt. Am prächtigsten fällt er auf seiner Ostseite ins Auge, wo die durch Parkanlagen und Wasserkünste so berühmt gewordene, vielbesuchte Wilhelmshöhe am Fusse des weithin sichtbaren Herkules etwa 550 m über dem Meere misst. Nach Südosten tritt die ansehnlichste Kuppe im Inneren Hessens hervor, der langgestreckte Rücken des Meissner oder Hohen Meissner (im Munde des Volkes Wissner), der in seinem südlichen Teile bis 750 m, in seinem nördlichen halb so hoch unvermittelt emporsteigt. Er zieht nicht nur durch seine Grösse und schöne Form, sondern seit langer Zeit noch mehr durch den Nutzen seiner Bodenbildung die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich. Unter einer mächtigen Decke von Eruptivgestein, hauptsächlich von Dolerit, deren breiter Scheitel eine fast wagerechte, baumlose Wiesenebene darstellt, birgt er, schon ziemlich hoch oben, auf Buntsandstein und Muschelkalk gelagerte Braunkohlenflöze, auf deren Natur hier wie im Habichtswalde die benachbarten basaltischen Gesteine einen

günstigen Einfluss gehabt zu haben scheinen. Dieser treffliche Brennstoff ist Ursache, dass der Mensch seit Jahrhunderten, um ihn unter der schützenden Decke herauszuarbeiten, allmählich von allen Seiten den stattlichen Berg angenagt hat. Jene etwa 3 km lange und $1^1/_2$ km breite Hochfläche ist nun, im Gegensatze zu dem sonst so fruchtbaren Verwitterungsboden des Basalts, nur mit dürftigem Pflanzenwuchse bekleidet. Das Gras erreicht nur eine geringe Höhe, ist teilweise von Sumpfmoor überwuchert und giebt jährlich nur eine Heuernte; dafür sind Riedgräser um so reichlicher vertreten. An den Abhängen reichen jedoch die Waldungen bis an den Rand der Scheitelfläche hinauf, und in ihnen bietet sich dem Sammler an gut bewässerten Stellen eine mannigfaltigere Flora dar. Der Altertumsforscher aber entdeckt Spuren einstigen heidnischen Gottesdienstes, aus dem sich noch die Sagen von der Frau Holle erhalten haben, im Volksmunde an verschiedene Örtlichkeiten geknüpft, z. B. an den Frau Holle-Teich, Weinbusch, Kietzkamm. Wer eine abwechslungreiche Aussicht über Berg- und Hügelland liebt — sie reicht bis an die Rhön, den Thüringer Wald und Harz —, wird gleichfalls nicht unbelohnt zurückkehren. So darf man sich nicht wundern, dass der Meissner für die Hessen ein sehr wichtiger und gefeierter Berg wurde.

Da wegen der geognostischen Unterlage in Hessen die Fruchtbarkeit des Bodens im ganzen nur eine mittlere ist, so sind ansehnliche Flächen mit Wald bedeckt, und diese Waldungen tragen vorzugsweise in den nördlichen Gegenden, wo sie mehr zusammenhängende bergige Striche bedecken, dazu bei, dass das Land noch am meisten einen gebirgsartigen Eindruck hervorbringt. Solche Gegenden sind der Reinhardswald mit dem 468 m hohen Staufenberge, zwischen der Fulda, Weser und Diemel gelegen, der nach dem früheren Kloster Kaufungen genannte Kaufunger Wald zwischen Werra und Fulda mit dem 640 m aufsteigenden Bilstein, und der mit prächtigen Eichen geschmückte, flachgewölbte Solling, im Moosberg bis zu 510 m aufsteigend, dessen Waldreichtum so manchen Industriezweig, z. B. die dort allerdings nur mässige Eisenverarbeitung, begünstigt.

Die Rücken der Höhen sind, wie wir beim Meissner gesehen haben, nicht selten nur mit einem geringeren Grade von Fruchtbarkeit ausgestattet; hierzu kommt infolge der Durchlässigkeit des

Buntsandsteins oft noch Mangel an Quellwasser. Daher sieht man ungleich mehr die vielen bald weiteren, bald engeren, meist wegen ihres Alters flachen Thäler von der Bevölkerung zu Wohnplätzen ausersehen. Aber hier war der ebene Grund oft und leicht den Überschwemmungen der Flüsse ausgesetzt, die ihr Bett im Laufe der Zeit häufig verlegt haben, und da andererseits die Thalwände steil sind, so sah man sich vielfach veranlasst, den Thalgrund zu ergiebigen Weisen zu benutzen und die Häuser, wie dies wohl auch in anderen

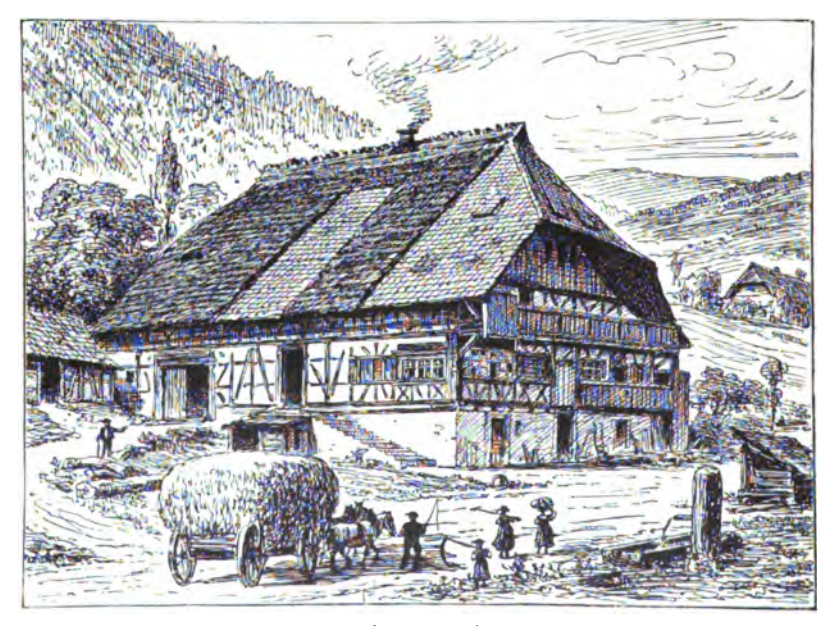


Fig. 66. Haus im Schwarzwald. *G. B. III[1], 54.*

ähnlichen Berggegenden Deutschlands, z. B. im Schwarzwalde, der Fall ist, auf geneigter Fläche und zweistöckig zu bauen, unten die Viehställe und oben die Wohnungen für die Menschen.

Wenn die erste Kunde über diese Gegenden aus der römischen Kaiserzeit von einem zerstreuten Wohnen spricht, etwa wie wir es im alten Sachsenlande oft genug heute noch antreffen, so hat der Lauf der Jahrhunderte darin fast durchgängig eine Veränderung hervorgebracht; mit der Zunahme der Bevölkerung trat auch das Bedürfnis und die Veranlassung zu einer Ausfüllung der Zwischen-

räume mehr und mehr hervor, bis nach und nach zusammenhängende Dörfer entstanden.

Aus der soeben geschilderten orographischen Beschaffenheit des Hessischen Berg- und Hügellandes ergiebt sich schon teilweise, dass trotz der Unebenheit zwischen ihm und den benachbarten Landschaften und auch zwischen seinen einzelnen Teilen untereinander die Zugänglichkeit und der Verkehr nicht sehr erschwert ist. Zwar können Heereszüge in den bisweilen steil gefurchten Thälern, in den zahlreichen Engwegen des wechselvollen Geländes, in den jüngeren Durchbrüchen zwischen älteren Thalstrecken auf manche Schwierigkeiten stossen, wie dies auch die Kriegsgeschichte sattsam beweist; aber eigentliche Gebirgspässe, die nur mit Anstrengung, mit Beschwerden und Gefahren mittels schmaler Einschnitte über steil aufsteigende Kämme führen, sind fast nicht vorhanden; die Hauptstrassen können leicht die höheren Gebirgsrücken umgehen, bequeme Aufgänge an den flachen Seitenböschungen aufsuchen und sich in tiefen und breiten Einsattelungen über die Gebirgsscheitel hinüberwinden.

Dass von jeher die Hauptstrassen von der Werra und Fulda südwestlich zum Main und Rhein, sowie vom Main nordwärts ins Innere des Landes und zur Weser führten, erklärt sich ohne Mühe aus der Stellung des Landes und geht schon aus früheren Hinweisungen hervor (vgl. S. 293 u. a.). An die breite Pforte zwischen dem Taunus und Vogelsberge, die jetzt von dem Thale der Nidda, Wetter und oberen Lahn benutzt wird, schliesst sich sehr leicht ein Übergang nach Westen im Thale der Lahn und eine Verbindung nach Osten zum Thale der Werra, so dass also nordsüdliche und ostwestliche Strassenzüge sich hier kreuzen.

Durch die Wetterau wahrscheinlich zogen die Römer während der Kaiserzeit öfter nach den Wesergegenden, und gewiss ist, dass hier und auf der Kinzig-Fuldastrasse *Bonifatius* Hessen durchwanderte, das Christentum verbreitend und befestigend. Wir kennen in dieser Beziehung die Bedeutung des weiten, wiesenreichen, von anmutigen Bergen umgebenen Thalkessels von Fulda, in dem wir auf den zahlreichen Basaltkegeln den Schmuck von Kirchen und Klöstern und in der Ferne als Schranken des Gesichtskreises die Gipfel des Vogelsberges und der Rhön erblicken. Dort auf einer noch wüsten, aber für die Sicherung seiner in Hessen und Thüringen erstrebten

Einrichtungen bequemen Stätte gründete Bonifatius durch seinen Schüler und Begleiter Sturmius, unter dem Schutze von Karlmann, dem Oheime Karls des Grossen, im Jahre 744 das nachher so berühmte Kloster Fulda. Damals hiess das wilde Waldgebiet zwischen Wetterau, Hessen und Thüringen *Buchonia* (Buchenwald); heute ist südlich davon der schöne Grabfeldgau entstanden, nicht zum geringen Teile durch arbeitsame Mönche, die sich auch um gewerbliche Thätigkeit verdient gemacht haben. Ihr Hauptfeld lag allerdings im Mittelalter auf anderem Gebiete: Namen wie *Hrabanus Maurus* sagen es, dass Fulda eine kirchliche und wissenschaftliche Bildungsstätte der Geistlichkeit war; heute noch versammeln sich alljährlich die deutschen Bischöfe am Grabe des Bonifatius.

Aber auch auf der mehr nach Norden führenden Naturstrasse, dem Wege der alten Chatten und der Römer, erblicken wir jenen für das Christentum klug und rastlos thätigen Mann in Wirksamkeit und sehen daraus eine langdauernde Verbindung mit seinem rheinischen Erzstifte Mainz hervorgehen. In Oberhessen nämlich, in dem breiten Wiesenthale, wo der oberen Lahn die Ohm *(Amena)* zufliesst, auf einem weithin sichtbaren Basaltkegel stiftete der deutsche Apostel das Kloster Amöneburg als feste Stütze für die junge Pflanzung des Christentums. So kam es, dass dieser Landstrich nicht nur in kirchlicher Beziehung dem Erzbistum Mainz zufiel, sondern dass die Mainzer Erzbischöfe auch solange weltliche Macht an der oberen Lahn übten, und dass sie den zur Befestigung so wohlgeeigneten Amöneberg zur Beherrschung und als Schutzwache des Landes mit einer Burg und starken Festungswerken versahen, die gegenwärtig zerfallen sind. Die im Laufe der Jahrhunderte zu ihrer Verteidigung oder Eroberung vorgefallenen blutigen Kämpfe haben freilich der Gegend den nicht beneidenswerten Ruf eines der Hauptkampfplätze des hessischen Landes verschafft, wie denn überhaupt bis zum dreizehnten Jahrhundert die Stadt Amöneburg alle übrigen Ortschaften des oberen Lahngebietes an Bedeutung und Ansehen überragte.

Seit dieser Zeit wurde es mehr und mehr von dem westlich benachbarten Marburg verdunkelt. Dieses ist auf und an einem weit in das lachende Thal der Lahn vorspringenden und es stromauf- und abwärts beherrschenden steilen Bergrücken vorteilhaft und reizend gelegen und tritt deshalb schon im dreizehnten Jahrhundert als der Hauptplatz des hessischen Oberlahngebietes hervor. Hier, wo infolge

der günstigen Lage schon durch den Handelsverkehr eine Niederlassung im Aufblühen war, hatte des Landgrafen Ludwig von Hessen und Thüringen fromme Gemahlin, die ungarische Königstochter Elisabeth — „die liebe heilige Elisabeth“ nennen sie die älteren Schriftsteller —, ihr in kurzer Zeit so berühmt gewordenes Hospital gestiftet, in dem sie unablässig der Pflege von Kranken und Bettlern oblag und ihren Anstrengungen in blühenden Jahren erlag. Ihre Grabesstätte und der Ruf ihrer Wunder zog bald zahllose Scharen von Wallfahrern nach Marburg. Kaiser Friedrich II. öffnete in Gegenwart vieler geistlicher und weltlicher Herren 1234 das Grab der im Jahre 1231 gestorbenen Wunderthäterin und schmückte ihr Haupt mit einer goldenen Krone. Und als bald nach ihrer Heiligsprechung Landgraf Konrad über ihrem Grabe den Grund zu dem herrlichen, nach ihr benannten Dome gelegt, der mit seinen beiden Spitztürmen heute noch als ein Meisterwerk unter den kirchlichen Bauten des dreizehnten Jahrhunderts prangt und vorzugsweise durch die edle Einfachheit und den feinsten Einklang seiner hoch aufstrebenden Form eine so mächtige Wirkung hervorbringt, eine Perle unter den Kirchen —, da wurde Marburg zum Sammelplatze besonders norddeutscher Pilgerscharen. Nahm auch die Reformation der Stadt ihren geistlichen Nimbus, so erwuchs ihr dafür im Jahre 1527 eine neue Blütezeit durch Gründung einer protestantischen Hochschule, die sich seit der Einverleibung des Kurfürstentums Hessen in Preussen (1866) durch Heranziehung neuer Lehrkräfte und Verstärkung der Lehrmittel zu neuer Lebenskraft entwickelt hat.

Kassel, jetzt eine Stadt von mehr als 80000 Einwohnern, liegt auf einem in den Buntsandstein eingesunkenen Muschelkalkstreifen, in der grössten und mittleren Ebene Nordhessens, an der Durchgangstrasse zwischen der Weser und Lahn. Indes verdankt es sein Emporwachsen bis zur Hauptstadt des Landgrafentums und späteren Kurfürstentums Hessen vielmehr dem Umstande, dass um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts seine alte Burg der Hofsitz und die Stadt Hofstadt des neuen Landgrafentums wurde (unter Heinrich, dem „Kinde von Brabant“). Erst in neuerer Zeit haben die alten Wege mittels der Thäler der Nidda, Wetter, Lahn, Ohm, Schwalm und Fulda durch die an ihnen hingeführte Eisenbahn wieder Bedeutung für die Stadt bekommen; die durch das Werra- und Fuldathal aus Thüringen kommende und die von Lahn und Main hergeführte Bahnlinie ver-

einigen sich dicht an der Fulda (bei Guntershausen), nicht weit südwestlich von Kassel, und stellen in ihrer nördlichen Fortsetzung bis Karlshafen die Verbindung mit der Weser und durch die Warburger Börde (eine flache, mit Keuperbildungen erfüllte fruchtbare Mulde) und durch die Paderborner Hochfläche eine schnelle Verbindung mit Westfalen, dem Niederrhein und mit Hamburg her. Dadurch hat sich Handel und Gewerbthätigkeit in die Stadt gezogen, die davon bisher wenig aufzuweisen hatte, wie ja das ganze Hessen wegen Mangels an Bodenschätzen kein Industrieland ist.

Eine bemerkenswerte Erscheinung bietet uns Hessen in ethnographischer Beziehung dar. Die Römer konnten nämlich, obwohl sie oft genug vom Rhein und Main durch die hessischen Landstriche an die Weser zogen, dennoch in ihnen keineswegs dauernd einen die Volkseigentümlichkeit störenden oder wohl gar bewältigenden Einfluss begründen. Nach Rückdrängung des römischen Einflusses gehörten die Chatten stets dem Bunde und dann der Herrschaft der Franken an und waren vermöge der geographischen Stellung ihres Landes vor allen geeignet, die vom Main her vordringende fränkische Herrschaft in den deutschen Mittelgebirgslandschaften ausbreiten zu helfen. So wurde besonders von ihnen aus das östlich benachbarte Thüringen bezwungen und zum Teil kolonisiert. Dagegen machten ihnen, vorzüglich wegen ihrer Verbindung mit den Franken, die benachbarten Sachsen in oft wiederholten Einfällen viel zu schaffen und nahmen von Norden her grosse Striche ihres Landes in Besitz.

Niedersachsen finden wir in den Kreisen Hofgeismar und Schaumburg und im Kreise Wolfhagen angesiedelt, während der fränkische Volksstamm sich über Oberhessen, den grössten Teil von Niederhessen über Fulda und Hanau, der thüringische sich im Werrathal und im Schmalkaldischen ausbreitete. Daher erfreut uns in Hessen, da auf der anderen Seite die Slaven nicht dauernd hierher vorrückten, der Anblick eines völlig ungemischten deutschen Stammes, der das unverkennbare Gepräge germanischer Abkunft trägt. Trotz der neuen, die ursprünglichen Eigenschaften nur zu häufig verwischenden Verkehrsmittel hat die Bevölkerung ihre alte Volkstümlichkeit bewahrt. Im allgemeinen treu und bieder, rührig und fleissig, neigt sich der Niederhesse, begünstigt durch Wasser- und Landstrassen, einem regen gewerbthätigen Leben zu. Dagegen ist

der Oberhesse, vorzüglich in den dünn bevölkerten Thälern der Schwalm, Ohm und Lahn, nur Landwirt. An Biederkeit und Fleiss dem Niederhessen nicht nachstehend, an Ausdauer ihn noch übertreffend, ist er noch gerader und derber, aber auch wohlhabender. Ausgezeichnet durch kräftigen Körperbau und einfache Lebensweise hängt er mit Liebe am Hergebrachten und bewahrt darum auch noch eine Volkstümlichkeit, wie sie sich nicht häufig wiederfindet. Blind, wie es die sprichwörtliche Redensart von ihm sagt, geht er noch heute geradeaus, im Guten und im Bösen, darin liegt der Kern seiner guten und seiner unangenehmen Eigenschaften.

Das Weser-Bergland.

Obwohl gegen Süden keine eigentliche Abgrenzung stattfindet, hat das Weser-Bergland doch seine scharf ausgeprägten Eigentümlichkeiten, die es von dem hessischen Berglande wohl unterscheiden. An Stelle der Hochflächenform zeigen die Erhebungen deutliche Kammlinien, die nur im Osten, am Harzrande, die rheinische Richtung der Lagerungstörungen (nordsüdlich) aufweisen, aber im übrigen deutlich die sogenannte hercynische Richtung (nach Nordwest) verfolgen. An der Zusammensetzung der Oberfläche nehmen nicht nur die Gesteine der Trias, sondern alle mesozoischen Sedimente in reicher Stufenfolge teil, und zwar so, dass wir von Süden nach Norden Trias, Jura und Kreide wahrnehmen. Immer tiefer taucht das Urgebirge unter, immer jüngere Schichten liegen deshalb zu Tage, die weiter im Süden an Stellen, wo sie höher lagen, schon längst abgetragen sind. Weiche und festere Gesteinslagen wechseln ab, und manchmal sind die jüngsten am härtesten und haben da, wo sie nicht durch Faltung gelockert sind, die darunter lagernden älteren und weicheren Gesteine geschützt. So kommt es, dass die Bergkuppen häufig von jüngeren Ablagerungen gebildet werden, während im Thale daneben ältere Schichten, besonders der weiche Buntsandstein, zu Tage treten.

Im Osten beginnt das Gebiet mit dem Abfalle des Harzgebirges und der Werra. Die gegen das Eichsfeld abschliessende Leine bildet ein tiefes Thal, das in mehreren Beziehungen gewissermassen die Fortsetzung der Oberrheinischen Tiefebene ist; auf ihrem linken

Ufer streichen mehrere Höhenzüge, die von der Weser erst begleitet, dann durchbrochen werden und darauf allmählich in eine grosse, an den Rändern wenig aufgerichtete Platte übergehen; ihr steiler Nordabfall, von Braunem Jura gebildet, ist das Wiehengebirge, während der Liasstreifen im Süden unter dem Namen Eggegebirge und Teutoburger Wald die grosse Einsenkung der Münsterländer Bucht umrahmt. Vulkanische Erscheinungen fehlen, dagegen hat das Gebiet zwei andere Eigentümlichkeiten. Da die Auffaltung wohl erst ziemlich spät erfolgt ist, so sind manche Thalrinnen älter als das Gebirge; daher giebt es hier Thäler ohne Flüsse, beispielsweise die „Zweite Porta“ im Teutoburger Walde bei Bielefeld. Ferner birgt der Untergrund grosse Gipslager, die von den unterirdischen Wassern ausgewaschen und an deren Stellen nun Höhlen getreten sind; daher giebt es hier viele trichterförmige Senken, sogenannte Erdfälle, z. B. bei Pyrmont, und versinkende Flüsse.

Die einzelnen Bergzüge lassen sich in zwei gebogene, nach Südwesten offene Reihen gruppieren: den inneren Kranz, die Umgrenzung der Münsterschen Bucht, bildet das schmale Eggegebirge, woran sich die Lippeschen Berge und der Osning schliessen, die man nebst ihrer nordwestlichen Fortsetzung bis zur Ems als Teutoburger Wald bezeichnet. Das Gebiet zwischen Egge und Weser heisst, weil es früher zum Stifte Paderborn gehörte, die Hochfläche von Paderborn; an sie schliesst sich nördlich der Kessel von Pyrmont mit seinen schönen Muschelkalkwänden. Jenseits der Weser beginnen den äusseren Kranz der Hils und der Ith, die sich nordwestwärts in dem Süntel fortsetzen. Der Name Süntel umfasste früher noch die Berge bis westlich der Weser; heute nennt man den östlich der Weser verlaufenden Zug Wesergebirge und lässt am Wittekindsberge, an der Porta Westfalica, das Wiehengebirge beginnen. Dem Wesergebirge und Süntel sind die Bückeberge und der kohlenreiche Deister vorgelagert.

Der Name Teutoburger Wald für die Kette, die in der Nähe der Stadt Horn bei den mit frühmittelalterigen Skulpturen geschmückten Externsteinen beginnt, hat sich in geographischen Werken mehr und mehr eingebürgert, seit die Befreiungskriege das Andenken an jene Zeit wieder wach riefen, in denen der Cherusker Armin durch seinen Sieg im *saltus Teutoburgiensis* dem Vordringen der Römer ein Ziel setzte. Dort am südöstlichen Ende in der Nähe

von Detmold, wohin die Sage das Schlachtfeld verlegt, obschon die Forschung wohl mit grösserem Rechte die Gegend an der oberen Lippe als den Schauplatz der Varianischen Niederlage bezeichnet, erhebt sich jetzt, nachdem die Deutschen zum drittenmal die ihnen drohende Fremdherrschaft zurückgewiesen haben, als Wahrzeichen deutscher Freiheit auf der Spitze der Grotenburg die herrliche Bildsäule Hermanns, ein Werk des Meisters *Ernst v. Bandel.*

Das Oberflächenstück, welches zwischen den beiden gleichlaufenden, im äussersten Nordwesten sich einander nähernden Ketten mitten inneliegt, kündet sich keineswegs in einer so leicht übersichtlichen Gestaltung an, vielmehr glaubt man auf den ersten Blick eine Menge von Höhen, Tiefen und Ebenen in ziemlich unregelmässigem Wechsel vor sich zu haben. Doch bei genauerer Untersuchung entdeckt man an jenen Erhebungen und Mulden im ganzen dieselbe Streichrichtung von Südost nach Nordwest wie an den Hauptzügen, deutlich in einer Zahl von leicht kenntlichen Längsthälern ausgesprochen, wozu ausser dem Thale der Weser bis Vlotho noch das der Bega, Werre, Else und Hase gehören.

Die Erhebung des Weserberglandes über dem Meere ist nicht bedeutend. Sein Sockel ist am höchsten im Süden, wo Hochflächenbildung vorherrscht, und wo er oft 150 m absolute Höhe erreicht. Dagegen ist die ganze Basis der grossen nordwestlich gerichteten Mulde nicht viel höher als das angrenzende norddeutsche Flachland und erreicht beim Ausgang unterhalb Osnabrück nur etwa 50 m über dem Meeresspiegel. In südöstlicher Richtung bis nach Herford, Lemgo, Detmold und auch in seinem nordöstlichen Seitenthale bis nach Hameln erhebt sie sich nirgends bis zu 95 m und bildet somit einen sehr niedrigen Thalgrund. Ebenso sinkt auch die Kammhöhe und Gipfelhöhe in der Richtung nach Nordwest: die Gipfel erheben sich nur von 280 bis 470 m, und auch die höchste Kuppe bleibt unter 500 m absoluter Höhe.

Gleichwohl erwirken sie auf das Auge einen bedeutenderen Eindruck als manches höhere Gebirge Deutschlands, etwa der Frankenwald, der nördliche Teil des Böhmerwaldes oder die östlichen Zweige des Fichtelgebirges. Die Ursache dafür liegt darin, dass sie wallförmig aus ihren Umgebungen zu einer ansehnlichen relativen Höhe von teilweise 310 bis 380 m über die tiefe Thalfurche der Weser und die benachbarten Tieflandebenen empor-

steigen. Selbst das nordwestliche Ende des Teutoburger Waldes, der in seiner Südhälfte bei Horn und Detmold zu Gipfeln bis 450 m aufsteigt, erscheint mit seinen dammartigen Höhenreihen, die gleich den letzten niedrigen Teilen der ihm sehr ähnlich geformten Weserkette oft waldleer, mit dürrem Heidekraute bewachsen und nur an 90 bis 160 m hoch sind, von Westen aus immer noch erheblich, denn nach dieser Seite hin fällt er viel steiler zum Tieflande ab als gegen Nordosten, wo der Raum zwischen ihm und der Weserkette mit Hügelland angefüllt ist. Zuletzt aber umgiebt seine nördlichste aus Sandstein bestehende Hügelgruppe und Kuppe der einförmige Boden endloser brauner Moorflächen, die etwa 18 m über dem Meere liegen.

So kann man das Weserbergland im ganzen als den äussersten Vorsprung, als ein langes Vorgebirge der deutschen Mittelgebirgslandschaften, als eine Art Hochlandskeil betrachten, der aus diesen weit hinein in die norddeutsche Tiefebene gegen das Emsland vorgetrieben ist.

Die von dem Aufbau und von der Lage abhängige Ergiebigkeit des Bodens ist zwar nicht gleich, und es giebt auch manche minder lohnende Striche; allein im allgemeinen herrscht doch eine hohe Fruchtbarkeit vor. Daher werden, besonders im Westen, landwirtschaftliche Gewerbe betrieben, indes ist doch auch schon hier und da zwischen den vielen Hügelketten eine mannigfaltige Industrie eingedrungen; vorzüglich hat die von niederländischen Protestanten begründete Leinwandweberei im Gebiete von Bielefeld und Herford einen weitverbreiteten Ruf. Ansehnliche Salzwerke mit ihren langen Gradierwänden, z. B. bei Pyrmont, Salzdetfurt, Salzgitter und Salzkotten, bestehen schon seit längerer Zeit; dagegen ist der Kohlenbergbau, z. B. bei Ibbenbüren, dessen Steinkohlenlager gleich merkwürdig ist durch seine Reichhaltigkeit und durch seine Stellung unmittelbar am Rande der grossen Moore, sowie das Eisenhüttenwesen in der Gegend von Minden und Salzgitter erst in neuerer Zeit hinzugekommen. Natürlich nimmt durch diese um sich greifenden Industriezweige das Land, das vor kurzem als vorzugsweise ackerbautreibend noch einen patriarchalischen Anstrich hatte, allmählich ein anderes Aussehen an.

Einen alten Ruf geniessen ferner die Heilquellen dieser Gegenden. Pyrmont ist fast durch ganz Europa, Nenndorf,

Driburg, Meinberg in einem grossen Teile von Deutschland bekannt, wenn auch ihr Glanz vor dem der Taunusbäder verblichen ist; dagegen hat sich Oeynhausen ausserordentlich schnell zu einem vielbesuchten Kurort emporgeschwungen, und auch Lippspringe zieht seit dem Anfange der fünfziger Jahre gleichmässig Kranke aus aller Welt heran.

Aber das Land ist grossenteils nicht bloss mit dem Segen der Ergiebigkeit, sondern auch mit dem Schmucke der Anmut ausgestattet. Die Höhen sind mit üppigem Laubwalde, besonders mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, deren Fülle auf der westlichen Lehne dieser Kette gegen die anliegende dürre Ebene der westfälischen Tieflandsbucht um so vorteilhafter absticht. In den mittleren Landstrichen erquickt sich das Auge nicht selten an einem höchst malerischen Wechsel von Wald, Feld und Wiese, aus denen freundliche Städtchen und wohlhäbige Dörfer hervorlugen. In den Lippeschen Ländchen z. B. wandert man oft wie in einer lachenden Frühlingslandschaft, in deren Genusse voll Milde man sich besinnt, ob man so weit im Norden Deutschlands sich befinde.

Grossartigere Formen kommen allerdings nicht zum Vorschein, ausser etwa hier und da in den Gegenden, wo die Weser sich zwischen den Bergreihen in das Tiefland hindurchzieht. Hier ist eins der anziehenderen Flussthäler unseres Kulturlandes, hier das Gebiet der malerischen und romantischen Weser. Zwar meist nicht hoch sind diese Berge, nicht Reben und Wein tragen sie; dafür sind sie aber, leicht und luftig emporsteigend, auf ihren Spitzen oder an ihren Abhängen oft mit prachtvollen Laubwäldern gekrönt, an ihrem Fusse mit einem bunten Teppiche von Blumen und Gräsern und mit fruchtbaren, von Getreide schwellenden Gebieten umsäumt — eine reizende und einladende Natur, ein freundlicher und lachender, doch auch bisweilen erhabener Park mit Felsen und Grotten, höheren Bergen und ernsten Tiefungen.

Und wie das Weserthal, bald dicht eingeengt, bald in bequemer Weitung sich fortwindend, von der Natur geschmückt ist, so ist es, zum Teil infolge hiervon, vielfach durch Geschichte und Sage geweiht. Wir erinnern uns an Herstelle *(Heristal)*, wo Karl der Grosse im Jahre 777 das fränkische Winterlager aufschlug, an Höxter mit seiner handels- und kriegsgeschichtlichen, und an das ihm benachbarte Corvey mit seiner kirchlichen und wissenschaftlichen Be-

deutung. Wie sehr auch diese um 823 entstandene klösterliche Stiftung, bald das berühmteste Benediktinerstift des nördlichen Deutschland, durch den Reichtum von Schenkungen, durch den Ruf ihrer Reliquien, durch fürstliche Ehren im Weserthale hervorglänzte — heller und weiter noch leuchtete sie durch ihre grossen Geister, durch den *h. Ansgarius,* den Apostel des Nordens, und den Historiker *Widukind,* die aus ihren stillen Klosterhallen die Senfkörner des christlichen Glaubens und des klassischen Wissens fernhin durch Deutschlands Gauen und über seine Marken hinaus streuten. Wir denken ausserdem an das etwa $^3/_4$ Stunden östlich der Weser liegende, aus dem Siebenjährigen Kriege bekannte Hastenbeck, an die reizend schöne Wesergegend um das altertümliche Hameln, dessen Rattenfängersage so bekannt geworden ist, an die Gegend um Oldendorf, Segelhorst, um die Schaumburg und Paschenburg und den etwas weiter entfernten Hohenstein mit seinen hochragenden, schroffen und wildzerrissenen Felsenwänden.

In diesem „Sonnenthale“ — so nennt man das Weserthal mit Recht wegen seines heiteren Charakters und seiner Fruchtbarkeit — oder vielleicht eine Strecke weiter westlich, mehr in der Nähe von Vlotho, schlug der unermüdliche Drusus Germanicus auf seinem dritten grossen Feldzuge die Germanen auf dem Felde *Idistavisus* oder *Idisiaviso* (16 n. Chr.) und rächte die Legionen des Varus an dem Cheruskerfürsten Armin. In derselben Gegend vernichtete *Wittekind* (782) die von Adalgis, Geilo und Worad befehligten Frankenscharen Karls des Grossen, und hier besiegte im Dreissigjährigen Kriege (1633) der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg in einem blutigen Treffen die kaiserlichen Völker unter dem Grafen Merode.

Haben wir dann an der schönen Umgebung des betriebsamen Vlotho vorüber und weiter thalwärts durch dichte Engen den Strom begleitet, so erreichen wir den Austritt seines Thals in die weite offene Welt der norddeutschen Tiefebene; wir stehen eine Stunde Wegs vor der Stadt Minden an dem hohen, breiten Bergthore Westfalens, an der Porta Westfalica. Dieser lateinische Name scheint nicht vor dem achtzehnten Jahrhundert aufgekommen zu sein, behauptet aber gegenwärtig im Leben und in geographischen Werken allgemeine und fast alleinige Geltung, so dass durch ihn frühere einheimische Benennungen, z. B. *„die Scharte“, „der Pass von Haus-*

berge" (einem kleinen Orte innerhalb dieses Thores) ganz verdrängt worden sind.

Nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsenthor ist die Porta, sondern ein freundliches Querthal, durch welches die Weser sich bereits seit vielen Jahrhunderten in die Ebene ergiesst. Die Pforte hat wohl die sechsfache Breite des gewöhnlichen Bettes der Weser und bildet eine vollkommen flache und ebene Schwelle, auf der zu beiden Seiten des Stromes die schönsten Wiesen und Ackerfelder ausgebreitet liegen, ohne alles Geröll und ohne eine Spur von Felsen. Nicht erst in neuerer Zeit ist demnach diese Gebirgslücke gerissen, sondern sie besteht schon sehr lange,



Fig. 67. Die Porta Westfalica.

vielleicht (vgl. S. 362) schon länger als die Weser selbst. Die Weser durchfliesst das Thor jetzt für gewöhnlich in sehr friedlicher und bequemer Weise, und ihr stiller Lauf steht in einem auffallenden Gegensatze zu dem einstigen wilden Zerstörungswerke, wovon die schroffen Felsen- und Bergabhänge mit ihren aufgefalteten Gesteinsschichten umher Zeugnis geben. Eben durch diese Breite fällt die bis auf die allgemeine Bodenfläche des Landes herabgehende Gebirgslücke der Porta von allen Seiten her sofort ins Auge; der beste Überblick über das jetzt mit dem Provinzialdenkmal des grossen Kaisers Wilhelm I. geschmückte Felsenthor bietet sich von der Weserbrücke der Stadt Minden dar.

Dass diese merkwürdige Schlucht allmählich eine so ansehnliche Erweiterung erfahren hat, daran hat auch der Mensch nicht wenig

mitgearbeitet. Denn behufs Ausbeutung ihrer Bergabhänge zu Bausteinen, durch zahlreiche, seit sehr alten Zeiten bestehende und gegenwärtig ausserordentlich gewinnreich verwertete Steinbrüche, sowie wegen der gleichfalls sehr alten Wegebauten in ihr, die sich in unserem Jahrhundert zu Kunststrassen erhoben haben, sind viele Sprengungen vorgenommen; besonders auf der rechten Seite, wo der Fluss früher hart am Fusse des Jakobsberges strömte, sind dicke Felsenmauern von Hunderttausenden von Raummetern entfernt worden, um für die Eisenbahn und den burgähnlichen Bahnhof Porta Raum zu gewinnen; die alte Heerstrasse zog sich auf dem breiteren linken Ufer am Fusse des Wittekindsberges hin, weshalb auch Minden auf der linken Weserseite liegt. Fasst doch jetzt die Porta innerhalb ihres Bereiches vier grosse Verkehrsbahnen zusammen: die breite Wasserstrasse der Weser, eine Chaussee auf dem linken und eine auf dem rechten Ufer, und endlich die Köln-Mindener Eisenbahn zum Rhein und zur Ems, die sich ausserhalb des Thores bei Löhne in verschiedene Richtungen auf Hamm und Osnabrück zu teilt.

Dass die Porta von jeher eine hohe Bedeutung für Handels- und Kriegszüge hatte, lässt sich daraus bereits entnehmen, und die Beurteilung der Lage von Minden wird uns später noch weiter belehren. Hier sei nur noch erwähnt, dass sie auch in der Sage keine geringe Rolle spielt, ihrer Lage am Ausgange des Gebirges und am Anfange des niedersächsischen Tieflandes entsprechend. Hier fanden ja die Schlachten des Helden *Wittekind* oder *Wedekind,* des Arminius der alten Niedersachsen, gegen die Franken statt, wurden sogar innerhalb der Porta ausgekämpft; hier bei diesem Bergthore scheint der kühne Herzog gewissermassen die Wurzeln seiner Macht eingesenkt zu haben; und hier webt und wuchert deshalb in vielfach verschlungenem Gespinste die ihm gewidmete Sage. Auf ihn weist zurück die Überlieferung: danach war im nahen Städtchen Enger seine und seiner Vorfahren Hauptresidenz, seine Schlösser und Burgen standen an und auf den beiden Bergpfeilern des Thores, auf dem Jakobsberge zur Rechten (181 m) und auf dem Wittekindsberge zur Linken (283 m), und an diesem ganzen Bergpfeiler *(Mons Wedegonis)* ist nicht nur seine Taufkapelle, sondern fast jeder Fleck, jeder Gipfel, jeder Quell durch eine Überlieferung geweiht und geschmückt.

Die Gegend an der Porta und um Minden hat längst den Ruf

heiterer ländlicher Schönheit, und schon vor Jahrhunderten sang von ihr ein Mindener Mönch:

„Ibi rivi, ibi fontes,	Dort sind Bäche, dort sind Quellen,
Ibi aquae, nec non montes	Dort sind Berge, Wasserwellen,
Et brutorum pascuae;	Und fürs Vieh der Matten Gräser;
Inibi videntur frontes	Dort sind holde Frau'n und Dirnen
Dominarum et insontes,	Anzusehn mit reinen Stirnen,
Ibi torrens Wiserae."	Dort auch ist der Strom der Weser.

Minden selbst, eine der alten Bistumstiftungen Karls des Grossen, erhielt für Handel und Gewerbe zeitig Bedeutung nicht nur durch seine Lage an dem schiffbaren Strome, wo er aus dem Gebirge in die Ebene tritt, und wo er mehr Tiefe, mehr Breite und Ruhe erlangt, sondern auch hauptsächlich durch die geographische Stellung der Weserketten und des Harzes; denn da beide Gebirge der Verkehrsverbindung zwischen den Rheinlanden und der nordostdeutschen Tiefebene hindernd entgegentraten, empfahlen sich die Querdurchbrüche an der Porta und bei Bielefeld als ein von der Natur gearbeiteter und vorgeschriebener Verkehrsweg, und so ging hier schon seit sehr alter Zeit eine Heerstrasse, zu der am Ende der vierziger Jahre noch die äusserst wichtige Köln-Mindener Eisenbahn gekommen ist.

Auch andere Pässe haben durch die Beschaffenheit der Weserketten und ihre Stellung zu den umliegenden Ebenen Wichtigkeit erlangt. Zwar sind die Ketten, wie schon bemerkt worden, von geringer Breite und von geringer absoluter Höhe; aber da sie wallartig emporsteigen, und da ihre relative Erhebung keineswegs gering ist, so konnten die zahlreichen Kammsenkungen, schmalen oder breiten Scharten nicht ohne Bedeutung bleiben. Sie haben durch diese Eigentümlichkeit in Verbindung mit den Quer- und Längsthälern des Mittelgebietes nicht selten die Richtung der Heer- und Handelsstrassen bestimmt. Sehr bezeichnend nennt sie das Volk am Teutoburger Walde *„Dören"* (Thüren).

Wenn das Weser-Bergland reich an kleinen Städten ist, und auch Burgen in der Nähe nicht fehlen, so sind diese vornehmlich durch die Nachbarschaft jenes Passverkehrs veranlasst. So finden wir an den Pässen des Teutoburger Waldes von Süden nach Norden: Driburg, Horn, Detmold, Bielefeld, Iburg, Tecklenburg u. a., und an dem nördlichen Bergzuge ausser dem bereits hervorgehobenen Minden: Obern-

kirchen, Rinteln, Bückeburg, Lübbecke, Preussisch-Oldendorf, Osterkappeln u. a. m.

Nicht bloss durch den Ursprung und das Wachstum dieser Orte, nicht bloss als wichtige Verkehrswege, sondern auch als militärisch und politisch wichtige Punkte gelangten jene Pässe zu Bedeutung. Den westfälischen Tieflandbusen überliessen ja die Germanen den Römern meist ohne erheblichen Widerstand, der hier den geschulten Legionen gegenüber fruchtlos gewesen wäre; jene lauerten den Eindringlingen vielmehr in und an den Kammdurchbrüchen der Gebirgszüge auf und schlugen hier ihre Hermannsschlacht und andere Schlachten. Hier auch, um den ganzen Gebirgs- und Wäldersaum der Bucht von Münster, besonders aber in ihrem innersten Winkel, in der Ursprungsgegend der Lippe am Teutoburger Walde, erinnern heute noch einige Benennungen von Bergflächen und Thalgründen an eine entlegene blutige Vergangenheit; hier, wo unmittelbar am Westfusse desselben die weite, wüste Senne auch jetzt noch in ihren dürren Hügeln und Tiefen das vollausgeprägte Bild eines vom Meere verlassenen Sandbodens darbietet, reicht die Sage von vielen erschlagenen Helden, deren Knochen hier gebleicht, selbst über die Römerzeit hinauf; hier an und zwischen den die Weser begleitenden Bergabhängen tobten so oft die Kämpfe der Franken und Sachsen gegeneinander, von denen wir als sichere Beispiele aus Karls des Grossen Zeiten nur anführen die Kämpfe bei der wichtigen sächsischen Feste Eresburg (an der oberen Diemel, deren Thal stets ein wichtiger Verkehrsweg war, auf der Stelle des heutigen Marsberg oder Stadtberge), die Kämpfe bei Minden und am Brunsberge südlich bei Höxter (775), bei Detmold und an der Hase (783).

Und wie einst die Cherusker und die alten Sachsen hier und da über den Teutoburger Wald in die westfälische Ebene einbrachen, so wurden während des Mittelalters Welfen und Hohenstaufen unter Heinrich dem Löwen und Friedrich Rotbart wiederholt zu den Pforten von Minden und Bielefeld geführt, und in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges ebenso die braunschweigischen, hessischen und überhaupt die protestantischen Scharen Mitteldeutschlands, um ihren katholischen und kaiserlichen Gegnern Trotz zu bieten oder sie weiter im Westen aufzusuchen. Im Siebenjährigen Kriege gewann 1759 ein Nachfolger jenes Heinrich des Löwen, der talentvolle und edle Feldherr Ferdinand von Braunschweig, die für ihn so ruhmreiche Schlacht

bei Minden und befreite dadurch das gesamte nordwestliche Deutschland von den Franzosen. Im deutschen Befreiungskriege endlich zog auf den alten, von der Natur vorgezeichneten Wegen und durch die Pässe des Teutoburger Waldes die Nordarmee der Verbündeten gegen Frankreich und die Niederlande vorwärts.

Die Naturverhältnisse, jenes so eigentümliche Eingreifen der Gebirgsketten in die Ebene und ihre besondere Gestaltung waren endlich auch wirksam für die Bildung eigentümlicher politischer und kirchlicher Gebietsverhältnisse. So dehnten sich die Cherusker von der Weser über die Gebirgskette hinweg bis hinunter in das obere Lippegebiet aus; so reichte später das Land Engern gleichfalls von der Weser bis in jene Gegend; so gehörte das Bistum Paderborn, die Stiftung Karls des Grossen, nicht zu der niederrheinischen Kirchenprovinz des Erzbischofs von Köln, sondern zu dem grossen Kirchengebiete des Erzbischofs von Mainz, das die mitteldeutschen Gebirgsstriche umfasste; so erstreckte sich das weltliche Fürstentum des Bischofs von Paderborn in die Gebirgsgegenden hinein über einen Teil des mittleren Wesergebietes, und so griffen die Gebiete des Bischofs von Osnabrück, der Fürsten und Grafen von Tecklenburg, Mark, Ravensberg, Lippe u. a. aus dem westfälischen Tieflande in die östlich und nördlich angrenzenden Gebirge und von diesen in jenes hinüber.

Auch in unserer Zeit weist das Gebiet der Wesergebirge, nachdem die klägliche politische Zerstückelung aufgehört hat, immer noch grosse, ja eine grössere Mannigfaltigkeit von Staatsgebieten auf als irgend ein anderer Teil des nördlichen Deutschland, entsprechend dem Durcheinander von kleinen Thalstrecken; denn es greifen hier hinein Preussen durch die Provinzen Westfalen, Hannover und Hessen, ferner Braunschweig, Waldeck durch die kleine Grafschaft Pyrmont, und die beiden Lippeschen Fürstentümer. *E. M. Arndt* stellte bei der Neugestaltung Deutschlands nach den Befreiungskriegen den Grundsatz auf: „Es müssen Starke an der Grenze sein", und die Abbröckelung vom Deutschen Reiche hat ja in der That aufgehört, seitdem kräftige Staaten ringsum die Grenzwacht halten; aber im Inneren des Reiches bestehen die kleinen Staaten, von den grösseren umfasst, ohne Schaden für die Sicherheit des Reiches fort.

Thüringen.

Den Namen „Thüringen" oder „Thüringerland" suchen wir heutzutage vergeblich auf den Karten; nur im Herzen des Volkes und im Munde der Reisenden lebt er fort, während er allerdings auch an einzelnen Teilen oder an gewissen Schöpfungen der Neuzeit haftet, z. B. „Thüringer Wald" oder „Thüringer Eisenbahn". In dem Sinne, wie wir den Namen Thüringen anwenden wollen, umfasst er weder das ehemalige Thüringische Reich, das viel grösser war, noch die heutigen Grossherzoglich und Herzoglich Sächsischen Kleinstaaten nebst den Fürstentümern Schwarzburg und Reuss, die zusammen viel kleiner sind, da ein grosses Stück Thüringen heute zum Preussischen Staate gehört. Wir bezeichnen vielmehr mit diesem Namen den Oberflächenabschnitt, der südlich durch den Thüringer- und Frankenwald, nördlich durch den Harz, westlich und östlich durch die felsigen Abhänge und tiefen Thaleinschnitte der Werra und Saale abgeschlossen wird.

Die beiden Grenzgebirge Thüringens, der Harz und Thüringer Wald, zeigen uns dieselben alten Gesteinsschichten wie das Rheinische Schiefergebirge, der Schwarzwald und Wasgenwald, der Böhmerwald und das Erzgebirge und lassen auch ähnliche Lagerungsverhältnisse dieser Schichten erkennen. Überall sind die alten Schiefergesteine in Falten zusammengeschoben, die nicht der heutigen Streichrichtung der meisten deutschen Mittelgebirge, der sogenannten hercynischen Richtung, entsprechen, sondern wie das Erzgebirge in der niederländischen Streichrichtung von SW nach NO verlaufen. Wir haben hier wieder einen Rest der bereits erwähnten (S. 312) Mitteldeutschen Alpen vor uns. Dieser Zusammenschub der archäischen und paläozoischen Schichten erreichte in der jüngeren Karbonzeit seinen Höhepunkt, aber zugleich fand auch bereits eine Zerstörung des aufgefalteten Gebirges statt und lagerte die herabgeführten Gesteinsmassen als Konglomerate des Rotliegenden ab. Nebenher erfolgten Ausbrüche von Porphyr, die im Harz und Thüringer Wald, ausserdem im Kyffhäusergebirge und in der Gegend von Halle noch heute einen beträchtlichen Teil der Oberfläche bilden und einst auf der unebenen Unterlage ein gewaltiges vulkanisches Kuppengebirge darstellten. Allmählich trat eine Verschiebung der Höhenlage ein, das Meer der Zechsteinzeit brandete über das Land und ebnete es

zu einer schräg aufsteigenden Abrasionsplatte. Riffbildung aus jener Zeit sehen wir an vielen Stellen; wichtiger für uns aber ist es, dass manchmal kleinere Meeresteile von der offenen See abgeschnitten wurden, allmählich austrockneten und grosse Gipsmassen und Salzlager bildeten. Solche Abschliessungen wiederholten sich auch in der Triaszeit mehrmals; das zeigen uns Reste von Landpflanzen im Muschelkalk und Keuper und besonders die im Buntsandstein und Keuper beobachteten Wellenfurchen und Tierfährten.

Die mitteldeutsche Trias entwickelte sich also anders als die alpine, und erst nach Ablagerung der Rhätschichten muss wieder eine offene Verbindung der Meere eingetreten sein, die während der Jurazeit und an manchen Stellen bis in die Kreide fortdauerte. Von der Tertiärzeit an ist unser Gebiet im allgemeinen landfest. Zunächst entstanden nur Verwerfungen und Spalten, die das Ausfliessen vulkanischer Massen im Südwesten begünstigten. Die Spannungen der Erdrinde wurden nun in hercynischer Richtung ausgeglichen; zwei grosse Becken sanken ab, das Thüringer Becken und das zu Süddeutschland gehörende Fränkische Vorland; dagegen ragten als Horste empor einerseits der Thüringer Wald mit dem Frankenwalde und dem Vogtländischen Berglande, und andererseits die grosse Masse des Harzgebirges sowie das kleinere Kyffhäusergebirge.

An ihnen arbeiteten wieder die zerstörenden Kräfte und deckten die Zechstein- und Triasschichten ab, so dass heute das alte Gebirge abermals zu Tage liegt. Nur in versteckten Falten sind jüngere Schichten erhalten und in dem Thüringer Becken. Ein grosses Gewirr von Spalten durchzieht Thüringen. Kleine Änderungen geschahen noch in grosser Menge, und da ist es besonders anziehend, gerade hier den Wechsel der Flussläufe zu beobachten, der doch mit den Erhebungsunterschieden zusammenhängt. Die jetzt zur Werra gehörende Hörsel floss früher zur Unstrut, und diese selbst ging einst von der Thüringer Pforte bei Artern nordöstlich zur Saale. Tertiäre Mulden sind an vielen Stellen sichtbar, und die heutigen Flüsse benutzen zum Teile diluviale Flussbetten, die sie vielleicht infolge der Vergletscherung verlassen haben. Denn hier zum erstenmal treten uns die Reste der grossen Vergletscherung Norddeutschlands entgegen, die sich von Skandinavien bis an den Thüringer Wald erstreckte.

Der Thüringer Wald dehnt sich als ein mächtiger, fast durchweg bewaldeter Gebirgs-Isthmus gegen 150 km von der Saale bis

zur Werra aus, ist an verschiedenen Stellen im nördlichen Teile nur 15 bis 22 km, dagegen an anderen bis 50 km breit und nimmt mit Einschluss der Vorberge und des Frankenwaldes einen Flächenraum von etwa 4400 qkm ein. Als wenig geschartetes Gebirge scheidet er Thüringen von Franken, Norddeutschland von Süddeutschland, das Gebiet des Main von dem der norddeutschen Ströme. Seit uralter Zeit bieten seine beiden Abhänge einen Natur- und Völkergegensatz dar, einen Gegensatz der Sprache, des Rechts, der Sitte und Eigentümlichkeit in Haus und Leben. Andererseits ist er wieder das Gebiet, wo die geographischen, kulturgeschichtlichen und politisch-religiösen Eigentümlichkeiten des deutschen Landes und Volkes zusammenlaufen.

Er besteht aus zwei Teilen. Der südöstliche beginnt in der Nähe von Hof mit dem 818 m hohen Dobraberge und steigt im Wetzstein bis zu 825 m Höhe; er bildet das Verbindungsglied zwischen dem Fichtelgebirge und dem eigentlichen Thüringer Walde und führt den Namen Frankenwald. Silurisch-devonisches Grauwackengestein herrscht vor und bildet ein 40 bis 50 km breites, im Mittel 600 m hohes, flachwelliges, gipfelarmes Hochland, das durch eine Menge tiefgespaltener und sehr gewundener Thäler in eine Zahl plumper Hochrücken mit Bergbuckeln zerschnitten wird. Auf ihnen nehmen Nadelwälder den grösseren Raum ein, während in den Thälern überall grössere Ackerstrecken und saftige Wiesen sich zwischen den dunkeln Waldwänden hinschlingen. Durch zahlreiche Gewerke, die sich längs der Bäche angesiedelt haben, wird die hin und wieder einförmige, fast düstere Landschaft freundlich belebt, und wenn die niedrigen, schiefergedeckten, zerstreut liegenden Häuser der Bewohner zu jener Stimmung des Gebirges passen, so mildern diese selbst als ein betriebsames und lustiges Völkchen die ernste Färbung der Landschaft.

Anders ist die nordwestliche Hälfte, der eigentliche Thüringer Wald, gestaltet, dessen schöne Formen den Wanderer überraschen, er mag sich von Nord- oder Süddeutschland nähern: eine schmale, langgestreckte, durch einen hohen Kamm stetig geschlossene Bergkette von vorherrschend porphyrischer Natur und von scharfgezeichneten und doch weichen Umrissen, umlagert von kurzen Terrassen, eingeschnitten von bald geschnürten, bald gebauchten, seitenästigen Thälern und Schluchten, gekrönt mit scharfkantigen



Der Lauchagrund. Gross-Tabarz. Inselsberg. Hübel. Cabarz. Klein-Tabarz.

Fig. 68. Der Inselsberg von Norden aus gesehen (Nordwestlicher Thüringer Wald). *G. B. I, 2.*

Felsen und meist rundlichen Berggipfeln, die durch ihre freien Fernsichten um so zahlreicheren Besuch zu sich hinaufziehen, als dieser Teil des Thüringer Waldes zwischen zwei welligen Ebenen gleich einem hohen, doch schnell erreichbaren Damme aufgebaut ist. Vergleicht man die beiden Abhänge des Gebirges, den nordöstlichen und südwestlichen, miteinander, so gewahrt man an jenem einen steileren Abfall der laubbewaldeten Berge und kurze, wilde Thäler mit abenteuerlichen Felsengruppen und schäumenden Waldbächen, während diesem eine sanftere Verflachung der grösstenteils mit Nadelholz bewachsenen Berge eigen ist, so dass sein weniger scharf begrenzter Rücken ein nicht so malerisches Profil darbietet, wie es auf der anderen Seite dem Reisenden entgegenlacht. Die Thäler sind länger und stark gekrümmt, besiedelt von einem überaus gewerbfleissigen Menschenschlage, der in Sprache und Sitte fränkische Art zeigt. Deshalb sagt das Volk am Nordfusse von dem Landstriche der Südseite: „Draussen in Franken“, und am Südfusse von dem im Norden: „Drinnen in Thüringen“.

Aus dem etwa 750 m erreichenden Kamme der frei und schlank aufragenden Hauptkette steigen die höchsten Gipfel noch um etwa 200 m empor: am südöstlichen Ende der *Grosse Beerberg* (984 m) und der benachbarte *Schneekopf* (976 m) am Pass der *Schmücke*, und weiter nordwestlich der bekannteste und besuchteste Gipfel, der mächtige *Inselsberg* (915 m). Bei der geringen Breite des Gebirges kann man nicht selten zugleich nach beiden Seiten in die Ebene hinabblicken und bequem an einem Nachmittage über das Gebirge hinüberwandern.

Die geringen Einsattelungen der Übergangspässe bleiben wenig unter der Höhe des Kammes zurück, so dass dieser auf weite Strecken nur flach gewellt erscheint. Läuft doch sogar auf ihm seit uralter Zeit ein gebahnter Weg entlang, der sogenannte *Rennstieg*, jene wundersame Strasse, die 44 Stunden lang vom eisenachischen Dorfe Hörschel an der Werra bis zum reussischen Dorfe Blankenstein an der Saale auf dem höchsten Rücken in der Richtung der Wasserscheide dahinführt, fast überall fahrbar. Er ist natürlich keine Handelsstrasse, sondern ein „*Rainstieg*“, ein Grenzweg, eine politische Landes-, Flur-, Völker-, Volks-, Forst- und Jagdgrenze, früher auch die Grenzscheide zwischen den Ländern fränkischen und sächsischen Rechts, wie er denn auch jetzt vereinsamt auf der

Grenzscheide einzelner Länder hinläuft und mit vielen alten und neuen Grenzsteinen besetzt ist.

Seitwärts trifft man hoch an den Kamm hinaufgerückte kleine Ortschaften, und die zahlreichen Übergänge quer über das Gebirge bieten, obwohl sie fast die ganze Kammhöhe überwinden müssen, keine erhebliche Schwierigkeit dar; der Thüringer Wald ist eins der wegsamsten Gebirge Deutschlands. Die Hauptübergänge, musterhafte Strassenbauten, die den Wanderer durch reichen Wechsel von Naturbildern in Spannung und Freuden erhalten, z. B. der höchste Pass aus dem Gothaischen über Oberhof (827 m) nach Suhl, vermitteln den grossen Verkehr zwischen Nord- und Süddeutschland. Schon seit dem frühen Mittelalter führte eine Heer- und Handelsstrasse von Nürnberg über Judenbach und Gräfenthal nach Thüringen und Sachsen, und nicht minder wichtig sind die vielen Nebenwege für den Kleinverkehr. Jetzt wird das Gebirge im Norden von der Thüringer Eisenbahn umschlossen, an die sich in Eisenach die den Südrand umfahrende Werra-Bahn schliesst, und zweimal wird das Waldgebirge von den Dampflinien überschritten, zwischen dem herrlich gelegenen Saalfeld und Lichtenfels und zwischen Erfurt und Meiningen; ausserdem führt eine Bahn von Coburg nach Sonneberg; so manche romantisch gelegene und viel besuchte Punkte wie Friedrichroda, Ilmenau, Ruhla sind durch kürzere Bahnen mit den Hauptverkehrsadern in Beziehung gesetzt. Fast zahllos sind die anmutig geschlängelten, schattigen Promenadenwege, die, von den Regierungen oder Gemeinden angelegt, den Fussgänger ohne grosse Beschwerden auf steile Höhen, zackige Felsen und in wildgroteske Schluchten führen und ihm die reizendsten Stellen des Gebirges erschliessen.

Fast überall begrüsst uns dort Anmut und trauliches Leben. Hier fesselt unseren Blick die reiche Mannigfaltigkeit bewaldeter Hügel und Berge, die an dem Hauptkamm auf- und nebeneinander emporschwellen, und aus denen öfter kühne Felsen oder alte Burgen hervorragen; dort verfolgt er eins der tief und steil eingesenkten zahlreichen Querthäler, die bisweilen bis hart an den Hauptkamm eindringen und dort als scharfe, teilweise felsige Einschnitte erscheinen. An den Höhen wie in den Thälern wechseln üppige Wiesengründe mit stattlichen Waldungen, einem Hauptschmucke des Thüringer Waldes. Vor allem ladet den Wanderer der erquickende

Schatten mächtiger Buchen ein, deren dichtes Laubdach hier und da von mächtigen Baumriesen überragt wird. Und abwechselnd mit diesen Laubwäldern bedecken wohlgepflegte Waldungen von Nadelhölzern Berg und Thal, aus deren aromatischen Spitzen der Thüringer vielleicht zuerst balsamische Bäder zu bereiten verstand. Saftige Waldwiesen und an den ausgerodeten Berglehnen angelegte Äcker vollenden das romantische Landschaftsbild, dessen Reiz die fortwährende Abwechslung bildet.

Leider ist keins der Thäler von einem grösseren Flusse durchströmt, und es fehlt somit dem Thüringer Walde auch eine stärkere Wasserkraft; denn die Werra schlängelt sich nur als Begleiter an seinem Westfusse hin. Desto grösseren Reichtum aber besitzt er an schäumenden, von Steinforellen belebten Bächen, die wie der Rhein und die Eder zum Teile Goldsand führen, und an frischen, teilweise schwach mineralhaltigen Quellen.

Deshalb sagt ein Lobredner des Thüringer Waldes, ein Sohn der Alpen, mit Recht: „Der Thüringer Wald ist der Park von Deutschland. Er ist weniger staunenerregend als anziehend; er gefällt, blendet und entzückt durch wechselnde Bilder einer lachenden Anmut und heiteren Frische; er gleicht einer grossen grünen Laube.“ *(E. Humbert, Dans la forêt de Thuringe.)* Darum ist der Thüringer Wald mit seinem Anlande mehr und mehr zur sommerlichen Wallfahrtsgegend zahlloser Reisender geworden, die grösstenteils aus Norddeutschland, namentlich aus Berlin, heranpilgern, um sich in der frischen Waldluft zu erholen. Nach allen Richtungen durchziehen sie den Wald oder rasten längere Zeit in den kleinen freundlichen, in Waldeinsamkeit gelegenen und für den Fremdenverkehr eingerichteten Dörfern und Badeorten, wie in Friedrichroda, Georgenthal, Ruhla, Tabarz, Liebenstein, Elgersburg, Oberhof und Ilmenau, in denen Kaltwasserkuren, die überall eingebürgerten Fichtennadelbäder oder Mineralquellen den Leidenden Linderung und den Abgespannten Erholung verheissen.

Neben dem stillen Naturleben des Thüringer Waldes hat besonders in dem südöstlichen Grauwackengebiete seit langer Zeit Gewerbfleiss aller Art seine Werkstätte aufgeschlagen. Der mühsame Kornbau auf der kargen Ackerkrume der Berglehnen konnte die zahlreiche Bevölkerung nicht ernähren; das Bedürfnis schärfte den erfinderischen Sinn, den Ankömmlinge aus Nürnberg, Böhmen

Franken und Kärnten geweckt hatten, und dessen Ausbildung durch den reichen Schiefer-, Holz- und Eisenvorrat des Gebirges unterstützt wurde. Wir finden dort berühmte Glashütten wie in Lauscha, Stützerbach und Ilmenau, Porzellan- und Meerschaumfabriken von bewährtem Namen in Ruhla, Ilmenau u. a. a. O., ferner die weitverbreitete Gewehrfabrikation in Suhl, Schmalkalden, Zella und Mehlis, Messer- und Schlösserfabriken in Steinbach-Hallenberg, zahlreiche Marmorschleifereien, vor allen aber jene allbekannte Herstellung von Geräten und Spielwaren aus Holz, Glas, Schiefer, Porzellan, Leder und Papiermasse, die von Sonneberg und Umgegend nach den Hauptorten Europas und über das Weltmeer zu allen Völkern gehen. Schon in alten Zeiten hatte man auf dem Hiftenberg einen Wetzstein entdeckt, der wegen seiner unübertroffenen Güte bald zum Gegenstand eines ausgebreiteten Handels wurde. Hierzu trat das Auffinden eines dünnspaltigen Schiefers, der sich vermöge seiner Weichheit vorzüglich zum Schreiben eignete und der, seitdem die Reformation die Gründung von Volksschulen hervorgerufen hatte, als billiges Schreibmaterial in den Schulen Eingang fand. Ferner hatten auf dem langen und breiten Judenbacher Bergrücken, etwa zwei Stunden von Sonneberg, über den die alte nürnbergisch-sächsische Strasse führte, bereits im vierzehnten Jahrhundert die dortigen Holzhauer und Köhler als Nebengeschäft die Herstellung roher Holzwaren betrieben — die ersten Anfänge der später so berühmten Spielwaren-Industrie. Rechnet man dazu, dass die Glasschmelzerei im Meininger Oberlande durch die aus Böhmen vertriebenen Protestanten eingeführt wurde (1597 in Lauscha); erwägt man, dass die Farbengruben reichen Stoff für die so allgemein beliebte, ungekünstelte Bemalung der hölzernen Koffer, Schachteln, Kästchen und Spielwaren mit grellen Farben lieferten, und dass der Rohstoff ohne besonderen Kostenaufwand den umliegenden Waldungen entnommen werden konnte, so begreift man, wie Sonneberg zum Mittelpunkt eines Kunsthandwerks wurde, das mit seinen Erzeugnissen die meisten Märkte versieht. Der Umsatz dieser sogenannten „Nürnberger Spielwaren“ stellt jährlich einen Wert von 18 Millionen Mark dar, ihre Anfertigung umfasst ein Gebiet von etwa 30 Ortschaften und beschäftigt und ernährt über 8000 Menschen. Der Betrieb ist von um so grösserer wirtschaftlicher Bedeutung, als der Arbeitslohn die Kosten des Rohstoffes weit übersteigt. Gleichwohl

wird der Arbeiter ebensowenig wie in der Griffelherstellung durch einen auch nur mittelmässigen Lohn für seinen Fleiss und seine Geschicklichkeit erfreut. So muss z. B. ein Drechsler, der lediglich Posthörnchen arbeitet, sich mit Weib und Kindern vereint anstrengen, um wöchentlich gegen 90 Dutzend zu liefern; dafür erhält er nur etwa 4 bis 5 Mark. Wie sich das Holz durch die Arbeit verwertet, geht daraus hervor, dass eine Klafter Holz zu 4680 Dutzend Posthörnchen ausreicht. Auf der einen Seite also eine merkwürdig grosse Verwertung des Rohstoffes, auf der anderen ein karger Gewinn und ein kümmerliches Dasein; denn man muss bei dem Drechsler noch den Preis für das Arbeitsholz, die Ausgaben für Wohnung, Kleidung, Nahrung, Feuerung, Steuer u. s. w. in Anschlag bringen. „Das unschuldige Kind, das am lustig strahlenden Weihnachtsabende mit Frohsinn nach jenem Posthörnchen greift, hat keine Ahnung von dem trüben Dämmerlichte, das dort am Walde in der armseligen Hütte seines Verfertigers zittert; aber dass es die Eltern wüssten und rechtzeitig dem Kinde erzählten, das wäre gut.“ *(Alex. Ziegler.)*

Trotzdem ist die Bevölkerung im allgemeinen lebensfrisch und heiter regsam, mit grosser Vorliebe für Musik begabt, die sich an manchen Stellen sogar im Jodeln ausdrückt; Redlichkeit und die alte Treue sowie Gastfreiheit finden wir in Thüringen überall und ebenso bei den Thüringern, die durch alle Welt verstreut sind.

* * *

Das weite Becken des inneren Thüringen schliesst sich nicht unmittelbar an den Harz und Thüringer Wald an, sondern lässt am Rande des Gebirges einen etwa 10 km breiten Landstreifen übrig, aus dem es sich stufenförmig zu einer Muschelkalkplatte erhebt. Diese bildet aber kein undurchbrochenes Ganzes, sondern ist in eine Reihe von Hügelketten hercynischer Streichrichtung zerlegt. Sie gehen im Nordwesten von dem einförmigen Hochlande des Eichsfeldes aus, durchziehen bald in dammartiger Geschlossenheit, bald in lockerer Verbindung und wohl auch in Unterbrechungen das Innere des Landes und verbinden sich erst im Südosten wieder zu plateauartigen Höhen.

In die Muschelkalkplatte eingetieft ist ausser den vielen Thalmulden noch ein Becken, das etwa in der Mitte von Thüringen liegt und deshalb das Thüringer Centralbecken heisst. Es wird

angedeutet durch die nördliche Richtung des mittleren Unstrutthales und umschliesst ein beinahe kreisförmiges Oberflächenstück, an dessen südlichem Ende Erfurt, an dessen nördlichem Rande Schloss Beichlingen liegt (beide etwa 220 m), und dessen Mitte etwa die Fläche von Sömmerda (170 m) bildet. In dieser weiten Vertiefung zeigen sich von allen Seiten die Triashöhen, und überall brechen nach ihr Flüsse und Bäche durch. Auch dieses Becken ist nicht durchaus eben, sondern nimmt an der Streichrichtung des Ganzen durch kleine Bodenwellen teil, und da die zwischen den Höhen der Kalkplatte eingebetteten Senkungen keineswegs schmale Thalmulden, vielmehr gemeiniglich weite Gründe mit welliger Oberfläche sind, die überdies durch einen überaus reichen Anbau das lachendste Aussehen erhalten, so bekommt man von dem Ganzen oft den Anblick einer weiten, von vereinzelten Höhen durchzogenen Ebene.

Unter der Menge gesegneter Striche, deren sich Thüringen erfreut, und deren Natur zu der fast über das ganze Land verbreiteten Lebenslust und heiteren Stimmung des Volkes nicht wenig beigetragen hat, enthalten vor allen die erwähnten grösseren und kleineren Becken, die mit Keuper, Diluvium und Alluvium, besonders mit Lehm und humusreichem Schlamme bedeckt sind, ein höchst ergiebiges Fruchtland. Dazu gehören einige Teile des Werra- und Saalethales, die Gegenden der mittleren Unstrut und die Goldene Aue, das einst sumpfige Thal der Helme, das von fleissigen Mönchen entwässert ist und nun von Nordhausen aus an der Grenze zwischen Thüringen und dem Harze seine gesegneten Fluren erstreckt.

Südlich von ihr steigt ziemlich steil der noch dicht bewaldete, weithin sichtbare, aber nicht sehr ausgedehnte Bergzug empor, der nach seinem höchsten Kegel (465 m) das Kyffhäusergebirge heisst. Die gleichnamige Burg Kyffhausen hatte in der zweiten Hälfte des Mittelalters Bedeutung als starke Bergfeste, als Schutz und Schirm in jenen unsicheren Zeiten, in denen die von der Leipziger Messe zurückkehrenden Nordhäuser Kaufleute sie als „Vorgebirge der guten Hoffnung“ begrüssten. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verlassen, wurde sie allmählich Ruine. Nur die Trümmer des Bergfrieds stehen noch. Wo einst die deutschen Kaiser in ihrer Herrlichkeit gethront, wuchert jetzt dichtes Gestrüpp; aber die Sage hat wie immergrüner Epheu ihre Arme um das alte Gemäuer geschlungen und weiss uns viel Wunderbares zu

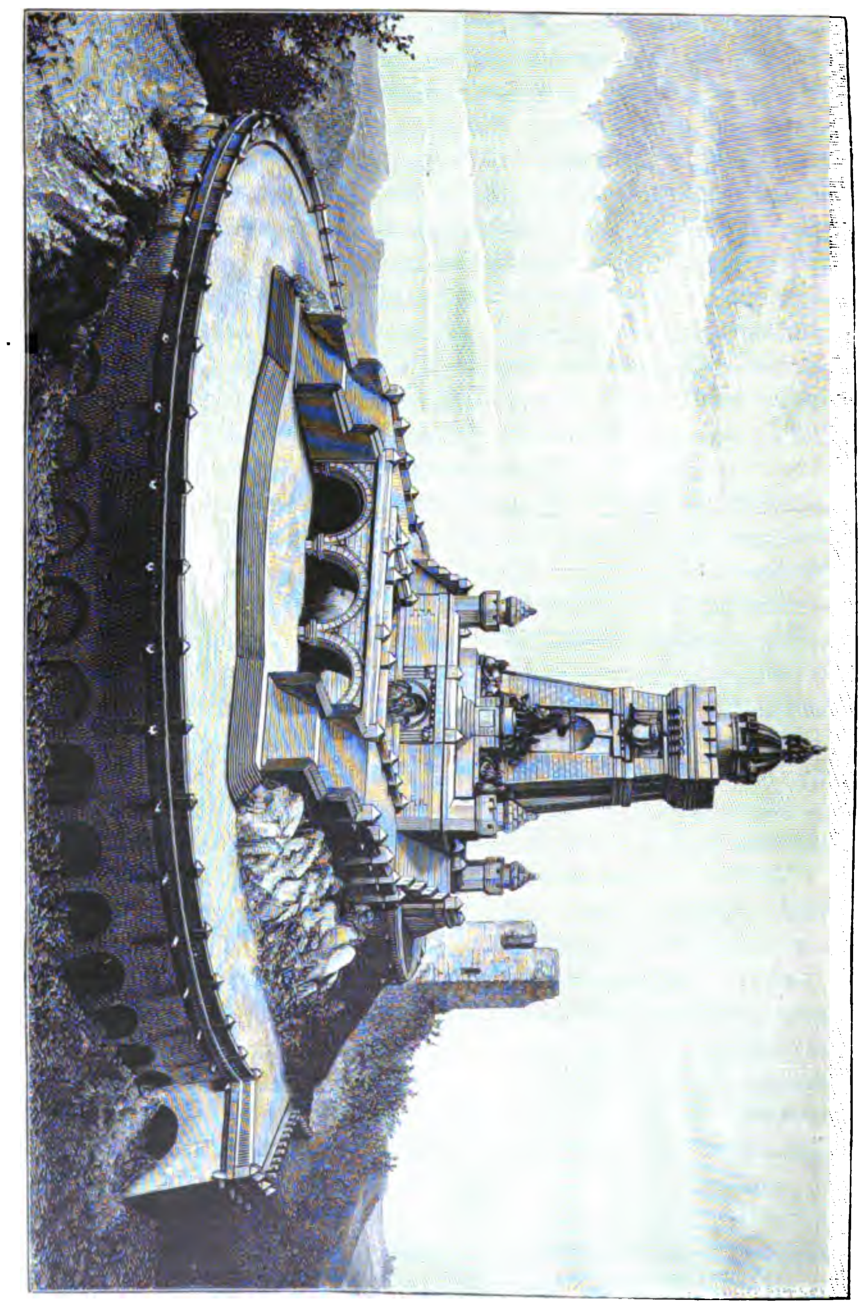


Fig. 69. Das Denkmal Kaiser Wilhelms I. auf dem Kyffhäuser (dahinter der Turm der alten Burg).
Aus Regel, Landeskunde von Thüringen.

vermelden von dem alten Kaiser Rotbart und seiner Tochter und von der Herrlichkeit des alten Reiches.

> „Tief im Schosse des Kyffhäusers,
> Bei der Ampel rotem Schein,
> Sitzt der alte Kaiser Friedrich
> An dem Tisch von Marmelstein.“

Ja, das alte zerbröckelte Burggemäuer hat durch die duftigen Kränze und Ranken der Sage und Dichtung eine Bedeutung erhalten, wie sie die Feste selbst in der Zeit ihres Glanzes wohl nie besessen hat. Heute erhebt sich übergewaltig neben dem alten Turme das Denkmal, das dem Kaiser Weissbart seine alten Krieger gesetzt haben; der Begründer des neuen Reiches reitet der Morgensonne entgegen und blickt hernieder in das Herz von Deutschland — ein würdiges Seitenstück zu dem anderen Nationaldenkmal am Rhein, eine Übertragung der Sage in das frische Leben.

Überhaupt ist Thüringen, zum Teil infolge der frohen und doch sinnigen Art seiner Bewohner, ausserordentlich reich an Sagen. Bald lehnen sie sich an eine der vielen Ritterburgen und Klosterruinen, bald an ein Schloss oder Dorf, bald wieder an eine Höhle oder einen Denkstein. Kein Berg und kein Thal, kein Bach und keine Heide, kein Fels und keine Schlucht sind zu finden, die nicht vom Zauberschleier der Sage umwoben wären; ja selbst an manchen ehrwürdigen Baum knüpft sich eine alte Volksmär. Vor allen aber hat sich, ausser über den Kyffhäuser, ihr Füllhorn ausgegossen über die Wartburg und den nahen Hörselberg, bei dem es genüge, an die Sagen von der wilden Jagd, von der Residenz der Frau Venus und vom Ritter Tannhäuser an dem unterirdischen Minnehofe zu erinnern. Kaum ein anderes Land dürfte sich an Reichtum und Sinnigkeit der Sagendichtung mit Thüringen messen können; an Thüringen denkt sein bekannter Sagenwart *L. Bechstein*, wenn er seinen „Sagenschatz“ mit folgenden Worten einleitet:

> „Die Sage wandelt sinnend durchs Land von Ort zu Ort
> Und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
> Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
> In Hainen rauscht ihr Flüstern wie ferner Harfenklang.
> Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmendach,
> Sie thront auf Felsenstirnen, sie spielt am Waldesbach,
> Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
> Dass sie fast allerorten von alter Zeit erzählt.“

Bei der Bodenbeschaffenheit darf es uns nicht wunder nehmen, dass Thüringen vorzugsweise ein Land des Ackerbaues ist, das durch den Schmuck zahlreicher Obstbäume in Dörfern, Thalgründen und an Berglehnen, sowie herrlicher Blumen in Gärten und vor den Fenstern noch an Frische gewinnt. Da aber, wo Waldungen die Berge bedecken und der Ackerbau nur auf den ausgerodeten Flächen eine Stätte findet, erblicken wir überall eine von den Regierungen

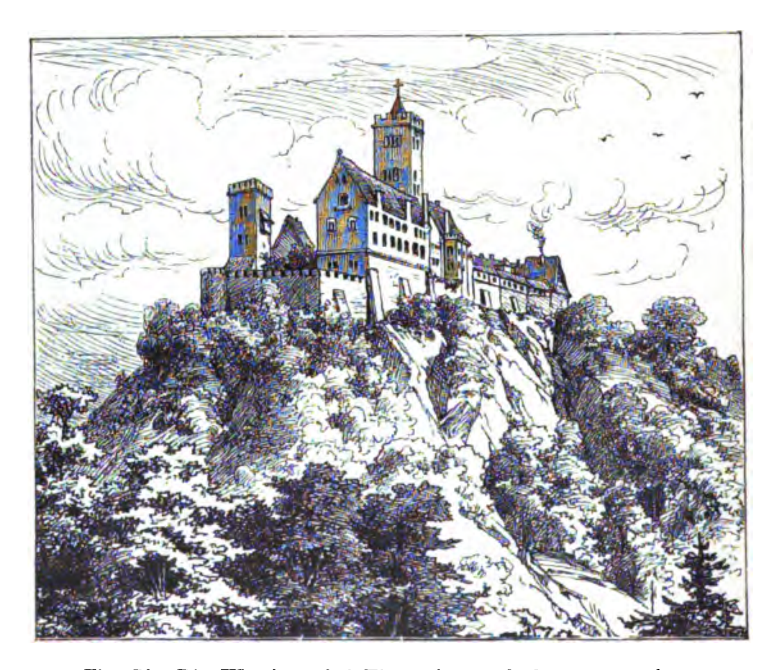


Fig. 70. Die Wartburg bei Eisenach von Süden aus gesehen.
Aus Regel, Landeskunde von Thüringen.

musterhaft gepflegte Forstkultur, von der jene frevelhafte, der Spekulation dienende Verwüstung ferngehalten wird.

Auch der Bergbau hat einige Bedeutung, wenn auch der Dreissigjährige und der Siebenjährige Krieg manch blühenden Grubenbetrieb vernichtet haben; zahlreiche Schutthalden zeugen noch von verlassenen Schächten, die besonders auch zur Goldgewinnung abgeteuft waren. Nur die Eisenstein- und Braunsteingruben am Thüringer Walde erweisen sich noch als gewinnbringend. Dagegen sind zahlreiche Solquellen und Steinsalzlager durch das ganze

Thüringen hin erbohrt worden, und die damit verbundenen chemischen Fabriken geben zahlreichen Menschen Beschäftigung. In der Nähe von Eisenach, an den Seebergen bei Gotha und bei Nebra an der Unstrut liefern gewaltige Steinbrüche einen feinkörnigen, zum Bauen vortrefflich geeigneten Sandstein; die Schieferbrüche von Sonneberg, Lehesten und Gräfenthal versehen das Land weithin mit Dachsteinen, Tafeln, Griffeln und Wetzsteinen; im nördlichen Teile des Thüringer Beckens werfen einen bedeutenden Ge-

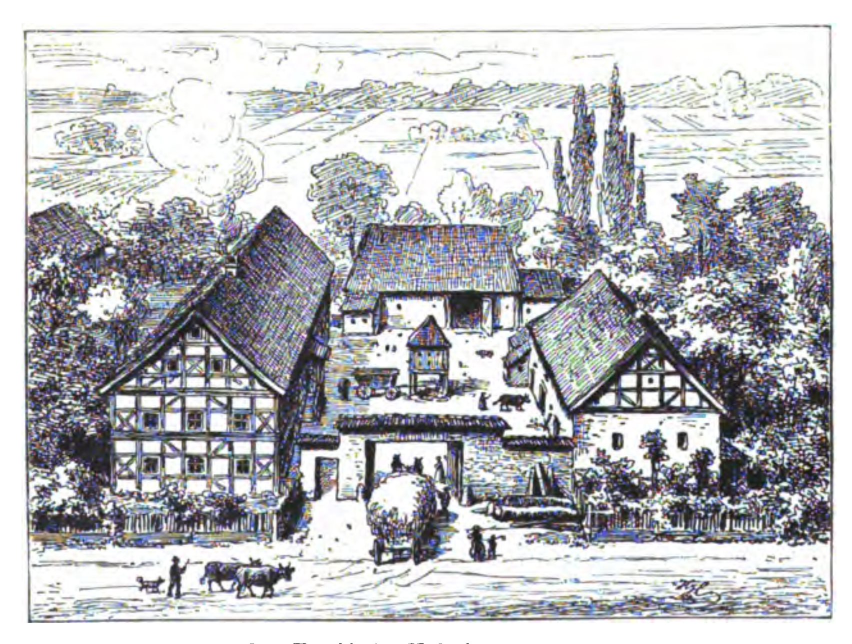


Fig. 71. Fränkische Hofanlage. *G. B. III[1], 54.*

winn die Braunkohlen ab, die sich bei Zeitz und Weissenfels in der eigentümlichen Ausbildung als Schwelkohle finden und eine ausgedehnte Industrie auf Solaröl, Paraffin u. a. hervorgerufen haben, während die gewöhnlichen Braunkohlen sehr viel auf Coaks, Teer und seine Nebenprodukte verarbeitet oder zu Briketts gepresst werden.

Die kleinen Hochflächen aus Muschelkalk, z. B. das Eichsfeld, der Hainich, die Ilmplatte und Saaleplatte, gleichen in der Wasserarmut ihrer Höhen dem Jura und lohnen den Ackerbau

nicht, dagegen gedeihen auf ihnen und auch im Buntsandsteingebiete dort oft kräftige Buchenwaldungen, wie etwa nördlich von Mühlhausen im Eichsfelde. Die steilen Gehänge des Muschelkalkes, besonders aber des Buntsandsteins, hat man oft mit Weinpflanzungen versehen, um das dürftige Kleid einer mageren Schafweide zu verdecken. Freilich ist dadurch hier, wie anderwärts in Norddeutschland, die Rebe einem Klima aufgezwungen worden, das ihrer Natur nicht ganz zusagt, und die daraus gewonnenen Erzeugnisse sind daher auch in Spottliedern nicht unangetastet geblieben:

„In Jena presst man Trauben aus
Und macht sogar noch Wein daraus“,

ferner in *Waldmeisters Brautfahrt* von *Roquette* oder in dem Liede des Wandsbecker Boten *Matthias Claudius:*

„Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht, man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.“

Immerhin liefern viele Dörfer ihre unreifen Weintrauben zu weiterer Verarbeitung an die Mosel, und neuerdings hat der Weinbau einen sehr grossen Aufschwung genommen, seit man, namentlich in Freyburg a. U., die Herstellung von Schaumwein begonnen hat; auch sonst sind die mitteldeutschen Weine nicht so schlecht wie ihr Ruf, während es in Süd- und Westdeutschland häufig umgekehrt ist.

Auch auf die Ansiedlungen und Wohnstätten der Menschen hat der Muschelkalk in Thüringen keinen geringen Einfluss ausgeübt. Seine oft kahlen und quellenarmen Flächen werden von den Städten, auch selbst von den Dörfern gemieden, und wo einzelne von ihnen dennoch dort oben angelegt sind, ist dies gewöhnlich dicht am äussersten Rande eines Verbreitungsbezirkes geschehen. An solchen Muschelkalkwänden, wo sie von Keuper bedeckt sind, oder wo der Buntsandstein darunter hervortritt, reihen sich sogar die Ortschaften oft dicht aneinander. Auch fehlte es hier an den Gehängen weniger an Wasser, an Baugrund und Bausteinen; denn auf thonigen Zwischenlagen sammelt sich das Wasser zu besonders starken Quellen, und wiederum werden durch sie manche festere Gesteinsschichten entblösst, die dann als Bausteine oder Baugrund verwendbar wurden. So geschah es denn teils durch vereinzeltes,

teils durch gemeinsames Wirken dieser Umstände, dass die Mehrzahl der grösseren thüringischen Städte, unter ihnen fast alle die kleinen Residenzen nebst vielen Burgen, entweder auf oder doch ganz nahe an den Erhebungslinien erbaut wurden. Dazu gehören die Städte Eisenach, Rudolstadt, Gotha, Weimar mit dem Sommersitze Belvedere, ferner Erfurt, das uralte Burgtonna, Sulza, Sondershausen, Freyburg, Laucha, Frankenhausen, Kloster Rossleben und Memleben, von den Burgen die sogenannten Drei Gleichen, das feste Schloss Leuchtenburg, die alten Burgen Hanstein und Arnstein, Burgscheidungen und Wendelstein, die Rotenburg u. a.

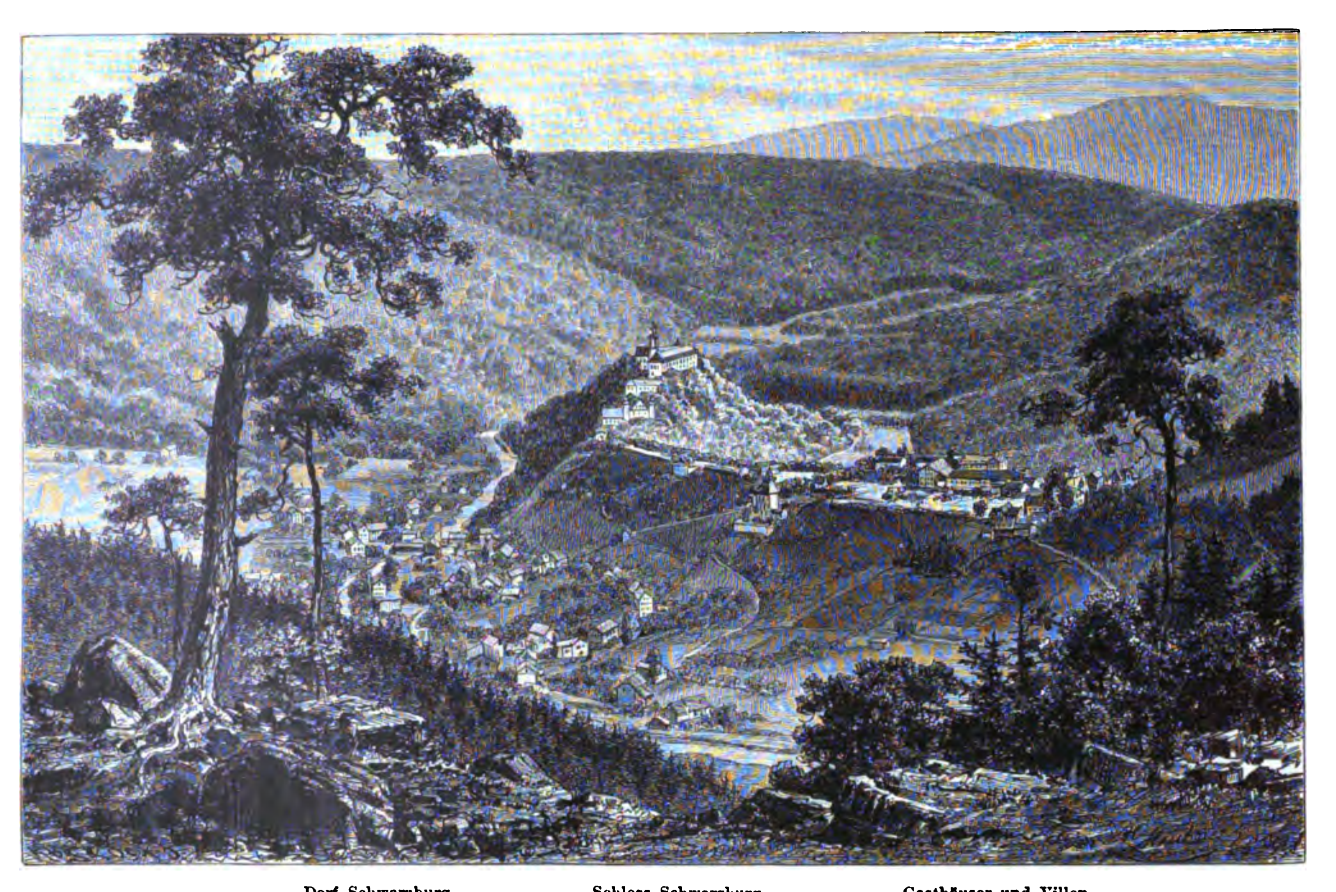
Auch auf die Verkehrsverbindungen äusserten die Höhenzüge und die Thalbildung einen nicht geringen Einfluss. Da die Hauptstrassen hier im allgemeinen den Flussthälern folgen mussten, so waren die Schwierigkeiten für Handels- und Heereszüge grösser oder geringer, je nachdem die Thäler alt, breit und sanft geformt oder erst in jüngerer Zeit durchgebrochen, tief und steil eingeschnitten sind. Letzteres ist der Fall an vielen Stellen der Saale und mehreren ihrer Nebengewässer, ersteres vorzüglich bei der Unstrut und ihren Zuflüssen; indes auch diesen fehlen Verengungen und Thalpässe nicht, und einige derselben, z. B. an der Thüringer Pforte, dem Unstrutdurchbruche bei der Sachsenburg, oder an der Gera bei Erfurt haben dadurch bisweilen eine gewisse militärische Bedeutung erlangt.

In der Mitte Deutschlands gelegen, an der Nord- und Südseite von höheren Gebirgswänden eingeschlossen, in der Richtung nach Westen und besonders nach Osten vorwiegend offen, musste Thüringen als Verbindungsglied zwischen Westdeutschland und dem wendischen, später germanischen Ostdeutschland eine hohe Wichtigkeit erlangen. Im Süden oder Norden suchte man die freie Leipziger Ebene zu gewinnen, darum waren die Saale-Übergänge von Jena und Kösen an und auch schon die Unstrutbrücke bei Freyburg vielumworben. Von hier nach Nordosten strahlen die Strassen aus, die in allen Kriegen unter dem Marschtritte der Heere erzitterten, und hier liegen die Schlachtfelder so dicht gedrängt wie sonst nirgends auf deutschem Boden; von Heinrich dem Vogler an, der hier die Ungarn schlug, bis auf die Befreiungskriege und das Jahr 1866 (Langensalza) wurde stets das Herz Deutschlands gesucht und verwundet.

Infolge seiner Zwischenstellung zwischen Germanen und Wenden, deren Grenze lange Zeit die Saale war, wurde Thüringen in ethnographischer Beziehung ein Mischgebiet von altgermanischen Stämmen und germanischen Slaven, und das Volk bekam dadurch etwas Bewegliches, sich Anschmiegendes.

Der Mittelpunkt des Landes, die Gartenstadt Erfurt an der Gera, ist an dem grossen ostwestlichen Verkehrswege da gelegen, wo sich eine Tieflandbucht südlich ins Gebirge hinein einer von dort kommenden Strasse entgegenstreckt. Überhaupt sehen wir hier, dass sich von der grossen Leipziger Ebene Tieflandbusen fingerförmig an den Flüssen aufwärts ziehen und in jedem kleinen Winkel eine Stadt entwickeln. Auch Eisenach konnte vermöge seiner Lage in einer Bucht des Hörselthales, des Hauptpasses zwischen dem nordöstlichen und dem südwestlichen Deutschland, nicht bedeutungslos bleiben, und die nahegelegene Wartburg, diese gewissermassen in Stein gehauene Chronik des Thüringer Landes, war auch die wahre Warte für Thüringen und Hessen. Wie schon früher immer der Hauptstrassenzug, so geht jetzt auch von Westen nach Osten die Thüringische Eisenbahn von Eisenach über Gotha, Erfurt, Weimar nach Leipzig, Halle und Berlin. Der Vorort für Thüringen ist Halle, die alte Salzstadt, die später als Universität und Schulstadt (Franckesche Stiftungen) berühmt wurde; aber gegen Magdeburg und Leipzig konnte es nicht aufkommen, bis es durch den Aufschwung der Landwirtschaft, besonders der Zucker-Industrie, und als Mittelpunkt der Braunkohlen-Industrie sich zur Fabrik- und Handelsstadt entwickelte und sieben Eisenbahnlinien an sich zog. Mit seinen 120000 Einwohnern hat es das benachbarte Merseburg, das früher bedeutender war, längst überflügelt.

Dass sich der Verkehr im Inneren des Landes sehr zersplittert hat, ist durch das Vorhandensein der vielen kleinen Residenzstädte sehr erklärlich; und diese wieder sind das Zeichen der durch die vielen kleinen Thalstücke und das Gitterwerk der Bergzüge hervorgerufenen Kleinstaaten, die selbstverständlich auch auf Rechnung historisch-politischer Ursachen zu bringen sind. Aber der daraus entsprungene Nutzen entschädigt reichlich für die staatliche Zersplitterung. Wie viele der schönsten Blüten im Gebiete der deutschen Litteratur, wie viele schmückende Züge im deutschen Leben und im Antlitze des Landes selbst würden fehlen ohne die Erbteilungen in der sächsisch-



Dorf Schwarzburg. Schloss Schwarzburg. Gasthäuser und Villen.

Fig. 72. Schwarzburg und das Schwarzathal (Schiefergebiet des südöstlichen Thüringer Waldes). *G. B. II, 29.*

ernestinischen Linie, ohne die kleinen Fürstensitze! Welche Lichtpunkte Thüringens in neuerer Zeit sind nicht die Städte Weimar und Gotha, jenes als die Wiege der deutschen Litteratur, stets bemüht, den Geschmack am Schönen zu pflegen, die Muttersprache und den Sinn für tiefe Naturforschung zu veredeln, dieses als Sitz ernster Wissenschaften, die hohe Schule der Erd- und Himmelskunde? Wessen Auge und Gemüt erheitern nicht die prachtvollen, parkartigen Gärten, welche Weimar, Gotha, Reinhardsbrunn, Meiningen, Koburg, Callenberg und die Rosenau umkränzen? Wen entzücken nicht die durch ihre eigentümliche Schönheit überraschenden Natur-Umgebungen von Stammsitzen und Jagdschlössern, vor allen Schwarzburg, das weit im Inneren des herrlichen Waldthales der Schwarza auf einem beherrschenden Bergrücken so malerisch aufsteigt?

Der Harz.

Seine Längenausdehnung von Südost nach Nordwest beträgt etwa 110 km, der Querdurchmesser gegen 30 km und der gesamte Oberflächenraum etwa 3000 qkm. Auf diesem Sockel breitet er sich wie eine unvollständige Ellipse aus.

Im Nordwesten und Südosten, wo sein Abfall bis in die Nachbarschaft der Leine und Saale reicht, schneidet das Harzgebirge weniger scharf ab, verläuft vielmehr hier in stark hügelige Landschaften. Im Südwesten dagegen wird es vom Kyffhäuser ab bis ins Hohe Eichsfeld durch den geräumigen Thalgrund der Helme und dessen westliche Fortsetzung völlig von dem Thüringer Stufenlande geschieden. Noch bestimmter gesondert tritt es gegen Nordosten hervor, wo es fast unmittelbar in das Tiefland abfällt. Zwar erheben sich nach dieser Seite noch einige dem Harz parallele niedere Bergzüge und riffähnliche Felsenreihen, z. B. die Teufelsmauer, die man wohl als einzelne Vorposten dieser Gebirgswarte, gewissermassen als niedrige Aussenwerke der mittleren Burg betrachten kann, allein es besteht keine unmittelbare Verbindung.

Demnach ist das Harzgebirge orographisch fast überall durch deutliche Grenzen bezeichnet, und es kommt ihm an Abgeschlossenheit und Selbständigkeit kein anderes mitteldeutsches Gebirgsland gleich. Wohin man auch von seinen Höhen den Blick richtet, fast überall gewahrt man weithin freies und mehr oder weniger flaches

Feld. Wo ihm eine Eisenbahn zustrebt, da läuft sie lange ohne sonderliche Hindernisse im Blachfelde fort; auf einmal hält der Zug, und die erstaunten Reisenden stehen ganz nahe vor den hohen Thoren und Mauern des Harzes, welche Halt gebieten. So kann man auch zu Wagen fast sein ganzes Eirund auf ebenen Wegen dicht an seinem Rande umfahren, dabei stets auf der einen Seite der Anblick seiner bewaldeten Abhänge, auf der anderen der freie Ausblick in die Niederung.

Diese so scharf bezeichnete Begrenzung, diese so ausgeprägte Inselnatur darf bei dem Harz durchaus nicht ausser acht gelassen werden, denn er verdankt ihr einen grossen Teil seiner Eigentümlichkeit, seiner Bedeutung und die Eigenart seiner Verhältnisse.

Der Hauptmasse nach besteht er aus sanft gewellten, hoch gelegenen Flächen, die zwar von oft tiefen Thälern in verschiedenen Richtungen durchzogen werden, die aber dessenungeachtet ein zusammenhängendes Ganzes, ein einziges grosses Hochland bilden, dessen obere Platte sich allmählich sehr beträchtlich in seiner ganzen Ausdehnung von Nordwest gegen Südosten senkt; am südöstlichen Ende beträgt seine Erhebung etwa 300 m, am anderen Ende bis gegen 630 m über dem Meeresspiegel. Auf Grund dieses Höhenunterschiedes hat daher auch seit langer Zeit bei dem Volke die Unterscheidung in einen Unterharz und Oberharz Platz gegriffen, die sich durch eine von Wernigerode nach Sachsa verlaufende Linie am entsprechendsten trennen lassen. Dieser umfasst im Gegensatze zu jenem alle die höher gelegenen Teile, in denen die Heimat der eigentlichen Berg- und Waldleute zu finden und der Ackerbau nicht mehr möglich oder wenigstens nicht lohnend ist.

Der östliche Teil des Unterharzes gleicht mehrere Meilen weit täuschend den Tieflandebenen der Nachbarschaft. Umsonst sucht das Auge Bergbäche, umsonst sogar durch grosse Strecken Wiesen und Wald, umsonst auch Aussicht auf tiefer oder höher gelegene benachbarte Punkte; vielmehr gewinnt es beim Anblick eines auf allen Seiten wagerecht abschneidenden Horizontes und eines zuletzt ermüdenden Wechsels von Dörfern und Kornfeldern so wenig den Eindruck eines Berglandes, dass man, endlich am Rande des oberen Selkethales angelangt, überrascht in dessen fast bis zu 160 m sich absenkende Tiefe schaut und nun erst der Überzeugung Raum giebt, man befinde sich keineswegs in Tieflandgegenden.

Jenseits dieses Thales erheben sich gleichsam wie Aufsätze auf der flach gewellten Hochfläche einzelne Berge von sanfter Wölbung, und ganz besonders ragt im Norden ein Hauptgipfel auf, der mit einigen kleineren Bergen ringsum die bedeutendste Gruppe des ganzen Gebirges bildet: der allbekannte Brocken (*mons bructerus*) oder Blocksberg, der, 1141 m über die Nordsee emporsteigend, der höchste Berg des Harzes und aller norddeutschen Gebirgslandschaften ist. Von seinem Gipfel geniesst man, wenn nicht etwa (was freilich nur allzuoft betrübend für den Wanderer eintrifft) neidische Nebel und Regen die Fernsicht hindern, eine weite Umschau in die Ebenen des alten Sachsenlandes, die fast meeresgleich sich vor ihm nach Norden entfalten. Er erhebt sich über die anliegende Hochfläche, das Brockenfeld, noch um mehr als 300 m und ist ebenso wie dieses mit einer Masse von Granitblöcken und grotesken Felsenmassen bedeckt, bei denen wir hier, wie auch oft in anderen Gebirgen, an vielen Stellen die für den Granit so eigentümlichen mauerförmigen Gruppen und wollsackartigen Blöcke antreffen.

Die dem Brocken benachbarten höchsten Berge heissen mit ihm zusammen das Brockengebirge und bilden mit den etwa 630 m sich erhebenden Hochflächen von Klausthal und Andreasberg den Oberharz. Diese ganze nordwestliche Gegend des Gebirges macht auf den Reisenden, der vom Unterharze her ihr zuwandert, den Eindruck einer hohen Bank, eines Gebirges für sich, vor welcher der weit ausgestreckte Unterharz wie ein breiter Fussschemel angesetzt erscheint. Eine ähnliche Auffassung ist bei den Unterharzern selbst wahrzunehmen, denn sie nennen den Oberharz vorzugsweise „den Harz“.

Noch eine zweite granitene Berggruppe fällt durch ansehnlichere Erhebung über die Hochebene auf, die Gruppe des Ramberges, der bekannter ist unter dem Namen Viktorshöhe, zwischen den Thälern der Bode und Selke. Sein Gipfel (595 m) ist der höchste Punkt des Unterharzes und erhebt sich gleich dem Brocken auf der energischer abfallenden Nordseite, so dass also an dieser das steilste Abfallen und auch das höchste Aufragen des gesamten Harzgebirges stattfindet — eine Erscheinung, die natürlich den Gebirgseindruck von der nördlichen Ebene her in nicht geringem Grade verstärken muss und es erklärlich macht, dass man den Brocken lange für den höchsten Berg Deutschlands halten konnte. Es ging ihm wie manchem grossen Manne, der wichtiger scheint, als er ist. Er steht einzeln

und frei unter Kleinen; ja gegen Norden hat er nicht einmal mehr Kleine, sondern gar nichts.

Die nördliche Lage des Harzes, sein Vortreten in das umgebende deutsche Tiefland zeigt sich auch in klimatischer Beziehung als bedeutsam. Er hat nämlich ein auffallend rauhes Klima, da er den Nord-, Nordwest- und Ostwinden, die über die grossen norddeutschen Ebenen hinwegstreichen, zuerst als ein höherer Abschnitt der Erdoberfläche entgegentritt, den sie deshalb mit ihren kältesten Luftschichten treffen; daher im Winter oft jene so hohen Kältegrade und grossen Schneemassen, sowie für die Einwohner das Bedürfnis, fast das ganze Jahr hindurch einzuheizen. Besonders für die östlichen Gegenden ist er als Regensammler wichtig: der Einfluss seines Regenschattens kann weithin verfolgt werden. Die jetzt auf dem Brocken eingerichtete Meteorologische Station ist für ganz Niederdeutschland eine der bedeutungsreichsten Wetterwarten.

Deshalb ist aber auf dem Harze, wegen seiner nur mässigen Höhe, nicht etwa an ewigen Schnee zu denken; selbst seine höchsten Gipfel bleiben noch bedeutend unter der Schneelinie zurück. Sowohl durch diesen Umstand wie wegen der gefälligen Abrundung und sanften Wölbung aller Höhen ist fast durchweg für die Pflanzen die Möglichkeit vorhanden, ihr Gesäme zu verbreiten und überall Wurzel zu fassen, so dass das ganze Gebirge vom Gipfel bis zum Fuss in ein freundliches Gewand von grünem Pflanzenwuchs eingehüllt ist, „und krauser ist und grüner nirgends der deutsche Wald“. *(J. Wolff.)* Höchstens kann man einige der erhabensten Stellen ausnehmen, auf denen man zwischen den Felsen und Runzeln der Berge Torfmoräste findet, die mehrere Klafter tief sind. Doch selbst diese erscheinen nicht völlig wüst, sondern von einem Teppich höchst zierlicher Moose und Flechten überspannt, denen überhaupt in der ganzen oberen Harzgegend, wo ihr Gedeihen durch die Nässe des Klimas befördert wird, eine hervorragende Rolle zugeteilt ist. Es giebt dort mehr als 300 Arten solcher Moose und Flechten. Sie bedecken überall den Boden der Wälder, sie bepolstern jeden Felskopf und Steinbrocken, ihre Quasten und Fransen hängen sich wie Spitzenwerk an alle alten Bäume.

Wenn irgendwo in den deutschen Gebirgen, so tritt besonders am Harze der Einfluss des geologischen Baues, der Gesteinsnatur auf die Oberflächenform sehr deutlich hervor. Von dem alten Ge-

birge, das zu den Mitteldeutschen Alpen gehörte, hat das Meer die Berge und Kuppen abrasiert, so dass das Grundgebirge überall bloss-liegt. Aber der härtere Granit hat länger Widerstand geleistet und bildet deshalb die höchsten Stellen des Gebirges. Harte quarzitische Massen ragen als blossgelegte Rippen, als „Teufelsmauern“, aus ihrer Umgebung heraus, bilden Klippen so steil, dass kaum des Falken Fuss an ihnen haften kann, oder lange Felsennasen, vorzüglich im Oberharze den langen Bruchberg. An der Lagerung der Gesteine und an der Richtung dieser Steinrippen ist noch die alte erzgebirgische Richtung zu erkennen, und manche Thalstrecken verlaufen in demselben Sinne. Dann brachen Porphyrmassen und mancherlei andere Eruptivgesteine, besonders Grünsteine aus. Auch sie bilden durch ihre Festigkeit in der Regel Felsriffe oder hervorragende Kuppen, die jedoch keine bedeutende Höhe erreichen und durch ihre gefällige Form ansprechen. Gerade diejenigen Gebilde, die zu dem ältesten Rufe des Harzes, zum Bergbau, Veranlassung gegeben haben, die Eisenstein- und anderen Erzgänge, von denen die Grauwacke durchsetzt ist, haben gewöhnlich keine besonderen Erscheinungen hervorgerufen. Schliesslich entstand in der Tertiärzeit die Auffaltung in der hercynischen Richtung, an den Thalläufen leicht erkennbar. Vom Brocken und anderen Wassersammlern aus frassen sich die Flüsse in das Gestein hinein; das ging im Schiefer — auch hier wie an der Mosel Zickzacklauf — und in der Grauwacke leicht, abwechselnd in weiten Längs- und schmalen Durchbruchsthälern; aber der Granit machte wieder mehr Schwierigkeiten, und in ihm entstanden die Felsenthäler, durch die sich der Harz vor den meisten deutschen Mittelgebirgen auszeichnet. So sind die Engthäler der Oker unfern Goslar, der Bode, besonders an der Treseburg und Rosstrappe, und der Ilse bei Ilsenburg seine Schöpfung.

Überhaupt ist seine Bedeutung für die Lebensverhältnisse der Bewohner der Gegend durch die Formen, in denen er hervorragt, nicht gering anzuschlagen. Der Granit hat hauptsächlich in Verbindung mit der vorzüglichen Bewaldung grossen Anteil an jenen weitberühmten wildromantischen Bezirken des Harzes und trägt demnach nicht wenig zu dem regen Leben bei, das sich rings am Fusse des Gebirges in einer Menge freundlicher Städte und Flecken (z. B. Ballenstedt, Ilfeld, Sachsa, Osterode, Goslar, Harzburg, Ilsenburg, Wernigerode, Blankenburg u. a. m.) entwickelt. Diese vermitteln nicht



Fig. 73. Tropfsteinbildungen in der Hermannshöhle bei Rübeland. (Im Vordergrunde Unterkiefer und Schenkelknochen des Höhlenbären.)

nur den Verkehr zwischen Gebirge und Ebene und treiben mancherlei vom geologischen Bau und von nutzbarer Wasserkraft abhängige Industriezweige, sondern werden auch während der Sommermonate bei der jetzt so sehr erleichterten Zugänglichkeit des ganzen Harzgebietes von einer grossen Zahl fremder Gäste belebt, die entweder längere Zeit wegen der meist sehr anziehenden Umgebungen dort verweilen oder nach den höheren Gebirgsgegenden weiter ziehen: nach dem Brocken, nach der Teufelsmühle auf dem Ramberge, in das prächtige Thal der Holtemme, „die Steinerne Renne", oder in das vorzugsweise mit Naturschönheiten und merkwürdigen Bildungen gesegnete Thal der Bode. An ihr reizen bei Rübeland, wo die Kalkgesteine zu einer Marmorschleiferei Anlass gegeben haben, die grossartigen Tropfsteingebilde der Baumanns-, Biels- und der neuentdeckten, zahlreiche Knochenreste von Menschen, Höhlenbären, Renntieren u. a. bergenden Hermannshöhle, und dann der Weg zwischen Treseburg und der Rosstrappe, wo sich der Fluss in einem durch seine Wildheit an das Hochgebirge erinnernden Thale den Ausgang aus dem Gebirge erzwingt. Hier erscheint der Granit nicht in jener ihn sonst so regelmässig bezeichnenden Wollsackform, sondern in schmalen, senkrecht stehenden Platten mit kühnen Hörnern und Nadeln. Von ihnen erhebt sich die kühnste, die Rosstrappe, die zusammen mit dem gegenüberliegenden Hexentanzplatz den Fluss zum letztenmal einzwängt, an der Mündung des Thales bis zu 383 m, 200 m senkrecht über dem Spiegel des Flusses. Ausserdem bildet ihr steiler Abfall sowohl mit der kaum wellenförmigen Hochebene als auch mit dem hier unmittelbar an den Harz anstossenden Flachlande (gegen Quedlinburg hin) einen schroffen Gegensatz, der auf das Auge des überraschten Beschauers einen um so gewaltigeren Eindruck macht, als die Felsen in einer Form auftreten, wie nirgend anders im ganzen Harz und wie kaum in den übrigen deutschen Mittelgebirgen; denn was man sonst nur, allerdings in viel grösserem Massstabe, an den Hochgipfeln der Alpen gewahrt, das sieht man auf einmal hier am Abhang eines tiefen Gebirgsthales, in der Ebene des nördlichen Deutschland, noch dazu umkleidet mit dem zarten Gewebe der Sage: hier setzte die fliehende Königstochter mit so gewaltigem Sprunge über das Thal, dass die Trappe ihres Rosses noch heute im Felsen zu sehen ist, und in der Tiefe, im schäumenden Bodekessel, ruht noch ihre goldene Krone. Der Wilde Jäger

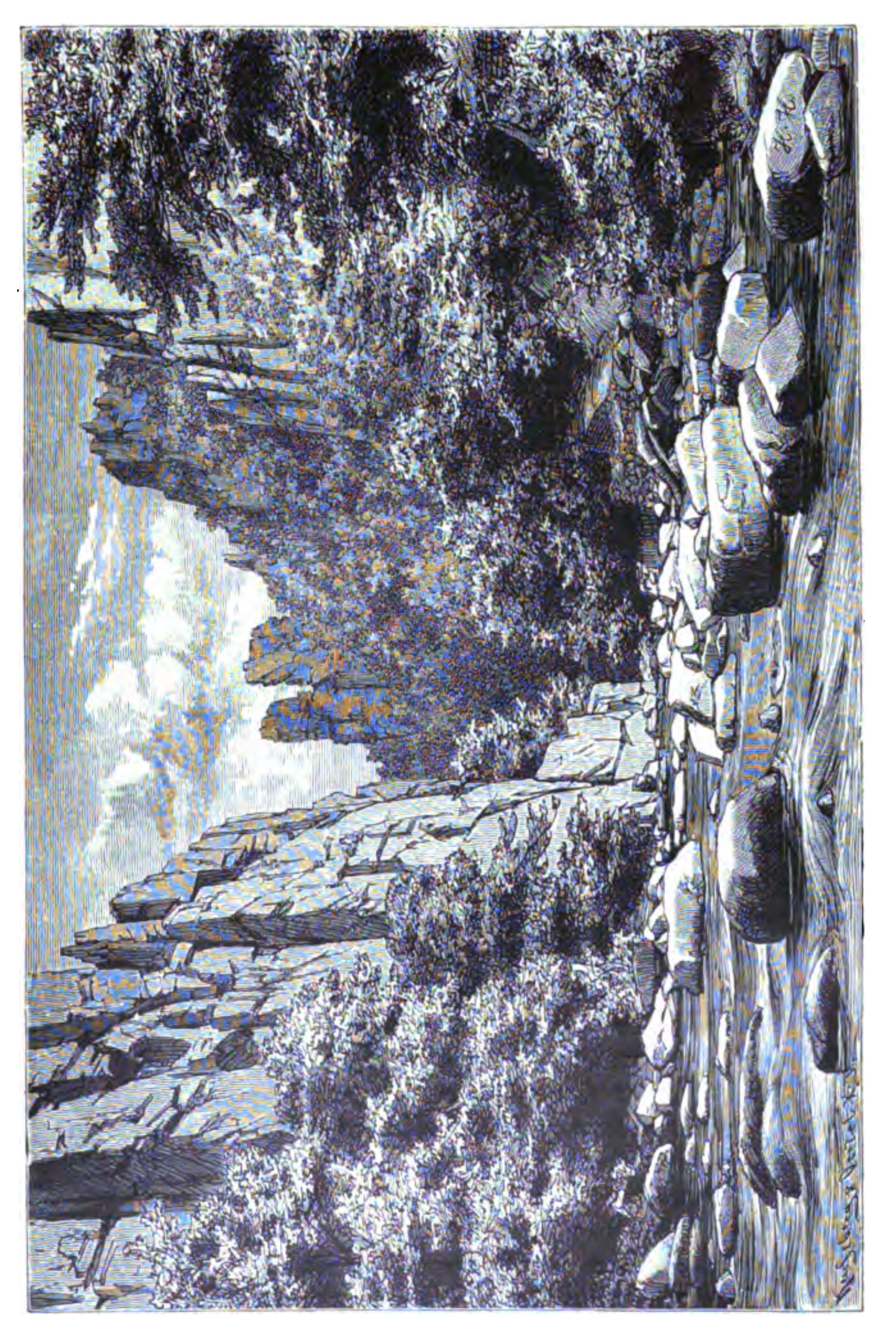


Fig. 74. Aus dem Bodethale im Harz. *G. B. II, 29.*

(Bode = Wode, Wodan) jagt noch über die Felsengipfel und durch den wilden Forst, und drüben tanzen nächtlicherweile die Hexen. Hier wie an anderen Stellen des Gebirges wurden die alten Götter noch lange in die christliche Zeit hinein verehrt — die Rosstrappe ist ein alter Opferstein —, und die in der Nacht um die Opferfeuer tanzenden Heiden gaben den Bewohnern der Ebene den Anlass zur Sage vom Hexentanze.

Die Flussthäler des Harzes verdienen Berücksichtigung sowohl wegen ihrer Belebung durch die Bevölkerung, die sich in ihnen vorzugsweise angesiedelt hat, als auch wegen ihrer die Gliederung des Gebirges bedingenden Richtung und Gestalt. Da der Harz ja ein Rumpfgebirge ist, dem Kettenformen durchaus fremd sind, so suchen wir in ihm auch vergebens ein bestimmendes Thal. Die Thäler sind sämtlich Erosionsthäler, die teilweise Spalten und Faltungen benutzen, deshalb gern und häufig ihre Richtung wechseln und eine Einigung der Bevölkerung erschweren.

Ein grosser Mangel des Harzes, namentlich des Oberharzes, ist seine Wasserarmut. Glücklicherweise helfen ihr die merkwürdigen Hochmoore einigermassen ab, die sich in der an Niederschlägen reichen Höhenlage von über 750 m, auf der thonigen Verwitterungsschicht des Granits, besonders auf dem Brockenfelde, infolge des schwachen Ablaufes der Gewässer gebildet haben; nur an wenigen Stellen sind sie durch trockeneren, Wald und Heide tragenden Boden unterbrochen, bedecken die Hochebene fast ganz und machen sie an vielen Stellen beinahe unwegsam. Sie sind in dieser Beziehung den Gletschern der Alpen vergleichbar, denn wie aus diesen, so strömen aus ihnen Hunderte von Quellen hervor. Unstreitig sind sie die bedeutendsten Wassersammler des Harzes, die immer aufs neue Schnee, Regen und Nebel einsaugen und die eingesogene Feuchtigkeit nach allen Weltgegenden wieder entsenden. Aber im Sommer erschöpft sich doch ihr Vorrat, und die Flüsschen werden dann so klein, dass man ihr Bett oft trockenen Fusses durchschreiten kann.

Einen allgemeinen und alten Nutzen gewährt der Harz durch seinen Waldreichtum. Zwar fehlt dieser dem höchsten Teile des Granitgebietes; sein Haupt, einst bis zur Spitze Hochwald tragend, ist mit seinen nächsten Umgebungen kahl, mit Torflagern oder mit mächtigen Blöcken und Felstrümmern bedeckt; allein bis gegen 950 m steigen Wälder der abgehärteten und anspruchslosen Fichte, und bis

gegen 440 m gedeihen, namentlich im Unterharze, überall die herrlichsten Laubwälder.

Der Waldbau beansprucht besonders in dem rauheren Oberharze eine Hauptsorge und Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, von der wohl die Hälfte mit ihren Hoffnungen und ihren Arbeiten auf die Erzeugnisse des Waldes angewiesen ist — natürlich; denn er ist nebst dem Weidegrunde, der eine bedeutende Rindviehwirtschaft veranlasst hat, fast die einzige Kulturform, die dort in Rücksicht auf Boden und Lage sicheren Ertrag gewährt. Daher hat daselbst auch die in Meilern betriebene Waldköhlerei schon in sehr frühen Zeiten Pflege und später eine erhebliche Ausdehnung gewonnen. Sie hat ihren Sitz hoch im Gebirge, wohin sich der Fuss des Lustreisenden selten verirrt, meist in der Nähe der Erzgruben und Schmelzöfen, und man kann ihre Spur dahin leicht verfolgen an den schwarzen, tief ausgefahrenen Geleisen der Kohlenkarren. Das frisch gefällte Holz verliert durch die Verkohlung gegen drei Vierteile seines Gewichtes und ein Drittel seines Raummasses; welche Vorteile für die Verwendung dieses wichtigsten aller gewerblichen Rohstoffe sowohl überhaupt, wie für die Verfrachtung! Selbst jetzt noch erfreut sich die Waldköhlerei im Harz eines nur wenig geschmälerten Betriebes, obwohl durch die wachsenden Erleichterungen des Verkehrs den Hüttenwerken Kohlen und andere Brennstoffe reichlicher zugeführt und auch dort häufiger als früher benutzt werden.

Der Wald des Harzes, sein vornehmster Schmuck, eine Quelle der Hauptfreuden und Genüsse des Wanderers, ist auch eine Hauptstütze für den Bergbau; ja man kann sich diesen, der aus dem Walde seine Maschinen, die dicken Stützen seiner Gruben und die Feuerung seiner Hütten bezieht, ohne ihn gar nicht als möglich vorstellen. Werden doch die Bergleute im Hinblick auf die Unzahl von Balken und Brettern, die sie in ihren Schächten und Stollen eingerammt und vermauert haben, zu der Behauptung veranlasst, der Wald der Stämme in ihrem unterirdischen Labyrinthe sei bereits grösser als der Wald über der Erde!

Diese Verbindung des Waldes mit dem Bergbau führt uns zu dem Berg- und Hüttenwesen des Harzes, das unstreitig auch jetzt noch der hervorstechendste Zug in dessen gesamtem Leben ist. Das haben seine Eisenerz-, Blei- und Silbergruben vorzüglich der Gegenden von Goslar, Klausthal, Zellerfeld, Andreasberg und Harz-

gerode veranlasst. Daher kommt dort eine grosse Zahl Anstalten, die mit dem Bergbau in engem Zusammenhange stehen; daher nimmt in den Harzer Grauwackenrevieren weit mehr noch als die dampfenden Kohlenmeiler, als die Waldarbeiten aller Art und die rein und harmonisch klingenden Glocken der Viehherden, mit denen einsame Hirten weit in die Wälder hineinziehen, das bunte bergmännische Treiben unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Überall schwingt dort der Bergmann den Fäustel, schmelzt der braune Hüttenmann die dem Schosse des Gebirges entnommenen Erze; überall sieht man dort Gruben und Halden, sieht man Poch- und Walzwerke, lärmende Eisenhämmer, rauchende Hoch- und Flammenöfen, zahllose grosse Triebräder und Karren mit Erz in unaufhörlicher Bewegung. Und kommt die Stunde erquickender Ruhe und lustigen Zechens dem munteren Völkchen, dann ertönt Gesang und Musik, und man vernimmt in der harten, scharfen, konsonantenreichen Mundart, die noch oft an die südliche Heimat der Vorfahren vieler von ihnen erinnert, den eigenartigen Trinkspruch des Oberharzers:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Aber trotz der Liebe zu geselligen Vergnügungen, zu öffentlichen Festen und feierlichen Aufzügen waltet beim Harzer Bergmann ein ernster und frommer Sinn vor. Sieht man ihn zur Kirche einherschreiten im schwarzen Sonntagsrock mit Federhut und Leder, so erscheint er in strammer, würdevoller Haltung und bietet treuherzig sein „Glück auf!" Von jeher hat er Gottesfurcht und Religiosität geübt, und alles, was darauf Bezug hat, steht bei ihm in grossem Ansehen. Vieles erinnert bei ihm auch heute noch an die alte fromme Väterweise, und die dortigen Bergleute sind wohl gegenwärtig die einzige Arbeiterklasse, die mit gemeinsamem Gottesdienst an ihr Tagewerk geht. Denn auf dunkelm und unsicherem Pfade in die schweigsame und gefahrvolle Tiefe hinabsteigend, in ihr zwischen mächtig überlastenden Erd- und Steinmassen unmächtig eingeschlossen, wird der Bergmann tief durchdrungen vom Gefühle der Abhängigkeit von Gottes Schutz, und es heisst bei ihm: „Drum hinaufgeschaut, und auf Gott vertraut!"

Andererseits hat sich jedoch infolge seiner Standes- und Er-

werbsverhältnisse auch ein gewisser Stolz auf seinen gefährlichen Beruf gebildet, denn „der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen misst“; selbst der einfachste Arbeiter ist davon erfüllt und sieht mit dem vollen Bewusstsein höherer, im Kampfe gegen Schwierigkeiten und Gefahren aller Art geschärfter Einsicht auf den Bauersmann der Ebene herab. Leicht ist er daher auch im Punkte der Ehre verletzbar; aber dieses Ehrgefühl, einmal für edle Zwecke geweckt, treibt ihn oft wieder zu den grössten Anstrengungen und wirkt besonders dazu mit, dass er zu den vortrefflichsten Soldaten gehört. Durch seinen unterirdischen Beruf fortwährend zur Wachsamkeit genötigt, ersieht er mit der Schärfe und Schnelligkeit seiner Auffassung leicht die Schwächen und Mängel seiner Umgebung, und so findet er hinlänglich Stoff und Übung für jenen derben Witz, der niemandem eine treffende Antwort schuldig bleibt. Für Erwerb fühlt und entwickelt er keinen stärkeren Trieb. Mit der Einfachheit seines Hausstandes ist verbunden der Sinn für Reinlichkeit, der dem Fremden besonders in der Wohnung wohlthuend entgegentritt. Die Freude des aus dem stillen, dunkeln Schosse der Erde heimkehrenden Bergmannes an dem lustigen Treiben des sonnigen Waldes hat eine Eigentümlichkeit gezeitigt: die Vorliebe für Stubenvögel. Daraus ist die Zucht der Finken, besonders aber in Andreasberg die hohe Schule der Kanarienvögel entstanden.

So zeigt sich das Harzleben seit einer Reihe von Jahrhunderten. Schon vor 900 Jahren sollen die dortigen Silberbergwerke entdeckt worden sein; mit Gewissheit bekunden im elften Jahrhundert geschichtliche Zeugnisse eine Fülle des edlen Metalls als Mittel zum Verkehr und zu Kunstgegenständen, „als wenn das goldene Zeitalter angebrochen sei“. Ohne den Erzreichtum des Gebirges würden doch von der Bevölkerung, ja von Fremden, die aus Mittel- und Süddeutschland, vornehmlich aus Franken kamen, nicht so früh gar manche an sich wenig anziehende Höhen zu Ansiedlungen gewählt worden sein, wo ringsum weder Obstbäume noch Saatfelder gesehen und nur einige Küchengewächse dürftig erzielt werden. Den unterirdischen Bodenschätzen verdanken die in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf kahler, baumleerer Höhe gegründeten Ortschaften Klausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Grund, Wildemann und Lautenthal ihre Entstehung.

Während im Oberharze die Erze in Spalten und Gängen des

Muttergesteins auftreten, wird im Unterharze, besonders in der Grafschaft Mansfeld, eine mantelförmig den Harz umlagernde Zechsteinschicht unter den schwierigsten Umständen abgebaut, die einen schwach silberhaltigen Kupferschiefer enthält. In der nur 40 cm mächtigen abbauwürdigen Schicht müssen die Bergleute liegend ihre schwere Arbeit verrichten und kriechend den erzbeladenen Karren ziehen. Da der Preis des Silbers sehr gesunken ist, lohnt sich der Bergbau nur noch wenig, und ausserdem hat man viel mit dem aus den Gipsschlotten (-höhlungen) hereinwogenden Wasser zu kämpfen: scheint doch die unterirdische Wasserströmung am Harze sich überhaupt geändert zu haben, und hat man sich doch sogar genötigt gesehen, eins der Wahrzeichen der Grafschaft Mansfeld, den sogenannten Salzigen See bei Eisleben, auszupoldern und in Ackerland zu verwandeln.

Auch Goslar, die alte Kaiserstadt, über der die Weihe der Geschichte schwebt, hat sein Emporkommen und seinen früheren Glanz hauptsächlich den Silberadern des Harzes zu verdanken. Goslar an der Gose, in der Nähe des erzreichen Rammelsberges, dessen unterirdische Schätze schon im Jahre 968 entdeckt sind und seit 1016 durch fränkische Bergleute aus dem Fichtelgebirge abgebaut werden, entwickelte sich als Versammlungsort der Waldleute zur Stadt und wurde dann der Hauptort für den Bergbau im alten Sachsenlande. Der Reichtum an Metallen lockte im elften Jahrhundert auch anderen Verkehr dorthin, und Kaufleute fremder Länder suchten eifrig die Stadt auf, als die salischen Kaiser, besonders Heinrich III., in der dortigen Pfalz und in der nahen Harzburg zu weilen liebten. Dass diese aber gern daselbst Hoflager hielten, dass sie oft den Aufenthalt daselbst zu Reichsgeschäften oder zur Feier von Kirchenfesten benutzten, hatte gewiss wenigstens teilweise in dem regen Leben der Bergstadt seinen Grund, wenngleich zugestanden werden muss, dass sie vorzüglich durch die Absicht geleitet werden mochten, von dort aus die störrigen Sachsen mit besserem Erfolge an das fränkische Königshaus zu gewöhnen und die deutschen Stämme des Nordens und des Südens gleichzeitig im Auge zu behalten. So gehörte Goslar über hundert Jahre zu den bevorzugten Residenzen deutscher Kaiser, war über zweihundert Jahre der Schauplatz wichtiger Verhandlungen, und 23 deutsche Reichsversammlungen sah diese alte deutsche Reichsstadt in ihren Mauern tagen. Noch heute erinnert

der durch Kaiser Wilhelm I. wiederhergestellte Kaiserpalast, in dessen Wandgemälden das Märchen von Dornröschen neben dem Todesschlafe und Wiedererwachen des Deutschen Reiches dargestellt ist, an Goslars einstige Herrlichkeit.

Felshöhen und Vorsprünge wie dort am Harze konnten in anderen Gegenden des nördlichen Deutschland für die Befestigungskunst damaliger Zeiten kaum besser gefunden werden; sie gewährten für Bergfesten eine überaus günstige Lage und nahe Bausteine. Die Geschichte Kaiser Heinrichs IV. belehrt uns, welche Stütze ihm in seinen drangvollen Tagen nach dem Abfalle der Fürsten diese neu erbauten Harzburgen waren, und wie die meisten nur durch Aushungern von den Sachsen genommen wurden. Aber auch abgesehen von diesen Stätten berühmter Herrschergeschlechter liegen auf fast allen Vorgebirgen daselbst malerische Burgtrümmer, Wiege und Sitz alter Familien, und stattliche Schlösser, in deren einigen noch jetzt die Nachkommen derselben wohnen und gebieten, die sogenannten Harzgrafen, besonders die Grafen von Stolberg.

Der Einfluss des Harzer Bergbaues hat sich, wie der erzgebirgische, weit über seinen Gebirgsbezirk hinaus erstreckt. Nicht bloss, dass Bergleute aus dem Harze zuerst die Gegend von Freiberg bergmännisch bevölkert haben sollen, dass von ihm Bergwerkspflanzschulen in andere Länder Europas, z. B. nach Norwegen, Ungarn und an den Ural ausgegangen sind; ihr guter Ruf hat sie später selbst über das Weltmeer herübergeholt, und vor Jahrhunderten sind sie bereits in Peru und Mexiko, sowie später in Australien („Neu-Klausthal“) Lehrer der unterirdischen Kunst geworden. Der Harz ist demnach für die Neue wie für die Alte Welt eine Hochschule des Bergbaues und der Bergwerkswissenschaft geworden. Kein geringes Verdienst haben sich für unser Jahrhundert die seit 1810 in Klausthal bestehende technische Lehranstalt, sowie die dortige Bergschule erworben. Gegenwärtig ist Klausthal Sitz eines Oberbergamtes.

Aber auch auf dem idealen Gebiete der Dichtung und Sage spielt der Harz seine Rolle. Eine Reihe beliebter und gefeierter Dichter ist durch ihn zu poetischen Ergüssen erwärmt worden, und die Namen *Claudius, Hölty, Stolberg, Göcking, Matthisson, Tiedge, Heine* und *Goethe* geben davon hinlänglich Zeugnis. Insbesondere war der Oberharz, namentlich sein ehrwürdiges Haupt, geeignet, der

Sage Leben und Gedeihen zu geben. Gewaltige Naturkräfte, Wasser und Frost, stürzten vom Scheitel des Blocksberges die Granitkrone herab, zertrümmerten sie in Tausende von Brocken, die nun meilenweit an den Abhängen und in den Thälern zerstreut umherliegen, und verliehen jenem Teile des Gebirges ein eigentümliches Gepräge, das sich vor den übrigen Teilen durch ganz besondere Schönheiten bekundete. Der Brocken erhielt dadurch eine Mischung von Finsterem und zugleich Abenteuerlichem, von Barockem und Phantastischem, Gespenstischem und wiederum Erhabenem. Auf diese Weise konnte sich gerade hier, genährt von den heimlichen Götzenanbetern (vgl. S. 398), die Volkssage von Berggeistern und ihren Teufelskanzeln, von den Scharen des Hexensabbaths, von der gefeierten Mainacht dieser höllischen Nobelgarde ausbilden und in späteren Zeiten Dichtern einen willkommenen Stoff bieten.

„Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der grosse Hauf'.
Herr Urian sitzt obenauf.“

„Schreckliche verhexte Leiber,
Menschenwölf' und Drachenweiber!
Welch entsetzliches Getöse!
Sieh, da flammt, da zieht der Böse!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden!“

Goethe im „Faust“.

Der Harz nimmt also in mehrfacher Beziehung eine wichtige kulturgeschichtliche Stellung in Deutschland ein, und wenn es wahr ist, dass der ästhetische Genuss, den eine Landschaft dem gebildeten Reisenden gewährt, durch den glänzenden Rahmen einer so grossen geschichtlichen Bedeutsamkeit wesentlich erhöht wird, so wird auch die Erinnerung an ihn und an die in ihm verlebten Reisetage viel lebendiger und wertvoller sein.

Bei den grossen politischen Ereignissen, bei Völker- und Heereszügen, bei den blutigen Entscheidungen auf dem Schlachtfelde kommt der Harz, abgerechnet die schwerwiegende Zeit Kaiser Heinrichs IV., weniger in Betracht. Nicht als ob seine Höhen dem Übergangsverkehr allzugrosse Schwierigkeit entgegenstellten; vielmehr fehlen

ihm eigentliche Gebirgspässe, und Übergänge gehen, wie auf dem Frankenwalde, infolge der Bildung des Gebirges an den höchsten Stellen gewöhnlich über freie, offene Hochebenen, und nur die Aus- und Eingänge haben passartige Beschaffenheit. Auch ist der Harz jetzt umschlossen von Eisenbahnen, deren Nebenlinien bis zu den Eingängen in die von Reisenden hauptsächlich besuchten Thäler geführt sind und als Bergbahnen weit in das Gebirge hinein oder auf besuchte Berge tragen; eine grosse Zahl von Landstrassen bedeckt netzartig das Gebirge und vermittelt den Verkehr zwischen den verschiedenen kleinen Städten an seinem Rande. Allein vermöge seiner Lage und seines geringen Umfanges konnte er von den grossen Strömungen der Völker-, Heeres- und Warenzüge leicht umgangen werden, die den bequemeren Weg südlich oder nördlich von ihm, im Thale der Saale oder der Leine, einschlugen.

Auffallend ist die Erscheinung, dass ein so kleines und einheitliches Naturgebiet bereits seit dem zwölften Jahrhundert eine so grosse politische Zersplitterung zeigt. Abgesehen von der Schwäche einiger Fürsten, ihr Land unter ihre Kinder zu teilen, lag wohl die Hauptursache darin, dass die Besiedlung sich aus der Ebene in das Gebirge hineinzog, und dass der Oberlauf der Bäche denselben Herren zufiel, denen der Unterlauf gehörte. So traten von allen Seiten die Herrschaften hinein. Auch das Jahr 1866 hat hierin nur insofern eine Änderung bewirkt, als der hannöversche Oberharz in den Besitz Preussens übergegangen ist, das bereits das Stift Quedlinburg und das Bistum Halberstadt sowie die Herrschaft Stolberg besass, während Anhalt seine Hoheitsrechte über Ballenstedt und Harzgerode und Braunschweig den westlichen und nordwestlichen Rand beibehalten hat.

Diese staatliche Zersplitterung hat sich für die vollständige Benutzung der natürlichen Bedingungen des Harzes keineswegs fördersam erwiesen. Oder wer wollte zweifeln, dass gerade in dem Punkte, von welchem diesem kleinen Gebirgslande sein Ruhm kommt, in dem Berg- und Waldbau, in dem Eisenhüttenwesen sowie in der gesamten naturwüchsigen Gewerbthätigkeit, durch einheitliche Leitung ein höherer Aufschwung zu stande gebracht worden wäre?

VI.

Das Norddeutsche Tiefland.

Allgemeine Übersicht.

Das Norddeutsche Tiefland breitet sich von den mittel- und norddeutschen Berglandschaften bis an die Ost- und Nordsee aus und ist im ganzen der niedrigste Teil oder die unterste Stufe der deutschen Bodenschwellen. Im Westen mit dem französischen, im Osten mit dem grossen osteuropäischen Tieflande zusammenhängend, bildet es in dieser seiner Längenerstreckung von West nach Ost, die man auf ungefähr 1150 km annehmen kann, kein abgeschlossenes Gebiet. Da sich ferner im Norden die begrenzende Linie der Ost- und Nordsee im ganzen von Nordosten nach Südwesten zieht, dagegen die als Südgrenze anliegenden Gebirge an einigen Stellen sehr bedeutend nach Norden vorspringen, so erhält das Norddeutsche Tiefland eine sehr ungleiche Breitenausdehnung, die dort am geringsten ist und am meisten wechselt, wo der Harz, die Weserketten und die rheinisch-westfälischen Gebirge unregelmässig vorgreifen. Während seine Breite von den Vorkarpaten und dem südöstlichen Teile der Sudeten bis zur Ostseeküste 450 km, von den Höhen der Lausitz bis zur Ostsee noch 300 km beträgt, erreicht sie von Hannover bis Cuxhaven nur 190 und von den letzten Ausläufern des Teutoburger Waldes bis zur Ostfriesischen Küste nur 150 km. Unmittelbar westlich von der Kette des Teutoburger Waldes dringt es in zwei Busen, dem Westfälischen und dem Niederrheinischen, weit nach Süden ein, so dass es auf einer Strecke wieder über 300 km breit wird. Darauf schmälert es sich zwischen den Ardennen und der Nordsee mehr und mehr ab.

In seinem Oberflächenbau enthält das Norddeutsche Tiefland geringe Mannigfaltigkeit. Es ist nämlich ein meist niedriges Land, das an mehreren Stellen sogar unter den Meeresspiegel hinabsinkt und sich nur an verhältnismässig wenigen Orten in weiteren

Massen einigermassen bedeutend über ihn erhebt. Durch viele Sumpfstriche und kleinere Wasseransammlungen, durch Torfmoore, grosse Sandstrecken und Heiden, sowie durch den häufig grauen und nebligen Horizont erscheint es an vielen Stellen sehr eintönig.

Indes nicht nur die den Gebirgen und den Seegestaden zunächst liegenden Gegenden, sondern auch selbst manche unter den inneren Strichen haben einen mannigfaltigeren Oberflächenbau, besonders innerhalb der östlichen Hälfte in Mecklenburg, in der Mark, in Pommern und Preussen; ja einzelne Gegenden daselbst, unter denen wir beispielsweise die von Schwerin und Potsdam und das Samland nennen, entwickeln durch einen anmutigen Wechsel von Hügeln und Niederungen, von Feldern, Wäldern und Wiesen, von Flüssen und Seen wirklich landschaftliche Schönheiten. Ebenso finden sich zwischen Elbe und Rhein verschiedene kleine malerische Höhenzüge, die gleichsam wie verlorene Posten den grossen mitteldeutschen Gebirgsfestungen vorliegen und auch mit einer Art breiter Wallgräben, mit kleinen Seebecken, versehen sind. Sie erscheinen in dieser Verbindung wie Inseln oder Oasen, wie Paradiese mitten in den einförmigen Ebenen und sind als solche beliebt und berühmt bei den Bewohnern der benachbarten Heiden und Marschen. Zu ihnen gehören z. B. die waldige Hügelgruppe der Wingst mit dem dichten Buchenhain und dem durch seine Sagen berühmten Balksee an den Grenzen der Lande Hadeln und Kehdingen, das Zwischenahner Meer mit seinem Hügelkranze, das gepriesene Naturparadies der Oldenburger, die Stemmerberge bei Lemförde am Dümmersee und besonders die Rehburger Hügelkette am Steinhuder Meer mitten im grossen Heidelande zwischen Leine und Weser.

Was aber die niedrige Lage anlangt, so ist dabei keineswegs an eine durchweg gleichmässige und vollkommene Ebene zu denken; vielmehr ist die Niederdeutsche Tiefebene an vielen Stellen durch eine Reihe von Einsenkungen und Thalniederungen gekennzeichnet, zwischen denen sich höher gelegene wellenförmige Erhebungen ausbreiten. Allerdings betragen die Höhenunterschiede in den meisten Fällen höchstens wenige hundert Fuss, und auch die ansehnlichsten Höhen steigen nur an äusserst wenigen Stellen bis 300 m über das Meer empor, so dass ihnen irgend ein bedeutender Einfluss auf das Klima, auf die Art des Anbaues und der Bewohnbarkeit des Landes, auf den Fortschritt und die Entwicklung des Ver-



Fig. 75. Schloss Babelsberg bei Potsdam. *Aus Schwartz, Heimatkunde der Provinz Brandenburg und der Stadt Berlin.*

kehrs so gut wie gar nicht zuerkannt werden darf. So treffen wir hier und da im Westen einzelne Hügel und Hügelgruppen, z. B. den Hümmling und die in anderer Beziehung vorhin erwähnten, ferner die Lüneburger Heide und andere mehr oder weniger umfangreiche Erhebungen, besonders aber im Osten zwei lange Höhenzüge, von denen der eine das Baltische Meer, der andere die mitteldeutschen Gebirge begleitet. Der südliche Höhenzug erstreckt sich aus der Gegend von Magdeburg südöstlich im Fläming, in den Anhöhen der nördlichen Lausitz bis zu den Trebnitzer Bergen (dem Katzengebirge) hin und lehnt sich an die Oberschlesische und Polnische Platte an. Die nordwestliche Fortsetzung dieses Märkisch-Schlesischen Landrückens erkennt man in der Erhebung der Lüneburger Heide. Durch diesen Höhenzug wird die Oder in der Nähe der Trebnitzer Berge, die Schwarze Elster und Elbe in der Nähe des Flämings in ihrem Laufe bestimmt. Der andere, der nördliche oder Baltische Landrücken, verläuft von Holstein durch Mecklenburg, Pommern und Preussen ungefähr mit der Ostsee in gleicher Richtung und ist durch einen grossen Reichtum an Seen ausgezeichnet; er steigt im Turmberg bei Danzig zu 330 m, während der südliche Landrücken im Hagelberge des Fläming 200 m, in den Trebnitzer Höhen 260 m und im St. Annaberge des Tarnowitzer Plateaus gegen 400 m erreicht. Die tiefer liegenden Gegenden zwischen diesen beiden Höhenzügen sind in der Mark Brandenburg als ein zuweilen hügeliges, wellenförmiges, zuweilen hochflächenartiges, mit wenigen einzelnen Erhebungen und nicht selten tieferen Furchen und Seebecken versehenes Gelände ausgeprägt, das nach Osten allmählich ebener wird und in eine grosse moorige Tiefebene übergeht.

Wo nicht die Spuren einstiger Wasserläufe zu bemerken sind, ist der grösste Teil des Norddeutschen Tieflandes mit Lehm bedeckt, der in seiner Zusammensetzung dem Boden des Alpenvorlandes (vgl. S. 154) gleicht und ebenso wie dieser gekritzte Geschiebe enthält. Da aber die Geschiebe und besonders auch die grossen, auf der Ebene liegenden Findlinge, Irr-, Wander- oder erratischen Blöcke durchweg aus Gestein bestehen, das im Norden Europas, besonders in Skandinavien anstehend gefunden wird, so erklärte man die Herbeiführung der Geschiebe zunächst folgendermassen: Eisschollen und Eisberge trieben, mit nordischem Gesteine beladen, südwärts,

stiessen gegeneinander, zertrümmerten sich im Anprall und luden an einzelnen aus der Tiefe hervorragenden Riffen oder an den Küsten des Nordeuropa bedeckenden Meeres — dem mitteldeutschen Gebirgskamme — ihre Schuttmassen ab, strandeten und liessen schmelzend ihre Gerölle in die Tiefe sinken.

Obwohl durch diese Drifttheorie des verdienten englischen Geologen *Lyell* manches nicht erklärt werden konnte — besonders die riesigen Steinlasten der Eisfelder —, hielt sie sich doch, bis der schwedische Geologe *Torell* den Mut hatte, im Hinblick auf die in Einzelheiten ähnlichen Verhältnisse Schwedens eine Vergletscherung von ganz Nord- und Mitteleuropa während der ganzen Eiszeit zu behaupten.

Zeugen für diese Gletscherbewegungen in der Urzeit erblickt man in den Thalsohlen und Gehängen des heutigen Skandinavien, wo grosse glattpolierte Felsen, Furchen und eingeritzte Streifen, entstanden durch den Druck der sich langsam fortbewegenden Gletscher, auf eine Glacialthätigkeit hinweisen. Ebenso finden sich auf unserer norddeutschen Tiefebene, abgesehen von den beim Zurückweichen der Gletscher liegengebliebenen Grundmoränen, dem Geschiebelehm, deutliche Spuren einer Gletscherthätigkeit in den 24 km östlich von Berlin gelegenen Rüdersdorfer Kalkbergen. Auch hier zeigen sich jene von Gletscherbewegung erzeugten Streifen und Kritzen an der zum Teile glattgeschliffenen Oberfläche des Muschelkalkes unterhalb der Diluvialdecke und, was von besonderem Wert ist, Gletschertrichter und -töpfe, meist nur von einem, einige aber von mehreren Meter Tiefe, deren Entstehung nur auf die mechanische Einwirkung von Wasserstrudeln unterhalb der einstmals sie bedeckenden Eismassen zurückgeführt werden kann. Gletscherschliffe hat man später auf den meisten vorstehenden Bergkuppen entdeckt, z. B. auf den Rundhöckern des Porphyrgebietes bei Halle.

Die auffallendste Erscheinung des niederdeutschen Tieflandes sind die grossen Erratischen Blöcke. In der Sage des Volkes, bei dem ein so aussergewöhnliches Vorkommnis im Flachlande einen tiefen Eindruck hervorzurufen geeignet war, wurden sie mit Riesengeschlechtern in Verbindung gebracht, von denen sie im Kampf oder Spiel geworfen oder zufällig fallen gelassen worden wären. Natürlich haftet die Sage nur an den mächtigsten Blöcken, die in der Überlieferung nicht selten als heidnische Opferaltäre erscheinen, zumal

wenn künstlich hergestellte oder durch Zufall gebildete Vertiefungen auf ihrer Oberfläche der Phantasie freien Spielraum gestatten. Von



Fig. 76. Das Rathaus in Danzig.
Aus Hentschel & Märkel, Umschau in Heimat und Fremde. I. Band.

solchen riesenhaften Zeugen der Vorwelt erwähnen wir die beiden Markgrafensteine auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde, aus deren grösstem die 7,3 m im Durchmesser haltende Gneisschale vor dem Königlichen Museum in Berlin angefertigt ist, während sich

der andere Block noch in seiner ursprünglichen Lage befindet; ferner den sogenannten Schwedenstein auf dem Schlachtfelde von Lützen, der bis zur Enthüllung des Denkmals die Stelle bezeichnete, wo *Gustav Adolf* den Heldentod fand; endlich den „Grossen Stein" bei Belgard in Pommern, der 14 m lang, 12 m breit und 5 m hoch ist.

Den Bewohnern der Norddeutschen Tiefebene liefern fast nur die Muschelkalkriffe bei Rüdersdorf, die Muschelkalk- und Kreidelager bei Lüneburg, der Gips bei Sperenberg, das Jurakalklager in Pommern und die Kreidelager auf Rügen ein zum Bauen taugliches Gestein, weshalb sich hier der Backsteinbau in seiner vollkommensten Schönheit zu entwickeln vermochte (vgl. Fig. 76); darum waren ihnen auch die an zahllosen Orten auftretenden und aus festerem Gesteine (Gneis, Granit, Diorit, Hornblendeschiefer, Syenit, Quarzit) bestehenden Findlinge als treffliche und leicht zu beschaffende Bausteine willkommen, und sie haben sie zu mannigfachem Zwecke verwendet, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart herab.

Um mit der vorgeschichtlichen Zeit zu beginnen, so begegnen wir als Zeugen ältester Bauthätigkeit jenen in Hügelform sich darstellenden Grabdenkmälern, die im nördlichen Europa und besonders im Norddeutschen Tieflande nicht selten vorkommen und jedenfalls in früheren Zeiten bei weitem zahlreicher vorhanden waren, bevor sie von Schatzgräbern oder Steinbrechern durchwühlt waren und endlich unter der Pflugschar des Landmannes dem Erdboden gleichgemacht wurden. In Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts werden sie „Gräber" oder „Hügel der Heiden" *(sepulcra* oder *tumuli paganorum)* genannt, jedoch erscheint auch bereits im dreizehnten Jahrhundert der Ausdruck „Riesengräber" oder „Riesenhügel" *(sepulcra* oder *tumuli gigantum)* und macht im Laufe des späteren Mittelalters mehr und mehr dem gleichbedeutenden Worte „Hünengräber" Platz — diese Bezeichnung hat jedoch nur für die häufig riesige Ausdehnung der Gräber Geltung, nicht aber für die in ihrem Inneren bestatteten Gebeine, die an Grösse vollkommen denen der jetzt lebenden Geschlechter entsprechen. Daneben erscheinen für diese Hünengräber örtliche Bezeichnungen, wie: Riesenbetten, Riesenkeller, Hünenkeller, Hünentritte, Hünenberge, Zwerg- oder Quarzberge, Teufelsbetten, Teufelsaltäre, Teufelskanzeln, Teufelsküchen.

Hier wollen wir die Aufmerksamkeit nur kurz auf die Klasse von Hünengräbern lenken, die als Steingräber bezeichnet werden, da zu ihrem inneren Aufbau zumeist unbehauene erratische Blöcke und Geschiebe, ganz so wie sie sich auf den Feldern vorfanden, zweckentsprechend als Wände der Grabkammern oder als Deckplatten verwandt wurden (vgl. Fig. 77).

Wir erwähnen hier zunächst die oberirdischen Steinkisten, bei denen eine Anzahl im Viereck oder im Kreise aufgestellter Tragsteine von einem oder mehreren Decksteinen überdeckt ist, und die entweder freistehend oder mit Erde überschüttet waren; so z. B. ist das Steinhaus bei Südbostel im Lüneburgischen mit einem einzigen,



Fig. 77. Hünengrab.

5 m langen und 4 m breiten Deckstein überdeckt. Sodann begegnen wir Hünenbetten, bei denen die Totenkammer (es sind mitunter auch deren mehrere in einem Raume vereinigt) auf einer von einem Steinkreis eingefassten niederen Erhöhung angelegt ist — eine Gräberanlage, die sich auf der jütischen Halbinsel und besonders in Schleswig häufig vorfindet und mehrfach eine Länge von mehr als 100 Schritt hat. So misst z. B. ein solches Riesenbett unweit Hadersleben 170 Schritt in der Länge, ein anderes im Kirchspiele Quern bei Philippsthal in Angeln 140 bei einer Breite von 60 Schritt.

Von diesen oberirdischen Grabkammern verschieden sind die unterirdischen, über die ein mehr oder minder hoher Erdhügel gehäuft ist, und unter diesen verdienen die sogenannten Riesenstuben eine besondere Beachtung; dies sind längliche oder runde

Steinkammern, in die ein gedeckter Steingang vom Aussenrande des Hügels führt. Eine solche unterirdische Grabkammer liegt z. B. bei Missunde am Südufer der Schlei und besteht aus einem etwa 3 m hohen und 150 bis 160 Schritt im Umfange messenden Hügel, auf dessen Südseite ein 6 bis 7 m langer Gang in die Steinkammer führt.

Am meisten verbreitet sind die Hügelgräber — Grabstätten, über die Erd- und Geröllaufschüttungen in Gestalt eines Kegels oder Kegelabschnittes von verschiedener Höhe gehäuft sind, und in denen die Gebeine entweder ohne eine Einschliessung in eine Grabkammer oder nur auf ein Steinpflaster gebettet sind. Auch finden sich hier die Gebeine nicht selten innerhalb einer unregelmässig angelegten Umstellung von Steinen oder innerhalb eines Steinkegels oder auch in einer offenen oder geschlossenen Steinkiste verborgen. Ferner gehören hierzu diejenigen Hünengräber, in denen die Leichen in ausgehöhlten Baumstämmen, sogenannten Totenbäumen, beigesetzt sind, eine Bestattungsweise, die sich in Schleswig, Mecklenburg und auf Rügen nachweisen lässt. Endlich gedenken wir hier des häufigen Vorkommens von Bein- und Aschenurnen, die in Steinkisten verborgen oder mit einer Steinstellung umgeben sind. Geschiebe und unregelmässig gestaltete Feldsteine und Erdreich sind über sie bis zu einer Höhe von oft mehr als 10 m aufgehäuft.

Zu weit würde es uns führen, wollten wir hier auf die in den Grabhügeln gefundenen Dinge näher eingehen. Gegenstände von Stein, Bronze und Eisen, namentlich Waffen, mannigfaches Gerät für häuslichen Gebrauch, für Fischfang und Jagd, Schmuckgegenstände aus Edelmetallen, Bronze, Glas und Bernstein wurden dem Toten beigegeben und finden sich neben den menschlichen Überresten, gleichviel ob die Leiche verbrannt und ihre Asche in Urnen beigesetzt, oder ob sie begraben wurde. Bei den oben erwähnten Plünderungen der Grabstätten haben nun gerade diese mehr oder minder einen Geldwert darstellenden Gegenstände die Habsucht gereizt, und die einmal der Verborgenheit entrissenen Wertsachen sind seit Jahrhunderten in den Schmelztiegel gewandert, so dass für die Wissenschaft ein unschätzbares Material verloren gegangen ist. Daher ist es dankbar anzuerkennen, dass diese Denkmale der Vorzeit jetzt durch die Behörden vor einer nutzlosen Zerstörung geschützt und die Ausgrabungen durch zahlreiche in unserem

Vaterlande entstandene anthropologische Gesellschaften planmässig geleitet werden; die gemachten Funde werden jetzt zur allgemeinen Kenntnis gebracht und finden in Museen eine würdige Stelle. In letzter Zeit ist man auch auf die Speise-Überreste aufmerksam geworden, die besonders am Strande als hohe Haufen von Muschelschalen und Knochen auffallen und als *Kjökkenmödinger* (Küchenabfälle) bezeichnet werden.

Jene Findlingsblöcke fanden aber nicht allein zur Herstellung der alten Grabkammern, sondern später auch bei massiveren Bauten, namentlich von Kirchen und öffentlichen Gebäuden, Verwendung, und ferner wurden in unseren nordischen Gegenden jene Blöcke vielfach zur Abgrenzung von Feldmarken und Friedhöfen, zum Bau von Stadt- und Burgmauern benutzt. Bei letzteren geschah es häufig in der Weise, dass die zwischen den grösseren Steinen entstandenen Lücken durch kleine, mit dem Mörtel eng verkittete Geschiebe ausgefüllt wurden, so dass eine Masse entstand, die dem Brecheisen den äussersten Widerstand entgegensetzte. Endlich ist auch das ältere Strassenpflaster vieler unserer Städte und unserer Landstrassen aus unbehauenen oder behauenen oder zerschlagenen erratischen Blöcken und Geschieben hergestellt, und die neuere Zeit hat namentlich unter den grossen nordischen Granitfelsen zur Anfertigung von Steinmetzarbeiten sehr scharf aufgeräumt.

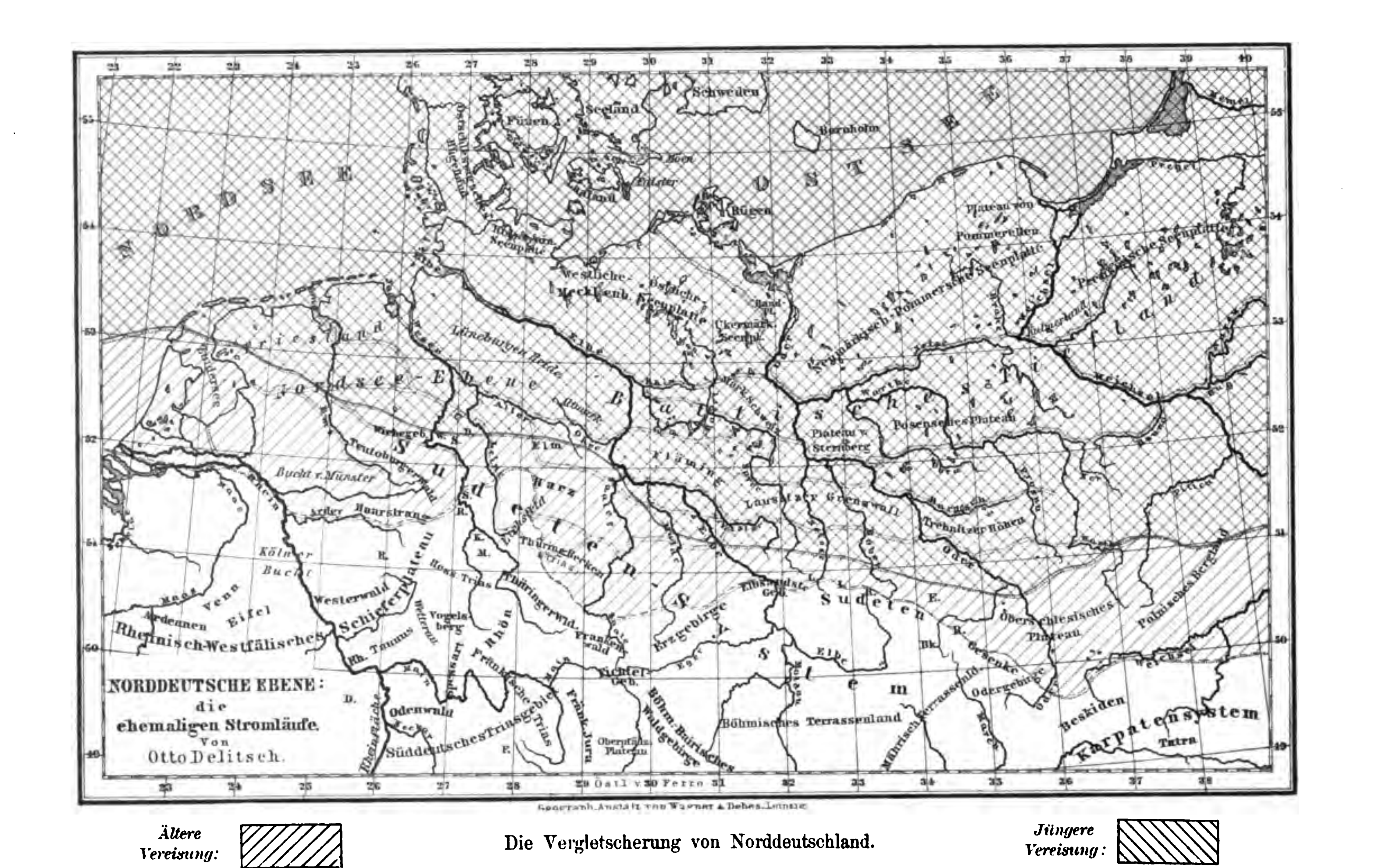
* * *

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zur Betrachtung der Bildung des norddeutschen Schwemmlandes zurück. Das Grundgebirge ist hier tief unter den Meeresspiegel gesunken, und auch seine Überlagerungen von triassischem, jurassischem und Kreidegesteine liegen so tief, dass nur die höchsten Gipfel dieses versunkenen Gebirges aus der Decke der jüngeren Thone und Sande hervorragen; solche Bergspitzen sind z. B. der Muschelkalk in den bereits erwähnten Kalkbergen von Rüdersdorf bei Berlin, der Gips bei Sperenberg 40 km südlich von Berlin, bei Lüneburg, bei Segeberg in Holstein, im fernen Osten bei Inowrazlaw u. a. a. O., die Juraschichten bei Kammin in Pommern und die weisse Kreide auf der Insel Wollin und im Nordosten von Rügen (Arkona und Stubbenkammer). Besonders wertvoll ist uns diese Unterlage durch die darin — im Muschelkalk und Zechstein — erbohrten riesigen Lager

von Steinsalz und durch die namentlich im Magdeburgischen gefundenen, für die Landwirtschaft und die chemische Industrie hochbedeutsamen Kalisalze.

Auf diesem Boden lagerte das Tertiärmeer Sande und Thone ab, von denen manche als Formsand oder als plastische Thone in der Industrie eine Rolle spielen; und wo das Meer sich einmal zurückzog, da wucherte eine Pflanzenwelt empor, die an unsere heutige Mittelmeerflora erinnert. Das Holz der Bäume lieferte später die Braunkohle, ihr Harz wurde zu Bernstein, ihr Milchsaft zu Schwelkohle (vgl. S. 385). Aber die tertiären Meeres- und Landbildungen vermochten die Vertiefungen nicht überall auszufüllen; dies blieb vielmehr dem Diluvium vorbehalten, das infolge höherer Feuchtigkeit und etwas geringerer Luftwärme Norddeutschland von Skandinavien her, über die heutige Ostsee hinweg, mehrmals mit Eis überzog — eine Erscheinung, die vollkommen dem Überquellen der Alpengletscher und der Vergletscherung unserer höheren Mittelgebirge entspricht. Eine Zeitlang müssen wir uns einen Teil des Tieflandes als Steppe denken; es ist die Zeit, wo durch den Wind die Staubmassen des Löss von Westen herangeweht wurden, die später an manchen Stellen eine Umlagerung durch Wasser erfuhren. Den Einfluss des Windes sehen wir heute in der norddeutschen Ebene häufig an den Dreikantern, Steinblöcken, die von dem Gebläse des herrschenden Nordwest- und Südwestwindes nach diesen beiden Richtungen abgeschliffen und kantig geworden sind.

Mit dem Abschmelzen der an manchen Stellen mehrere hundert Meter mächtigen Gletschermassen begann nun das Wasser im Flachlande zu wirken. Die geringsten Unebenheiten des Bodens zeichneten den gewiss sehr grossen Wassermengen ihren Weg vor. Ihre Thäler waren weit und tief ausgefurcht und liegen heute grösstenteils trocken, zum Teile sind sie mit Seen oder Mooren ausgefüllt. Zunächst wurde die damals noch viel kleinere Nordsee eisfrei. In sie mündeten mit nordwestlichem Lauf, am Baltischen Landrücken entlang, alle Flüsse: das ist der grosse Urstrom, der sich an Flussläufen und Bruchflächen noch heute quer durch Norddeutschland verfolgen lässt und als „Urweichsel" bezeichnet werden kann; er mündete wie der Rhein in der Gegend von Schottland. Erst später wurde auch das Gebiet der Ostsee von Eismassen frei, und ihr wendeten sich nun die Flüsse zu, die ja gern den kürzeren Weg



Die Vergletscherung von Norddeutschland.

aufsuchen: sie bogen rechts ab und durchbrachen den Baltischen Landrücken — die bisherigen Nebenflüsse der Weichsel wurden selbständig. Daraus erklärt sich die Ähnlichkeit so vieler Haupt- und Nebenflussläufe der Tiefebene, und auf diese Weise wurde die bequeme ostwestliche Wasser- und Landverbindung Norddeutschlands geschaffen, deren Folge wieder die verhältnismässig früh stattfindende staatliche Einigung ist: Preussen ist gewissermassen das Gebiet der Urweichsel. Nach dem heutigen Stand unserer Kenntnis unterscheiden wir folgende Arme: 1. das Breslau-Bremer Thal, 2. das Glogau-Baruther Hauptthal, 3. das Warschau-Berliner Thal, 4. das Thorn-Eberswalder Hauptthal, und 5. das Pommersche Urstromthal von Westpreussen südwestlich zur Oder. Die Stauwasser flossen ab durch das Mecklenburg-Pommersche Grenzthal in einen Stausee, dessen Lage die heutige Lübecker Bucht bezeichnet. Auch unter dem Eise flossen Schmelzwasserströme, die man heute mit dem nordischen Ausdruck *Åsar* und *Esker* benennt. Alle diese alten Stromthäler sind für unsere Entwicklung wichtig, denn sie haben die bedeutendsten Verkehrsstrassen vorgezeichnet.

Nicht nur in der Hauptrichtung ihres Laufes, sondern auch in ihren sonstigen Verhältnissen zeigen die Tieflandflüsse eine entsprechende Bildung. Sie haben nämlich bei dem lockeren Gefüge, dem losen Zusammenhang und der erdigen Beschaffenheit der Uferbestandteile meist flache, häufig ausgeschweifte und vielfach zerrissene und durchwühlte Ufer; sie zeigen die Neigung der Tieflandströme, ihr Bett auf weite Strecken zu versanden, Inseln aufzusetzen, im Mündungsgebiete sich in Arme zu zerteilen und, bevor sie das Meer erreichen, matten Laufes einherzufliessen, kaum bemerkbar in der Richtung ihrer Strömung und nur durch den Druck der nachfolgenden Wassermassen sich weiter wälzend.

Durch diese Eigentümlichkeiten, besonders durch die Schlammanhäufungen an der Mündung, stellen sie nicht selten der Schifffahrt bedeutende Hindernisse entgegen; indes im ganzen gewähren sie dem Norddeutschen Tieflande bei weitem grössere Vorteile, als Oberdeutschland von seinen zahlreichen Flüssen hat. Hier können viele, da sie in Wasserfällen von Bergen und Felsen herabschäumen oder als wilde Berggewässer über Gesteine einherschiessen, für eine geregelte Schiffahrt entweder gar nicht benutzt oder nur durch kostspielige Regulierungsarbeiten nutzbar gemacht werden, wie wir

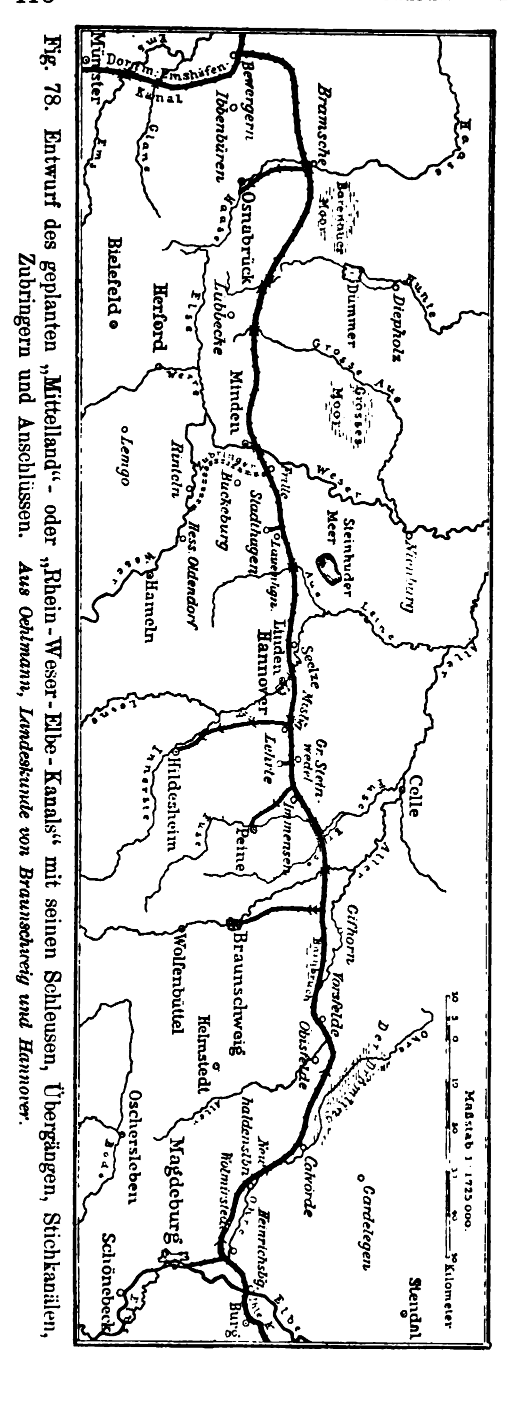


Fig. 78. Entwurf des geplanten „Mittelland"- oder „Rhein-Weser-Elbe-Kanals" mit seinen Schleusen, Übergängen, Stichkanälen, Zubringern und Anschlüssen. *Aus Oehlmann, Landeskunde von Braunschweig und Hannover.*

dies beim Oberrhein, bei der oberen Donau, dem Main und Neckar nachgewiesen haben. Aber auch diese der Benutzung geöffneten Strecken betragen kaum den dritten Teil der mächtigen Flussschiffahrtsentwicklung der norddeutschen Ströme, die zusammen mehr als 4500 km Fahrstrasse in einem meist ruhigen und gemächlichen Laufe darbieten. Wie ausgedehnt die Schiffbarkeit unserer Gewässer aber auch ist, und wie erfolgreich die Versuche auch gewesen sein mögen, selbst kleinere Wasserläufe in schiffbare Wasserstrassen umzuwandeln und grössere Flüsse durch Kanäle miteinander in Verbindung zu bringen — wir stehen doch, besonders im Westen, noch weit vom Ziele, dem uns der Dortmund-Ems-Kanal und der geplante Mittelland-Kanal allerdings ein gut Stück näher bringen.

Dazu kommt nun noch, dass die Hauptwassersammler Norddeutschlands sämtlich der Nord- und Ostsee zuströmen, und dass auf diese Weise daselbst

ein grosser Teil der Bewohner vielfach auf das flüssige Element hingewiesen ist. Man kann mit Recht behaupten, das Meer halte Norddeutschland, das vermöge seiner Oberflächengestalt teilweise mit dem Ausland unbestimmt ineinander fliesst, gerade in der Nähe dieser Teile zusammen, wie der deutsche Süden durch das Hochgebirge zusammengehalten wird; denn auf dem festen Boden gehen die Bestrebungen der Küstenbewohner mehr auseinander, stufen und kreuzen sich, auf der See dagegen sind sie gleichartig. Zwar erzeugt sie eine gewisse Einseitigkeit, aber eine solche ist eine wesentliche Vorbedingung alles Genies, beim Einzelnen wie bei einer Volkspersönlichkeit.

Auch wird durch diese weit ausgedehnte Nachbarschaft der See bei ihren Anwohnern in Norddeutschland eine Eigenschaft ausgebildet, die sie gewiss vor dem binnenländischen Oberdeutschland vorteilhaft auszeichnet. Das ist ihr Weltblick, genährt bereits von frühester Jugend an durch den Anblick der jahraus, jahrein mit den Schätzen fremder Erdgürtel reichbeladen in den Hafen einlaufenden, sowie der von dort mit den Erzeugnissen des heimischen Gewerbfleisses und des vaterländischen Bodens befrachtet auslaufenden Dampf- und Segelschiffe, genährt durch die grossartigen Verhältnisse der Aus- und Einfuhr von und nach überseeischen Ländern. In den Häfen laufen strahlenförmig die Warenzüge auf den Landstrassen des Binnenlandes zusammen, und von hier aus werden sie auf den strahlenförmig sich ausbreitenden Wasserstrassen nach ihren Bestimmungsorten befördert; hier liegen die zum Schutze der heimischen Küsten berufenen Kriegsschiffe, und von hier gehen sie aus, hierher kehren sie zurück zum Schutze des Handels und der vaterländischen Angelegenheiten; hierhin lenkt sich aber auch der regellose Strom der Auswanderer, die jenseits des Weltmeeres eine neue Heimat sich zu gründen trachten: viele finden sie auch, während Tausende auf fremdem Boden ein Opfer der ihnen neuen Verhältnisse werden, in denen nur das *help yourself* zu Recht besteht, oder enttäuscht und elend in die Heimat zurückkehren. Ja, dieses ewige Kommen und Gehen, diese rastlose, fast ausschliesslich auf den überseeischen Handel gerichtete Thätigkeit und die damit verbundene Beweglichkeit sind wohl geeignet, den Weltblick der Hafenstadtbewohner mehr zu schärfen, als es bei den Binnenlandbewohnern der Fall ist, zumal wenn diese fernab von den grossen Verkehrsadern und Plätzen wohnen.

Es ist oben angedeutet worden, dass die verschiedenen Gürtel des norddeutschen Tieflandes je nach ihrer Lage am Gebirge oder an der See oder in der Mitte verschiedenartig sind. Auch in ihrer Erstreckung von Ost nach West wird, trotz einer gewissen allgemeinen Übereinstimmung, gleichwohl einige Verschiedenheit zwischen dem breiteren Teile östlich der Elbe und dem schmaleren westlichen wahrgenommen, und zwar giebt sich diese nicht etwa in Nebendingen, sondern, wie wir später zeigen werden, in wirklich eigentümlichen Merkmalen kund. Nicht minder zeigt sich in den ursprünglichen Bestandteilen der Bevölkerung ein wesentlicher Unterschied. Östlich der Elbe wohnt seit den ersten christlichen Jahrhunderten slavische oder, wie die Deutschen sie daselbst nennen, wendische Bevölkerung; im Westen der Elbe dagegen bis zum Rhein sitzen vorherrschend Germanen vom niedersächsischen und friesischen Stamme; nur Obersachsen, die Gegenden der Saale und des oberen Main sind früher stark von Slaven besetzt worden. Sind auch die slavischen Gebiete allmählich durch die Deutschen grossenteils zurückgewonnen und bis auf einige Kreise germanisiert, so ist gleichwohl der Unterschied des ganzen Kulturbildes, das die Landesoberfläche darbietet, noch keineswegs vollständig verwischt. Im Westen des Niederrhein endlich, nach dem heutigen Frankreich hin, wohnte von jeher ein Mischlingsvolk von Galliern und Germanen.

Wir werden demnach das gesamte deutsche Tiefland in der Art betrachten, dass wir es nach den drei Gürteln in der vorhin bezeichneten Reihenfolge uns vergegenwärtigen, und zwar von Osten her beginnend.

Der Gebirgssaum des Norddeutschen Tieflandes.

Gebirge bilden den südlichen Saum des Norddeutschen Tieflandes vom äussersten Südosten des Deutschen Reiches bis zum Westen Belgiens, von den Vorhöhen der Karpaten bis zu den Absenkungen der Ardennen; sie bestehen aus den Gebirgsstrichen und kurzen nördlichen Abdachungen der Sudeten und des Erzgebirges, aus dem Hügellande, das von der Saale bis zu den Weserketten gleich einem Gürtel nördlich den Harz umgiebt, und aus den Rändern der nördlich von dem mitteldeutschen Gebirgskamme gelegenen

Berglandschaften, auf die wir schon früher unseren Blick gerichtet haben.

Dies Gebiet gehört somit grösstenteils noch nicht zu dem eigentlichen Tieflande, ist vielmehr dessen hoher Grenzrand und wird daher von uns absichtlich in Kürze als sein Gebirgssaum bezeichnet. Wie die Abdachung des Landes und der Lauf der meisten Gewässer nach Norden geht, so sind, entsprechend der Oberflächengestaltung ihrer Heimat, die Interessen der Bevölkerung der nördlichen Seite fast ausschliesslich an das anliegende deutsche Tiefland gewiesen. Wo Beziehungen nach dem Süden stattfinden, da sind sie gewöhnlich durch gewisse örtliche Bedürfnisse bedingt oder durch die staatlichen Verhältnisse und die neuesten Veränderungen der Verkehrswege herbeigeführt worden. Nur ein Teil, der südöstlichste Zug der Sudeten, das Gesenke, neigt hauptsächlich dem Süden zu und ist politisch mit ihm verbunden; indes wird er des Zusammenhanges wegen in die hier folgende Darstellung des Sudetenzuges eingegliedert werden, den wir bereits auf S. 196 ff. bei der Betrachtung der Grenzränder Böhmens im allgemeinen gezeichnet haben.

* * *

Der dem Volk unbekannte Name Sudeten stammt von dem alten Geographen *Ptolemäus* und bedeutet bei ihm die Gebirge westlich der Elbe, hauptsächlich den Thüringer Wald, wird aber nach *Melanchthons* Vorgang von den Geographen für den Gebirgszug östlich des Elbdurchbruchs gebraucht, also für das Schlesisch-Lausitzer Gebirge; er ist aber nicht vollkommen scharf begrenzt, denn manche bezeichnen damit nur die Berge östlich vom Bober.

Der Vereinfachung wegen wollen wir hier gleichfalls den ganzen Gebirgszug unter diesem Namen zusammenfassen. Dann erhalten die Sudeten schon durch ihre Lage eine höhere Bedeutung; denn sie bilden gewissermassen die Mitte der grossen Gebirgsdiagonale Europas und hierdurch die für unseren Erdteil so wichtige Wasserscheide zwischen Elbe, Oder und Donau, also zwischen der Nord- und Ostsee und dem Schwarzen Meere, sowie für eine ansehnliche Strecke die Südwestgrenze des tiefen Osteuropa.

Dem bei weitem grössten Teile nach laufen sie zwischen Böhmen und Schlesien, nur im Norden zwischen Böhmen, der Lausitz und Sachsen und im Süden zwischen Mähren und Schlesien. Die meisten

und höchsten Gebirgszüge liegen ganz oder doch vorwiegend auf der Seite Schlesiens; selbst das Gesenke liegt fast ganz in Österreichisch-Schlesien und nur zum geringsten Teil in Mähren.

In ihren Ausbreitungs- und noch mehr in ihren Erhebungsverhältnissen nehmen sie unter den Gebirgen Deutschlands nächst den Alpen die erste Stelle ein; denn ihre Längenausdehnung füllt eine Linie von etwa 340 km, und ihre Breite wechselt zwischen 40 und 90 km, so dass sie einen Flächenraum von etwa 16000 qkm umfassen. Ihr Oberflächenbau ist in hohem Grade ausgezeichnet durch die Mächtigkeit ihrer Rücken, durch die Mannigfaltigkeit der Erhebung in Gruppen, Kämmen, Ketten, Bergebenen und einzelnen Höhen, durch die Verschiedenartigkeit und Eigentümlichkeit von nicht wenigen ihrer Gipfel, die bald in Kuppen, bald in Kegelform oder in länger gestreckten Rücken aufsteigen, ferner durch einen oft überraschend schnellen Wechsel der Böschungen von der sanftesten Wellenlinie bis zum jähesten Absturz, durch die bunte Form der Bekleidung mit dichter Waldung, mit freien Gras- und Moosflächen, mit Steingeröll und entblössten Felsmassen, sowie durch Thäler, die entweder in rauher Wildnis uns entgegenstarren oder in freundlicher Anmut uns begrüssen und immer von Wasseradern durchzogen sind. Die Gipfel stehen zwar bei weitem hinter denen der Alpen zurück, indes ragen sie doch über alle anderen deutschen Gebirge empor, und manche ihrer Erhebungen sind zwischen der oberen Donau und dem skandinavischen Gebirge zu den höchsten in Europa zu zählen. Denn im Riesengebirge misst die Schneekoppe 1600 m über der Ostsee, das Hohe Rad 1509 m und im Mährischen Gesenke der Altvater oder Mährische Schneeberg 1490 m. Ausser ihnen erhebt sich eine nicht geringe Zahl von Punkten zu 1350 bis 1400 m. Dazu kommt, dass die Erhebung auf der nördlichen Seite oft steil und ohne viele Vorberge aus den anliegenden Ebenen erfolgt, wodurch hier von Schlesien aus das Gebirge mehrfach noch bedeutender erscheint, als es wirklich schon ist. Dieses plötzliche und steile Ansteigen aus dem Vorland ist an den Sudeten besonders bemerkenswert und hat seinen Grund in dem Absinken des Landes auf einem grossen Teile seiner Nordgrenze.

Obwohl die lange Gebirgskette leicht einförmig werden könnte, wird die Gleichartigkeit doch gar nicht selten unterbrochen, und tiefe Einschnitte, dann und wann eine stärkere Beugung und

Zerdehnung in der Streichungslinie oder eine Gruppenbildung, die aus dieser hervortritt, bringen an verschiedenen Stellen einen sehr merklichen Wechsel in den Erhebungsverhältnissen hervor.

Wenn die Sudeten schon durch diese Eigentümlichkeiten unter den deutschen Gebirgen eine nicht ungewöhnliche Beachtung zu wecken geeignet sind, so erhöht sich diese durch die Mannigfaltigkeit ihrer Bekleidung, vorzüglich aber auch durch die Belebung und Kultur, die von der zahlreichen Bevölkerung ausgeht. Letztere zählt sogar hier und da, z. B. in einem Teile des Riesengebirges und in der Waldenburger Gegend, zu den dichtesten Deutschlands. Sie findet ihre Beschäftigung und nährt sich durch die Erzeugnisse von Wiese und Wald oder durch eine Gewerbthätigkeit, die teils mit den Bodenschätzen in Zusammenhang steht, teils künstlich und wandelbar ist, wie wir später noch näher erörtern werden.

So wie die Sudeten im Südosten durch eine breite Niederung von den Karpaten getrennt werden, ebenso lassen sich unter Berücksichtigung des verschiedenen Gepräges von Gebirge und Bergland sowie mehrerer tief einschneidender Thalsohlen naturgemäss auch innerhalb eine Anzahl Abschnitte unterscheiden.

Wir beginnen im Südosten mit den mährisch-schlesischen Sudeten, den Sudeten im engeren Sinne oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, dem Mährischen Gesenke (*Jesenik* = Eschengebirge). Durch das bunte Wiesen- und Ackerthal der March wird es südwestlich und südlich, durch die Bodensenkung längs der unteren Betschwa, eines Nebenflusses der March, südöstlich, durch das Thal der oberen Oder östlich und durch deren ansehnlichen Nebenfluss, die Oppa, grossenteils nördlich begrenzt; nur westlich fehlt ein Grenzfluss.

Das Gesenke gehört in seinen südlichen Abschnitten zu Mähren, im inneren Kerne zu Österreichisch-Schlesien und nur in den äussersten nördlichen und nordöstlichen Ausläufern und Abdachungen zu Preussisch-Schlesien. In seiner Ausdehnung (75×75 km) zeichnet es sich vor der Mehrzahl der übrigen Hauptteile der Sudeten keineswegs aus, dagegen steht es in der Erhebung unmittelbar hinter den erhabensten Kuppen und Rücken des Riesengebirges, allerdings nur in seiner nordwestlichen Hälfte. Die südöstliche Hälfte dagegen, auch das Niedere Gesenke genannt, kann eigentlich nur als eine Zusammensetzung und Anhäufung von niedrigen Bergen und wellen-

förmigen Flächen gelten, die in der Regel eine Höhe von 400 bis 600 m über dem Meere erreichen und nur äusserst wenige höhere Punkte aufzuweisen haben, z. B. den 760 m hohen Sonnenberg südwestlich von Troppau. Es stellt eine hier und da bewaldete, weit mehr jedoch bebaute Berglandschaft dar, die in den meisten Beziehungen mit dem Unterharz verglichen werden kann, zu den gangbarsten Teilen der Sudeten gehört und von Strassen aller Art durchzogen wird.

Diese Abflachung und der Mangel eines Kammes haben unstreitig mit dazu beigetragen, dass dort die Sudeten, die sonst in ihrer ganzen Ausdehnung Schlesien von Böhmen und Mähren trennen, fast niemals eine Landesgrenze gebildet haben. Ein Saum von Schlesien reicht südlich hinüber, und Bezirke, die gegenwärtig noch zu Österreich gehören, liegen nördlich, auf der Seite des preussischen Schlesien. Es könnte fast scheinen, als ob hier der innere Bau einflussreicher gewesen sei als die plastische Gestaltung; denn die staatliche Abgrenzung entspricht ungefähr der Umgrenzung des grossen mährischen Grauwackengebietes.

Noch einflussreicher für die geschichtliche Entwicklung erwies sich der Abschluss des Gesenkes im Osten. Hier flacht es sich nämlich zwischen der Oppa und dem obersten Laufe der Oder so ab, dass letztere an ihm entlang mit Leichtigkeit ihren Weg nach Norden verfolgen kann, gerade so wie die benachbarte Absenkung der Vorkarpaten für die Weichsel, die dort etwa 15 km entfernt mit der Oder parallel fliesst, Raum zu bequemem Weiterlaufe gewährt. Da sich nun die Ebenen von Schlesien und Polen an jenes Gebiet der Oder und Weichsel anschliessen, unmittelbar südlich dagegen im Thale der March das Mährische Becken zur Donau und gegen Wien hin sich öffnet, so war von der Natur selbst eine weite und lange Strasse zwischen dem Süden und Norden, zwischen Wien und der Ostsee angebahnt. Sie entspricht in vielen Punkten der Burgundischen Pforte und ist ebenso wie diese durch das Anstauen der jüngeren (karpatischen) Falten gegen das sudetische Altgebirge entstanden.

Diese Mährische Pforte zwischen Oder und Weichsel öffnete den Verkehrs- und Handelszügen von Süden her den natürlichsten und kürzesten Weg nach Norden; die Öffnung selbst war für die Verbindung hinlänglich bequem, und so konnte es nicht fehlen, dass

sie von alten Zeiten her durch Völker- und Handelszüge belebt und eins der merkwürdigsten Völker- und Verkehrsthore des ganzen Donau-, Oder- und Weichselgebietes wurde. Hier zogen von *Carnuntum,* gewissermassen dem Wien der Römer, und dann von *Vindobona* aus (vgl. S. 185) römische Kaufleute längs der March ins Weichsel- und Oderland und handelten nordische Waren ein; insbesondere holten sie aus den fernen Küstengegenden des Baltischen Meeres eine Ware, die noch heute für Wien nicht unwichtig ist, den Bernstein. Dieser alte Verkehr, seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorhanden und später wohl nie ganz unterbrochen, veranlasste höchst wahrscheinlich die Anlage einer Reihe jetzt verschwundener Ortschaften, über deren Dasein uns die Angaben der Alten und die daselbst aufgefundenen Altertümer Zeugnis geben.*)

Hauptsächlich wurde in dieser Richtung der Verkehr belebt und gesichert, seitdem die Deutschen Ritter im Mündungsgebiete der Weichsel ihren merkwürdigen Ordensstaat begründeten. Da zogen ihnen, wie aus den meisten anderen deutschen Ländern, so auch von der Donau, aus Österreich und von Wien her zu frommer Hilfe Fürsten und Ritter herbei. Beispielsweise unternahm Herzog Leopold (1377) mit vielen tapferen Rittern und einem glänzenden Gefolge von Wien aus eine der sogenannten Preussenfahrten auf jenem Wege, und in den Tagen des dritten, vierten und fünften Albrecht im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wurden die Wallfahrten und Kreuzfahrten von Wien nach Preussen so häufig, dass sie nicht nur in den Chroniken, sondern auch in den Wiener Spruchdichtern jener Zeit eine stehende Rubrik bilden. Wien trat in vielfache Handelsbeziehungen mit dem Norden und unterhielt einen besonders lebhaften Verkehr mit Breslau, Krakau, Warschau und anderen schlesischen und polnischen Städten.

Damals machte sich dieser Verbindungsweg recht geltend und erwies sich segenbringend, indem er dazu beitrug, dass sich Deutschland in jener Richtung mehr abrundete. Im Nordosten hatte sich durch den Orden die deutsche Herrschaft ausgebreitet; Bruchstücke des deutschen Volkes und deutscher Herrschaft waren im ganzen slavischen Odergebiete weit bis zur Quelle hinauf zerstreut, und

*) Vergleiche die anziehende Schilderung bei *Partsch,* Schlesien.

Deutsche reichten die March hinauf, die Oder hinab ihren Brüdern im Norden die Hand.

Durch die Mährische Pforte drängten Völker, die während der römischen Kaiserzeit in den nördlich gelegenen Ländern sassen und uns von den Römern als Quaden, Markomannen, Sarmaten u. s. w. genannt werden, nach den unteren March- und den Donaugegenden bei Wien, und später im dreizehnten Jahrhundert zogen mongolische Horden, im siebzehnten Jahrhundert schwedische (Torstenson 1642 und wieder 1644 schwedische Parteigänger) und später polnische, im achtzehnten preussische, im neunzehnten Jahrhundert russische Heerhaufen dort nach Süden, die einen zu Hilfe, die anderen zu Bedrängung und Gefährdung. Olmütz, in dessen Nähe 1241 eine berühmte Mongolenschlacht geschlagen wurde, hat vorzugsweise zur Bewachung dieser Haupteinbruchstelle seine Befestigung erhalten, sowie auf der nördlichen Seite des Gesenkes Kosel und Neisse gegen südliche Feinde teilweise eine gleiche Bestimmung bekamen. Zum Schutze des österreichischen Staates gegen etwaige von Nordosten her kommende Gefahren ist auch Krakau in eine Festung ersten Ranges umgestaltet worden.

Ganz natürlich wurde die hier in Rede stehende Naturbahn wegen ihrer hohen Bedeutung frühzeitig durch Anlegung von Handels-, Heer- und Kunststrassen unterstützt, welche die Verbindung des March- und Donauthales mit Schlesien, Polen und der Ostsee vermittelten. Auch eine Wasserstrasse zwischen dem Norden und Süden war ebendort in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Aussicht genommen. Wie nämlich Kaiser Karl VI. auf der entgegengesetzten Seite Mährens mittels eines Moldau-Kanals die Donau mit der Elbe verbinden wollte, so beabsichtigte er hier durch die Mährische Pforte mittels eines March-Kanals den Zusammenhang der Donau mit der Oder herzustellen.

Gegenwärtig bekundet sich die Wichtigkeit der Pforte dadurch, dass die von Wien ausgehende Kaiser Ferdinands-Nordbahn über die Abflachung des Gesenkes hinwegläuft und, in den anstossenden nördlichen Ebenen angelangt, sich alsbald in drei Äste spaltet, die nach Breslau, Warschau und Krakau verlaufen. Andererseits verzweigt sich die von Breslau kommende Eisenbahn in Oderberg dreifach: nach Wien, nach Krakau und durch den Jablunka-Pass nach Ungarn.

Abweichend ausgebildet ist das nordwestliche oder Hohe Gesenke, das jenseits der von der March über Sternberg, Freudenthal und Jägerndorf an die Oppa führenden Strasse beginnt. Es erhebt sich zu einer viel bedeutenderen Höhe und bildet drei durch tiefe Thaleinschnitte und Gebirgsspalten voneinander gesonderte Hochmassen, die ausserdem von mehreren anderen sehr ansehnlichen Erhebungen umgeben sind. Sie ziehen sich von Nord nach Süd und gipfeln in dem Altvater, nach dessen Namen zuweilen auch der ganze Gebirgszug genannt wird.

Die Rücken dieser Hochmassen sind meist kammartig und streichen öfters in mehreren Zügen. Weder sie, noch selbst ihre Gipfel fallen durch kühne und eindrucksvolle Bildung auf, vielmehr sind sie meist lang gedehnt und flach gewölbt. Durch ihre Höhe zeichnen sie sich sehr aus; so steigt der Gipfel des Altvaters 1490 m empor, und ausser ihm noch eine grosse Reihe von Kuppen über 1300 m: der Kepernikstein oder Glaserberg (1424 m), die Hohe Heide (1464 m), die Hochschar (1351 m), der Fuhrmannsstein (1377 m), der Grosse Hirschkamm (1366 m) u. a.

Diese höchsten Punkte, sowie überhaupt die höchsten Kämme des Gebirges sind baum- und strauchlos, und auch die Krummholzkiefer (*pinus pumilio*) kommt hier ebensowenig vor wie im Hochlande der Grafschaft Glatz, während sie in den Beskiden und im Riesengebirge auf Höhen angetroffen wird, die das Gesenke sogar noch überragen; dagegen trifft man auf ihnen noch reichen Gras- und Mooswuchs. Die Seiten der Kämme deckt häufig dichter Wald, und in den tiefen, dunkeln, zum Teile wildromantischen Thälern und Schluchten, desgleichen an ihren hier und da schroffen Hängen findet sich ein überaus üppiger Pflanzenwuchs, genährt von brausenden Wasserstürzen, so dass das Gebirge in mehreren seiner inneren Bezirke noch eine wilde Ursprünglichkeit an sich trägt. Doch auch unerquickliche Streifen, bestehend aus weitgedehnten Moorflächen, besonders zwischen der Oppa und der Neisser Biele, fehlen nicht. Zahllose Rieseln und Bergbäche eilen auf beiden Seiten des Gebirges den Thalgründen zu, treiben mit ihrer jungen Thatkraft überall Mühlen und Eisenhämmer und senden ihre Wasser nach Südwesten mittels der March und Donau dem Schwarzen Meere, auf der Nordseite durch die Oppa, Biele und Oder dem Baltischen Meere zu. Diese Thäler enthalten fast die einzigen Punkte, die an den von Berg-

gewässern vielfach zerrissenen und tief ausgespülten Berghalden das anstehende Gestein, Glimmerschiefer und Gneis, zeigen, und verdienen deshalb die Beachtung des Geognosten, des Botanikers und in noch höherem Grade, wegen ihrer entzückenden Einblicke, des Malers.

Unter den Bergen der Nordseite zeichnen sich mehrere, die nicht mehr dem Gneisgebiete angehören, durch eine eigentümliche und gefällige Form aus, vor allen die Bischofskoppe (886 m), die durch ihren schönen, glockenförmig gerundeten Gipfel und ihren steilen Abfall zum Thale von der oberschlesischen Ebene her sofort die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auch können sie, was den Genuss köstlicher Aussichten anbelangt, neben mehreren der vorhin genannten Gipfel, besonders dem Keperníkstein, als Glanzpunkte der Sudeten namhaft gemacht werden; wir erwähnen besonders die nördlich von der Bischofskoppe gelegene, noch höhere Kuppe bei Zuckmantel und ferner die Nesselkoppe oder den Falkenberg (964 m), der mit dem Hirschbadkamm (992 m) bei Freiwaldau zusammenhängt.

Zwischen diesen vorgelagerten Bergen und den Kämmen der Hochmassen wird der Wanderer mehr als einmal durch anmutige und belebte Thallandschaften erfreut, insbesondere wird er das Thal von Freiwaldau sehr anziehend finden. Hauptsächlich verdankt es einen grossen Teil seines Zaubers der kuppelartig gegipfelten, ausgebuchteten Hochschar, die am nordwestlichen Ende in das Thal unmittelbar hineinragt, weithin nach Schlesien sichtbar ist und mit ihren schroffen Abhängen den Schneegruben des Riesengebirges ähnelt.

Einen viel mehr ausgebreiteten Ruf als durch ihre landschaftlichen Reize (denn das Gesenke ist von Reisenden aus der Ferne auch heute noch verhältnismässig nur wenig besucht und bleibt bis jetzt der verlassenste und am wenigsten beachtete und bekannte Teil der Sudeten) hat diese Gegend erlangt durch die Verwertung einer anderen Gabe, die ihr die Natur in vorzüglicher Güte geschenkt hat. Denn nachdem der einfache, aber mit einem seltenen Talente zur Erkennung der Krankheiten begabte Landmann *Vincenz Priessnitz* († 1851) die kalten Quellen des Hirschbadkammes zur Heilung verschiedener körperlicher Übel anzuwenden begonnen und in der Kolonie Gräfenberg eine Kaltwasserheilanstalt errichtet hatte (1826),

erlangte der Ort bereits nach wenigen Jahren Weltruf, und aus allen Weltgegenden eilten Kranke in ihrem Wasserenthusiasmus dem Thale von Freiwaldau und dem an ihm sich erhebenden Gräfenberg zu. Ähnlich wie heute in dem durch Pfarrer *Kneipp* aufgeblühten Wörishofen entwickelte sich in einer abgelegenen Gegend nicht selten ein eigentümlich zusammengesetztes und buntes Bild von Gesichtstypen und Trachten; freilich hat dieser Ort, seitdem in Deutschland zahlreiche Kaltwasserheilanstalten entstanden sind, an Besuchern wesentlich verloren.

Erwägen wir schliesslich in dem Hochteile des Gesenkes die Bedeutung des Oberflächenbaues für Verbindung oder Scheidung der anliegenden Länder, so finden wir, dass infolge der Hochrücken der einzelnen Gebirgsstöcke die Übergänge ausschliesslich auf die hindurchgehenden engen Thäler beschränkt oder auf deren Ränder verwiesen sind. Bei der hierdurch bewirkten Verminderung der fahrbaren Verkehrswege erhält natürlich jede Strasse eine erhöhte Bedeutung. Es kommen vorzüglich drei Strassen in Betracht: 1. die oben schon genannte Strasse von der March über Sternberg und Freudenthal nach Jägerndorf, jetzt teilweise ersetzt durch die von Olmütz über Kriegsdorf, Freudenthal nach Jägerndorf und Ziegenhals führende Eisenbahn; 2. die Strasse von Hohenstadt, also von der Olmütz-Prager Bahn her über Goldenstein und Freiwaldau nach Zuckmantel und Ziegenhals, jetzt Eisenbahn, und 3. die die beiden ersteren verbindende Strasse von Freudenthal über Engelsberg, Würbenthal und Herrmannstadt nach Zuckmantel und Ziegenhals, jetzt durch die bis Würbenthal im Oppathale verlaufende Eisenbahn teilweise ersetzt.

An den Hochteil des schlesisch-mährischen Gebirges schliesst sich mittels des Wetzsteinkammes der südöstlichste Teil des Glatzer Gebirges an. Dieses ist ein Kesselgebirgsland, dessen Umwallung jedoch mit der politischen Abgrenzung der Grafschaft Glatz nicht genau übereinstimmt, indem ein kleiner Teil desselben nicht zur Grafschaft gehört und andererseits in ihr einige Striche Böhmens liegen. Der Glatzer Kessel wird von kettenartigen Randgebirgen eingeschlossen, unter denen auf der Ostseite besonders der Hauptzug des Eulengebirges (1014 m), auf der Westseite die böhmischen Kämme mit der nordwestlich anliegenden Hohen Mense (1083 m) hervorzuheben sind. Sie sind vielfach durch Einsattelungen, dann und wann auch

durch sehr tief hinabreichende Einschnitte gegliedert, spalten sich an einigen Stellen auf nicht geringe Strecken in mehrere Kämme und sammeln sich an den entgegengesetzten Enden zu Gebirgsgruppen: im Südosten zu der bis 1420 m aufsteigenden Gruppe des Glatzer Schneeberges und im Nordwesten zu dem scharf begrenzten, bis 750 m aufsteigenden Sandsteinplateau der Heuscheuer; mit den aus ihm hervorragenden drei Spitzen, der Kleinen Heuscheuer (877 m), der Grossen Heuscheuer (921 m) und dem Spiegelberge (910 m), ferner durch seine wundersamen Formen, die der aus demselben Gesteine bestehenden Sächsischen Schweiz ähnlich sind, sowie durch die nur wenige Stunden entfernten zerrissenen Felsenlabyrinthe von Weckelsdorf und Adersbach lockt es viele Besucher an. Dagegen besteht das schmale südliche und nördliche Ende des Ländchens aus hochflächenartigen Erhebungen, die sich an die Ausläufer und Verzweigungen jener Randgebirge oder an diese unmittelbar anlehnen.

Da die Grafschaft Glatz weit nach Böhmen hinein vorgestreckt ist, so kann man sie als ein mittleres Hochland zwischen Schlesien, Böhmen und Mähren und somit als ein Durchgangsland betrachten, das mit seinen Pässen von Wartha und Reinerz, Braunau und Mittelwalde nicht nur für die Kriegsgeschichte, sondern auch für Handel und Verkehr eine höhere Beachtung beansprucht. Wenn Friedrich der Grosse im Frieden zu Hubertusburg 1763 ganz besonderen Wert auf den Besitz der Grafschaft legte, so stand dies mit den eben erwähnten Punkten in engster Verbindung. Für ihn war jetzt Schlesien nicht mehr so bedroht, er selbst aber war von dieser Warte aus leichter im stande, die Unternehmungen nach Böhmen hineinzuspielen und Böhmen und Mähren zu bedrohen.

Im Inneren dieser anziehenden Gebirgslandschaft findet fast von allen Seiten ein mehr oder weniger stufenartiges Absinken des Geländes nach dem Thale des Hauptflusses, der Neisse, statt. Zwar erscheint die Thalfläche von gewissen niedrigen Standpunkten aus gesehen wenig belebt und von geringer Abwechslung; aber ein ganz anderer Anblick voll Wechsel und Leben bietet sich dar, wenn man einen höheren Standort, etwa an den Abhängen der westlichen und östlichen Einschlussmauern, betritt. Hier zeigt sich dem überraschten Auge so recht eine Haupteigentümlichkeit des Glatzer Ländchens in den oft tief eingeschnittenen und weit nach dem Inneren des Ge-

birges hinein entwickelten Flussthälern mit ihren langgestreckten, luftigen und freundlichen Dörfern von häufig absonderlichem Hausbau, geschmückt durch zahlreiche Obstgärten und grössere und kleinere Gruppen von Waldbäumen. Diese Mannigfaltigkeit und Anmut und der Wasserreichtum giebt dem Glatzer Berglande Vorzüge vor dem grössten Teile der übrigen Sudeten, ja sie kann in dieser Beziehung getrost den am reichsten von der Natur ausgestatteten Gegenden Deutschlands ausserhalb der Alpen an die Seite gestellt werden.

Das Verbindungsglied zwischen dem Glatzer Bergland und dem Riesengebirge ist das Waldenburger Mittelgebirge, das sich von der Weistritz bis zum oberen Bober ausbreitet. Verglichen mit jenen beiden, erscheint es wie eine Einsenkung des Sudetenzuges, denn seine Höhen bleiben sämtlich unter 940 m und haben keinen sehr merklichen Zusammenhang untereinander, vielmehr trifft man zwischen ihnen oft Einschnitte von beträchtlicher Tiefe. Das Gebirge entbehrt demnach hier eines grossartigen Charakters; doch ist die Form der Berge, da bei ihrer Bildung der Porphyr eine Rolle spielt, teils gefällig, teils scharf umrissen und durch ein kühnes Ansteigen zu verhältnismässig schmalen Kuppen mit steiler Böschung von den benachbarten Kämmen unterschieden.

Nicht minder sind diesen Gegenden, wenn auch hier und da enge Felsengründe sich hinabsenken, doch auch freie und weite Thäler eigentümlich, so dass fast überall leichte Zugänglichkeit stattfindet, welche die Anlage vieler, zum Teile vortrefflicher Strassen und von jeher den Verkehr zwischen Schlesien und Böhmen (vgl. S. 222 ff.) begünstigt hat. Auch jetzt noch fehlt es hier und da nicht an stattlichen Wäldern, und rings um diese, oft bis zum Gipfel hinauf, wird der Anbau einer regen, arbeitsamen Bevölkerung sichtbar. Als der eigentliche Sitz schlesischer Gebirgsindustrie, die sich weit in das tiefere Vorland erstreckt und deshalb später noch Gegenstand unserer Betrachtung sein wird, ist dieser Gebirgsabschnitt eine der belebtesten deutschen Gebirgsgegenden. Dieses Leben wird in den Sommermonaten noch vermehrt durch die Anziehungskraft der Badeörter und Heilquellen Salzbrunn, Altwasser und Charlottenbrunn, zu denen im Gesenke Karlsbrunn, Hinewieder und Gräfenberg, im Glatzer Berglande Landeck, Langenau, Reinerz und Kudowa und im Riesen- und Isergebirge Warmbrunn, Johannisbad, Flinsberg und



Fig. 79. Das Waldenburger Porphyrgebirge. (Von Bahnhof Dittersbach gesehen.) *Aus Partsch, Schlesien. I. Teil.*

Liebwerda kommen. Aber auch ohne Heilquellen wirkt die reine Wald- und Höhenluft auf die Gesundung, davon ist besonders die von *Dr. Brehmer* angelegte Kuranstalt Görbersdorf Zeuge, in deren staub- und bakterienfreier Luft viele Lungenkranke genesen.

Hoch ragt im Westen des Waldenburger Berglandes in ernster Erhabenheit das sagenreiche Riesengebirge empor. Seine kahlen Felsenkegel und die aus unzähligen riesigen Granitblöcken bestehenden, wild durcheinander geworfenen Trümmerhaufen seiner höchsten Erhebungen; seine überaus tief eingerissenen Spalten und eingesenkten Thalgründe, in welche Bäche und Flüsse hinabstürzen, oder in denen der Schnee sogar liegen bleibt (Grosse und Kleine Schneegrube); seine teilweise senkrecht vom höchsten Grate des Gebirgsrückens 160 bis 320 m steil abfallenden Felswände, an deren Fusse mehr oder weniger grosse, mit Wasser gefüllte Buchten wunderbare kleine Hochseen bilden; sein in der Schneekoppe bis zu 1600 m sich erhebender Kamm, auf dem hier nackte, dort mit Gras, Heide oder dunkelm, am Boden hinkriechendem Knieholze bewachsene Striche mit gewaltigen Moorgründen und Sumpfwiesen abwechseln; ferner die vielen auf den Kämmen und an den Abhängen zerstreut umherliegenden Häuser von Hochgebirgsform (Bauden) mit ihrem Viehstande, den Sennhütten der Alpen ähnlich; endlich die auf der Nordseite fast unmittelbar an der Wurzel des Gebirges beinahe kreisförmig eingetieften Thalbecken, z. B. das Hirschberger Becken bei Warmbrunn und Schmiedeberg, deren Lieblichkeit im anziehenden Gegensatze zu den Moränenblöcken und sonstigen Spuren früherer Gletscher steht — alles dieses erinnert bei weitem am meisten unter den deutschen Mittelgebirgen an die Alpen, von deren Gestaltung es verwitterte Trümmer und Überreste aufweist.

Etwa 30 km zieht es sich, hier und da mit seinen ausgedehnten südwestlichen Verzweigungen 30 bis 40 km breit, in einem festgeschlossenen Kamme hin. Nördlich liegt ihm das im ganzen rauhe und unfreundliche, wald- und sumpfbedeckte Isergebirge an, das jenem in seinen höchsten Erhebungen, der Tafelfichte (1123 m) und dem Hinterberg (1126 m), bedeutend an Höhe und an eigentümlichem Gepräge nachsteht. Beide Gebirge bilden eine ununterbrochene Scheidewand (vgl. S. 222), selbst für Wind und Wetter; und den plötzlich daherbrausenden Stürmen, den unvermittelt aufbrauenden Nebeln verdankt ja die Gegend der Koppe die Sage

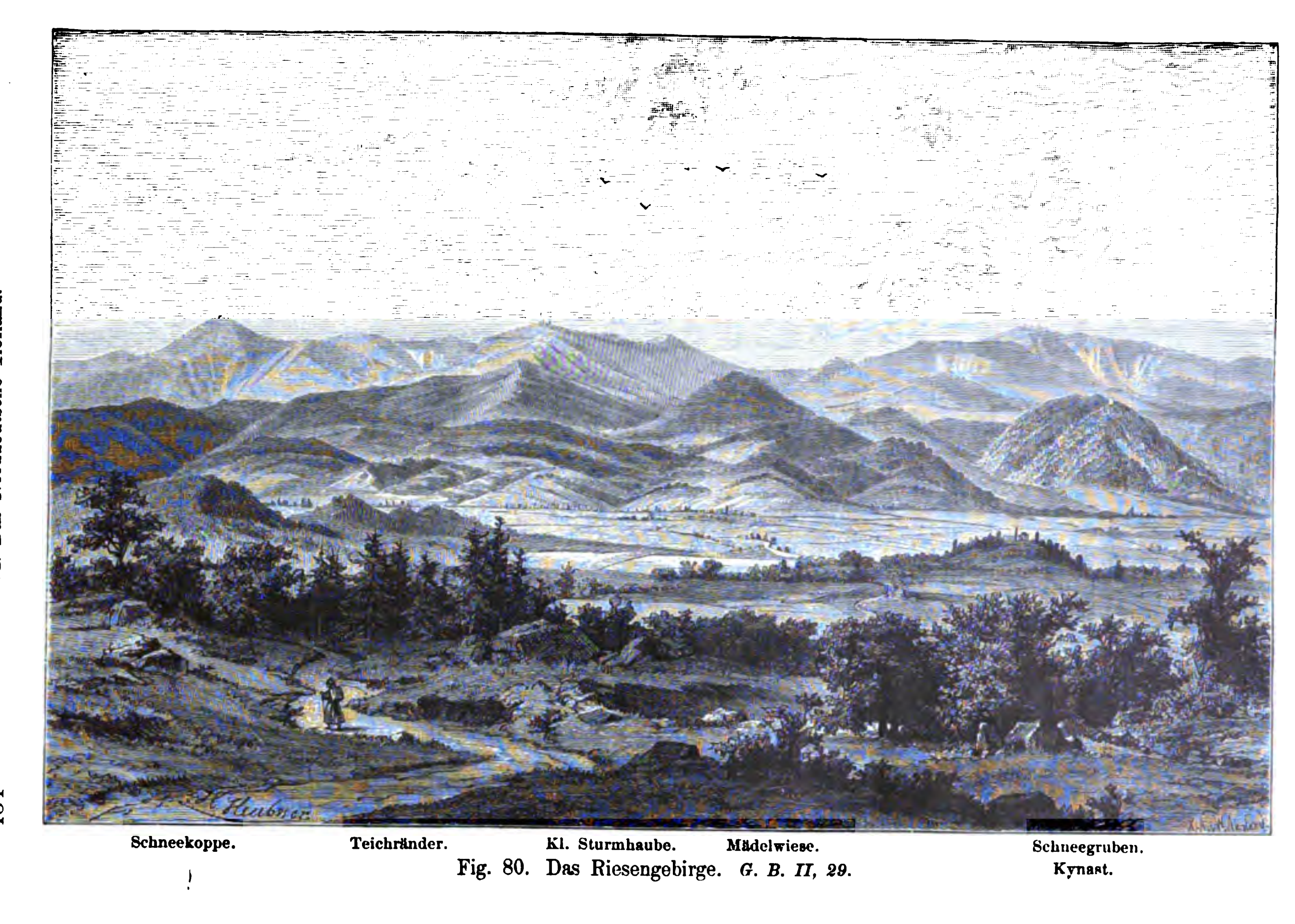


Fig. 80. Das Riesengebirge. *G. B. II, 29.*

von dem boshaften oder neckischen Geiste *Rübezahl,* dem Herrn der Berge.

Dagegen ist das Ende des ganzen Sudetenzuges, das durch die Lausitzer Neisse vom Isergebirge geschiedene Lausitzer Gebirge, das ausser dem höchsten Punkte seines Hauptteiles, dem Jeschkenberge (1013 m), immer noch unter 1000 m zurückbleibt, auch in seiner zusammenhängenderen Hälfte von Unterbrechungen nicht frei. Es wird zu beiden Seiten von ausgedehnten Berg- und Hügellandschaften umgeben, deren Berghaufen durch wellenförmige Einsenkungen voneinander geschieden werden, und somit kann das Lausitzer Gebirge nur als ein unregelmässiges Berg- und Hügelland gelten. Auf die Einwirkung dieses Baues und auf die Bedeutung des Neisselaufes hinsichtlich des menschlichen Verkehrs ist bereits bei der Betrachtung Böhmens hingewiesen (S. 220).

Den Übergang zum Erzgebirge bildet das Elbsandsteingebirge oder die Sächsische Schweiz, die sich von Tetschen bis unterhalb Pirna erstreckt und mit dem Erzgebirge ein richtiges Abrasionsgebirge darstellt. Nach dem Rückzuge des die Unebenheiten abschleifenden Meeres hat sich diese grosse Landscholle nicht wieder gefaltet, sondern ist, wie wir sie vor uns sehen, das Erzeugnis des nagenden Wassers. Während sich die gegenseitige Höhenlage von Nordböhmen und Sachsen zu einander verschob, sägte sich die Elbe in die Sandsteinmasse ein, und die Nebenthäler mussten mit ihr Schritt halten und ihr Bett ebenfalls tiefer legen. Das Wasser konnte also verhältnismässig wenig an den Gehängen arbeiten, die Ufer bröckelten im Vergleiche zur Tieferlegung des Thales wenig nach, und so entstanden die tiefen, cañonartigen Felsschluchten, die in Verbindung mit der quaderförmigen Absonderung des Sandsteins der Gegend ihren eigenen Reiz verleihen. Härtere Schichten bleiben stehen, weichere werden weggespült; wo nur eine Wurzel oder Thongalle dem Wasser den Eintritt erleichtert, da frisst es sich weiter und schafft die wunderbarsten Felsgebilde. Eigentliche Berge sind dann noch durch Aufschüttung vulkanischer Massen entstanden, darunter der höchste Berg der Sächsischen Schweiz, der Grosse Winterberg (551 m).

* * *



Fig. 81. Der Fürstensteiner Grund bei Salzbrunn. *Aus Partsch, Landeskunde der Provinz Schlesien.*

Vor den Gebirgssaum treten hier und da einzelne Bergkuppen, wie die Landeskrone bei Görlitz und der Zobten bei Schweidnitz, oder Hügelreihen, und die Ebenen schneiden nicht scharf gegen das Bergland ab. Daraus können wir schon entnehmen, dass die den Gebirgen zunächst liegenden Gegenden des Tieflandes keineswegs einförmig sind; sie zeigen vielmehr nicht selten ein anziehendes Naturbild voll Mannigfaltigkeit, dessen wohlthuender Eindruck in der Regel durch grosse Fruchtbarkeit und reichen Anbau noch erhöht wird. Hier am Fusse des Hügel- und Berglandes oder nicht weit davon liegen jene ergiebigen Landschaften mit schwerem Boden ausgebreitet, die den Schlammablagerungen der hier träger werdenden Flüsse ihre Beschaffenheit verdanken, z. B. die Magdeburger Börde. Selbst wo die Erhebungsformen sich nicht sehr ändern, wechseln auf der welligen Oberfläche oft Feld, Wald und Wiese in malerischer Weise parkartig miteinander ab. Bisweilen verbindet sich mit diesem Bilde heiterer Anmut der Eindruck des Feierlichen. Dies ist der Fall, wenn, wie auf der Nordseite der Sudeten, die höchsten Gipfel und Gebirgsrücken der Ebene recht nahe gerückt sind und das Flachland sich in weitgezogenen Bogen und Buchten schmeichelnd an das Gebirge anlegt oder wohl gar hineinzieht. Gegenden wie die von Neisse, Frankenstein, Reichenbach, Striegau, Liegnitz, auch Görlitz und Bautzen, sind von einem so feierlichen und zugleich lachenden Charakter, dass sie auch auf ein durch Naturschönheiten weniger entzündbares Gemüt erheiternd und erhebend wirken. Und im Westen des Gebirgsrandes erwähnen wir vor anderen das alte Braunschweig, zwischen sanften, waldbedeckten Hügeln an der Oker und der grossen ostwestlichen Handelsstrasse gelegen, und Hildesheim. Letzteres ist durch kunstsinnige Bischöfe zu einem Vororte der romanischen Kunst geworden und zeigt ausserdem noch prachtvolle Erkerbauten mit Holzschnitzereien, wie sie nur am Rande eines Waldgebirges in solcher Fülle entstehen konnten. (Fig. 82.)

In anderer Weise erfreuen uns jene grossenteils von Hügelland umgebenen Thalkessel, in denen ansehnliche Flüsse in ruhigem Laufe segenspendend durch das Flachland dahinfliessen, nachdem sie sich aus den höheren Stufenlandschaften durch enge Felsengassen mühsam durchgearbeitet haben. Da ist vor allen die von sanften Höhen umzogene, mit Landhäusern, Schlössern, Weinbergen und freundlichen Dörfern reich geschmückte Gegend von Dresden. Sie zeichnet sich



„Tempelhaus", 1547 erbaut. „Wedekindsches Haus."
Rolandsbrunnen, 1540.

Fig. 82. Der Marktplatz in Hildesheim.

Aus Oehlmann, Landeskunde von Braunschweig und Hannover.

in nicht geringem Masse durch eine Lieblichkeit aus, die überall etwas Ruhiges, Offenes, Freundliches behält, und ist dadurch geeignet, den vollen Frieden, der über sie ausgebreitet erscheint, auch in unser Gemüt zu senken; aber andererseits ist sie ein sehr beachtenswerter politisch-militärischer Mittelpunkt, gleich wichtig für die benachbarten Ebenen wie für das Gebirge, für Sachsen, Brandenburg, Böhmen und die Lausitz. Eine alte Residenzstadt kunstliebender Fürsten, ist Dresden mit schönen Bauwerken geschmückt, zu deren reicher Verzierung nicht wenig der naheliegende bildsame Sandstein beigetragen hat. Ebenso erfreut uns im Westen Deutschlands, im innersten Tieflandbusen des Niederrhein, die Gegend von Bonn, die im Angesichte des Siebengebirges durch ihre Nachbarschaft fast noch teilnimmt an dem Gebiete des engen mittleren Rheinthals. Und schliesslich sehen wir die wechselvolle, durch Industrie überaus belebte Thalmulde von Lüttich, durch welche die Maas dem Flachlande zueilt, nachdem sie von Namur aus ihren Lauf durch Gegenden zurückgelegt hat, die mit den Naturschönheiten des Mittelrhein und der unteren Mosel wetteifern.

Ausser diesen landschaftlichen Schönheiten geniessen wir fast im ganzen Gebiete des Gebirgssaumes den Anblick einer mannigfachen Betriebsamkeit, die sich teils unmittelbar, teils mittelbar auf die Gaben des Gebirges stützt. Zwischen dem Riesengebirge und dem Glatzer Kessel, zwischen den Städten Landeshut, Freiburg, Waldenburg und Glatz ist eine breite Gebirgsmulde von etwa 660 qkm mit Steinkohlenformation ausgefüllt, in der besonders die seit dem sechzehnten Jahrhundert bekannten Kohlengruben von Waldenburg wegen ihrer Wichtigkeit Erwähnung verdienen. Bei weitem bedeutender aber sind die oberschlesischen Steinkohlenflöze in den Bergrevieren von Beuthen, Kattowitz, Königshütte, Tarnowitz, Nikolai und Ratibor, die an Ausbeute die von Niederschlesien um das Vierfache übersteigen und in Preussen nur durch die Steinkohlenlager des Ruhrgebiets übertroffen werden. Hier wie dort wachsen, besonders seitdem man in der Nähe auch Eisen gefunden hat, die Städte mit amerikanischer Geschwindigkeit. Der Reichtum dieses Gebietes an Kohlen ist für die östlichen Provinzen und ihre Industrie von grosser Bedeutung. Im Bezirke des Oberbergamtes Breslau wurden 1898 fast 27 Millionen Tonnen Steinkohlen im Werte von 163 Millionen Mark gefördert.

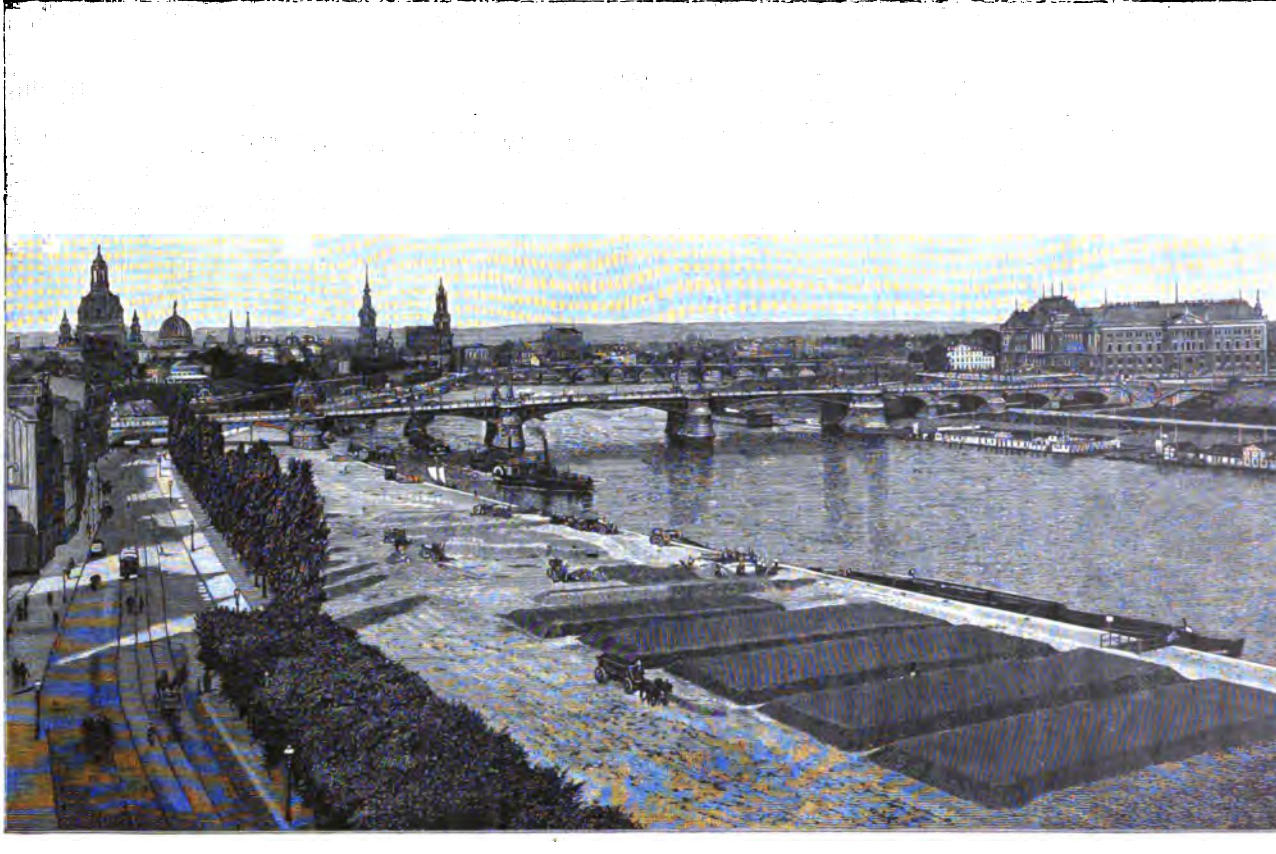


Fig. 83. Dresden.

Und ebenso ruht auch auf den Hängen des Erzgebirges ein reicher Segen, und hier wie dort gewinnt eine zahlreiche Bevölkerung ihren Unterhalt durch die Förderung und Aufbereitung der unterirdischen Schätze. Den Erzen haben manche Orte, wie Freiberg, Annaberg, Schneeberg, Marienberg und Altenberg, mehr oder weniger ihre Entstehung und ihr Gedeihen zu verdanken; ausser den Silberminen liefert die Förderung von Kupfer, Blei, Kobalt, Nickel, Arsen, Zinn und Eisen nennenswerte Erträge. Im Bergamtsbetriebe des Königreichs Sachsen sind, obwohl er sehr nachgelassen hat, noch 30000 Arbeiter beschäftigt, allerdings nicht nur im Erzbau, sondern auch in den Kohlengruben. Denn ausser diesem metallischen Bodenreichtum finden wir hier auch ergiebige Steinkohlen- und Braunkohlenflöze, von denen die ersteren in den beiden Becken von Zwickau und Lugau, sowie im Plauenschen Grunde, die letzteren um Grimma, Oschatz, Bautzen und Zittau abgebaut werden. Das Königreich Sachsen erzeugte in seinen Kohlenrevieren 1897 über $4^1/_2$ Millionen Tonnen Steinkohlen und über eine Million Tonnen Braunkohlen.

Die oben erwähnten Silberbergwerke werden insbesondere in der Umgegend von Freiberg etwa seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, bei Annaberg und Schneeberg seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ausgebeutet. Der Gewinn, den die silberhaltigen Erze Freibergs liefern, ist bei weitem nicht mehr so beträchtlich wie in der zweiten Hälfte des Mittelalters, wo Deutschland wegen seines Reichtums an edlen Metallen als das Dorado der Europäer galt; vielmehr geht die sächsische Silbergewinnung ihrem Ende rasch entgegen, während Preussen 1898 noch 43 Tonnen Silbererze förderte und 292000 kg durch Verhüttung gewann.

In den Jahrhunderten aber, als die edlen Metalle einen weit höheren Wert hatten, haben sie für nicht wenige Orte den Grund zu einer höheren Bedeutung gelegt, und ihre Einwirkung ist weit über den Gebirgssaum hinaus bemerkbar geworden; haben doch hierdurch unternehmende Fürsten sich die Mittel zu ihrer Besitz- und Machtvergrösserung, zur Gründung, Befestigung und Verschönerung von Städten verschafft. Die erzgebirgischen Deutschen aber wurden ein Bergmannsvolk für die ganze Erde und brachten deutsche Ausdrücke in alle Sprachen der Welt: Worte wie „Schlamm“ und „Hornblende“ finden wir selbst im Spanischen wieder.

Auch ist die im Jahre 1765 gestiftete Bergakademie zu Freiberg, deren Ruf hauptsächlich der grosse Mineraloge *Werner* († 1817) gehoben und befestigt hat, die hohe Schule für die ganze Welt geworden, und fast überall findet man Zöglinge der Freiberger Bergakademie (zu ihnen gehörten u. a. *A. v. Humboldt* und *Theodor Körner*) als Beamte. Dass sich aber Freiberg einen Weltruf erwarb, ist grossenteils der verhältnismässigen Armut der Erzgänge bei grosser Zahl derselben zuzuschreiben: alle Mittel der bergmännischen Kunst und Wissenschaft mussten aufgeboten werden, damit man unter solchen Umständen bestehen konnte, und so bietet der trefflich eingerichtete Silberbergbau im Verein mit einem grossartigen Hüttenbetriebe nirgends eine so gute Gelegenheit zur praktischen Ausbildung wie hier. Somit hat das erzgebirgische Sachsen vorzugsweise zu dem Verdienste und Ruhme Deutschlands beigetragen, die Heimat des wissenschaftlich betriebenen Bergbaues zu sein. Die Goldgruben der Neuen Welt in Peru und Mexiko mussten durch deutsche Bergleute eröffnet werden, und ebenso sind die reichen Gold- und Erzgruben im Ural und Altai, in Japan und Ostindien durch deutsche Bergleute entdeckt oder erst wahrhaft aufgeschlossen worden.

Wir haben aber unsere Aufmerksamkeit noch auf einen anderen Zweig menschlicher Thätigkeit zu richten, die sich an und auf den Gehängen der Sudeten und des Erzgebirges entwickelt hat, auf die weit verbreitete Textil-Industrie, die teils durch die Kargheit des Bodens und durch den Holz- und Wasserreichtum der Gegend, teils durch die Genügsamkeit und Heimatsliebe der Bewohner geweckt oder gefördert worden ist.

Wenn man die Ränder des Riesen- und Eulengebirges, die Lausitz und das Erzgebirge bereist, so findet man die inneren Thalgründe und die Thalöffnungen von oft stundenlangen Dörfern gefüllt, deren heitere, lichtfarbige Häuser mit ihrem eigentümlichen Bau und ihren zierlichen Blumengärtchen angenehm überraschen und vorteilhaft gegen die Lehmwohnungen der slavischen Gebiete abstechen, ja, die sich durch ihr freundliches, echt ländliches Aussehen vor vielen Dörfern des westlichen und südlichen Deutschland auszeichnen. Freilich ist der Ackerbau nicht allein im stande, die starke Bevölkerung zu ernähren; dafür haben sich überall das Spinnrad und der Webstuhl eingebürgert, die dem Arbeiter einen allerdings nur höchst kärglichen Verdienst sichern. Diese Beschäftigungen

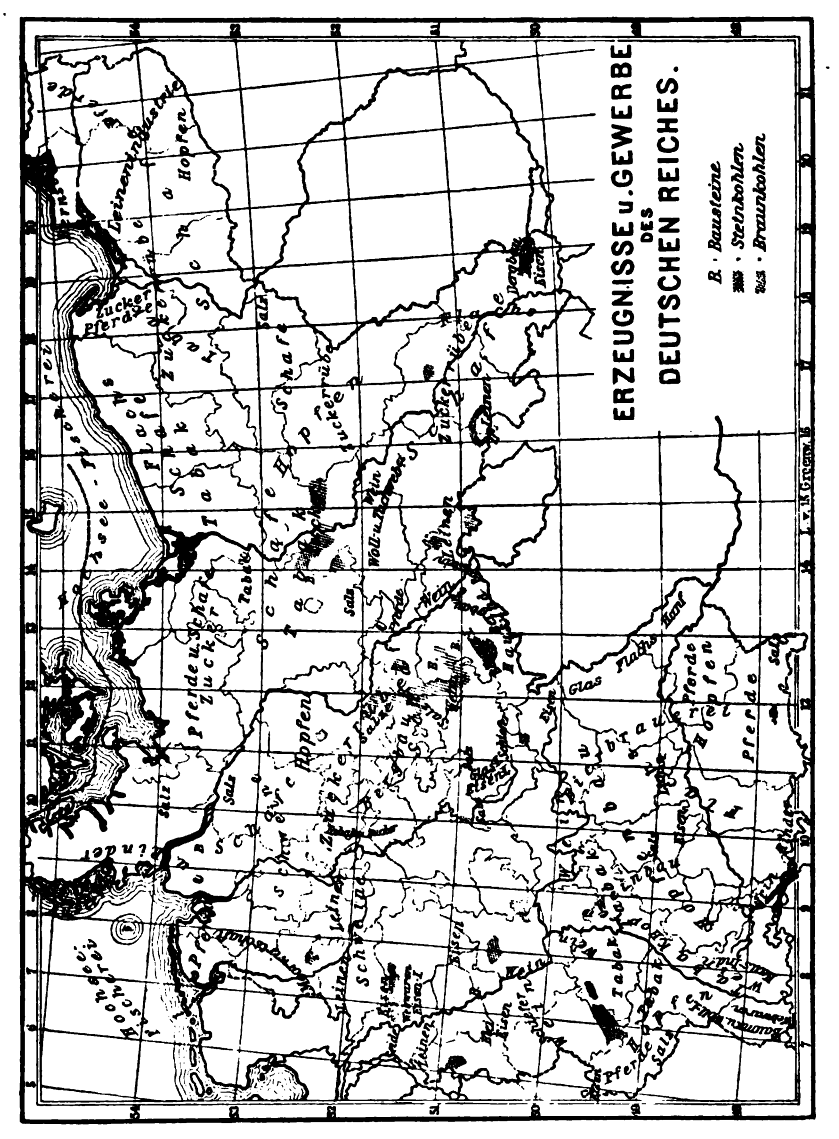


Fig. 84. Deutschlands Erzeugnisse und Gewerbe.

und der Handel mit ihren Erzeugnissen haben die Ansammlung einer zahlreichen Bevölkerung herbeigeführt, haben die Dörfer gross gemacht und die Kaufherren und Fabrikanten bereichert, die ihre grossartigen Webereien vorzugsweise in den Bezirken von Reichenbach, Waldenburg, Landeshut und Hirschberg, ihre Flachsspinnereien in Landeshut, Erdmannsdorf, Freiburg und Waldenburg, ihre Baumwollspinnereien in Langenbielau angelegt haben. Die besseren Tage sind für den kleinen Mann, der mit seiner Handarbeit gegen jene grossartigen Fabrikanlagen und ihre Maschinen ohnmächtig ankämpft, längst vorüber, und man muss an neue Erwerbszweige denken.

Diesen Weg hat schon seit längerer Zeit die Bevölkerung der noch ziemlich fruchtbaren Oberlausitz eingeschlagen, und auch im Erzgebirge, wo der dürftige Boden der höheren Gegenden die Bevölkerung nur kümmerlich ernährt, ist einer mannigfaltigen Gewerbthätigkeit eine Stätte bereitet. Dadurch, in Verbindung mit dem früher erwähnten Berg- und Hüttenwesen, ist dieses Bergland trotz seiner Rauheit und Unfruchtbarkeit zu einem der volkreichsten in Deutschland umgeschaffen. Je nach den verschiedenen Gebieten nährt sich hier die Bevölkerung — bei der allzu starken Kopfzahl leider nicht mehr ausreichend — mit bestimmten Industriezweigen, mit Strohflechten, Spinnen, Wirken, Spitzenklöppeln (besonders in der Gegend von Annaberg und Eibenstock), mit Verfertigung von Spielwaren, Uhren und Musikinstrumenten. Sie ist fleissig und anstellig, sowie überaus genügsam bei Frohsinn und Liebe zur Reinlichkeit; nirgends findet man bei gleicher Armut eine so grosse Sauberkeit wie hier.

In diesen Industriebezirken des Königreichs Sachsen, wo sich allein fast 200000 Menschen selbstthätig mit Weberei und Spinnerei beschäftigen, und wo die Bevölkerung zu mehr als 200 auf einem Quadratkilometer ansteigt, herrscht eine rege Gewerbthätigkeit nicht allein in den zahllosen kleineren Ortschaften, sondern sie verdichtet sich hauptsächlich in einer Anzahl bedeutender Fabrik- und Handelsstädte, wie in Freiberg, Zwickau, Chemnitz, Glauchau, Meerane, Crimmitschau, Reichenbach, Plauen und Annaberg. Sie liegen alle, wie Dresden, in der ersten bequemen Thalweitung eines vom Gebirge herabkommenden Flusses. Infolge dieses Gewerbfleisses ist Sachsen auch das Land der Handelsschulen und gewerblichen Fachschulen geworden.

Es kann im ersten Augenblick auffallen, dass solch magere Gegenden nicht selten eine viel stärkere Bevölkerung haben als fruchtbare und gut bewirtschaftete Landstriche, ja manchmal an Übervölkerung leiden. Doch die Ursache liegt nahe. Grosse Bodenfruchtbarkeit hat vorherrschend die Bewohner zum Landbau veranlasst, der eine Übervölkerung zu bewirken nicht geeignet ist. In den weniger fruchtbaren Strichen dagegen hat sich in der Regel eine industrielle Bevölkerung ausgebildet und sehr stark vermehrt; immer weiter zogen sich die Menschen ins Gebirge aufwärts, kamen schliesslich an die Grenze der Bewohnbarkeit und mussten sich hier, da ein Ausweichen nicht möglich war und die Heimatsliebe ein Auswandern nicht zuliess, übermässig ansammeln.

* * *

Verfolgen wir den das norddeutsche Tiefland begrenzenden Gebirgssaum weiter nach Nordwesten, so deutet auch hier das Aussehen gar mancher Gegend und die Beschäftigung der Bevölkerung auf die nahen Beziehungen zu den Schätzen des Bodens. So hat man bei Grimma, Halle, Weissenfels, Zeitz, Merseburg, in mehreren Gegenden Braunschweigs und anderwärts mit grossem Gewinne Braunkohlen abgebaut, die jetzt, seit man sie durch Dörren und Pressen zu Briketts verarbeitet, sehr in Aufnahme gekommen sind (die Provinz Sachsen erzeugte 1898 fast 14 Millionen Tonnen Braunkohlen); die Schwelkohlen wurden bereits erwähnt (S. 385); die Steinkohlenlager von Wettin und Löbejün nördlich von Halle versorgten früher reichlich die Umgegend und namentlich die Hüttenwerke im nahen Mansfeldischen, sind aber grossenteils bereits fertig abgebaut; Formsand für Giessereien, ausserdem feuerfester und anderer Thon findet sich nördlich von Halle, wo er zuerst zu porösen Steinen verarbeitet wurde; ebenda gräbt man auch Porzellanerde, die aus Porphyr entstanden ist, und brennt sie teilweise in den Fabriken von Dölau und Lettin. Namentlich ist aber hier die Erde reich an Salz, das als Sole in Schönebeck, Elmen, Dürrenberg, Artern, Erfurt und Halle hervorquillt und ausserdem in Erfurt, Leopoldshall, Stassfurt und Douglashall bei Westeregeln als Steinsalz bergmännisch gewonnen wird. Durch die Nebenerzeugnisse der Salzgewinnung sind allmählich verschiedenartige Industriezweige in grosser Zahl veranlasst und zu erfreulicher Blüte entfaltet worden.

Unter den Bergwerken verdient das seit 1856 in Betrieb gesetzte zu Stassfurt besonderer Erwähnung, denn hier fand man zuerst Kalisalze. Grosse chemische Fabriken sind hier in Betrieb, und die Gewinnung von Kalisalzen ist so bedeutend, dass von Stassfurt aus ein grosser Teil Europas mit diesem trefflichen Düngstoffe versehen wird. Die Provinz Sachsen lieferte 1898 378000 Tonnen (= 4 Millionen Mark) Salz und 1300000 Tonnen (= 18 Millionen Mark) Kalisalze.

Zahlreich sind übrigens die über die ganze norddeutsche Ebene verbreiteten Salzquellen, von denen freilich manche, weil sie zu wenig ergiebig sind, nicht mehr benutzt werden. Preussen erzeugte durch Bergbau 1898 1800000 Tonnen Salz, davon 330000 Tonnen Steinsalz, und ausserdem 286000 Tonnen Kochsalz aus Salinen.

Der Boden der Thäler und Ebenen, die sich zwischen den Hügelzügen des zuletzt behandelten Gebietes ausdehnen, ist fast überall mit Sand- und Lehmbildungen des Diluviums bedeckt; doch ist hierbei noch der Umstand beherzigenswert, dass diese Decke wegen der höheren Lage nur in geringer Mächtigkeit auftritt, dass also sehr häufig die dem festen Gezimmer des Landes angehörenden Bodenschichten an der Bildung der Ackerkrume Anteil nehmen konnten. Die hierdurch entstandene günstige Bodenmischung hat dies Gebiet zu den reichsten Kornländern Deutschlands gemacht. In den letzten Jahrzehnten hat daselbst der Anbau der Rüben ausserordentlich zugenommen, so dass, wenn man etwa von Braunschweig und Wolfenbüttel nach Magdeburg und Halle reist, auf der ganzen Strecke fast überall die hohen Schornsteine der Zuckerfabriken sichtbar werden. Jedenfalls hat die Beschaffung eines billigen Düngstoffes aus den mächtigen Kalisalzlagern von Stassfurt diesem Kulturzweige einen gewaltigen Aufschwung gegeben.

Die einschlägigen Verhältnisse westlich vom Harz sind des besseren Zusammenhanges wegen an mehreren Stellen bereits früher in Kürze dargelegt worden. Wir wollen hier nur noch hinzufügen, dass eine Anzahl Orte und Gegenden des Gebirgssaumes auch in kriegsgeschichtlicher Beziehung unsere Berücksichtigung verdienen. Denn insofern sie in den Öffnungen des Gebirges und am Eingang in das weite Tiefland liegen, hat man dieses mittels Entscheidung durch die Waffen zu verteidigen und zu retten oder zu erkämpfen, auch wohl einen Weg in und durch die nahen Gebirgsgegenden zu

erstreiten gesucht. Dem bereits am Thalkessel von Dresden angeführten Beispiele werden wir andere bei einem späteren Rückblick über das norddeutsche Tiefland anschliessen.

Der Küstensaum des Norddeutschen Tieflandes.

Der Küstensaum liegt dem Gebirgssaum im Westen viel näher als im Osten und entfernt sich immer mehr von ihm, da die Ostseeküste eine andere Richtung hat als die Nordseeküste. Aber nicht bloss in Beziehung auf die Richtung unterscheidet sich der nordöstliche Küstensaum von dem westlichen, sondern auch in Beziehung auf die Beschaffenheit der Gestadegegenden und die damit zusammenhängenden Umbildungen durch die See; und diese bedingen wiederum zusammen mit der Weltstellung der beiden Meere die Eigentümlichkeiten der Entwicklung der Bevölkerungen, sowie den Grad der Einwirkung auf sonstige menschliche Verhältnisse.

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten zuerst die Ostsee im ganzen und im Vergleiche mit anderen Mittelmeeren. Unstreitig unterscheidet sie sich von den letzteren durch die eigentümliche Beschaffenheit ihrer Küsten. Bei den Einsturzbecken des Roten, des Adriatischen und des ganzen Mittelmeeres sind die Gestade entweder unmittelbar oder in nur geringer Entfernung von mächtigen Gebirgen oder Hochländern umschlossen, die meist ihre jähen Abhänge dem Meere zuwenden; anders bei der flachen Mulde der Ostsee, deren Küsten wir weder durch grosse Erhebungen noch auf weite Strecken hin durch kühne und rauhe Klippen ausgezeichnet finden. Zwar zeigen sich solche hier und da, doch bilden sie immer nur die Ausnahme von der an der Uferlinie herrschenden Regel. Die Skandinavische Halbinsel hat allerdings Hochlandschaften und Gebirgszüge von beträchtlicher Höhe, die eine scharf gezeichnete, leicht erkennbare Grenze bilden; allein zu ihrem höchsten Kamme findet nur von Westen, von der Nordsee her ein plötzliches und steiles Aufsteigen statt, während von der östlichen, baltischen Seite die Küste nur allmählich in verschiedenen, aufeinander folgenden Stufen ansteigt. Selbst die Klippen, Inseln, Inselchen und Felsenmauern, die der schwedischen Küste vorgelagert sind, haben keine Höhe von irgend welcher Bedeutung, obwohl zugegeben werden muss, dass sie

das Meer in buntem Wechsel zu langen, schmalen Armen, breiten Kesseln, Becken, Golfen, Baien und Engen gestalten, die bald stillen Landseen, bald reissenden Strömen gleichen.

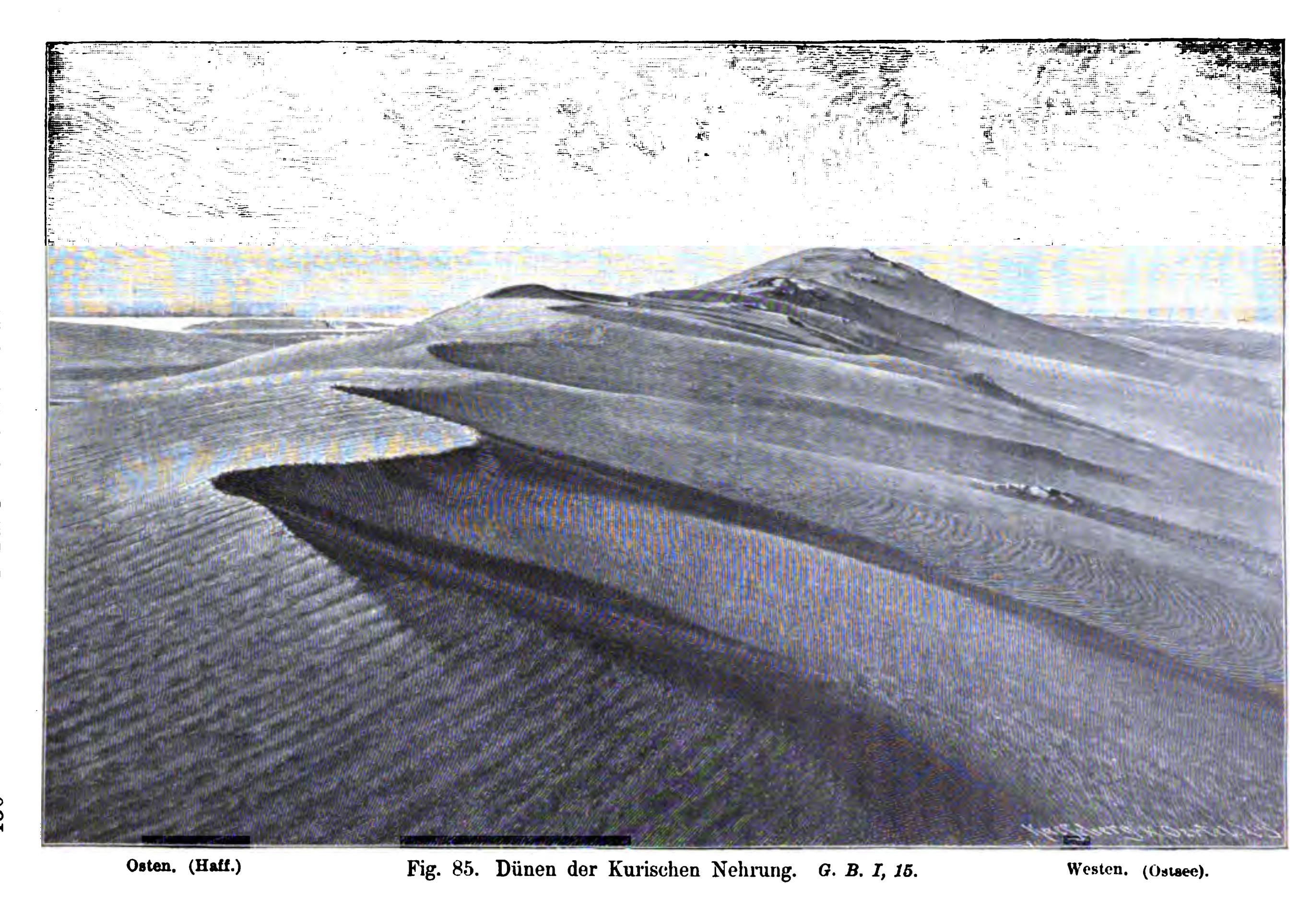
Die übrigen Teile des Baltischen Meeres im Norden und Osten sind von niedrigen, sumpfigen oder sandigen und nur durch unbedeutende Erhebungen schwach gezeichneten Küstenstrichen breit umsäumt. Auch fast seine ganze südliche oder deutsche Küste, wiewohl im allgemeinen höher als die der deutschen Nordsee, ist, abgesehen von wenigen Abschnitten, die durch ansehnliche, waldbekleidete Höhen einen landschaftlichen Reiz erhalten, eine Flachküste, und fast überall senkt sich das Land nur allmählich ins Meer. Daher ist es diesem leicht möglich, die auf seinem Grunde lagernden festen Stoffe durch die geringste Bewegung gegen die Küste hin fortzuführen und bei heftigem Schwunge, wenn die anstürmenden Wellen hoch emporbranden, noch weiter fort und noch höher hinauf zu werfen als die Wasserteilchen selbst, denn schwere Körperchen fliegen weiter als leichte. Nun wird der feine Sand mit der zurückweichenden Welle zum Teile wieder weggerissen, allein die grösseren und schwereren Gerölle bleiben meist an der Strandlinie zurück und werden durch die fortwährende Wiederholung des immer neuen Sand zuführenden Wellenschlages weiter vorgedrängt. So entsteht an der Strandlinie durch die Anhäufung dieser von dem Meer und aus dem Meer entführten Körper ein Wall von Sand mit Steinen; sind die Steine gross, so bilden sie im Meer eine Barre an der Brandungslinie; ja es giebt Stellen, wo der Gerölldamm der Küste ein auffälliges Gepräge verleiht, das hier und da durch die Beschaffenheit, Anordnung und Abschleifung der Geschiebe eine genauere Beachtung verdient, z. B. an der preussischen Küste, östlich von Pillau, auf Samland, an der Nord- und Ostküste von Rügen und an der mecklenburgischen Küste, besonders bei Doberan. Hier setzt ein auf merkwürdige Weise regelmässig geschichtetes Geröll einen Wall gegen das Meer zusammen, den sogenannten Heiligen Damm, an dem die einzelnen Steine meist so regelmässig abgeschliffen erscheinen, dass man sie für Gebilde aus Menschenhand halten könnte, und dass daher über die Entstehung dieses Dammes verschiedene Sagen im Umlaufe sind. Seine lose übereinander liegenden Gerölle bestehen aus Feuerstein (den festen Überbleibseln zerstörter Kreidefelsen), Granit, Syenit, Porphyr, Jaspis, Achat, Quarz, Feldspat u. s. w.; sie

spielen bei diesem bunten Neben- und Durcheinander in den verschiedensten Farben und fesseln auch durch die mannigfaltige Gestaltung der Geschiebe das Auge. Bei etwa 3 km Länge beträgt die Breite des Dammes bis 300 m und die Höhe über dem jetzigen Wasserstand etwa 4 m, während er sich unter dem Wasser noch bis zu 5 m tief fortsetzt. Unter dem Wasserspiegel liegende derartige Steinwälle haben den Anlass zur Sage von versunkenen Städten gegeben.

Bleibt das Wasser in seinen gewöhnlichen Grenzen, so trocknet der Sand am Meere aus und wird in diesem Zustande ein Spiel der Winde, die ihn auf der wenig geneigten Fläche des lang gedehnten Strandes fort und in die Höhe wirbeln. Sie würden ihn immer weiter landeinwärts und so weit treiben, wie sie selber gehen; da aber tritt ihnen der Uferrand mit Hindernissen entgegen. An den Gräsern, Sträuchern und anderen Unterbrechungen der ebenen Fläche prallen die vom Wind entführten Körner an und zurück und häufen sich um sie herum, dadurch zugleich den nachfliegenden Sandkörnern verstärkten Widerstand entgegensetzend. So kommt es dann, dass der vom Sturme gehobene Sand, anstatt gleichmässig weit über das Land hin verteilt zu werden, überall ganz in der Nähe des Uferrandes liegen bleibt und so das Meer mit einem langen Damme umsäumt. Diese langen Reihen von oft hohen Sandwölbungen und Sandhügeln werden Dünen genannt — das keltische Wort *dunum* = Hügel finden wir in vielen Ortsnamen, z. B. Verdun, Dünkirchen.

Die Dünen ziehen nicht nur unmittelbar an den Meeresküsten hin, sondern wiederholen sich gewöhnlich weit in das Land hinein. Denn wegen der Ungleichheit der den Flug des Sandes aufhaltenden Hindernisse und wegen der ungleichen Stärke der Luftströmungen ist jene äussere Reihe von Dünen nicht ein einförmiger Wall von gleicher Höhe, sondern vielmehr eine sandgebirgsartige Anschwellung mit Spitzen und Vertiefungen geworden. Entsprechend dem wellenförmigen Fortschreiten der Windwehen drang der Sand weiter ins Land, was ihm jedoch gewöhnlich nur auf eine kurze Strecke gelang, denn er stiess bald auf ähnliche grössere und kleinere Hindernisse, wie bei der Bildung der ersten Hügelreihe, und so entstand hinter jener ersten eine zweite Hügelreihe, eine dritte und noch mehrere landeinwärts.

Die Dünengebirge sind demnach mit Längs- und Querthälern ausgestattet und nicht selten von ansehnlicher Breite, beispielsweise



Osten. (Haff.) Westen. (Ostsee).

Fig. 85. Dünen der Kurischen Nehrung. *G. B. I, 15.*

in Holland in der Nähe von Haarlem über eine Stunde breit. Auch ihre Höhe ist bisweilen bedeutend und macht vom Meere her um so mehr Eindruck, als sie hier gewöhnlich steil, nach innen aber allmählich abfallen, entsprechend der Windbewegung auf der Luv- und Leeseite des Hindernisses. In der Regel erreichen sie 3 bis 18 m, doch steigen sie auch oft viel höher, z. B. an der preussischen Küste über 30 m, in Jütland 60 m, in Holland 12 bis 15 m und an der vorhin genannten Stelle bis 58 m.

Hier und da sprechen Anwohner ansehnlicher Dünenstriche, die Friesen und Jüten, von ihren Dünen wie von einer wunderbaren Gebirgswelt; sie weisen auf sie mit einer Teilnahme hin wie der Schweizer auf seine Alpen und Gletscher und fordern den Fremden zu ihrem Besuch auf. Dieser ist anfangs erstaunt und zu Spott geneigt über die trostlose Wüstenei, in der er nichts als mehr oder weniger unregelmässig gestaltete, kleine und grosse Sandhaufen erkennt. Allein bei wiederholter aufmerksamer Betrachtung schwindet diese anfängliche Gleichgültigkeit und Geringschätzung, und an deren Stelle tritt eine gewisse Teilnahme, öfters sogar eine Art Vorliebe, wenn auch, gemäss dem geringen Reiz, erst nach einiger Zeit. Freilich findet sich in ihrem Gebiete fast nichts als Sand von mehr oder weniger feiner Beschaffenheit, und dazu kommen als schaffende und zerstörende Gewalten Wind und Meer, die diesen Sand auftürmen und wieder niederreissen und weiterschieben; gewiss, eine sehr einfache Erscheinung im Verhältnis zu dem Hochgebirge, wo viel mehr und grössere Stoffe und Kräfte aufeinander wirken. Und doch, bei aller Einfachheit regt die Mannigfaltigkeit der Wirkungen den lebendig auffassenden und denkenden Wanderer immer wieder an und reizt ihn zur Verfolgung aller der bunten und wunderlichen Erscheinungen im einzelnen.

Da geben zur Betrachtung Anlass der innere Bau der Dünen, ihre Schichtung, ihre Höhe und ihr innerer und äusserer Böschungswinkel, die Längs- und Querthäler, die Quellen, Moräste und Seen, die in ihnen enthalten sind, die hier und da von Hügeln eingeschlossenen Flächen und wiederum die gleichförmigen, in langen Reihen aufgetürmten Sandkegel. An anderen Stellen treten uns verschiedene, durch starke Regengüsse, heftige Wirbelwinde oder ungewöhnlichen Hochgang des Meeres hervorgebrachte Gestaltungen und Formen des Geländes entgegen, die sich hier als schroffe Sandwände, Sandhöhlen,

Ebenen, dort als Pyramiden (vgl. die Dreikanter S. 416), leichtgewölbte Höhen, spitzige Gipfel, unregelmässige kleine Haufen und vielzerrissene Dämme darstellen. Auch ihre eigene Pflanzen- und Tierwelt haben die Dünen, so dass man mit Recht von Dünenwürmern, Dünenfischen, Dünenspinnen, Dünenvögeln spricht, für die der Dünensand nötig ist zur Erbauung ihrer Nester oder Höhlen, ja selbst zu ihrer Nahrung. Und wie regen die Dünen das Gemüt an! Die öden Dünen sind gar häufig die Ursprungsstätten vieler eigentümlicher Sagen und Erzählungen; sie sind wandernden Gebirgen zu vergleichen, die sich seit Jahrtausenden zu oft wiederholten Malen landeinwärts gewälzt haben; sie haben Wälder erstickt, deren gebleichte Arme noch hilfesuchend aus dem Sande herausragen; sie haben Felder, Äcker, Dörfer und Kirchen überdeckt, deren Trümmer in ihrem sandigen Schosse begraben liegen.

Bekannt ist es, dass die Dünen seit Jahrhunderten den Menschen zum Kampfe mit den Naturgewalten herausgefordert haben, den mutig aufzunehmen und auf Tod und Leben durchzukämpfen sich wohl lohnte; denn oft liegen gleich hinter den Dünen die fruchtbarsten Ackerstriche und Wiesen, die durch diesen vom Meere aufgeworfenen Damm vor dem Meere geschirmt werden. Wenn die Friesen ihren langen künstlichen Seedeich, der sich schützend an ihrem ganzen Lande hinzieht, den „goldenen Saum des Landes“ nannten, weil ihn das Volk für unschätzbar und mehr als Goldes wert hielt, so verdienen wahrlich die Dünenreihen, die sich am äussersten Rande des Festlandes und der vorliegenden flachen Inseln hinziehen, wenigstens der silberne Saum genannt zu werden; denn sie bilden die Aussenposten, gegen die die Hauptmacht des ergrimmten Ozeans zuerst anstürmt, und an denen sie sich bricht. Haben sie daher einerseits in ihrem wilden und losen Zustande verderblich auf ganze Landstriche eingewirkt, so haben sie doch andererseits da, wo der Mensch ihrer Meister geworden ist, das flache Hinterland vor dem weiteren Eindringen des Meeres geschützt.

An der Ostsee finden wir zusammenhängende Dünenreihen unmittelbar an der Küste da, wo die Gewalt der Meereswogen gross und nicht etwa durch die Gegenkraft eines einmündenden Flusses geschwächt ist. Tritt dagegen eine Meeresbucht in das Land hinein und mündet in diese ein grösserer Fluss, der durch seine Strömung und die mitgeführten Schlammmassen eine hemmende Gegenwirkung

gegen die Thätigkeit des Meeres äussert, so wird sich am äusseren Rande der Bucht eine Sandbank bilden und wird anwachsen, besonders wenn vorspringende Küstenteile ihr Anlehnung und Halt gewähren, und wenn eine Strömung den Meeresschlick etwa nach einer bestimmten Richtung schwemmt. Die Barre oder Sandbank dehnt sich allmählich zu einer Landzunge aus, schnürt den Meerbusen vom offenen Meer ab und verwandelt ihn in einen Strandsee, der von den Sinkstoffen seiner Zuflüsse nach und nach ausgefüllt werden kann, wie wir an den Pommerschen Strandseen bemerken. Steht ein solcher Binnensee mit dem Meere noch in einiger Verbindung, ist aber durch Flusswasser bereits ausgesüsst, so wird er ein Haff (*Lagune, Liman*) genannt und jene Landzunge eine Nehrung.

Unsere Ostsee hat eine Haffküste. Bildungen dieser Art kommen bei den Mündungen der Memel, des Pregel, der Weichsel und der Oder vor und sind bekannt unter dem Namen des Kurischen, Frischen, Grossen und Kleinen Haffs, der Kurischen und Frischen Nehrung, während die Nehrung des Oderhaffs in mehrere Inseln zerrissen ist. Die Benennung „Frisches Haff“ rührt von der Natur des Wassers her, das nicht salzig, sondern durch zuströmendes Flusswasser frisch, d. i. süss ist. Ob nicht auch die Halbinsel Hela oder Putziger Nehrung der Überrest oder vielmehr der Anfang einer Landzunge ist, die den Weichselwassern die Ausmündung wehren will?

Die Nehrungen enthalten natürlich auch Dünenbildung und zwar oft im grossartigsten Massstabe; ja sie stellen sogar da, wo nicht etwa die Kultur oder stärkerer Waldwuchs den wandernden Sand bezwungen hat, in ihrer ganzen Breite nichts als ein Dünengebiet vor. Dies ist der Fall in der Kurischen (Fig. 85) und in der östlichen Hälfte der Frischen Nehrung, während deren niedriger westlicher Teil vermöge der schlammigen Unterlage sehr fruchtbares Acker- und Weideland enthält.

Wo auf diesen Hügelreihen die Dünen vollständig ausgeprägt sind, da erscheinen sie von der Ferne, etwa von den Höhen bei Oliva oder Frauenburg, weithin am Horizonte wie weissglänzende Linien, die sich scharf gegen den Himmel abzeichnen. Hingegen wird man verleitet, einzelne ihrer Teile, die durch diese Farbe weniger in die Augen fallen, für nicht unergiebig zu halten; nähert man sich ihnen jedoch, so schwindet bald das trügerische Bild, das

sie von fern mit ihren dürftigen Heidekräutern, ihren dürren Schlingpflanzen und ihrem Strandhafer erzeugen; an seine Stelle tritt gar häufig der Eindruck einer trostlos wüsten Öde, wo nur Sand, Wasser und Himmel sichtbar werden, und dieser steigert sich auf unheimlich beängstigende Weise, wenn ein Sturm heranbraust. Dann erfüllt ein dichter Sandstaub die Luft, und auf den sturmgepeitschten Flächen bildet sich, wie auf einem Teiche, ein Netz von



Fig. 86. Oliva. *Aus Lullies, Landeskunde von Ost- und Westpreussen.*

feinen Wellenlinien. Dazu gesellt sich das raschelnde, sonderbar flüsternde, oft weithin wie der Accord einer Äolsharfe verhallende Zusammenschlagen der gelben dürren Halme des spärlichen Dünenrohrs, das klirrende und klingende Durcheinanderlaufen der Sandkörner und, vermengt mit diesen seltsamen Tönen, das Brausen des Windes, das Rauschen der Meereswogen, das Heranrollen und Emporspritzen des Haffwassers auf den Binsensaum des Strandes; und bei dem allem winkt nirgends die Möglichkeit naher Zuflucht auf grünes Land, denn auf der einen Seite dieser „lechzenden“ Landzungen dehnt sich die See und auf der anderen tobt das Haff — Eindrücke,

die wohl wie eine fremdartige Welt auf den mit diesen Erscheinungen nicht vertrauten Wanderer einwirken.

Ja, die Dünen, deren flüchtige Masse den Übergang vom Festlande zum Meere bildet, sind fortwährenden Veränderungen ausgesetzt, sie fluten gleich der Meereswelle, und die Dünenbildung bezeichnet eben so sehr ein Werden wie einen Zustand. Ein Werk des Windes und der Wogen, hängen sie fortwährend von beiden ab. Wühlt ein Seesturm das Meer auf, so schlägt es brandend gegen ihren steilen Abhang an und unterwäscht sie; oben aber entsteht im Seesande ein hastiges Jagen, ein wirbelndes Treiben, ein „Stiemen", wie der landesübliche Ausdruck lautet, und hinterlässt nicht minder grosse Veränderungen. Wo gestern noch ein Hügel, ist heute eine Höhlung, und wo heute noch Pflanzen ihr kümmerliches Dasein im Sande fristen, ist morgen vielleicht alles überdeckt und getötet von neuen Schichten fliegenden Meeresbodens.

In gesegneten Gegenden des Binnenlandes kennt man oder vergegenwärtigt man sich selten die furchtbare Vernichtungskraft des wandelnden Sandes, wie sie sich im Dünengebiete zeigt. Keine Zerstörung wirkt vielleicht nachhaltiger und sicherer. Wo Wald nicht schützt (und sehr viel Wald ist vor der Regierung Friedrichs des Grossen im Kriege und infolge von nachlässiger Forstwirtschaft niedergehauen worden), da feiern Wüste und Tod ihren höchsten Triumph; selbst der Wald hat der fortschreitenden Dünenversandung nicht immer widerstanden. Die fruchtbarsten Felder und Wiesen sind vom Sande verschüttet und ganze Dörfer überweht worden. In den Alpen hören wir, dass dieser oder jener Ort teilweise, ja wohl gänzlich durch einen Bergsturz oder Schlammstrom vernichtet worden sei; aber auch auf den Nehrungen zeigt man uns, wie hier Ortschaften durch die Gewalt des Sandes zerstört, ja ganz und gar verschwunden sind, und wir lesen auf Karten dieser Gegenden an verschiedenen Stellen den Vermerk: „Versandetes Dorf". So ist von vier Dörfern der Kurischen Nehrung, unter denen das Dorf Kunzen im Anfang unseres Jahrhunderts noch aus 40 Höfen bestand, gar nichts mehr zu sehen, und auf seiner Stelle nehmen in unserer Zeit die Sandhügel eine Höhe von mehr als 30 m ein.

Auch die Verbindung des Frischen Haffs mit der offenen See ist infolge von besonders heftigen Sturmfluten und Verheerungen eine wechselnde gewesen, bisweilen bestand sogar die Nehrung

wegen gleichzeitigen Vorhandenseins mehrerer Durchbrüche aus einigen Inseln. Die Wasserstrassen wurden in den ältesten Zeiten „Balgen“ genannt; der heute übliche Ausdruck „Tief“ kommt erst in Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts vor und erhielt dann schnell den Vorzug. Das älteste Tief unter den bekannteren war das bei der Ordensburg Lochstädt, später bildete sich das dem Flecken Balga gegenüberliegende sogenannte Alt-Tief. Bei Pillau waren um das Jahr 1500 mehrere Tiefe, von denen eins, das jetzige, bald nach 1525 als Fahrstrasse statt des Balgischen benutzt wurde. Vorübergehend waren in älteren und neueren Zeiten mehrere Tiefe an verschiedenen Stellen.

Es ist auffallend, dass man dem gefährlichen Umsichgreifen der Dünen jahrhundertelang ruhig zusehen konnte, ohne ernstlich an Abwehr zu denken. Und als man später Strauchzäune aufführte, erwiesen sie sich allmählich als völlig nutzlos, ja sie dienten wohl gar dazu, die Versandung zu erhöhen, denn nach Jahresfrist waren sie oft so verschüttet, dass neue Zäune oben aufgesetzt werden mussten. Viel geeigneter als diese künstlichen Schutzmittel waren die von der Natur geschaffenen, die man nach dem Vorgange der Holländer, der Meister und Muster in allen Dünen-, Deich- und Wasserbau-Angelegenheiten, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts neben jenen anzuwenden begann. Es giebt Pflanzen, die der Mensch nur planmässig zu benutzen braucht, da sie, mit dem dünnsten Sandboden zufrieden, gesellig wachsend den Sand der Dünen befestigen. Sie fangen zunächst den Flugsand mit den Blättern auf, schützen dann die hinter ihnen liegende Fläche vor dem Angriffe des Windes und geben vermöge eines feinen und vielverzweigten Wurzelwerkes der Sandmasse einen inneren Zusammenhang, und zwar um so mehr, als ihre Wurzeln so tief gehen, dass sie auch in den trockensten Sommern aus den tieferen feuchten Bodenschichten Nahrung für die Pflanze heraufziehen können.

Alle diese Eigenschaften sind vorzugsweise vereinigt bei dem Sandhalm (Dünenhalm, *Ammophila arenaria*), einer graugrünen Grasart, die sich bis zu einem halben Meter über den Boden erhebt und infolge des Körnerreichtums ihrer im August reifenden Ähren schnell vermehrt. Dazu kommt der günstige Umstand, dass diese Pflanze im Winter weder Halm noch Blätter verliert, so dass sie hierdurch auch in der Zeit der stärksten Stürme schützend wirkt.

Dabei wird sie durch Sandüberschüttungen nicht getötet, sondern vielmehr zu erhöhter Erzeugung von Seitentrieben und Schösslingen angeregt, ja sie bleibt mit so unverwüstlicher Zähigkeit in Kraft, dass eine Pflanze trotz wiederholter Überwehungen in 6 m Tiefe lebende Wurzeln haben und mit allen ihren Verzweigungen auf der Oberfläche eine Strecke von 6 qm decken kann. Hiermit sowie mit dem Strandhafer *(Elymus arenarius)*, dessen Blätter im Winter absterben, und dessen Schösslinge sich nicht so dicht an die Mutterpflanze anschliessen, wurden glückliche Versuche gemacht, bis dann endlich die Sandflächen mit Robinien (sog. Falschen Akazien), Weiden, Birken, Kiefern, Erlen und Pappeln bepflanzt werden konnten.

Wenn man bedenkt, dass es hier Schöpfungen galt, bei denen man nicht nur „auf den Sand", sondern sogar mit Sand auf Sand baute und zu gleicher Zeit mit dem Meer und einem fast ebenso beweglichen Lande zu kämpfen hatte, dass man dabei gewärtigen musste, das in Jahren fussbreit erworbene Land in einem Augenblicke wieder zu verlieren, so kann man sich kaum eine undankbarere Aufgabe denken als die Kultivierung jener unwirtlichen Hügelreihen. Und doch ist sie andererseits dankbar und befriedigend zu nennen, da es in dem mutig und standhaft fortgesetzten Kampfe mit der wilden Natur zu gelingen scheint, ihren Verheerungen ein Ende zu machen, diese rollenden Sandberge und -wogen festzulegen und sie aus schädlichen Sandwüsten in nützliche und schützende Dämme zu verwandeln. Mit einem allerdings nicht unbeträchtlichen Kostenaufwande hat man nicht nur die Frische Nehrung, den Lauf der Weichsel östlich von Danzig und mehrere Dörfer und Waldstreifen vor Versandung und Untergang gerettet, die Halbinsel Hela in ihrem Zusammenhang erhalten und dadurch die Danziger Werften gesichert, sondern auch Tausende von Hektaren Dünen bepflanzt und an ihrem Fusse mehrere hundert Hektar neues Kulturland gewonnen, die bereits ansehnliche Summen einbringen. Gewiss, auch in diesen Beziehungen des Menschen zu der feindlichen Dünennatur finden wir eine erhebende Bestätigung des Sophokleischen Wortes: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch."

Wenn auch manchmal noch hier und da an den Küsten die Dünen auf verderbliche Weise landeinwärts dringen und, lawinenartig

alles überdeckend und zerstörend, die mühsam kultivierten Äcker auf Menschenalter verderben, so haben an anderen Stellen die Haffe gar oft ähnlichen Verwüstungen vorgebeugt. Denn toben einmal die Nord- und Weststürme allzustark gegen die Nehrungen, so stürzt sich der aufgeschleuderte Sand in den Schlund jener Binnenseen, ohne den dahinterliegenden Fruchtländern Verderben zu bringen. Freilich versanden dadurch die ohnehin durch die Flussgeschiebe verflachenden Haffe und werden der Schiffahrt hinderlich; von Seeschiffen können sie wenig oder gar nicht befahren werden, während Flussschiffe bei stürmischem Wetter der grössten Gefahr ausgesetzt sind, und im Winter muss in der Regel die Haffschiffahrt fast ganz ruhen. Indes gewährt dann ein belebter Fuss- und Schlittenverkehr einigen Ersatz und hat sogar schon mehr als einmal geschichtlich wichtige Ereignisse fördern helfen; so liess der Grosse Kurfürst am 26. Januar 1679 seine Truppen auf Schlitten 52 km über das Frische Haff fahren und marschierte am 29. Januar 22 km mit ihnen über das Kurische Haff, um die Schweden zu überraschen und aus Preussen zu vertreiben. Und wer denkt nicht der unglücklichen Zeit im Januar 1807, wo Preussens Königin Luise auf der Flucht vor den Franzosen todkrank drei Tage und drei Nächte durch die Winterkälte fuhr, bald auf den Sturmwellen des Meeres, bald im Eise der Kurischen Nehrung?

Es ist erklärlich, dass die unwirtlichen Dünengegenden alles frischere Leben von sich fernhielten, und so umfasst die Ostseeküste, wenn wir die Hafenstädte und Seebäder ausnehmen, zunächst am Strande hauptsächlich nur Fischerdörfer. Sie liegen meist weit zerstreut in der armseligen Gegend, und nicht selten fehlt ihnen alle Zierde des Baumwuchses, so dass sie einen traurigen Anblick bieten. Hier und da, besonders in Mecklenburg, zeichnen sie sich jedoch durch Zierlichkeit und Sauberkeit der Häuser aus, zumal wenn ein günstiger Strand, guter Wellenschlag und eine leichte und bequeme Landverbindung die Anlage von einträglichen Badeanstalten ermöglichen. Dieser Fischerbevölkerung ist die See alles; von Jugend auf mit den Gefahren des Meeres vertraut, widmet sich fast jeder dem Beruf eines Fischers oder Seemanns, und nur ein sehr geringer Teil liegt ausschliesslich dem Ackerbau ob: dieser wird vielmehr als Nebensache betrieben, da der sandige Strand nur eine spärliche Ernte verheisst und das von den Wellen massenweise aus-

geworfene Wassermoos den tierischen Dünger doch nur unvollkommen zu ersetzen vermag.

Erwähnenswert als Eigentümlichkeit der Ostsee ist der Bernstein, der zwar auch an anderen europäischen Küsten, wie an denen der Nordsee, Dalmatiens und Siziliens, sowie auf dem Festlande in Nestern aufgefunden wird, besonders in den Kreisen Breslau, Öls und Namslau, jedoch nirgends in so besonderer Güte und in solchen fast unerschöpflichen Massen auftritt wie zwischen Stralsund und Memel, namentlich aber im Samlande. Der Bernstein ist das versteinerte Harz einer vorweltlichen Konifere und hat seit den frühesten Zeiten stets für alle Völker als Merkwürdigkeit und Kostbarkeit gegolten; vorzüglich hat er die Aufmerksamkeit der römischen Welt auf die Gestade der Ostsee gelenkt, indem besonders gallische Kaufleute sich bis dahin wagten und die Beförderung des von den Römern hochgeschätzten Schmuckes nach dem Süden unternahmen.

Viel weiter noch breitete sich sein Ruf aus, als durch den Deutschen Ritterorden das Land Preussen in das Kulturgebiet Europas hineingezogen und eine ausgiebigere Gewinnung des Bernsteins herbeigeführt worden war. Seitdem geschah es allmählich, dass nicht nur europäische Kaufleute, sondern auch Türken und Griechen, ja selbst Armenier und Perser in Danzig und Königsberg erschienen, um hier die vielbegehrte Ware an ihren Fundorten einzuhandeln. (Vgl. die Bernsteinstrassen S. 301 u. 424.) Die veränderte Lage der Handelsbeziehungen hat freilich jetzt die Absatzwege geändert, wie denn überhaupt dieser Handelszweig nicht mehr die Bedeutung hat wie in früheren Zeiten, denn die Orientalen beziehen jetzt den „Brennstein“ von Wien, Frankfurt a. M. und Leipzig. Für die kunstvollen Bernsteinarbeiten ist gegenwärtig neben Königsberg und Memel Danzig der Hauptversandplatz.

Der Bernstein findet sich hauptsächlich in einer sandigen Schicht, der „Blauen Erde“, die eine Mächtigkeit von 1 bis 6 m erreicht und nur an wenigen Stellen zu Tage tritt. Sie wird aber bei ihrem Ausstreichen unter den Wasserspiegel vom Meer abgespült; der Sand bleibt dann liegen, während der leichtere Bernstein im Wasser treibt, sich im Seetang festsetzt und bei Sturm ans Land geschwemmt wird. Darum beleben sich zu Zeiten auch sonst öde und verlassene Küstenstriche der Ostsee auf eigentümliche Weise; nach heftigen Nordweststürmen sucht man den Bernstein am Strande, oder man schöpft ihn

auf der See mit Hamen und Netzen. Seit den fünfziger Jahren gräbt man ihn auch und betreibt schliesslich auch die Bernsteinfischerei mit grossem Erfolge durch Baggern, wogegen das Tauchen mehr und mehr abkommt. Auf die Grösse der Gesamtgewinnung lässt es schliessen, dass allein bei Palmnicken jährlich 5000 Zentner Bernstein gegraben werden.

Zur Zeit des Deutschen Ordens ein den Deutschmeistern bedeutende Einkünfte abwerfendes Bergregal, das mit den grausamsten Strafen das unerlaubte Bernsteinfischen bestrafte, ist dieses Regal später an die Krone Preussens übergegangen, die aber die Bernsteingewinnung nicht für eigene Rechnung betreibt, sondern, bisher wenigstens, verpachtet hat.

Der fast überall flache Küstensaum der norddeutschen Tiefebene bietet aber ausser der Bernstein-Industrie noch eine andere, von Jahr zu Jahr sich steigernde Erwerbsquelle. Seitdem nämlich der bekannte Göttinger Physiker *Georg Chr. Lichtenberg* in einem Aufsatze: „Warum hat Deutschland noch kein öffentliches Seebad?“ (1793) der Anlage deutscher Seebäder nach dem Muster der englischen das Wort geredet hat, hat sich am Nord- und Ostseegestade eine Reihe von Seebädern entwickelt, deren Zahl noch in steter Zunahme begriffen ist. Ein fester Strand und guter Wellenschlag sind die Grundbedingungen zur Anlage eines Seebades. Vermag der mit wenigem zufriedene Strandbewohner sich nur einigermassen in die Lebensverhältnisse des Grossstädters hineinzudenken und ein Anlagekapital zusammenzubringen, um wenigstens bescheidenen Ansprüchen der Besucher gerecht zu werden, so pflegt sich die Umwandlung des ärmlichen Stranddorfes in einen mehr oder weniger prunkvoll ausgestatteten Badeort rasch zu vollziehen. Dabei ist die Beschaffenheit unserer beiden nordischen Meere wesentlich verschieden: in der stark brandenden und reich mit Salz geschwängerten Nordsee Ebbe und Flut, in der Ostsee dagegen ein nur geringer Salzgehalt bei jeglichem Fehlen der Gezeiten, dafür aber meistens prächtiger Buchenwald in der Nähe, der an der Nordsee fehlt.

Schliesslich mag eine Aufzählung der bekannteren Seebäder an der deutschen Küste hier ihre Stelle finden, wobei freilich so manche kleineren übergangen werden. Es sind von Osten angefangen an der Ostsee: Schwarzort, Kranz, Kahlberg, Zoppot, Westerplatte und Brösen bei Danzig, Stolpmünde, Rügenwaldermünde, Kolberg; Dievenow,

Misdroy, Swinemünde, Ahlbeck, Heringsdorf, Koserow und Zinnowitz, letztere auf den Inseln Wollin und Usedom, an deren in früheren Jahrhunderten durch die Wut der Wogen hart mitgenommenen Küsten nach der Erzählung des Chronisten *Helmold* (zwölftes Jahrhundert) die vom Meere verschlungenen reichen Handelsstädte Wineta und Julin einst gestanden haben sollen; ferner Zingst, Prerow, Gross-Müritz, Warnemünde, Doberan, Fulgen, Brunshaupten, Wustrow, Boltenhagen, Travemünde, Niendorf, Hafkrug, Altheikendorf und Düsternbrook bei Kiel, Borby, Glücksberg, Apenrade und Sonderburg auf Alsen, und Binz, Breege, Göhren, Lohme, Putbus, Sassnitz, Sellin, Thiessow auf Rügen; endlich am Nordseestrande: Westerland auf Sylt, Wyk auf Föhr, Wittdün und Amrum auf Amrum, Büsum, Altenbruch, Cuxhaven, Helgoland, Dangast, Wangeroog, Spiekeroog, Langeoog, Norderney, Juist und Borkum.

* * *

Einen in hohem Grade anziehenden Punkt am Küstensaume der Ostsee bildet die Insel Rügen. Auch wer Poesie an den Gestaden des Baltischen Meeres sucht, findet sie vorzugsweise auf ihr, und man hat sie deshalb nicht unpassend das „Deutsche Island“ an Sagen, Heldenthaten und Wundern genannt.

Schon die Lage Rügens ist bedeutsam; in der Nähe der deutschen Küste gelegen, ragt Deutschlands grösste Insel dort in die Ostsee hinein, wo diese durch Vorpommern, Südschweden und die dänischen Inseln eingeengt wird und dadurch die Seewege und Interessen mehrerer Staatsgebiete in engere Berührung bringt oder durchkreuzt. In nicht geringem Masse nimmt ferner die Eigentümlichkeit seiner Oberflächengestaltung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Berücksichtigen wir zunächst das Nebeneinander und das Ineinandergreifen des festen und flüssigen Elementes, so ergiebt seine grösste Längenerstreckung von Süd nach Nord 52 km und die grösste Breite 41 km, während der Umfang etwa 210 km und der Flächeninhalt etwa 900 qkm beträgt.

Daraus können wir bald entnehmen, dass die Insel mit einer reichen Gliederung ausgestattet ist. Und in der That, überblickt man sie von einem geeigneten Standorte, z. B. von dem ziemlich in ihrer Mitte gelegenen Rugard bei Bergen, „dem Auge des Landes“ (91 m), so erscheint sie in ihren Umrissen seltsam, fast spinnenartig

ausgespreizt: um den inneren Kern, das eigentliche Rügen, das etwa drei Fünftel der ganzen Fläche enthält, breiten sich allerseits Halbinseln von verschiedener Form und Grösse aus, oder es streben ihm von entlegenen breiten Endabschnitten her schmale Streifen und Spitzen zu, die mit dem Hauptteil und miteinander durch sonderbar gestaltete und überkleidete Landengen verbunden sind. In den verschiedensten Richtungen hat das Wasser diesen ins Meer getauchten Ausläufer des Baltischen Landrückens zernagt; überall trifft das Auge auf Vorsprünge und Ausläufer aller Art; tiefe und eigentümlich geformte Einschnitte im Norden und Westen, sowie weite und oft schroff ansteigende Buchten, „Bodden", im Osten bekunden die heftige und erfolgreiche Arbeit der Wogen. Auch auf den inneren Seiten legen sich an die Halbinsel und an die verbindenden Landengen Meeresbuchten und Binnenseen, die an Richtung, Umfang und Gestalt eine seltene Mannigfaltigkeit aufweisen; ja selbst der Kern ist von dergleichen Rissen und Durchlöcherungen nicht frei, so dass es auf der ganzen Insel keine Stelle giebt, die vom Meer auch nur 7 km entfernt wäre. Dazu kommt endlich, dass sich in Rügens Nähe eine Anzahl kleinerer Inseln befindet, die, teils massig, teils schmal und langgezerrt, wie losgerissene Brocken und Streifen um den zusammenhängenden Kern der Halbinsel herumliegen, gleichsam von ihm mehr oder weniger angezogen.

So tritt in der Ausdehnung Rügens ein grosser Wechsel, eine grosse Ungleichmässigkeit und Geteiltheit hervor, die sich dann und wann zu vielfacher Zersplitterung, ja fast zu völliger Zerrissenheit steigert.

Und würde das Meer steigen oder sinken, so würde sich hierin wenig ändern; denn auch in dem Oberflächenbau begegnet uns dieses eigenartige und dadurch anziehende Wesen Rügens. Es erscheint hier und da eben und flach, doch im ganzen weit mehr wellig und hügelig, an einigen Stellen sogar von einer nicht unbeträchtlichen Höhe über dem umgebenden Meere, z. B. in der Umgegend von Bergen, in der forstenreichen Granitz an der Ostseite des eigentlichen Rügen, in dem Hochlande der Halbinsel Jasmund und bei Arkona auf der Halbinsel Wittow.

Diese Erscheinungen gerade in den genannten Gegenden hängen zusammen mit der Art der Gesamterhebung Rügens, das den Rest einer sonst verborgenen Landmasse darstellt. Das Gelände steigt

durchgehends von Südwesten nach Nordosten an, und zwar nicht bloss im allgemeinen auf der ganzen Insel, sondern auch in einzelnen Teilen, wie auf der Granitz, auf Jasmund und Wittow. Daher kommen die grössten Landerhebungen im Nordosten dieser Abschnitte der Insel, wo Kreidegesteine, die sonst in Norddeutschland unter dem Diluvium begraben liegen, klippenartig hervortreten und eine hohe Steilküste bilden; daher auch, da die Küsten hier seit vielen Jahrhunderten abgespült und zerbröckelt sind, die grossartigsten Gegensätze gerade auf dieser Seite.

Der Boden ist im allgemeinen ausnehmend fruchtbar: alle Getreidearten, Gemüse und Nutzpflanzen gedeihen trefflich auf ihm. Ebenso machen prächtige Waldungen und reich bewässerte Auen einen wohlthuenden Eindruck. Auf einigen der letzteren strotzt die ganze Flur von der Fülle des kräftigsten Kräuterwuchses, der mit seinen ineinander schmelzenden Farbentönen die höchste Mannigfaltigkeit hervorruft. Bisweilen jedoch wird auf ganz unerwartete Weise dieser genussreiche Anblick unterbrochen; denn mitten hinein in den anmutigen Wechsel von Wiesen, Wäldern und ährenschwangeren Gefilden drängt sich auf einmal ein Sandstrich, oder es beginnt plötzlich in Dünenstrichen und unfruchtbaren Heiden, über die bisweilen eine grosse Zahl mächtiger erratischer Blöcke zerstreut liegt, Sand und Geröll weithin die unbestrittene Herrschaft zu üben. So ist die „Schmale Heide“, eine niedrige Landenge, durch die wie durch ein dünnes Band die Halbinsel Jasmund an das innere Rügen geknüpft wird, eine vielfach mit Seekieseln und dergleichen überdeckte Öde, auf der sich nur hin und wieder eine Hütte oder ein Baum blicken lässt, während sie zugleich als die Stätte gepriesener Bienenzucht gilt, die hellfliessenden Honig vom lieblichsten Geschmacke liefert. Ebenso ist der sichelförmige, auf beiden Seiten vom Meere bespülte Erdfaden zwischen den Vorländern Jasmund und Wittow, „die Schaabe“ (wendisch *scoba* = Klammer), ein einförmiger, unbelebter, ermüdender Dünenstreif, auf dessen Sande nur maigrüner Strandhafer, einige Salzkräuter und wenige zwerghafte Sandweiden zu finden sind, den aber im August die Sumpfheide *(Erica tetralix)* mit zartem, grün- und rosafarbenem Teppich überdeckt, eine angenehme Überraschung in dieser melancholischen Verlassenheit.

Es darf nicht wunder nehmen, wenn eine so eigenartige Gestaltung und Ausstattung der Insel sich bis auf den heutigen Tag

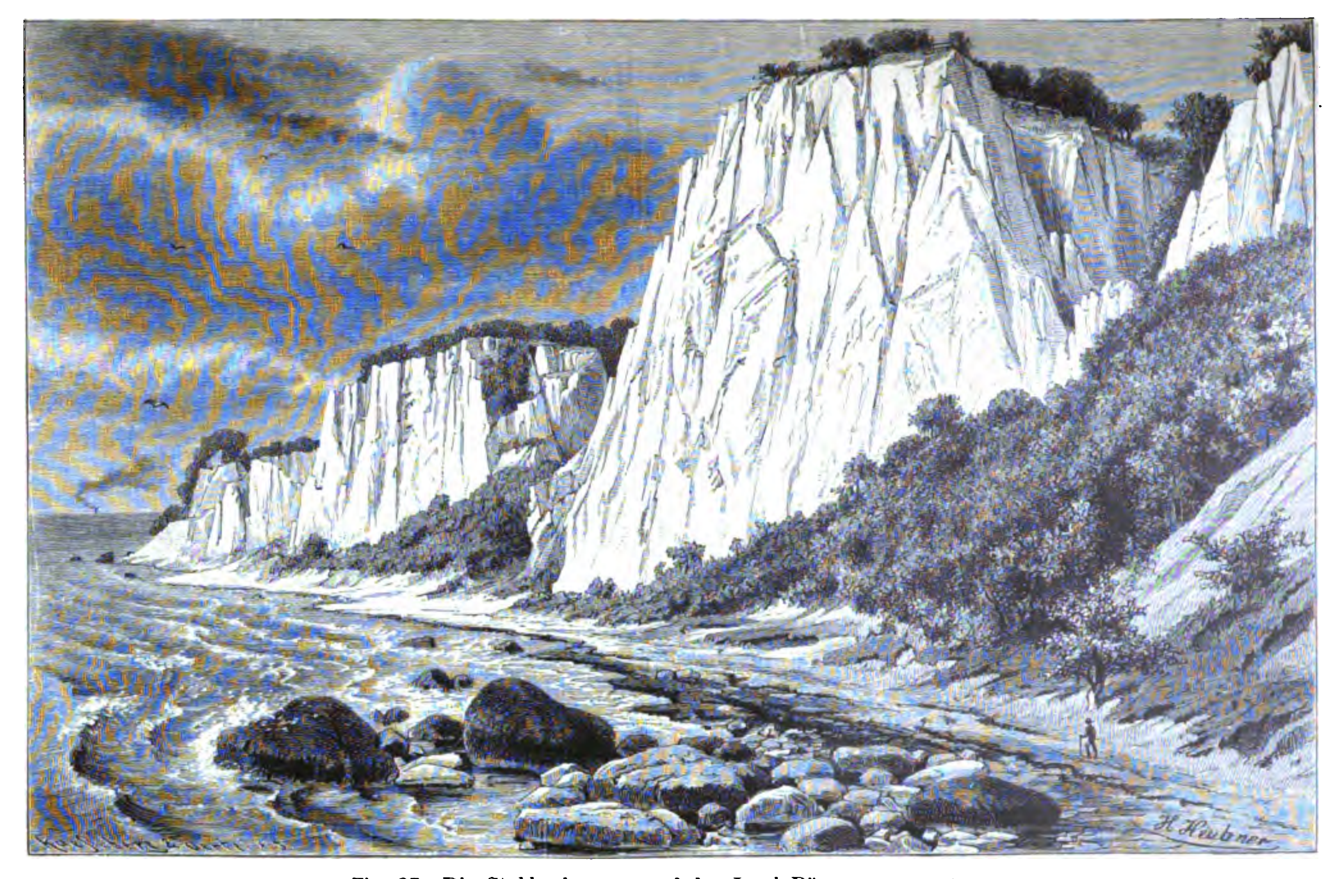


Fig. 87. Die Stubbenkammer auf der Insel Rügen. *G. B. II, 28.*

ganz unverkennbar im Volkstum, in der Lebens-, Beschäftigungs- und Anschauungsweise der Bevölkerung abspiegelt. Wie dort eine vielfache Gliederung stattfindet und die Sonderung der einzelnen Teile durch schmale, zum Teile kulturlose Übergänge vergrössert wird, ebenso wird auch im Volkstum der Rügener frühzeitig eine entschiedene Anlage zur Zersplitterung sichtbar, und die Enge und Öde der Verbindungsglieder trug dazu bei, die einmal in der Entwicklung begriffenen selbständigen Gestaltungen des Volkslebens auf den einzelnen Teilen der Insel auseinanderzuhalten. Daher kommt es z. B., dass die Bewohner der Halbinseln Mönchgut und Jasmund, der Insel Hiddensöe u. a. von ihren Heimatsbezirken so sprechen, als ob diese voneinander getrennte, unabhängige und selbständige Länder wären — kommen sie doch auch fast nur zu Schiffe auf die anderen Inselteile! Der Name Rügen gilt ihnen nicht für die gesamte Insel, sondern nur für den mittleren Teil, und wollte man ihn dem gemeinen Manne gegenüber für gewöhnlich in jener weiteren Bedeutung gebrauchen, so wäre das für ihn ein geographischer Begriff, in den er sich kaum zu finden wüsste, wenn er ihn nicht neuerdings in der Schule und von den Fremden gelernt hätte. Und allerdings, vielleicht ist auch ein grosser Teil der jetzigen Halbinseln, Mönchgut, Jasmund, Wittow, erst später durch allerlei Anschwemmungen miteinander und mit der Hauptmasse in Verbindung gesetzt worden.

Ein solches Sondertum der Bevölkerung zeigt sich auch in eigentümlichen Schattierungen der Mundart und in eigentümlicher Volkstracht, wie dies vorzüglich auf Mönchgut jetzt noch sofort in die Augen fällt, obwohl auch hier die neueste Zeit schon manchen Zug verwischt hat; in noch manch anderen Zeichen giebt sich die Neigung zum Sondertum und zwar mitunter in recht eigensinniger Weise kund. Wie kommt es nun, dass das Gesamt-Volkstum Rügens, das sich doch unverkennbar ausgeprägt daselbst bemerklich macht, der Gefahr entschlüpft ist, ganz auseinanderzufallen? Wir entdecken ja doch im deutschen Binnenlande manches kleinere oder grössere Ganze, wo eine solche Gefahr nicht überwunden wurde, vorzüglich da, wo die einzelnen Teile auf verlockende Weise in verschiedenen Richtungen leicht nach aussen hingezogen und so einander entzogen und entfremdet werden konnten!

Ein Gleiches geschah auf Rügen nicht, weil dieses reich gestaltete Land eine Insel im Meere ist. Mochte auch jener ihm

eigentümliche bunte, unruhige Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wald, Dünenland, Heideland, Sumpf und Fels auf die Natur und das Volkstum seiner Bewohner trennend einzuwirken geeignet sein — das ringsum flutende Meer fasste wieder mit starkem Arme zusammen, was zerfallen wollte, der Midgardschlange gleich, die den Erdball zusammenhält. Das Meer hat sich in Beziehung auf die sozialen Verhältnisse daselbst als die oberste erhaltende Macht bewährt. In welchem Teile seiner Insel der Rügener auch wohnt, überall wird er in allem seinem Thun und Lassen an die vielgestaltige Nachbarschaft des Meeres erinnert; dieses fördert weit mehr als das innere Festland eine Gleichartigkeit wichtiger Bestrebungen, Ziele und liebgewordener Genüsse und wird ein gemeinsamer unwiderstehlich anziehender Mittelpunkt für alle. Daraus erklärt sich die Anhänglichkeit der Bevölkerung an das Meer, und allgemein ist der empfängliche Sinn für seine Gaben.

Mit wie lebendiger Erwartung wendet sich z. B. die ganze Insel dem Ausfalle des Heringsfanges zu! Er hat eine ähnliche Bedeutung für sie, wie für den Weinbauer am Rhein und an der Mosel die Weinlese, und gleich jenem ist der Bewohner Rügens guter Dinge, wenn die Fässer wohlgefüllt sind. Vor allen freuen sich diejenigen, welche vermöge ihrer Lebensbeschäftigung tagtäglich mit dem Meere in Berührung kommen und persönlich Fischfang treiben; aber auch der Bauer und der sonstige Einwohner zeigt an diesen Vorgängen grosse Teilnahme und setzt mit selbstgefälligen Bemerkungen und nachdrucksvoll gesprochenen Worten stolzer Genugthuung von dem Kleinode seiner Vorratskammer vor, gerade so wie der Weinbauer stolz seinen Haustrunk als eigenes Wachstum anbietet. Während der Zeit des Heringsfanges ist in den Gegenden, wo man dem Fange vorzugsweise obliegt, alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit von ihm ausschliesslich in Anspruch genommen, und sogar anstatt des Gottesdienstes in der Kirche werden dann des Nachmittags Uferpredigten unter freiem Himmel abgehalten — ein Brauch, den der bekannte Dichter *Kosegarten,* von 1792 bis 1808 in Altenkirchen auf Wittow Pastor, anschaulich schön beschrieben hat. Freilich mag es für den geistlichen Herrn bisweilen keine kleine Aufgabe sein, die Aufmerksamkeit seiner Kirchkinder rege zu erhalten, wenn mitten unter seinen Betrachtungen sich der Zug Heringe in der Nähe bemerklich macht, ja er selbst gerät wohl unter Umständen samt der Ge-

meinde in grosse Unruhe und eilt mit ihr den ersehnten Sprösslingen des Meeres entgegen.

Vergleichen wir die Lebensweise und Volksart der Rügener und überhaupt der entlegenen norddeutschen Küstenstriche mit anderen Teilen Deutschlands, so werden wir im höchsten Grade durch die Wahrnehmung überrascht, wie nahe die Verwandtschaft zwischen dem Volkstum im äussersten Norden und im äussersten Süden ist. Abgesehen von vielen Äusserlichkeiten und Zufälligkeiten tritt das Volkstum der Marken Norddeutschlands und Süddeutschlands sich viel näher als dem zwischen ihnen gelegenen Mitteldeutschland.

Auch in Beziehung auf diese Erscheinung hat die Lage und Natur der Landschaft ihren mächtigen Einfluss geübt. In dem für mannigfaltigen Verkehr leichter zugänglichen Mitteldeutschland sind seit langer Zeit jedweder Kultur die Wege aufgeschlossen, steht gleichsam jeder Ort, jedes Haus an der grossen Heerstrasse. Ferner zeigt es einen bunten Wechsel in seiner Bodenerhebung: da finden sich kleine Hügel- und Flachlandstrecken durcheinander, Mittelgebirge von verschiedener Richtung, Gestalt und Zusammensetzung, eine Überfülle kleinerer Gewässer. Dementsprechend erscheint das Volkstum zersplittert; wir stossen auf durcheinander geworfene und fast aufgelöste Trümmer einstiger Stämme, auf ein fast verwischtes, vermischtes und ineinander getriebenes bäuerliches und städtisches Wesen, auf eine bedeutend vorgeschrittene Auflösung und Verwitterung der Mundart. Im äussersten Süden und Norden dagegen giebt es noch der Kultur entrückte Stätten mit einsamen Volksgruppen, und hier herrschen die massenhaften geographischen Gebilde vor, auf der einen Seite riesenhafte Gebirge, auf der anderen grosse Ebenen, grosse Ströme und das weite Meer. Diese Macht des Massenhaften hielt ebenso die Bewohner einsamer Küstenbuchten wie diejenigen entlegener Alpenthäler mit überwältigendem Einfluss gleichsam unbewusst zusammen und bewirkte die Erhaltung eines grösseren Ganzen, innerhalb dessen sich zugleich alle trennenden Erscheinungen der einzelnen Zweige in Frische und Geltung erhielten. Wir finden somit bei den Alpenvölkern wie bei den Küstenbewohnern Deutschlands Zusammenschluss und Sondertümlichkeiten in inniger Verbindung.

Aber nicht nur in Bezug auf die Art der gegenwärtigen Bil-

dung werden wir bei den Bewohnern Rügens auf die See hingewiesen, sondern auch ein Rückblick auf die Vergangenheit und die Schicksale des Eilandes führt uns auf das flutende Element. Auf der See errang einst das kriegerische Treiben der wendischen Ranen oder Rügianen seine Erfolge schon in jenen alten Zeiten, als sie noch im Verein mit den Pommern Kriegsflotten gegen Dänemark sandten, dessen Küsten verheerten, Kopenhagen eroberten und selbst Norwegen bedrohten. Von der Seeseite fanden aber auch auswärtige Mächte Wege und Eingangspforten, durch die Rügens Unabhängigkeit seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ihr Ende erreichte. Zuerst gelang dieser Erfolg Dänemark, und später traten an dessen Stelle nacheinander Pommern, Schweden und Brandenburg. Die Deutschen wurden bereits zur Zeit der Christianisierung der Insel unter dänischer Oberherrschaft herbeigezogen, und ihrer höheren Bildung erlag vollständig das Slaventum.

Auch die Sage und Geschichte führt uns an solche von der Natur eigentümlich geformte Stellen, die ihren grossartigen Eindruck dem Zusammenwirken kühn emporragender Steilklippen mit der unmittelbar an ihrem Fusse wild brandenden See verdanken. Auf Arkona, der am weitesten nördlich in die offene See vorgeschobenen und fast ringsum von den Meereswogen umspülten Inselspitze, erhebt sich bis zu 55 m Meereshöhe ein steil abfallender Kreidefelsen, dessen Wände infolge der Auswaschung allerhand wunderliche Gestalten, Türmchen und Pyramiden abwechselnd mit senkrechten Wänden und schroffen Abhängen, zeigen, und die von Tausenden von Uferschwalben, Möven, Tauchern und Strandläufern umschwärmt sind. Hier stand das Heiligtum des vierköpfigen *Swantevit*, des grossen Götzen der Wenden, hier ringsherum unter seiner schützenden Obhut die Feste Arkona, gewissermassen die Tempelburg und der letzte Zufluchtsort der Rügener. Dieser Hort der Wenden fiel, als ihn der Dänenkönig Waldemar I. im Jahre 1168 belagerte und ihn zugleich mit dem Tempel, dem Götzenbilde und den heiligen Fahnen vernichtete. Jetzt erhebt sich dort, wo jenes Heiligtum gestanden hat, ein Leuchtturm — alte und neue Zeit!

Und fast im äussersten Osten der Insel, in unmittelbarer Nachbarschaft des hier in unübersehbare Ferne ausgedehnten Meeres, wo am grossartigsten und wunderbarsten die Küstengebilde in dem 133 m aus der See emporsteigenden Vorgebirge Stubbenkammer mit

seinen aus Milliarden von Panzern mikroskopischer Geschöpfe bestehenden Kreidewänden vortreten — da in der Nähe finden sich jene herrlichen Buchen- und Eichenhaine, die vor allen Gegenden Rügens von der Sage ehrfurchtsvoll behandelt werden. Ihre Nachklänge leben selbst heute noch in den Gefühlen und der Anschauungsweise der Landleute. Dorthin versetzt die Sage die Hertha-Burg und den Hertha-See; im Volksmunde spielen die im Waldesdunkel verborgenen grossen erratischen Blöcke mit ihren sogenannten Blutrinnen eine grosse Rolle, und nicht minder haften grause Erzählungen an den Opfersteinen, dem Königsstuhl und den Schluchten der Stubbenkammer. (Fig. 87.)

Und was ist es denn endlich, wodurch Rügen selbst noch in unseren Tagen, wo die Eisenbahnen leicht und schnell die Wanderlustigen genussreichen Zielen zuführen, für so viele einen eigentümlichen zauberischen Klang hat und jährlich Tausende von Reisenden zu sich herüberlockt? Man hat behauptet, die Hälfte jenes Zaubers, mit dem es diese still glückliche Insel fast jedem Besucher anthut, liege in der Reizlosigkeit ihrer festländischen Nachbarschaft. Allerdings wirkt dieser Gegensatz nicht nur in Beziehung auf das Land, sondern auch in Beziehung auf die Bevölkerung. Die Mehrzahl der Besucher, zu denen die preussische Hauptstadt, wie überall an der Ostsee, einen ansehnlichen Bruchteil stellt, kommt aus dem nahen deutschen Tieflande; sie vermissen dort häufig eine frische, freie Natur und einen bestimmt ausgeprägten Volksschlag, denn in ihrer Heimat kommen ihnen Menschen von jedem Schnitt und Stempel vor die Augen. Auf alle diese muss die Wahrnehmung einer frei und ursprünglich schaffenden Natur und einer bestimmten Volksart, wie sie auf Rügen uns entgegentritt, wohlthuend einwirken. Aber Rügen bietet mehr: es überrascht und erfreut auch noch solche, die in der Ferne bereits den Anblick schöner Gegenden genossen haben. Eine Fülle der herrlichsten Eindrücke beut schon das *innere* Rügen: seine üppigen Saaten, die lieblichen Wiesengründe, duftigen Haine und traulichen Buchenwälder, überhaupt die ganze frische und fröhliche Pflanzenwelt, sie vermögen ebenso auf unser Gemüt einzuwirken wie jene altehrwürdigen Hünengräber, die hier inmitten von Wacholderhecken versteckt sind, dort auf grünen Heidestrecken aufsteigen, oder wie jene im schattigen Waldesdunkel verborgenen sagenreichen Weiher

und Quellen. Dazu kommen die meist geschmackvollen und heiteren Schlösser, Gehöfte, Jagd- und Forsthäuser mit ihrer behaglichen Ruhe, mit ihrem besonders im Parke zu Putbus bezaubernden, scheinbar regellosen und doch so harmonischen Durcheinander der verschiedensten Baumarten.

Doch alles dieses allein würde nicht jene anziehende Kraft üben, zumal die schöneren Punkte der Insel ziemlich weit voneinander entfernt sind und die Zwischenstrecken oft wenig bieten, wenn nicht das eindringende Meer mit seinen Buchten, Bodden, Landengen, Erdzungen und Vorgebirgen, mit seinen einsamen, urwüchsigen oder, den Anforderungen unserer Zeit entsprechend, in neumodische Badeörter umgewandelten Fischerdörfern unser Auge stets von neuem zu fesseln im stande wäre. Es ist vor allem der erhabene Anblick des anflutenden offenen Meeres, des alten, ewigen, heiligen, mit seinem Wellenrauschen, seinem Wüten, seiner erschütternden Stille, das, immer neuer Reize voll, den Blick an sich fesselt und die inneren Vorzüge des Landes erst mit einem verklärenden Zauber umgiebt. Man mag, wie auf Arkona, wenn man lange sinnend über die Flut hinstarrt, seinen festen Standpunkt unter den Füssen zu verlieren und mitten in den Wogen zu stehen vermeinen, oder, wie auf Stubbenkammer, dieser Perle von Rügen, die gewaltigen Eindrücke aus Land und Meer zugleich einsaugen, wenn man in den Anblick der seltsam gegliederten, unmittelbar den Wogen entragenden weissglänzenden Steilhöhen und ihres köstlichen Buchenwaldes versunken ist, oder man mag den Blick von dem vorspringenden Gipfel des Königsstuhles in die endlos erscheinende Ostsee tauchen — stets sieht man ein Naturbild, das man in solcher Eigentümlichkeit schwerlich in deutschen Landen wiederfindet. Dies tiefe Blau des Himmels über der nicht minder blauen Meeresfläche, die wie ein zweiter Himmel erscheint, über dem Dünensande und über den dunkeln, saftig schwellenden Buchenkronen, durch welche die Sonnenstrahlen weben und wallen, diese riesigen kreidigen Uferwände mitten im Waldesgrün — wahrlich, das ist ein Gegensatz, wunderbar wie eine Sinnestäuschung. Hier ist ein von der Schönheit gleichsam geweihter Höhepunkt unseres Vaterlandes, wohin jeden eine beständige Sehnsucht fortan zurückzieht.

Auch in Beziehung auf Naturgenuss ist es also hauptsächlich das Meer, das auf und für Rügen eine so eigentümlich



Ostseeküste mit Dünen, bei Binz auf Rügen.

stimmende und bestimmende, eine so überwältigende Macht geworden ist.

* * *

Mit Freuden ist zu bemerken, dass die Ostsee in neuerer Zeit wieder mehr am Verkehre beteiligt ist. Eine Reihe von Häfen hat einen verhältnismässig grossen Aufschwung genommen, teilweise dank dem Aufblühen der Industrie, teilweise infolge der Verbesserung der Handelsverbindungen. Da ist die Krönungsstadt der preussischen Könige, Königsberg am Pregel, das nicht nur als Universität und als starke Festung gegen russische Angriffe, sondern auch als Hafenplatz für Holz- und Getreidehandel Bedeutung hat. Entsprechend seiner Lage an einem grösseren Flusse ist Danzig mit seinem Hafen Neufahrwasser der Sammel- und Ausgangspunkt des Weichselverkehrs geworden. Dieser alte Hauptsitz der Hansa trägt im Aussehen der inneren Stadt, in den altertümlichen Backsteinbauten und Giebelhäusern noch viele Züge einer vergangenen Zeit, aber draussen auf den Werften an der Westerplatte herrscht ein neuzeitliches Leben: eiserne Schiffe werden gebaut und tragen den Ruhm deutschen Gewerbfleisses in die fernsten Meere. Das benachbarte Elbing dagegen liefert den meisten Staaten die Zerstörer der Schiffe, die flinken Torpedoboote.

Weitaus der grösste Ostseehafen und der grösste Hafen Preussens ist infolge seines grossen Hinterlandes Stettin, das durch lebhaften Seehandel und rege Industrie, namentlich auch durch Schiffbauerei blüht. Seine enge Verbindung mit Berlin zu Wasser und zu Lande hat seine Entwicklung sehr begünstigt, und wenn erst der Seeschiffahrtskanal Berlin-Stettin gebaut ist, wird sich der Mündungshafen der Oder sicher noch mehr heben.

Auch die Häfen westlich der Odermündung sind in erfreulichem Aufblühen begriffen, vor allen anderen Rostock und das alte Haupt der Hansa, Lübeck. Prachtvolle alte Bauten reden von seiner glänzenden Vergangenheit; lange hat es brach gelegen und fast nur Holzhandel getrieben, aber jetzt arbeitet es sich wieder empor und reisst, begünstigt durch seine Lage im innersten Winkel der Ostsee, einen grossen Teil des baltischen und skandinavischen Handels an sich. „Aus diesen Mauern weht uns ein deutscher Geist entgegen, und zu allen Zeiten war es Lübecks Bestreben, dem deutschen Vaterlande zu nützen und zu dienen. Schon der Name Hansa erfüllt einen jeden



Fig. 88. Lübeck vom Aussichtsturm auf dem Walle gesehen. *Aus Lenz, Landeskunde der Hansestadt Lübeck.*

Deutschen beim Rückblick auf die vergangenen Jahrhunderte unserer vaterländischen Geschichte mit Stolz auf die damalige Macht, welche vornehmlich durch Lübecks Einsicht und Thatkraft dem deutschen Namen nach aussen so hohes Ansehen verschaffte. Die Anknüpfung der weitgehendsten Verkehrsbedingungen durch die berühmten Lübecker Faktoreien erschloss unseren deutschen Erzeugnissen Verkehrswege nach allen Gegenden der Welt. Gefürchtet war seine Flotte, welche mit ihren tapferen Mannschaften des Meeres Räuber niederkämpfte und dem Handelsschiff den Weg zum sichern Port eröffnete." (*Kaiser Wilhelm II.*, im April 1891.)

Die Fürsorge der Regierungen hat den Ostseehäfen wieder aufgeholfen, vorzüglich aber hat der Handel Lübecks und der gesamten deutschen Ostsee gewonnen, seit das Riesenwerk des Kaiser Wilhelm-Kanals vollendet ist, der die beiden deutschen Meere zu Kriegs- und Friedenszwecken miteinander verbindet, sodass der weite und gefährliche Umweg zwischen den dänischen Inseln hindurch und um die Jütische Halbinsel herum nicht mehr nötig ist.

* * *

Die Jütische Halbinsel ist geographisch ein natürlicher Bestandteil Deutschlands; ihre südliche Hälfte war und blieb es auch in volkstümlicher Beziehung und wurde daher politisch nicht ohne Grund beansprucht und festgehalten.

Aber auch für Dänemark war sie wegen ihrer Lage von der höchsten Wichtigkeit; denn weit über seine Inseln hinaus nach Norden vorgestreckt, sperrt sie zusammen mit Norwegen seinen einzigen Ausgang in die Nordsee und bietet ihm bequeme Übergänge und treffliche Verteidigungspunkte in einem Kriege gegen Deutschland; die Jütische Halbinsel ist die wichtige Brücke zwischen Deutschland und Skandinavien.

Somit war die Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstosses zwischen dem grossen festländischen Deutschland und dem seiner Geltung zur See sich wohl bewussten kleinen Dänemark gegeben. Ein solcher geschah auch öfters, bis endlich 1864 der letzte Versuch Dänemarks, seine und der transalbingischen Herzogtümer geographisch-politische Lage auszubeuten, zu deren Losreissung von Dänemark und zu ihrer endgültigen Vereinigung mit Deutschland führte.

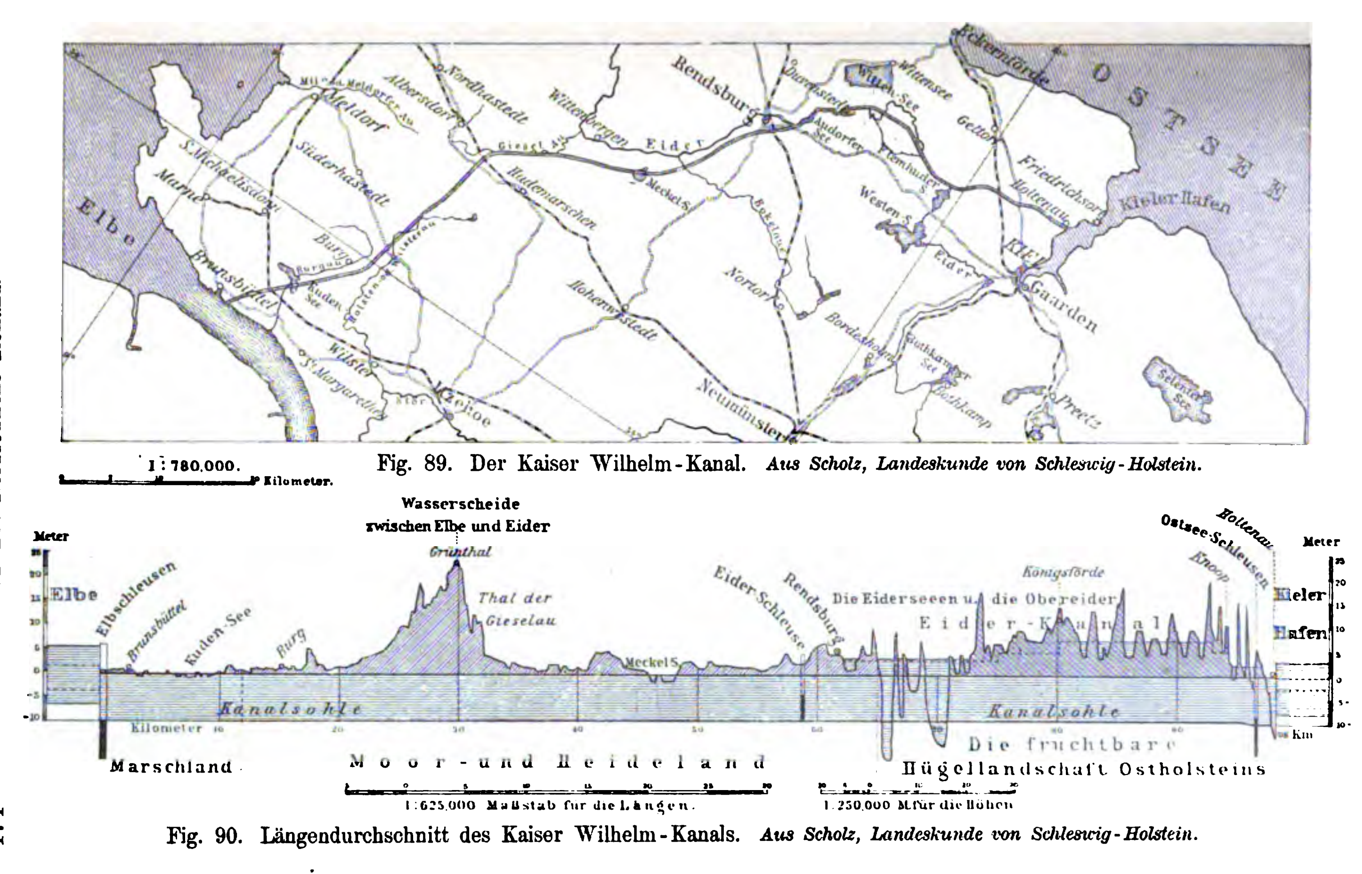


Fig. 89. Der Kaiser Wilhelm-Kanal. *Aus Scholz, Landeskunde von Schleswig-Holstein.*

Fig. 90. Längendurchschnitt des Kaiser Wilhelm-Kanals. *Aus Scholz, Landeskunde von Schleswig-Holstein.*

Wir betrachten zunächst die ganze Halbinsel, obwohl der grössere Teil dänisch ist, denn die nördliche und südliche Hälfte sind nicht wesentlich verschieden. Nur fehlen Jütland zwei Vorzüge, mit denen die deutschen Teile gesegnet, wogegen es zwei unwillkommene Naturgaben besitzt, mit denen diese wenigstens in geringerem Grade belastet sind. Es fehlen Jütland an der Westseite die überaus fruchtbaren Marschen der sogenannten Elbherzogtümer und an der Ostseite Landseen mit anmutiger Umgebung, wie besonders Holstein sie hat; dagegen füllen Sand- und Sumpfstriche im Norden einen beträchtlich grösseren Raum aus als im Süden.

Zwar hören wir auf der Jütischen Halbinsel oft von Bergen sprechen, gerade so wie in anderen flachen Gegenden Norddeutschlands, allein von eigentlichen Bergen und Bergland kann, wie überhaupt nördlich vom Harze, so auch auf der ganzen Halbinsel nirgends die Rede sein; die höchsten Punkte sind der Bungsberg bei Eutin (164 m), der Pielsberg bei Lütjenburg (128 m), die Skamlingsbank bei Christiansfeld (113 m) und in Jütland die Ejer Bavnehöj (170 m). Aber freilich kommt hauptsächlich die relative Höhe in Betracht: in einem weit und breit ebenen Gebiete erhält ein Landstrich, der auch nur einige Meter höher liegt, oft eine ganz verschiedene Beschaffenheit und dadurch eine ganz andere Bedeutung als seine niedere Umgebung.

Auch das Flussnetz ist keineswegs zu einer bemerkenswerten Ausdehnung entwickelt; denn nimmt man die an der Südwestgrenze langsam dem Meere zuströmende Elbe und die unterste Eider aus, die bei Tönning der Elbe bei Hamburg an Breite gleichkommt, so sind die Flüsse durchweg unbedeutend, und nur die kleine Königsau ist als Nordgrenze Deutschlands beachtenswert.

Drei Landstriche laufen in bald grösserer, bald geringerer Breite von Süd nach Nord 150 km weit nebeneinander hin, einer an der Ostsee, einer an der Nordsee und einer zwischen ihnen beiden; sie unterscheiden sich durch Eigentümlichkeiten ihrer Bodenbeschaffenheit und Ertragsfähigkeit und bieten sogar oft schroffe Gegensätze. Daher kommt es, dass die klimatischen Abweichungen, namentlich aber die Verschiedenheiten des Bodens, mehr in der Linie von Ost nach West als in der von Nord nach Süd hervortreten.

Entlang der Ostseeküste durchwandern wir einen Streifen

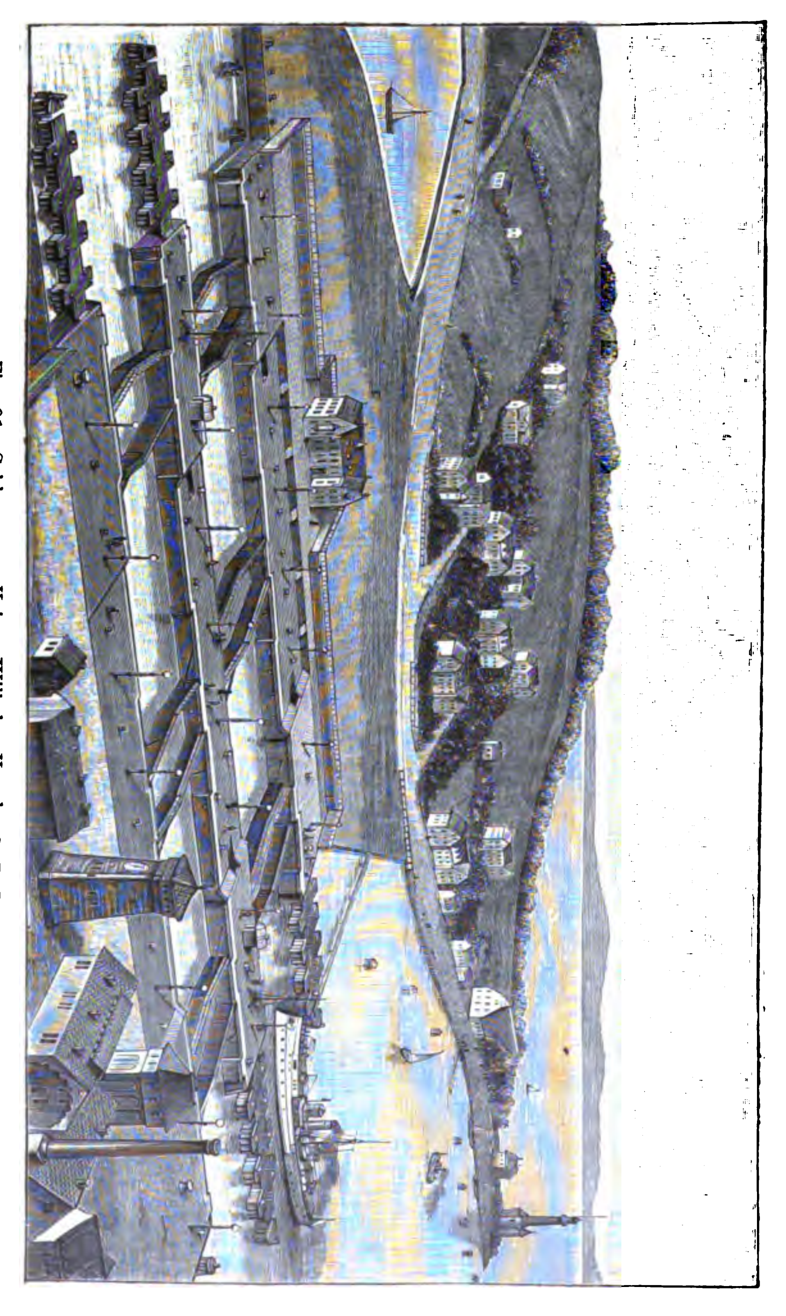


Fig. 91. Schleuse am Kaiser Wilhelm-Kanal. *G. B. I, 10.*

Landes, der von tiefen, oft weit einwärts gestreckten und vielfach eingeschnittenen oder gekrümmten Buchten, den „Föhrden“ (Fjorden), in eine Anzahl kleiner Halbinseln zerlegt wird, Wagrien, den Dänischen Wohld, Schwansen, Angeln und Sundewitt. Dieser Küstenstreifen ist ziemlich fruchtbar, im Westen von Hügeln eingerahmt, zum Teile bewaldet und im Süden des langen Meerbusens der Schlei reich an kessel- und muldenförmigen Vertiefungen, die von zahlreichen grösseren und kleineren, fast immer überaus anmutig gelegenen Seen angefüllt sind, darunter die Seen von Plön und Eutin, der Kellersee und der schöne Ugleisee. Die vielen Hügel und Hügelgruppen dieser „Holsteinischen Schweiz“ sind durch ihre höchst wechselvolle Form, Bekleidung und Umgebung eine eigenartige Zierde des Landes; bald bestehen sie aus sanften Lehnen, bald aus steilen Kegeln; hier sind sie mit bunten Saatfeldern bedeckt, dort ragen sie nackt mit steinigen Klüften empor; sie erheben sich als waldgekrönte Halbkugeln aus lichtgrünen Grasebenen und tiefblauen Wasserflächen, oder sie steigen als wiesengeschmückte, sonnenhelle Kuppen aus einem Kranze dunkeln Baumschlags auf. Die Wälder, deren Hauptbaum die Buche ist, sind zwar nur mässig gross, prangen aber mit stolzen, herrlichen Stämmen.

Doch sind diese Hügel genau genommen schon der Abfall des mittleren Landstrichs zum flachen Küstenstreifen, den wir betrachten wollen. Die Felder sind beinahe überall mit lebendigen Hecken von Flieder, weissem und rotem Schlehdorn, Haseln, Buchenstrauchwerk, Weiden u. dergl. auf schmalen, bis zu 3 m hohen Erdwällen umzäunt; diese Wallhecken, die „Knicks“, sind Gebietsgrenzen und sollen ausserdem gegen die stürmischen Winde, gegen Frost und Versandung schützen; innerhalb solcher grünenden, blühenden und wachsenden Mauern, die fast überall die Strasse beschatten, reifen üppige Getreidefelder und grasen Herden roter Milchkühe. Durch diese Art der Bebauung, die man nach den eingefriedigten Feldstreifen oder „Koppeln“ als Koppelgarten bezeichnet, geht zwar Bodenfläche für die Landwirtschaft verloren; indes die Knicks selbst machen sich ihr dafür wieder dienstbar, denn ihre Wände stehen aussen und innen dicht in Gras, und das hohe Strauchwerk auf der Krone des Erdwalls ersetzt in diesen holzarmen Gegenden den nötigen Bedarf an Holz. (Fig. 93.)

Auch landschaftlich äussern diese Knicks ihre Wirkung. Durch



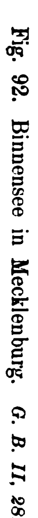


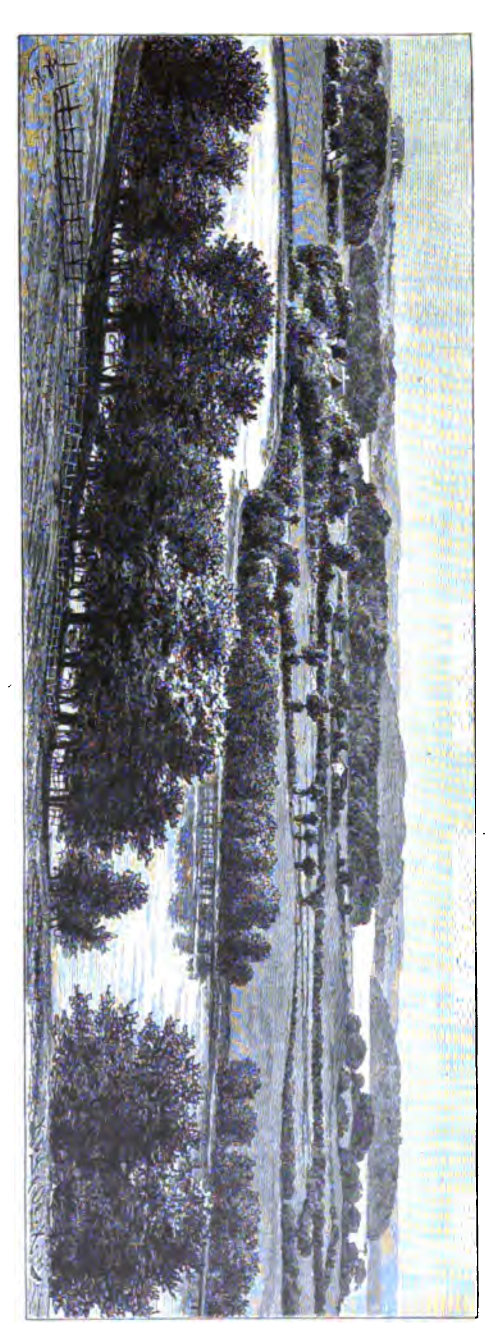
Fig. 92. Binnensee in Mecklenburg. *G. B. II, 28.*

sie wird die Gegend dem Blicke bald verborgen gehalten, bald wieder geöffnet, durch sie auch fast überall die Aussicht beschränkt; doch gerade hierdurch bereiten sie dem Naturfreunde zugleich mannigfache Überraschungen. Diese wirken besonders dann mit bezaubernder Gewalt, wenn urplötzlich die Fläche des offenen Meeres mit seinen fernen Inseln oder wenn — der Stolz von Schleswig und Holstein — eine der herrlichen, in der Geschichte des Landes für Handel und Wandel, für geistiges und politisches Leben so bedeutsamen Buchten aufglänzt, in deren innerstem Winkel lang hingestreckt eine Stadt mit roten Ziegeldächern munteres Leben um sich ausbreitet. So liegt Deutschlands trefflicher Kriegshafen, das freundliche Kiel mit seinen grossartigen Werftanlagen und seinem von Kriegsschiffen und einer zahlreichen Handelsflotte belebten Hafen, der jetzt mit Wilhelmshaven durch den Kaiser Wilhelm-Kanal verbunden ist; so liegt das kleine nette Eckernförde, das an sanften Hügeln in weitem Bogen sich hinziehende, an Gärten reiche, durch heitere Ländlichkeit ansprechende stille Schleswig (= Stadt an der Schlei), das stattliche, von steilen Höhen eingeschlossene, belebte Flensburg, das an Seen,

Meeresarmen und Buchenhainen traulich anliegende Gravenstein, das waldumgebene Apenrade und das geräumige, elegante Hadersleben an der schmalen Verlängerung einer von einer grünen Hügelreihe umsäumten Föhrde. Und diese reizende Landschaft setzt sich an Jütlands Küste fort, wo sich besonders Veile einer Lage von seltener Schönheit erfreut.

Aber nicht bloss landeinwärts wird das Auge auf erfreuliche Weise in Anspruch genommen; auch nach der See hin findet es auf manchen höheren Standorten reichen Genuss. Solche Aussichtspunkte bieten z. B. der Turm auf dem bereits erwähnten Bungsberg, sowie ein steinerner Aussichtsturm, der Hessenstein, auf dem kahlen Scheitel des Pielsberges, der aus einer grossenteils bewaldeten Hügelkette hervorragt. Von seinen Zinnen schweift das Auge weit über die grünblaue Wasserfläche bis hin zu den beiden Belten; es sieht deutlich die Inseln Alsen, Arrö, Fehmarn, Langeland mit seinen weissen Kreideküsten, überschaut die Insel Laaland und erkennt bei klarer Luft Seeland nebst Fünen. Im Spätsommer und an heiteren Herbsttagen wird man sogar von den täuschenden Gebilden der Fata Morgana umgaukelt; dann treten die fernen dänischen Küsten so nahe, dass jedes Haus darauf abgemalt erscheint.

Und ebenso lohnt reichlich die etwaigen Mühen eine Wanderung durch die schöne Halbinsel Sundewitt, jetzt von um so höherem Reize für uns, als seit dem April 1864 die Weihe wichtiger geschichtlicher Erinnerungen sie umglänzt. Etwa 22 km nordöstlich von Flensburg hinter Gravenstein beginnt das von der grossen Flensburg-Sonderburger Strasse durchschnittene Gelände anzusteigen, anfangs allmählich, dann schneller und hier und da mit Hügeln ansetzend, über welche die mit dichten Laubhölzern überwachsene Büffelkoppel gewaltig hervorragt. Wir ziehen an den fruchtbaren Äckern der Dörfer Wester- und Osterdüppel vorüber und erblicken schon weit vor uns oben an dem Hochpunkte der Strasse die im Kriege von 1864 oft erwähnte Windmühle; doch zuvor fesseln uns nahe links über der Strasse mehrere grosse, ringsum geschmückte und eingefriedigte Grabstätten, die mit dankbarem Erinnerungsworte auf den für die preussischen Waffen ruhmreichen 18. April 1864 zurückweisen. Wir schreiten hinter ihnen halblinks hinan und befinden uns bald auf einem der höchsten Punkte eines ansehnlichen Hügelrückens, der unmittelbar vom Meere an ungefähr 2 km in süd-



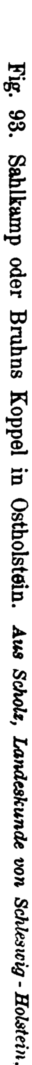


Fig. 93. Sahlkamp oder Bruhns Koppel in Ostholstein. *Aus Scholz, Landeskunde von Schleswig-Holstein.*

nördlicher Richtung laufend und zuletzt sich senkend und östlich zurückbeugend, von der Natur wie ein Bollwerk in diesem innersten Teile der Halbinsel Sundewitt querhin aufgebaut zu sein scheint, um einem feindlichen Vordringen ein ernstes Halt zuzurufen und die weiter östlich liegende Inselwelt zu schützen.

Welch ein Anblick voll freundlichen Wechsels dort oben, wo damals um den Preis der Düppeler Schanzen ein so ernster und blutiger Kampf stattfand! welch vielfaches und eigentümliches Ineinandergreifen von Land und Meer! Vor uns gegen Osten hin ein jäher Abfall des Geländes bis zu dem nahen schmalen Sunde von Alsen, jenseits dessen aus der Tiefe Sonderburg mit seinem gewaltigen Schlosse ansteigt; nördlich davon ein niedriger Höhenzug, der vor der Einnahme Alsens fast in seiner ganzen Länge von dänischen Schanzen bedeckt

war; mehr nördlich die weit landeinwärts sich windende Augustenburger Föhrde mit dem jenseits aufleuchtenden Schlosse Augustenburg; mitten darin das ganze vordere Gebiet der fruchtbaren Insel, das bei ihrer Erstürmung am 29. Juni vorzugsweise der Schauplatz des blutigen Kampfes war. Dann über die breite Mündung der Föhrde hinaus am Alsener Sunde dessen Ausweitung und Verbindung mit dem Belt, südlich dagegen von Sonderburg der ausgedehnte Meerbusen des Wennigbund, von dem der Blick in die offene Ostsee weiter schweift.

Jedenfalls bietet der ganze lange Küstenstreifen an der Ostsee mit Ausnahme weniger Strecken, an denen von der Mitte des Landes her die Heide sich in ihn hineindrängt, frei von allem Massenhaftwuchtigen ein anziehendes Naturbild von idyllischem Charakter, aus dem häufig der Ausdruck friedlichen Behagens und Gedeihens uns anlächelt und nicht selten Gegenden hervorschimmern, die im höchsten Grade durch ihre Lieblichkeit fesseln.

Wie ganz anders verhält sich der mittlere Landstrich! Dieser, die Hohe Geest, ist ein hochgelegener, im Osten höherer und mehr hügeliger, im Westen flach gewellter oder ebener Landrücken. In einer längst verschwundenen Zeit von der Elbe bis zur Königsau mit dichten Waldungen bedeckt (Holstein bedeutet Holzland), trägt er jetzt seit langer Zeit nur noch geringe Überbleibsel davon; er ist, bei schnellem Überwuchern des Sandes nach der Entholzung, an vielen Stellen durchaus baum- und schattenlos geworden und unabsehbar von Heidekraut überzogen. Ackerbau und einigermassen fruchtbare Striche finden sich am meisten noch in den östlichen Hügelgürteln der Heide; dagegen macht die mehr westlich gelegene Heideebene, deren einförmige Fläche höchstens hier und da durch ein Hünengrab oder einen kleinen Berg von Flugsand unterbrochen wird, den traurigsten Eindruck, denn dürr und missfarbig, hält sie uns meilenweit nur ein Bild unbelebter Dürftigkeit und Hässlichkeit entgegen. Umsonst suchen wir grosse Güter und stattliche Gehöfte, wie sie so häufig an der Ostküste freundlich ins Auge fallen; vielmehr wird oft auf stundenlange Strecken kein Dorf sichtbar, nur hin und wieder eine armselige Hütte mit wenigem schwächlichen und mageren Vieh. Und was etwa von fern einen erheiternden Wechsel verspricht, enthüllt in der Nähe keinen tröstlichen Anblick; denn es sind Anschwellungen eines Hochmoors, bedeckt mit

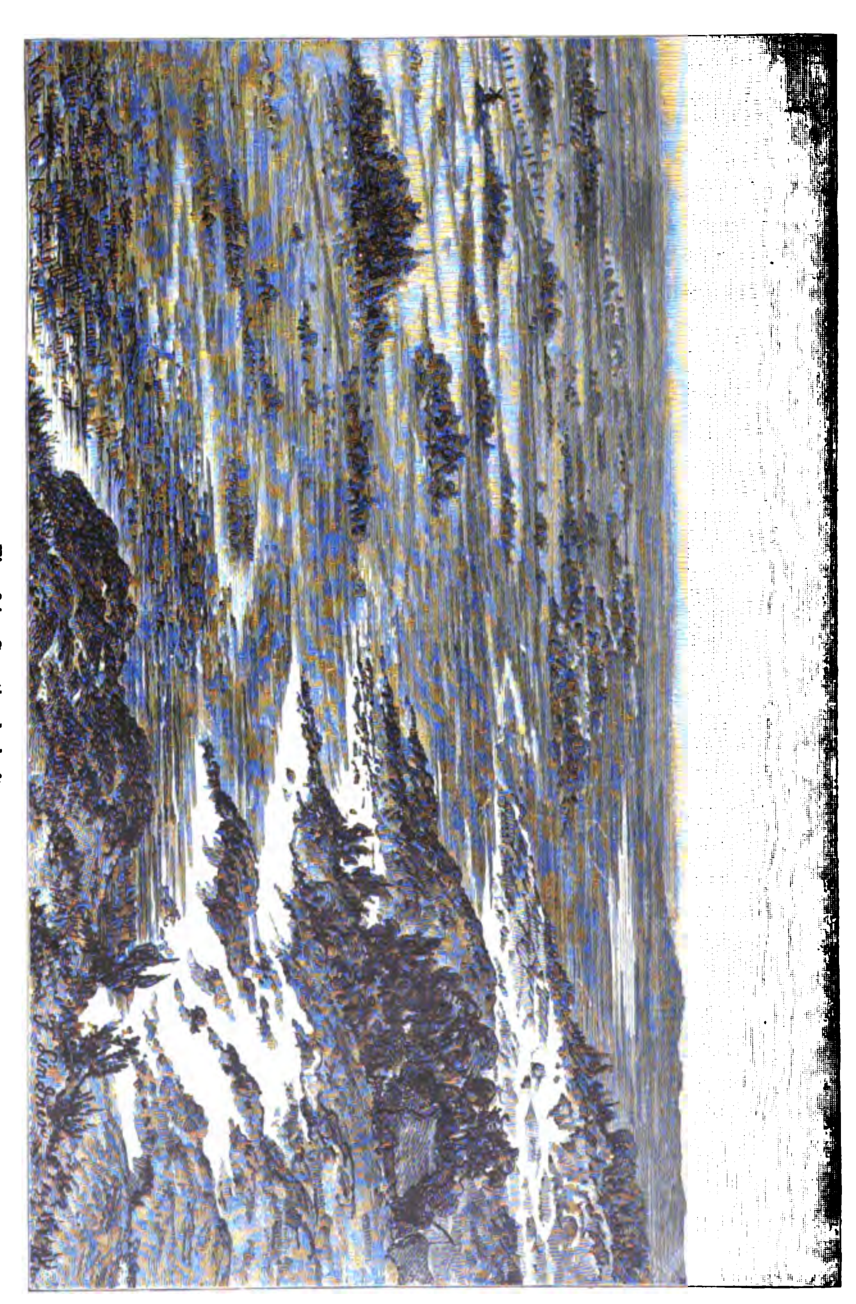


Fig. 94. Goestlandschaft.

graugelben Grasbüscheln, und daneben in Senkungen hier und da Wasserlachen mit halbverfaulten Resten von Baumstämmen. Seltsame Luftspiegelungen bei Tage und sagenhafte Tänze gespenstischer Irrlichter des Nachts kommen noch dazu; die grossen Heiden bei Segeberg und Neumünster und die noch ausgedehnteren zwischen Flensburg und Tondern oder Hadersleben und Lügumkloster tragen ein solches abschreckendes Gepräge des diluvialen Landrückens.

Wo zwischen den traurigen Einöden wirklich freundlichere Punkte eine angenehme Unterbrechung gewähren, da trägt entweder die Natur selbst zu ihrer Bildung bei, indem etwa ein aus den schöneren östlichen Gegenden kommender Fluss oder Bach der Umgebung Leben und Gedeihen mitteilt, oder es ist der neueren Landwirtschaft und der Ausdauer des Volkes gelungen, die Wüste stellenweise in fruchtbares Land umzuwandeln. Immer weitere Bezirke kommen unter den Pflug; es gelingt, wie in der Mark Brandenburg, dass Sumpf und Land einander aushelfen und neue Kulturen schaffen.

Zu den keineswegs angenehmen Eigentümlichkeiten dieses Landstriches gehört auch die, dass er wegen seiner ebenen und hohen Lage von dem Plagegeiste der südöstlichen Nordseeküste heimgesucht wird; hier nämlich übt seine Launen einen grossen Teil des Jahres hindurch der heftige und kalte Nordwestwind und hat vermutlich in gleicher Weise daselbst gehaust seit den ältesten Zeiten, wohl seitdem die Nordsee ihre jetzige Gestalt hat. Er vernichtet oder verkrüppelt und zerzaust alle seinem Luftstrome ausgesetzten Waldgebiete, Baumgruppen und Obstbaum-Anlagen; er bläst bei Gebäuden und Gartenmauern, wo er zwischendurch eine Lücke findet, zuweilen allen Pflanzenwuchs hinweg und übt nicht selten auf den ohnehin spärlichen Äckern und Wiesen die nachteiligste Gewalt, indem er sie weithin mit Sand überdeckt. Selbst der Verkehr erleidet in der Heide durch dergleichen Sandwehen bei des Windes Ungestüm oft Störungen; allerdings sind die Wege auch ohnedies nicht gut, und die Nebenwege gleichen breiten, ausgefahrenen Sandbetten, die weder festen Grund noch bestimmte Begrenzung haben.

Übrigens sind gerade diese Heiden ein geschichtlich wichtiger Teil des Landes, denn hier liegen die Schlachtengegenden zwischen Nord und Süd seit einem Jahrtausend; hier baute König Waldemar

die Waldemars-Mauer und die Königin Margarete den Margareten-Wall; hier liegen Bornhöved und die Lohheide, hier das aus dem Jahre 1850 wohlbekannte Idstedt und ein grosser Teil des Danewerks, sowie Oberselk und Översee, die Siegesstätten der Österreicher im Jahre 1864.

An den westlichen Rand der Geest schliesst sich als dritter Landstreifen das Gebiet der Marschen an, deren berühmteste zwischen Hamburg und Glückstadt, bei Krempe und Wilster, in Dithmarschen und Eiderstedt liegen. Wenn der östliche Saum im allgemeinen nur allmählich in den mittleren Landrücken übergeht, so ist hier der Unterschied plötzlich und überraschend. Die Marschen erscheinen neben der düsteren, stillen und dürren Landesmitte allenthalben als ein ausserordentlich ergiebiges, von Feldfrüchten aller Art prangendes oder von zahlreichen Viehherden belebtes Flachland, das mit jener Öde häufig die Baumlosigkeit, mit dem hügelreichen und wechselvollen Parke der Ostseite die grüne Farbe gemein hat.

Da wir später (S. 487 ff.) der Gesamtheit der norddeutschen Marschlandschaften eine sorgfältige Beachtung schenken werden, enthalten wir uns hier einer genaueren Darstellung und erwähnen nur, dass durch Eindeichungen das Marschengebiet neuerdings immer mehr vergrössert wird.

An der Nordsee ist dem deutschen Teile der Halbinsel eine ganze Flur von kleinen Inseln vorgelagert (Sylt, Föhr, Amrum, die Halligen, Pellworm, Nordstrand u. a.), während an der Ostseeküste nur drei, aber grössere dazu gehörige Inseln ihm nahe liegen, Fehmarn, Aarö und Alsen. Beide Gruppen entsprechen dem ihnen benachbarten Festlande: die westlichen sind flach, baumarm und teilweise Düne, teilweise Marsch, die östlichen hügelig und baumreich, mit guten Häfen ausgestattet, während die ersteren nur Häfen für flachgehende Schiffe aufweisen.

Entsprechend der Lage und Beschaffenheit der beiden Herzogtümer sind alle Hauptnahrungsquellen und die Beschäftigungsweise des Volkes vor allem Ackerbau und Viehzucht, dann Schifffahrt, Fischerei und Seehandel. Die Industrie ist verhältnismässig von geringer Wichtigkeit und beschränkt sich auf einige Städte, von denen namentlich das betriebsame und handelstüchtige Altona (150000 Einwohner), Rendsburg (14000 Einwohner) mit der nahen

Karlshütte, einem der grösseren Eisenwerke Norddeutschlands, Neumünster, das aufblühende Kiel (85000 Einwohner) und Flensburg (40000 Einwohner) ihr obliegen. Die übrigen Städte sind klein, selbst der Regierungssitz Schleswig hat nur 17000 Einwohner.

Zieht man die durch zwei Meere so begünstigte Lage und die Beschaffenheit der Halbinsel in Betracht, so fällt es auf, dass erst unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen die volks-



Fig. 95. Wohnhaus einer nordfriesischen Hallig.
Aus Hentschel & Märkel, Umschau in Heimat und Fremde. I. Band.

wirtschaftlichen Zustände in Schleswig-Holstein sich unverkennbar gehoben haben und einer erfreulichen Zukunft entgegengehen. Vervollständigt ist das Netz der Verkehrsstrassen, verbessert die früher so fehlerhafte Anlage der Eisenbahnen, die nach dem vor 1864 an massgebender Stelle beliebten System durch verhältnismässig unbebaute Strecken angelegt waren und mit den vorherrschend von Deutschen bewohnten Städten nur in unvollkommener Verbindung standen. Endlich hat die Umwandlung Kiels in einen Kriegshafen ersten Ranges, die Aufschliessung eines weiten Landstriches durch

den Kaiser Wilhelm-Kanal, die Verbesserung der höheren und niederen Lehranstalten, die Fürsorge für den Küstenschutz und die Landeskultur ein neues kräftiges Leben und Treiben erzeugt, durch das in der deutschen Bewohnerschaft (etwa 20000 Dänen wohnen auf deutschem Gebiete) das Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland gehoben worden ist.

Die Stammesart der Bewohner zeichnen wir mit den Worten des Schleswig-Holsteiners *Jensen:* „Der Friese an der Westsee hat ein starkes Selbstgefühl, er ist der Grossmut fähig und von Grossthun oft nicht frei. Der Bewohner von Angeln hat Sinn für das Wissen, Beobachtungsgabe und Reflexion, ist vorsichtig und umsichtig, ängstlich und unentschieden, und wiederum doch leicht verleitet zum Eiteln und empfänglich für alle Einflüsse des Zeitgeistes. Der Däne, im Norden Schleswigs, ist ausdauernd und beharrlich; nicht hervortretend, sondern mehr nach innen gekehrt, schwer sich aufschliessend, noch schwerer sich anschliessend. Der Niedersachse, in Schleswig wie in Holstein, ist offen und treuherzig, dabei ausgiebig mit einer Geradheit, die bis zur Derbheit gehen kann.“

* * *

Wir wenden uns jetzt zu dem Küstensaume der Nordsee. Sind diese Küsten auch nicht so reich von der Natur mit Buchten und sicheren Häfen ausgestattet wie die der britischen Inseln, so gestatten sie doch (vgl. S. 22) an den weiten Schlauchmündungen ihrer Flüsse dem deutschen Volke die Teilnahme am Weltverkehr und haben ausserdem von jeher durch ihre Umsäumung mit fetten Marschen eine höhere Anteilnahme erregt, sowie durch ihre Erzeugnisse in die Ferne hin anziehend gewirkt.

Kein anderer Teil Deutschlands ist so innig mit dem ganzen Dasein der Bevölkerung verwachsen, selbst die Alpen mit dem Sohne der Berge nicht; denn dieser fand dort das Land fertig, er hat keinen Teil an seiner Bildung; hier dagegen ist jeder Fleck, jeder Schritt geschichtlich, hier ist nachweisbar, wie das Land zusammen mit seinen Bewohnern Halt und Kultur gewonnen hat. Nirgends anders sind die Bewohner so ganz und wahrhaftig Söhne des Vaterlandes, das sie sich schufen, und durch das sie wurden, was sie sind. Bei diesen Küstensiedlern haben sich zugleich mit ihrem Vaterlande ihre Sitten, ihre Kenntnisse, ihre häuslichen und staatlichen Ein-

richtungen entwickelt, und das Verständnis ihrer eigentümlichen Geschichte, ihrer staatlichen Verhältnisse, ihrer persönlichen Eigenschaften, kurz ihres ganzen, durch seine Eigenart so ansprechenden Wesens und Lebens ist undenkbar ohne die Kenntnis der natürlichen Gestaltung des Landes. Wir müssen daher diesen Gegenden der norddeutschen Marschen eine eingehende Berücksichtigung widmen.

Die Flüsse des norddeutschen Tieflandes führen eine Menge Teilchen von mancherlei Körpern mit sich, die von ihnen in höheren Gegenden fortgewälzt, aneinander gerieben und zertrümmert wurden. Diese im Flusse treibenden Massen von Kalk-, Thon- und Sand-Erde und ausserdem tierische und pflanzliche Überreste werden noch vermehrt, wenn plötzliche und anhaltende Regengüsse niederstürzen, infolge deren ihnen besonders aus den mächtigen Massen von Sand, Lehm und Kalk des niederen Hügellandes und der Ebenen Stoff zugeführt wird. Diesen setzen sie dann, wo sie schwächer strömen, an niedrigen Uferstellen und in deren Nachbarschaft ab und verursachen dadurch mehr oder weniger noch im Binnenlande und in grösserer Entfernung vom Mündungsgebiete Marschen, die als Flussmarschen oder Flussauen bezeichnet werden.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dass die schwebenden Teilchen im Salzwasser schneller sinken als im Süsswasser; aus diesem Grunde und weil das Meer den Lauf der Flüsse staut, sammelt sich besonders an der Mündung der Ströme viel Schlamm an, der allmählich über den Wasserspiegel emporwächst: das schönste Vermächtnis, womit die Flüsse am Ende ihres Laufes die anliegenden Landschaften beglücken. Zur Erweiterung und ferneren Entwicklung der Sinkstoffe trägt auch jeder Ruhepunkt zwischen Ebbe und Flut bei: dass dies so geschieht, darüber werden wir anschaulich belehrt, wenn wir ein Stück solcher, unter Mitwirkung der See entstandener Marscherde näher untersuchen. Wir gewahren an ihm deutlich eine Zusammensetzung aus lauter feinen Schichten, die wir Blatt für Blatt voneinander abheben können, und jedes derselben weist auf eine solche Stauzeit als seine Geburtsstunde zurück. In mehr binnenwärts gelegenen Flussmarschen, bis zu denen Ebbe und Flut nicht dringen, begegnet uns eine gleiche Erscheinung nicht; wir finden dort den Niederschlag nicht in solcher Blätterung, sondern mehr als eine ungegliederte, gleichförmig zusammenhängende Masse.

Aber nicht nur auf mechanische, sondern auch auf chemische Weise wirkt das Meer zur Bildung der Marschen mit. Da das Meerwasser eine Menge mineralischer Teile, besonders Chlornatrium, schwefel- und salzsaure Talkerde, Kalk und Bittererde enthält, geht da, wo süsse Flut mit salziger zusammentrifft, eine chemische Ausscheidung vor sich. Das hierdurch ausgeschiedene Feste senkt sich ebenfalls, wie die vom Wasser des Stromes aufgelösten Stoffe, zu Boden und bewirkt, die nötige Ruhe vorausgesetzt, Schichtenbildung. Ein aufmerksamer Blick auf das Wasser des Flusses in der Gegend, wo er ins Meer mündet, macht uns diesen Vorgang völlig deutlich. Mag nämlich zuvor der Fluss in trockener Sommerszeit noch so ungetrübt strömen, mögen von der hohen See her die Meereswogen sich noch so klar entgegenwälzen, dieser Anblick der Klarheit verschwindet, sobald sich beide vermischen; hier, in der Gegend der Verbindung des Flusses mit dem Meere, fluten ewig getrübt die Wogen, und dieses Gebiet des sogenannten Brackwassers bildet das für die Geologie der Marschen so wichtige chemische Laboratorium.

In solchem Brackwasser sterben fort und fort Milliarden Infusorien, von denen jeder Tropfen des Meerwassers ebenso wie das Wasser des Stromes durchwimmelt und belebt ist; da die einen nur in diesem, die anderen nur in jenem Wasser leben können, so werden die Lebensbedingungen der Tierchen aufgehoben, sobald durch das Zusammentreten der beiden Wasserarten das Meerwasser süsser, das Flusswasser salziger wird, und es erfolgt demnach hier bei der fortwährenden Wiederholung dieser Mischung ein Sterben ohne Ende in der mikroskopischen Lebewelt. Namentlich scheinen hierbei die kieselschaligen See-Infusorien in Betracht zu kommen. Die gallertartigen Leiber dieser Tierchen düngen den Boden, während ihre Kalk- und Kieselpanzerchen die Lagerstätten erhöhen. In allen kleinsten Teilen des Schlicks (so nennt man den noch sich bildenden Marschenschlamm) lassen sich Formen von kieselhaltigen Seetierchen auffinden, die wohl nicht unter $^{1}/_{20}$ und unter Umständen $^{6}/_{10}$ der ganzen Masse betragen.

Dieser reiche tierische Gehalt ist bei der Bildung der Marschen im Mündungsgebiete der Flüsse nicht ausser acht zu lassen, denn er macht sie vorzugsweise fähig, jene oft staunenswert üppige Pflanzendecke hervorzubringen, und giebt ihnen vor den oberen, von der Flut nicht erreichten Ablagerungen, die hauptsächlich

nur aus Sand- und Thonmassen entstanden sind, wesentliche Vorzüge.

So bildet sich, falls das Meer ruhig und seicht und die Küste flach ist, immer mehr Ansatz von Uferland ringsum an der Flussmündung. Dadurch wird das Meer dort nach und nach zurückgedrängt, sein Gebiet verkleinert, die Küste dagegen und die Mündung des Flusses weiter hinausgerückt; das Festland macht eine Eroberung. Wo früher ein kleiner Meerbusen war, erhebt sich jetzt eine Uferlandschaft, die der Fluss ein- oder mehrarmig durchzieht. Mehrarmig, denn durch die fortwährende Anhäufung des Schlammes vor der Mündung kann es geschehen, dass der Fluss genötigt wird, weil er sich selbst seinen Ausgang verengt, eine andere Mündung zu suchen. Er spaltet sich demnach in Arme und bewirkt dadurch eine Gabelbildung. So sind die Delta-Landschaften entstanden — eine Benennung, die *Herodot* nur auf das zwischen den damaligen beiden Nilarmen liegende Dreieck im vergleichenden Hinblick auf die Gestalt des griechischen Buchstabens Delta anwendet; der Name hat später eine allgemeine Bedeutung erhalten und bezeichnet in unserer Zeit überhaupt das von einem Strome in seinem untersten Laufe gebildete Schwemmland. So hören wir von einem Ganges-, Indus-, Wolga-, Donau-, Mississippi-, Niger-Delta, ganz ohne Rücksicht auf die Form. In dem Gebiete unserer gegenwärtigen Betrachtung sind solche Delta hauptsächlich von der Memel, der Weichsel und dem Rhein gebildet. In früheren Zeiten sah man auch das Weser-Delta deutlich, denn erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurden ihre in die Jade fliessenden Nebenarme eingedämmt; aus noch älterer Zeit stammen riesige Deltabildungen der Elbe bei Magdeburg.

Dergleichen Landschöpfungen sind aber nur möglich bei ruhigem Verhalten der See oder unter dem Schutze benachbarter, weit in das Meer vorgestreckter Küstenstriche und Inselreihen. Nun ist die Nordsee, die an den deutschen Küsten bis weit vom Strande hinaus nur eine geringe Tiefe hat, eins der aufgeregtesten Meere der Erde. Sie wird nicht nur durch ursprüngliche starke Strömungen, durch starke Ebbe und Flut fortwährend in Bewegung erhalten, sondern nicht selten auch durch furchtbare Stürme, besonders durch West- und Nordweststürme aufgewühlt. Die Mehrzahl ihrer grösseren Zuflüsse, die Eider, Elbe, Weser, Ems, die sämtlich sich in ihrer

Mündungsgegend zu einer aussergewöhnlichen, meerbusenartigen Breite ausdehnen, mündet in sie von Osten oder Südosten her. Was sie daher an feineren Stoffen mitbrachten, konnte sich nicht ruhig absetzen, wurde vielmehr von den aufgeregten Wogen erfasst, nach allen Seiten umhergeschleudert und so auch häufig gegen die seitwärts liegenden Küstenstriche geworfen. Hier setzte sich die kostbare Verbrämung an kleinen Inseln, Halbinseln oder Sandbänken an, wuchs allmählich, bis sie nur noch von der Flut überspült wurde (Wattenmeer), stieg schliesslich über die gewöhnliche Wogenhöhe hinaus und überkleidete sich mit Grün.

Dieser durch das Zusammenwirken des Stromes und der See entstandene Fruchtboden war ganz geeignet, den Viehzucht treibenden germanischen Anwohner zu sich herunterzulocken; er verlegte wohl von seinem bisherigen höher gelegenen und fester gebildeten, meist sandigen, trockenen und weniger fruchtbaren Uferstriche, der Geest (*güst* im Plattdeutschen so viel wie unfruchtbar), seine Wohnung auf jene fetten und fruchtbaren Niederungen, die man in Norddeutschland von jeher Marschen nennt, und zwar zum Schutze vor Überschwemmungen auf natürliche oder künstliche Anhöhen, die Wurten, auch Warfen, Warften, Werfen, Warten, Worften, Würten, Wurden heissen.

Diese Einrichtung erhöhten Wohnens behielt der Ansiedler auch später bei, obwohl es dann bei weitem weniger, bisweilen gar nicht mehr nötig war. Ja wir sehen sogar heute noch in den Marschlandschaften viele einzeln stehende Gehöfte auf einem eigenen Erdwalle, der oft mit Strauchwerk und Bäumen bepflanzt und mit Gräben umgeben ist, über die eine Brücke in das Gehöft selbst führt, so dass wohl ein stolzer Marschbauer gleich dem Engländer sagen kann: Mein Haus ist meine Burg. Vorzugsweise wurden für Kirchen und Begräbnisplätze die höchsten Wurten gewählt oder geschaffen. Wenn auch alles Land ringsum in Gefahr käme, von den Fluten überbraust zu werden, so sollten doch sie hoch und sicher aus ihnen herausragen. Und so stehen heute noch viele jener kleinen altfriesischen Granitkirchen, deren Erbauung man bis ins elfte und zwölfte Jahrhundert verfolgen kann, bald einsam auf ihrer meist kahlen Wurt, bald vom Dorfe umgeben: ihre Fenster sind rund überwölbt, schmal und klein, so dass eine stete Dämmerung im Inneren herrscht; hinten baut sich ein kleiner, niedriger Chor an,

nach Westen von einem dicken, stumpfen, grauen Turme überragt, hier und da von einigen sturmzerzausten, dürrhäuptigen Eschen beschattet und umgeben von den Grabsteinen, unter denen das Heldenvolk freier Friesen schlummert. Wahrlich, trotz ihrer Unscheinbarkeit doch unendlich ehrwürdig; denn an und in ihnen sammelte sich bei allen besonders wichtigen Vorkommnissen ein bewegtes Leben: hierher brachten die Friesen ihre köstlichste und seltenste Beute von verwegenen Seeräuberzügen, hierher die Trophäen ihrer Siege; hier hielten sie Zusammenkünfte und Beratungen, hierher auf die sichere Kirchenwurt flohen sie mit ihrer Habe bei besonders furchtbar hereinbrechender Wassergefahr; hierher innerhalb der dicken Kirchenmauern drängten sie sich zusammen, wenn der Feind in Übermacht allzugewaltig zusetzte, und suchten ihre heilige Kirche zugleich als die feste Burg, als den letzten Hort ihrer Unabhängigkeit mit dem Aufgebot aller Kräfte zu halten.

Dass der Mensch für sich und seine Familie, seine Habe und seine Mühen allmählich einen zuverlässigeren Schutz suchte, als die gewöhnlichen Wurten ihm gewähren konnten, dazu gab ihm die Natur, die ihm den fruchtbaren Boden in die Nähe gebracht hatte und noch bringt, selbst einen Fingerzeig. Er sah, dass solches Land dann am sichersten und ungestörtesten wächst, wenn es von der See her durch zusammengewehte und festgebaute Sandwälle oder durch kleine Inseln geschützt war. Diese Wahrnehmung führte ihn allmählich zu dem Versuche, das in Besitz genommene Fruchtland und seine Habe durch ähnliche Schutzwehren zu sichern und somit von dem seewärts gelegenen Vorlande oder den Aussenstrichen möglichst zu trennen; denn letztere, die sogenannten Watten oder Schoren, sind jene Striche amphibischer Natur, die auf weite Strecken flach in das offene Meer oder in das breite Mündungsgebiet des Stromes sich hineinziehen und bald überflutet, bald von der Ebbe blossgelegt, vielfach von Wasserrinnen zerrissen, immer aber den Stürmen ausgesetzt sind. Wie der Wind an vielen Stellen aus Meeressand die Dünen, so baute der Mensch unter Benutzung und Beimischung festerer Massen schützende Dämme oder Deiche, durch die er dem Meere einen Boden wieder abrang, der dem Festlande durch die Ströme entführt worden war.

In und an Holland, dem Lande, das hierin als grossartiges Musterbeispiel hervorgehoben zu werden verdient, finden wir die

Deichbauten hier und da bereits im neunten Jahrhundert. In grösserem Massstabe wurden sie in dem genannten Lande jedoch erst im zwölften Jahrhundert unternommen, und nur durch sie war es unter anderem möglich, die Städte Amsterdam und Rotterdam zu gründen, deren Namen noch an die Eindeichung der bei ihnen in das Meer laufenden Flüsse erinnern. Auch ist gewiss, dass ein grosser Teil der Fluss- und Seedeiche, deren weise und erfindungsreiche Verkettung noch jetzt unsere Bewunderung erregt, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bereits vorhanden war.

Die Vervollkommnung des für jene Gegenden so unentbehrlichen Deichbaues hat bis in unsere Zeit herab fortgedauert, und er erstreckt sich jetzt auf alle Tieflandgegenden unseres Vaterlandes, wo grössere Flüsse, deren Fluten öfters, besonders im Frühjahr, eine übermässige Höhe erreichen und dann aller Behutsamkeit und Menschenkraft spotten, zwischen flachen Ufern einherströmen. Und gerade bei uns sind Überschwemmungen ziemlich häufig, weil die vom südlichen Oberlaufe kommenden Schmelzwasser im Unterlaufe häufig auf stehendes Eis treffen und dadurch gefährliche Eisstauungen hervorrufen.

Zum Bau und zur Ausbesserung der Deiche verwendet man in den meisten Fällen die Erde aus dem Vorlande. Die innere Seite der Dämme erscheint überall ziemlich steil aufgeführt, die äussere dagegen steigt in einer sanften Böschung auf, damit die Wasser allmählich ihre Wut abschwächen können. Die Deichwände werden gewöhnlich mit Rasen überzogen, und in der Regel reicht diese Deckung hin; indes wählt man doch an Stellen, die den heranströmenden Wellen zu sehr ausgesetzt sind, eine andere Art des Schutzes und belegt die Böschung mit Schilf oder langem Stroh und Weidenruten, ja in manchen Gegenden hat man häufig am Fusse der Deiche starke Eichpfähle und Balken eingerammt, vor denen noch grosse Steine liegen; auch findet sich an einzelnen Stellen eine doppelte Reihe Pfähle, und dazwischen liegen Steine oder dickes Stroh- und Weidengeflecht.

Die Höhe der Deiche kann man durchschnittlich, vom Boden an gerechnet, zu 5 bis 10 m annehmen; im Lande Hadeln, der nördlichsten Marsch am linken Elbufer, steigen sie sogar bis 12½ m. Während der Flutzeit ist an ihrer Aussenseite das Meer oft viel höher als auf der Innenseite das Land: man empfängt einen über-

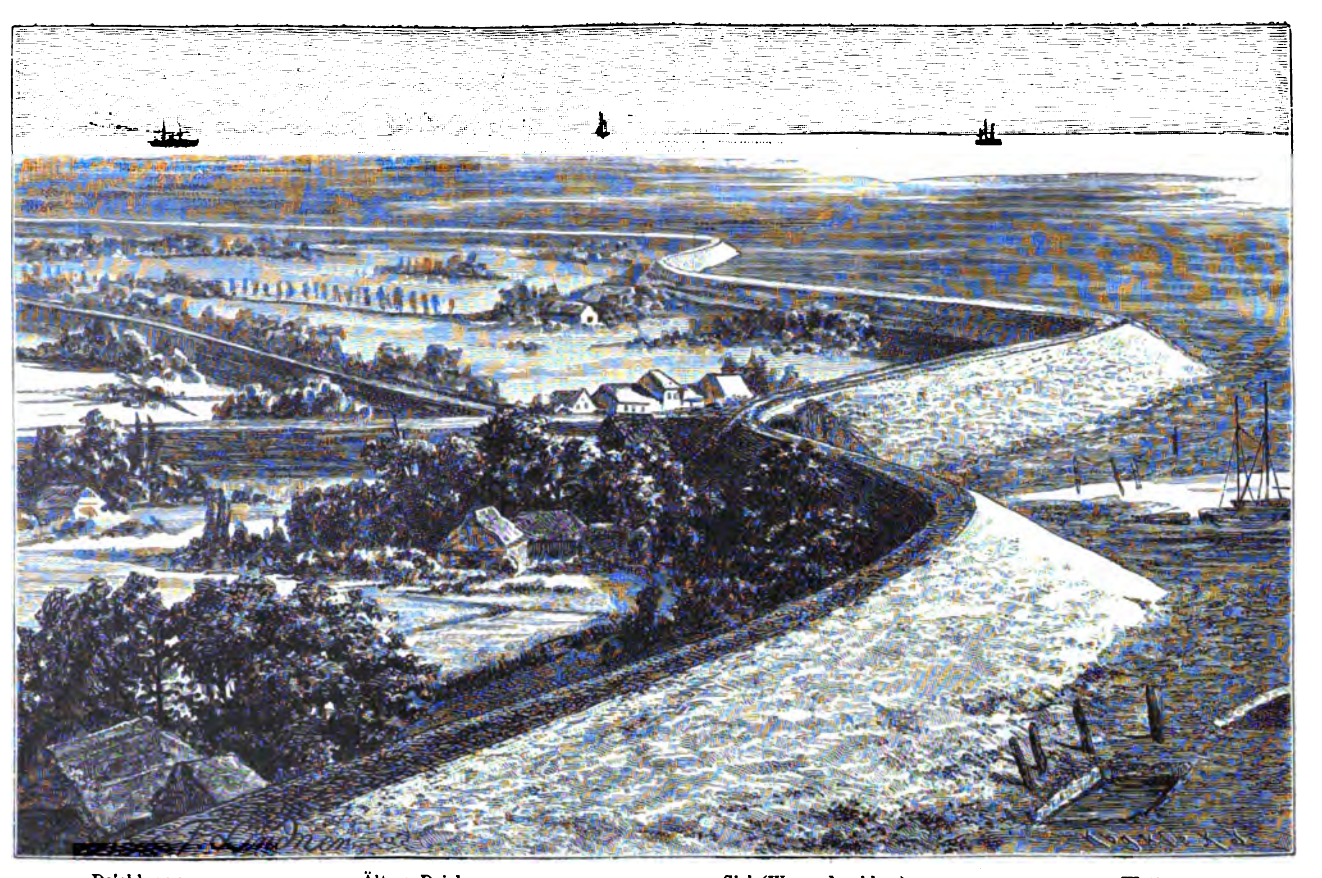


Fig. 96. Eingedeichte Küstenmarsch zur Ebbezeit. *Aus Hentschel & Märkel, Umschau in Heimat und Fremde. I. Band.*

wältigenden Eindruck, wenn man in den Stunden der vollen Flut und bei starkem Winde am Fusse eines dieser Riesenwerke hinwandert und von der anderen Seite her 5 m über dem Kopfe das Rauschen der Meereswogen und ihr Anstürmen gegen den Damm vernimmt!

Neuerdings schützt man nicht nur die zusammenhängenden Marschen, sondern auch die vereinzelt im Wattenmeere gelegenen Inselchen, die Halligen, durch Dämme vor der Zerstörungswut des Meeres, da trotz aller Gefahr die Bewohner ihr oft nur wenige Ar grosses Ländchen im Meere nicht verlassen wollen. (Fig. 95.) Sonst hat manche Sturmflut ganze Inseln weggespült, wie ja auch die friesischen Inseln einst Teile eines zusammenhängenden Dünenwalles waren; jetzt ringt der Deutsche hier mit dem Weltmeere um seinen Boden.

Aber nicht bloss unter diesem Gesichtspunkte sind die Deiche für die Küstenbewohner von jeher von hoher Wichtigkeit gewesen; sie haben nicht bloss Halt und sichernde Fassung, sondern auch Verfassung, sie haben den ersten und stärksten Anstoss zu einem ausgebildeten, auf Gesetz und Recht begründeten Zustande gegeben. Die Dämme sind ein sichtbares Zeugnis von der Verbindung und gemeinsamen Rüstung der Bevölkerung zum ernsten Kampfe gegen die einbrechende Meeresflut, die gleich einem stets zum Verschlingen bereiten Drachen Hab und Gut und Leib und Leben bedrohte. Eine notwendige Folge solcher Vereinigungen war die Feststellung von gegenseitigen Rechten und Pflichten, von Pflichten gegen den Deich, von Rechten auf das dadurch gesicherte Land, von Strafen für Saumseligkeit oder mutwillige Beschädigungen, von Bestimmungen über die Wahl der Schiedsrichter, um entstandene Streitigkeiten zu schlichten u. s. w. Es ist kein Zufall, dass die ältesten Kulturstaaten in den Überschwemmungsgebieten des Hoangho, Ganges, Euphrat und Nil liegen. Nicht nur bei den Griechen kämpft ein Herkules gegen die Wasserschlange, der immer neue Köpfe wachsen; auch bei den Chinesen wird von Heroen erzählt, die mit Wassertieren kämpften, und unsere alten deutschen Kulturhelden sind gleichfalls Drachentöter.

Die Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit nennt man Deichacht oder Deichverband, ihre Satzungen Deichrecht oder Deichordnung und die Leiter des Deichwesens Deichgrafen. In welch

enger Beziehung jedes von den Deichen beschirmte Grundstück zu der Deichpflicht steht, ergiebt sich aus den beiden alten Sprüchen: „Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land“ und: „Wer nicht will deichen, muss weichen“. *(„De nich will diken, mut wiken.“)*

Natürlich wurden die Deiche bei dieser für das materielle, soziale und politische Leben der Bevölkerung so grossen Bedeutung von ihr gewissermassen als etwas Heiliges, als eine Art geweihter Umzäunung für ihr Besitztum betrachtet, deren Vollendung bis auf die neueste Zeit durch kirchliche Handlungen und heitere Gelage festlich begangen wurde. In alten Chroniken werden die Deiche „das güldene Band, der güldene Ring *(geldene hôp)* des Landes“ genannt, und der Deich spielt in Sage und Sprichwort („auf dem Damme sein“) eine grosse Rolle. Freilich sind andererseits ihre Unterhaltungskosten so beträchtlich, dass der Marschbauer sagt, ohne die Deichlast könne er mit einem „silbernen Pfluge“ pflügen.

Wir werfen nun einen Blick auf die Anlage und Verzweigung der Deiche, um das Wachstum der Marschen zu verstehen. Während nach innen zu das Marschland an der höher gelegenen und fester gestalteten Geest endete, an der es im Rücken einen Halt fand, erhielt es nach aussen, nach der offenen See hin häufig noch einen Anwuchs. Durch niedere Querdämme, die man häufig vom Deiche aus eine Strecke in die Watten hinein anlegte, wurde das Ansammeln und Festhalten des von der Flut neu angeschwemmten Fruchtbodens beschleunigt. Wollte man ihn sich hinlänglich sichern, so waren nach der See hin neue Deiche nötig, die ihn von den offenen Watten vollständig abschlossen, und so entstand im Laufe der Jahrhunderte durch immer neue Längs- und Querbauten ein sehr zusammengesetztes Deichgefüge; es giebt Binnen-, Haff- oder Seedeiche u. a., und diese sind wieder durch Seitenarme miteinander verbunden.

Die zwischen ihnen liegenden Abteilungen des Landes haben meist die Form eines unregelmässigen Vierecks von 100 bis zu 1000 Hektaren und darüber und heissen im Norden der Elbe Köge, in Holland und Ostfriesland Polder. Zur Austrocknung des Polders oder Koogs benutzt man die Kraft des an der See ja fast immer wehenden Windes und lässt also die Pumpwerke durch Windmühlen treiben.

Innerhalb der Köge liegen viele Gehöfte nach allen Seiten hin

zerstreut, doch befinden sich die grösseren Orte auf dem Rande der Geest, und zwar nicht mehr des Schutzes, sondern hauptsächlich der gesunderen und für die Bewirtschaftung bequemeren Lage wegen; denn die Geest, die gewöhnlich zugleich das Eigentum der Marschbevölkerung ist, kann von dort aus um so leichter mit der Marschkultur verbunden werden. Was aber die Gesundheit anlangt, so gehören die Marschen, abgesehen von ihrem Mangel an Trinkwasser, auch wegen der unmittelbaren Nähe des Meeres und der grossen Ströme, wegen der niedrigen Lage zwischen Gräben und feuchtem Boden zu den nebligsten und regenreichsten Landstrichen Deutschlands, und namentlich die Seemarschen hauchen nicht selten Fieberdünste aus.

Die ungemeine Ergiebigkeit des Marschlandes an Wiesen- und Getreideertrag wurde durch mancherlei Einrichtungen noch vermehrt. Dazu gehören die Entwässerungsgräben, insbesondere aber die Schleusen oder Sielen. Diese sind so eingerichtet, dass ihre Thorflügel sich dem von der Flut landeinwärts getriebenen Meereswasser verschliessen, den aus den Gräben kommenden Binnengewässern zum rechtzeitigen Abfluss bei der Ebbezeit sich öffnen. Solche zum Deichsystem so unerlässliche Schleusen, sowie die grösseren, die etwa einen schiffbaren Kanal und die daran liegenden Städte gegen die hohen Fluten des Meeres zu schützen haben, gehören daher zu den wichtigsten Werken der Wasserbaukunst, und die Kosten ihres Baues und ihrer Instandhaltung erfordern sehr bedeutende Summen.

Welch eigentümliches Schauspiel, wenn man diese Anstalten im ganzen überblickt! Viele Meilen weit sind sämtliche Marschländer von dem Hauptdeiche umgeben, und während er selbst sie von der See für immer abzuschliessen und wie ein Festungswall gegen ihre Fluten zu schützen bestimmt ist, unterhalten und sperren je nach Bedürfnis alle seine Schleusen die Verbindung zwischen ihr und dem ihr abgerungenen Festlande. Durch Hunderte von Thüren fliesst ruhig und ungehindert das Binnenwasser ins Meer, und wiederum zweimal an jedem Tage, wenn die Flut kommt, schliessen sie sich mit dumpfem Krachen.

Aber auch der Anblick der Marschen selbst gewährt das Bild einer eigentümlichen Welt. Sie erscheint sofort als künstlich geschaffen und künstlich erhalten im Gegensatze zu den benachbarten

Landschaften, wo im wesentlichen die freie Natur noch herrscht. Nähert man sich den Marschen vom inneren Lande her, so betritt man zunächst die Geest. Sie ist im Verhältnis zur Marsch ziemlich hoch gelegen, wellenförmig und hügelig, mit Quellen und Bächen, hier und da mit Wald und schönen Baumgruppen versehen, oft heidig, sandig, nicht selten mit Geröll und mächtigen erratischen Blöcken bedeckt, nur stellenweise bebaut und zwar gewöhnlich nur in der Nähe der Dörfer, die oft mehrere Stunden auseinander liegen, im ganzen minder fruchtbar. Darauf folgt, wenn nicht etwa hier und da noch ein Moorstrich dazwischen liegt, die niedrige, flache Marsch, eine beinahe vollkommene, aus Feld und Wiesen bestehende Ebene, da man Bäume nur an Wegen und in den Dörfern an Kirchen und Gehöften antrifft; ohne Quellen und Flüsse, ohne Heiden, Sandflächen und Steine, falls letztere nicht etwa durch Menschen hergeführt wurden; von Deichen und schnurgeraden Kanälen durchzogen, ein ununterbrochen fetter, höchst ergiebiger Erdstrich, Acker an Acker mit üppigen Saat- und Fruchtfeldern, wie z. B. in Dithmarschen und in Hadeln, oder Wiese an Wiese, wie z. B. in Eiderstedt, Osterstade und im Lande Wührden; im Sommer auf ihrem unübersehbaren, saftig grünen Rasenteppich allenthalben mit bunten Blumen geschmückt und überall bis spät in den Herbst von Herden weidender Rinder, von stattlichen Rossen und munteren Füllen, von riesigen Schafen belebt. Fürwahr, „ist irgendwo ein Paradies bestellt für Tiere, so ist es dies“.

Die Breite dieses gesegneten Landstriches ist gering, nur 5 bis 20 km. Daher erklärt es sich, dass die alten Friesen ihr Land mit einem Mantel verglichen, dessen zottiger Stoff (die Geest) mit schmaler Sammetverbrämung geschmückt ist, oder mit einem Apfel, dessen Inneres der Wurm angefressen hat, während sein Fleisch und die Schale desto süsser mundet.

Die Wege sind im Sommer hart und glatt, im Spätherbst und Winter dagegen oft derart grundlos, dass die Marschbewohner nicht selten auf Wochen von allem Verkehr abgeschnitten sind, bis etwa durch den Frost auf den vielen Kanälen neue Wege geschaffen werden, über deren glatte Oberfläche sie dann auf Schlittschuhen schnell dahineilen.

Hat auch die Marsch auf die Dauer durch ihre Einförmigkeit etwas Ermüdendes, so bietet sie gleichwohl für den Wanderer an

einem günstigen Tage der besseren Jahreszeit durch die frische und kräftige Fülle der Pflanzen- und Tierwelt viel Anziehendes. Aufs trefflichste veranschaulicht diesen ihren Segen wie ihre Sorgen und Mängel in einer Elegie *Joh. Heinr. Voss,* der längere Zeit Rektor des Progymnasiums in dem altmodischen, aber freundlichen Städtchen Otterndorf des Landes Hadeln war, jenes Marschstriches links von der Niederelbe, der unter allen fruchtbaren Nordseemarschen in schöner Frühlings- und Sommerszeit ganz vorzugsweise ein Bild mächtiger Fülle und Üppigkeit darbietet. Vor seiner Übersiedlung nach Eutin singt er:

„Nicht mehr schauen wir lang' euch, ländliche Hütten der Freiheit,
Durch die Gefilde verstreut, jede von Eschen umgrünt;
Nicht der trotzigen Ähren Ertrag und der blühenden Rapssaat
Gelbe Flur, mit grünschilfigen Gräben gestreift;
Segnend verlassen wir bald dies ozeangrenzende Blachfeld,
Welches der Fleiss mühsam brausenden Wogen entrang.
Oftmals fodert die Elb', in des Herbstnachtsturmes Begleitung,
Mit hochbrandender Flut zornig ihr altes Gebiet,
Wild fliehn Möven ins Land mit Geschrei; das ermattete Pflugross
Trägt zu des Walls Aufruhr Säcke mit dämmendem Schutt;
Und von den donnernden Schleusen geschreckt, drängt bange die Medem,
Strudelndes Laufs, in der Geest mütterlich Moor sich zurück,
Häuser auf ragender Wurte vorbei, wo der Bauer des Sietlands
Heimwärts rudert zum torfflammenden Herde den Kahn.
Ach! bald eilen wir fern in Eutins fruchtwallendes Seethal,
Über Gefild' und Heid' und den bewimpelten Strom,
Dass wir, der sumpfigen Marsch Ankömmlinge, staunend die Felder
Wiedersehn, wie sie uns hüpfende Kinder erfreut,
Wo uns schattet der Wald, wo Berggesprudel uns tränket,
Wo am Bache den Mai grüsset ein Nachtigallchor."

Langt dann der Fremdling am Ende seiner Wanderung durch die Marsch auf dem gegen die anstürmenden Wogen schützenden hohen Seedeiche an, welch ein Gegensatz gegen sie breitet sich hier oben auf der „Kappe" zur Ebbezeit vor seinen staunenden Augen aus, und wie hebt er das volle und grünende Leben der Marschen! Er sieht jetzt das Watt vor sich, jene weit in das offene Meer sich hineinziehenden flachen Striche, auf deren eigentümliche Doppelnatur wir bereits früher hingewiesen haben (vgl. S. 491). Jetzt erscheint es, je nach dem Stande der Sonne, bald als eine hellschimmernde Spiegelfläche, bald als eine dunkelgraue, öde und finstere Ebene.

Seine Masse ist nicht gleichmässig; an einer Stelle ziehen sich Sand- und Muschelbänke hin, an einer anderen lagert ein so feiner und flüssiger Schlick, dass selbst der leichte Strandläufer sich kaum auf ihm halten kann, und weiterhin werden fast steinharte, gewaltige Thonmassen sichtbar, die zur Zeit einer mit Sturm vorbrausenden Flut schon so manchem wackeren Seemanne nahe der Heimat unerwartet den Tod brachten. Auch sieht man unzählige kleinere und grössere, tief ausgewaschene Rinnen oder Prielen sich durch das Watt schlängeln, in denen das letzte Ebbewasser meerwärts läuft.

Auf den ersten Blick erscheint das Watt öde und verlassen; doch dem ist nicht so, vielmehr entfaltet sich über und auf ihm ein reiches Tierleben. Kaum ist die Flut gesunken, so schwärmen Tausende von Möven, Kiebitzen, Seeschwalben und Wrackvögeln heran und umher und suchen, haschen, schlucken und geniessen alle von der reich gedeckten grossen Tafel des Watt, die für sie an Fischen, Krebsen, Krabben, Seesternen, Austern u. a. gar mannigfaltige und leckere Herrlichkeiten darbietet. Und dieses Schauspiel einer grossen Atzung der Natur wiederholt sich Tag für Tag zweimal, jahraus und jahrein.

Und auch der Mensch eilt herbei, um von den Gaben des blossgelegten Watt seinen Teil zu nehmen. Da waten barfuss und hochgeschürzt Männer, Frauen und Kinder mit und ohne Netzhamen in den Prielen umher und fangen die dem Brackwasser eigentümlichen Tiere, den Butt, die Krabbe und andere Krebse; in weiterer Entfernung aber sind auf hohen und trockenen Muschelbänken Schiffer mit der langwierigen und mühsamen Arbeit des Ausgrabens von Muschelschalen beschäftigt, die, gut gebrannt, dem Steinkalk vorgezogen werden. Ist schönes und warmes Wetter, so gewahrt man auch jagdlustige Männer, die unter dem Winde mit der Büchse die Seehunde beschleichen, welche sich nicht selten auf dem Sande behaglich sonnen.

„Hier in den Marschen ist die üppigste Fruchtbarkeit, der herrlichste Anbau, dort auf den Watten die kompletteste Wüstenei; hier in den Marschen ein neugewonnener frischer Boden, dort in den Watten das Gerippe uralten, untergegangenen Landes; hier in den Marschen das Walten der raffiniertesten Menschenkunst, dort in den Watten das Schalten roher, zerstörender Naturkräfte; hier in den Marschen die Glockentöne der neugebauten Kirchen und der Jubel zu fröh-

lichem Besitz gelangter Menschen, dort in den Watten die Todesstille über dem Grabe verschütteter Habe und ertränkter Geschlechter; hier in den Marschen die Furcht vor dem Verluste des Ergriffenen, dort über den Watten die Hoffnung der neuen Auferstehung über den Landschaften schwebend. Die Watten sind der lange Kirchhof der Marschen, und die Marschen sind Koog an Koog ein ebenso langer Triumphzug der Menschen über die Natur.“ *(Kohl.)*

Aber dieser Triumph ist errungen worden nicht ohne die Mühen und Gefahren von vielen Jahrhunderten, nicht ohne das furchtbare Opfer von Hunderttausenden von Menschenleben, die in die Tiefen der Gewässer gezogen wurden. Wenn in den Alpen Schneelawinen auf belebte Strassen und menschliche Niederlassungen niederschiessen, wenn Fels- und Erdstürze oder Murbrüche auf bebaute Gegenden herabdonnern und ganze Dorfschaften zerschmettern, so erscheinen jene Heimsuchungen des Gebirges doch verschwindend klein gegenüber der Wucht der verderblichen Angriffe, mit denen dann und wann die durch Orkane zu grimmigster Wut aufgepeitschte See mitten in den Fleiss mühevoller Jahre hineinrast und gar manchen Strich fruchtbaren Landes in den Strudel schäumend hinwegreisst, ja ganze Landschaften, an denen sie selber mit geschaffen, wieder auf Jahrhunderte verschlingt, alles Widerstandes spottend. „Man musste,“ sagt ein alter Chronist, „mehrere Male erfahren, dass Gott der Herr durch Auslassung der Wasser ein Land könne gänzlich umkehren.“

In anderen Küstenländern vernimmt man Sagen von versunkenen Städten, die in grauer Vorzeit dort vom Meere verschlungen worden seien; in einigen Strichen des Nordseegestades, namentlich in Ostfriesland, ist dies keine Sage mehr, es ist vielmehr Geschichte. Wohl zeigen die Schiffer, wenn der Kahn bei stiller See über die spiegelklaren Flächen dahingleitet, hinunter in den Meeresgrund und sprechen mit gedämpfter Stimme: „Jetzt sind wir über der Stadt“; ja sie weisen die Stelle des Marktes, des Rathauses und der Kirche und glauben selbst da unten muschelbedeckte Trümmerhaufen einstiger Häuser zu sehen und dumpfe Glockentöne heraufbeben zu hören. Doch abgesehen von diesen Phantasiegebilden gläubiger Einfalt kann man in allem Ernste sagen: Jene Stadt ist begraben, diese Dörfer sind in einer verhängnisvollen Stunde vom Meere verschlungen worden. Jede Stadt, jede Siedlung, wenn sie tiefer liegt

als der Meeresspiegel, kann in einer solchen Stunde untergehen, und ein grosser Küstenstreifen liegt tiefer als der Meeresspiegel, da der Marschboden infolge des Austrocknens allmählich in sich zusammensinkt.

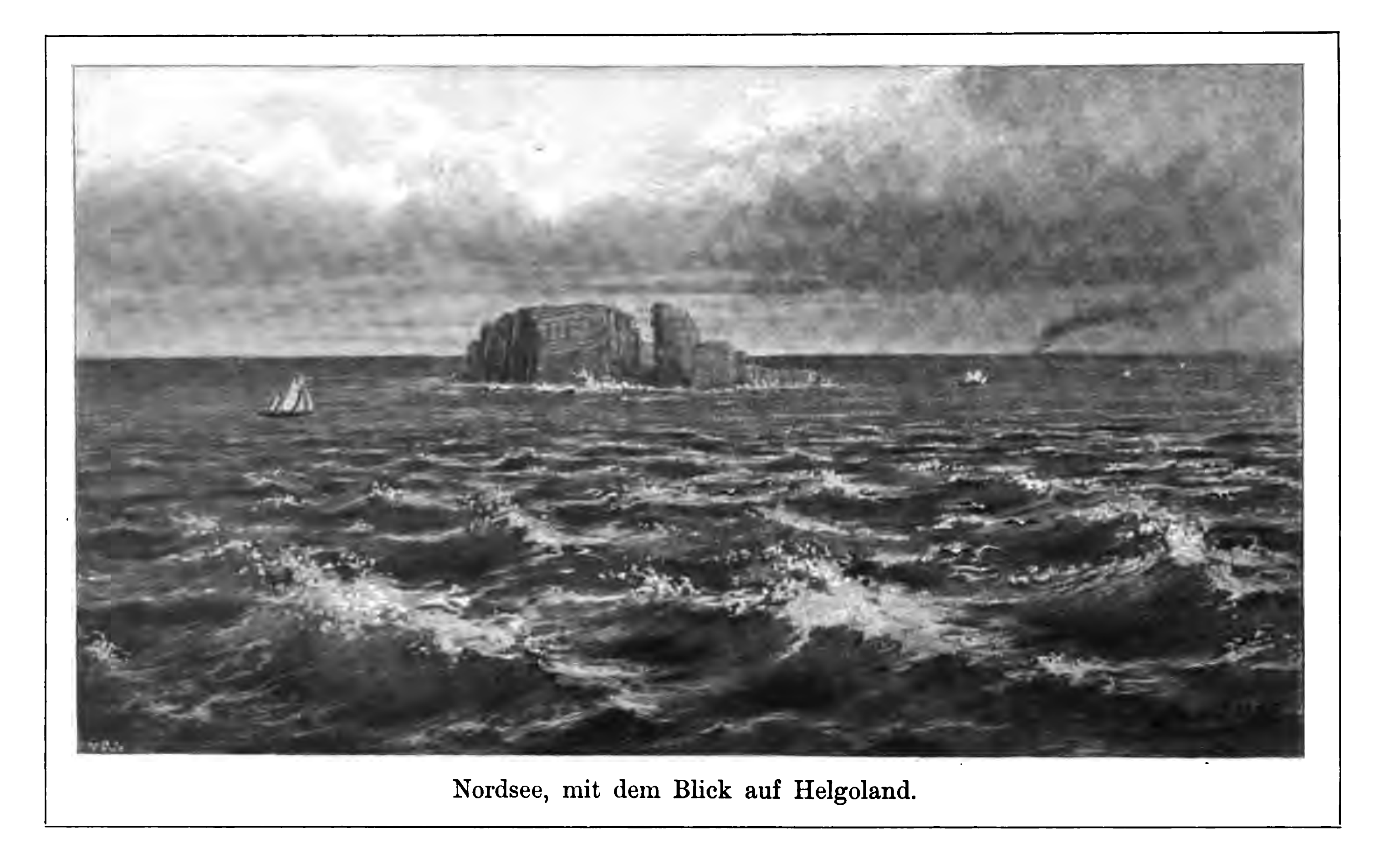
Man betrachte nur auf der Karte die deutschen Nordseegestade, die Zerrissenheit der ganzen Küste von der Schelde bis Jütland. Wo jetzt die Südersee, wo das in den Jahren 1840—53 trockengelegte Haarlemer Meer, wo der Dollart und der Jadebusen, wo zwischen den Friesischen Inseln und der Küste das Meer brandet — das alles war einst zusammenhängendes Festland voll Fluren und Saatfelder, voll Dörfer, Kirchen und Klöster, belebt und gepflegt von einer kernigen, wackeren Bevölkerung. Es ist keine Übertreibung, wenn behauptet wird, dass noch in den Tagen Karls des Grossen das Küstenland der Friesen doppelt so gross gewesen sei als jetzt.

Aus der grossen Zahl geschichtlich verbürgter Überschwemmungen, in denen Sturmfluten ihre verheerende Macht auf grauenvolle Weise bekundet haben, mögen hier nur einige genannt werden. Bereits im sechsten Jahrhundert geschieht der vernichtenden Sturmfluten in Friesland Erwähnung, und im elften und zwölften Jahrhundert berichten die Chronisten von den übergrossen Verlusten an Menschenleben, Ortschaften und bebautem Lande durch die einbrechenden Meereswogen. Die Verheerungen, die sich im Jahre 1170 bereits durch die Erweiterungen des Landsees Flevo bis zum Meere vorbereitet hatten, vollendete das Jahr 1225. Das ganze Land rings um ihn mit all seinen blühenden Ortschaften wurde weggespült, und an seine Stelle trat die Südersee, die bei 6 m Tiefe einen Flächenraum von etwa 3000 qkm einnimmt. Am Weihnachtstage 1277 verschlang infolge Zerstörung der Deiche durch Eismassen eine Überschwemmung die Stadt Thorum an der unteren Ems und riss den schönsten und reichsten Teil von Friesland mit dreissig bis vierzig Dörfern, drei Klöstern und fünfzig Kirchen hinweg. Die bisherige Flussmündung erweiterte sich damals zu dem Meerbusen Dollart. Nicht minder zerstörend waren die Sturmfluten des vierzehnten Jahrhunderts, besonders in den Jahren 1361 und 1362. Von einem Jadebusen konnte vor dem dreizehnten Jahrhundert kaum die Rede sein; überall war dort festes, fruchtbares Land, und wo jetzt nur Wogen brausen und weites, ödes Watt liegt, stand eine Menge Kirchdörfer mit altfriesischen, längst verklungenen Namen.

Kleine, einsame Inseln, die sogenannten Oberahneschen Felder, sind die letzten Überbleibsel dieser einst so gesegneten Gegend. Auch im fünfzehnten Jahrhundert sind der Unglückstage viele für Friesland, Gelderland, Nordbrabant, Flandern und Seeland zu verzeichnen: im Jahre 1421 am 19. November wurde der fruchtbarste und bevölkertste Landstrich zwischen Südholland und Nordbrabant in ein weites Meer umgewandelt, und etwa 100000 Menschen büssten ihr Leben ein; vor allen späteren Fluten ragten an entsetzlicher Grossartigkeit die der Jahre 1530 und 1570 hervor, letztere urplötzlich mitten in dunkler, stürmischer Nacht am Allerheiligentage einbrechend. In wenigen Stunden überdeckte eine einzige wilde Wasserwüste den ganzen Küstenstrich von Holland bis Jütland; kein Deich vermochte zu widerstehen, kein Dorf blieb verschont, keine noch so hohe Wurt blieb trocken; damals sollen ebenfalls über 100000 Menschen in den Wogen ihr Grab gefunden haben. Weniger furchtbar sind die Überschwemmungen des neunzehnten Jahrhunderts, was hauptsächlich dem verbesserten Zustande der Wasserbauten zuzuschreiben ist; doch haben die Sturmflut des Jahres 1825, die Springfluten am 27. Dezember 1849, die Fluten vom 4. Januar bis 2. Februar 1861, sowie in der Ostsee die Novembersturmflut 1872 arge Verwüstungen angerichtet.

Man behauptet mit Recht, dass die Zahl der in jenen Gegenden durch die Fluten verschlungenen Menschenleben eine Million bei weitem übersteige, und dass es kaum einen zweiten Küstenstrich in Europa gebe, an dem so viele Menschen durch das Wasser zu Grunde gegangen. Der Gesamtverlust an Land längs der Küste von Flandern bis Jütland beträgt etwa 5000 qkm, doch ist davon mehr als die Hälfte allmählich wieder gewonnen. Dabei muss noch berücksichtigt werden, dass das dem Meere wieder abgerungene Land wegen des grösseren Ertrages mindestens ebenso wertvoll ist, als das verlorene Land war; denn den einst geraubten Boden giebt das Meer geschwängert mit verwesenden Tier- und Pflanzenstoffen dem Küstenbewohner zurück, als Lohn für den eisernen Fleiss der Bevölkerung.

Denn wie hart und oft vergeblich auch der Kampf gewesen, von dem die Geschichte der Wasserfluten Zeugnis giebt, der Stamm der Friesen hat sich darin bewährt als Ehrenvolk. Obwohl die See den geliebten Boden hier nach und nach genommen, dort auf einmal gewaltsam zertrümmert und verschlungen, nie hat der Friese



Nordsee, mit dem Blick auf Helgoland.



aufgehört, vorzubauen und nachzumühen, nimmer müde und doch nimmer sicher, nimmer fertig unter Strom und Sturm, Eis und Wogen; ewig bedroht, ewig verfolgt, hat er doch unter den schwersten Kämpfen um das Dasein stets festgehalten an der heissgeliebten, wenn auch für ihn oft so verhängnisvollen Heimat.

Landstriche von so eigentümlicher Beschaffenheit wie diese Marschen, die den Bewohner zu fortwährender Wachsamkeit gegen die Angriffe des mächtigen Elementes herausfordern, und deren Gedeihen nur dem anhaltenden Fleisse vieler Geschlechter zu danken ist, mussten einen tiefgreifenden Einfluss auf die moralische Entwicklung und auf das ganze geistige Gepräge der Bewohner ausüben. „Der Charakter des friesischen Stammes scheint entsprungen und entwickelt einesteils aus dem ernsten, die ganze Kunst und das ganze Wissen und Wollen des Mannes herausfordernden Kampf mit der See, sei es zur Bewahrung des Besitztums auf dem Lande, sei es als sturm- und wettererprobter Seemann; andernteils aus der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, den er bewirtschaftet, und der reichlich auch geringe Mühe schon lohnt. Der Friese ist ernsten Gemütes, bis zur Finsterkeit; er wird nicht leicht fröhlich *(Frisia non cantat)*, aber wenn er lustig wird, hat seine Lustigkeit leicht etwas Gewaltsames. Dagegen liebt er Pracht und Aufwand, wenn auch weniger in seiner Kleidung und in seinem Hause als solchem, wo übrigens holländische Sauberkeit herrscht, als in seinem Auftreten nach aussen, in Speise und Trank bei sich zu Hause, wenn er Gäste hat oder bei festlichen Anlässen. Der Friese ist stolz auf seinen von seinen Vätern dem Meere abgekämpften Besitz; er tritt selbstbewusst als »edler freier Friese« auf und schaut von seinem Hause, das ihm seine Väter als freies, nur dem Staat verpflichtetes Gut geschaffen und bewahrt haben, fast mit Genugthuung auf den Geestbewohner herab, der, lange leibeigen, seinen freien Besitz als Geschenk staatsklugen Fürsten zu verdanken hat; er wacht eifersüchtig über seinen Rechten und besteht hartnäckig auf Achtung derselben; er überlegt lange, ehe er beschliesst. Beschlossenes aber führt er mit zäher Nachhaltigkeit durch.“ *(K. G. Böse.)*

Jener alte Spruch des Chronisten: *„Frisia non cantat,* Friesenland singt nicht“ bewährt sich noch bis auf den heutigen Tag; denn den Bewohner der Flachküste lockt zum Gesange kein fröhlicher Wiederhall wie den Sohn des Gebirges, und den Ton

seiner Stimme verschlingt das hallende, donnernde Meer; aber der Friese ist auch viel zu phlegmatisch, er ist, wie der Bewohner unserer Nordküsten überhaupt, viel zu wenig Gefühls- und viel zu sehr Verstandesmensch, als dass ein eigentliches heimisches Volkslied aus seiner Brust hätte hervorblühen können, in dem er, wie etwa der Thüringer, der Schwabe und Tiroler, seine Freude und seinen Schmerz kundgäbe. Dagegen schafft und liebt er etwas Anderes in bemerkenswerter Weise, was der erwähnten Eigentümlichkeit entspricht: treffende Sprichwörter und kurze, kräftige Schlagwörter.

Schon *Tacitus* erklärt die Friesen für den kräftigsten und mächtigsten Volksstamm im nördlichen Deutschland, und während des Mittelalters gründeten sie in ihrer Freiheitsliebe, unterstützt durch die Möglichkeit, ihr Land und ihre politische Selbständigkeit durch künstlich veranlasste Überschwemmungen vor feindlichen Einbrüchen zu sichern, eine Reihe mehr oder weniger unabhängiger Marsch-Demokratien. Solche Ländchen sind z. B. nordöstlich der Elbe die nordfriesischen Marschen, nämlich das Land Eiderstedt (d. i. die Stätte an der Eider), die Dithmarschen, dann die berühmten Marschen von Krempe und Wilster, die Marschen zwischen Glückstadt und Hamburg; westlich der Elbe das Land Hadeln, das Alte Land, das Land Kedingen (d. i. Kajedingen, Koogland), das Land Stedingen, Butjadingen (d. i. ausserhalb der Jade), die Landschaft Jever und die Marschen am Dollart, an der Ems und Leda.

Zwar haben sie, nach unzähligen blutigen Kämpfen mit den mächtigen Grafen und Herren des Binnenlandes, an diese allmählich ihre Unabhängigkeit verloren; zwar sind sie, deren nationaler Verband durch die Beschaffenheit ihres überall in kleinen Parzellen angesetzten und in kleine Parzellen zerteilten Vaterlandes ohnehin zur Zersplitterung hinneigte, dem Einflusse des im Süden sie unmittelbar umgebenden niedersächsischen Stammes, der innerhalb seines weiten Gebietes grössere Staaten ausbildete und dann mit Übermacht gegen sie andrängte, in ihrem Volkstum mehr oder weniger erlegen; aber auch jetzt noch erkennt man schätzenswerte Eigentümlichkeiten des alten kräftigen, freiheitliebenden Sinnes der Stammväter aus ihnen heraus. Auch jetzt noch hat für sie der markige, kurze Sinnspruch die Bedeutung nicht verloren, den die alten Friesen unter ihr Wappen schrieben: „*Liewer dued üs Slaw*“ (Lieber tot als Sklave), sowie jener zur Sitte gewordene Gruss: „*Eala*

fria Fresena!" (Auf, freier Friese!). Noch in unserer Zeit stehen sie bei allen ihren Nachbarn in dem Rufe, mit grosser Eifersucht auf ihre alten Gemeinde- und Sonderrechte zu halten.

Der friesische Landmann, wie er uns im Mittelalter entgegentritt, vereinigt in sich zwei sehr verschiedene Persönlichkeiten: den reichen Anbauer eines fetten, durch Fleiss, Mühe, Geschick und vereinigte Anstrengungen gewonnenen und erhaltenen Bodens — und den wilden, verwegenen Seeräuber. Indes dieser hat sich jetzt in den sachkundigen Lotsen, den raschen, dreisten Matrosen verwandelt, der auf Kauffahrern aller Nationen die Meere durchfurcht, aber mit der Heimatliebe eines Alpenbewohners gern zu dem Lande seiner Kindheit zurückkehrt und nun, ein hilfsbereiter Retter aus Seegefahr, sein Leben in die Schanze schlägt für sturmverschlagene Fremde — wie denn an allen unseren Küsten, das wollen wir mit Stolz rühmen, das Rettungswesen in hoher Blüte steht.

Durch die Lage, Beschaffenheit und Benutzungsweise der Marschgegenden wurden auch gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten bei der Bevölkerung veranlasst und gefördert, zu denen andere Landstriche keine Gelegenheit gaben. Die Errichtung und Erhaltung der für sie so wichtigen und von ihnen so sorgfältig gepflegten Deiche, dann die Schleusenanlagen, das Kanalgraben zur Ableitung der süssen Gewässer und so manche andere Vorrichtungen sind in der Vollkommenheit, zu der es die Deutschen zuerst gebracht, nicht denkbar ohne vielerlei Übungen, Kenntnisse und Kunstfertigkeiten. So darf es nicht auffallen, dass die Friesen sich so weit ausbreiteten, und dass sie und besonders die ihnen verwandten niederländischen Flamänder auch ausserhalb ihres Gebietes zu grossen Wasserbauten in Anspruch genommen wurden. Wie die Italiener, die ihre Maremmen, ihr Venedig und ihr mit Deichen und Kanälen versehenes Po-Delta haben, seit alter Zeit im Süden, so sind die Flamänder die Wasserbaumeister im Norden. Sie haben daher in sehr frühen Zeiten einen überaus bedeutenden Einfluss auf die Kultur der übrigen Marschen gehabt, aber auch in späteren Zeiten bezeugen viele wichtige Werke, z. B. die Hafenbauten in St. Petersburg, Kopenhagen und Bremen, sowie die Bruchkulturen zwischen Elbe und Weichsel ihre Geschicklichkeit bei solchen Unternehmungen.

Dafür sucht aber ihr Land mit dem anliegenden Tieflande Belgiens in Beziehung auf künstlich gebildete Oberflächenzustände seines-



Turm und Dachreiter der Nikolai-Kirche.

Fig. 97. Altes Fleet in Hamburg. *Aus Dilling, Landeskunde der Hansestadt Hamburg.*

gleichen, und mit gerechtem Selbstbewusstsein können sie sagen: „*Deus mare, Batavus litora fecit*“ (Gott hat das Meer, der Holländer die Ufer geschaffen). „In Holland fliessen alle Flüsse, Flussarme und Bäche nicht in eigenen natürlichen Betten, sondern in künstlichen Gräben, welche der Mensch ihnen schuf. Die wilden Flussgötter sind dort vollständig gebändigt und gesittigt. Auch dem Meere haben die Holländer Grenzen gesteckt. Sie weisen mit sehr künstlich geformten und berechneten Fortifikationen seine Angriffe zurück und lassen von seiner andringenden Flut nur so viel ins Land, als nötig ist, um die Schiffe landeinwärts zu tragen und den Handel zu fördern. Die binnenländischen Seen, wenn sie gross sind, werden mit zweckmässig konstruierten Maschinen ausgepumpt oder auf ein kleineres Gebiet beschränkt, und sogar in die Tiefe der Erde steigen die Leute hinab, um auch den versteckten Quellen, welche der Oberfläche des Bodens schaden könnten, durch ein unterirdisches Kanalsystem ihren Lauf vorzuschreiben. Man kann sagen, die Holländer haben die Najaden und Ozeaniden mit samt ihren Flussurnen und Töpfen zum Lande hinausgejagt und das Wasser selbst in ihren eigenen Urnen und Töpfen aufgefangen, um es so im Lande zu verteilen, wie es dem rationellen Ackerbau, einer vernünftigen Viehwirtschaft und dem Interesse des Handels am besten konveniert. Ebenso haben sie auch das Land in ihre bildende Hand genommen. Sie überlassen es nicht dem Zufalle, ob sich irgendwo neues Land bilden soll oder nicht, sondern sie lassen hier und dort, wo es thunlich ist, Äcker anwachsen, und wissen sogar mit Hilfe einer wunderbaren Pflanze aus rollendem Sande Hügel und Berge zu ihrem Schutze emporzuziehen.“ *(Kohl.)*

Man sieht, hier haben wir es nicht mehr mit gewöhnlichen Marschen, nicht bloss mit einem Küstenstriche zu thun; hier wurde das vollendetste Flussdeltaland und, da überdies die Bewohner seine günstige Lage und Beschaffenheit bei gewissen Vorgängen in der Nachbarschaft zu benutzen verstanden, eine weltgeschichtliche Stellung und eins der ersten Kulturländer der Erde gewonnen.

Als die grossen Städte der reichbegabten belgischen Landschaften, Brügge, Gent, Ypern, Antwerpen — erstere und letztere für einige Zeit die lebendigsten und herrlichsten Städte der christlichen Welt — teils durch Versandung, teils im Kampfe mit der Fürstengewalt während des fünfzehnten und sechzehnten Jahr-

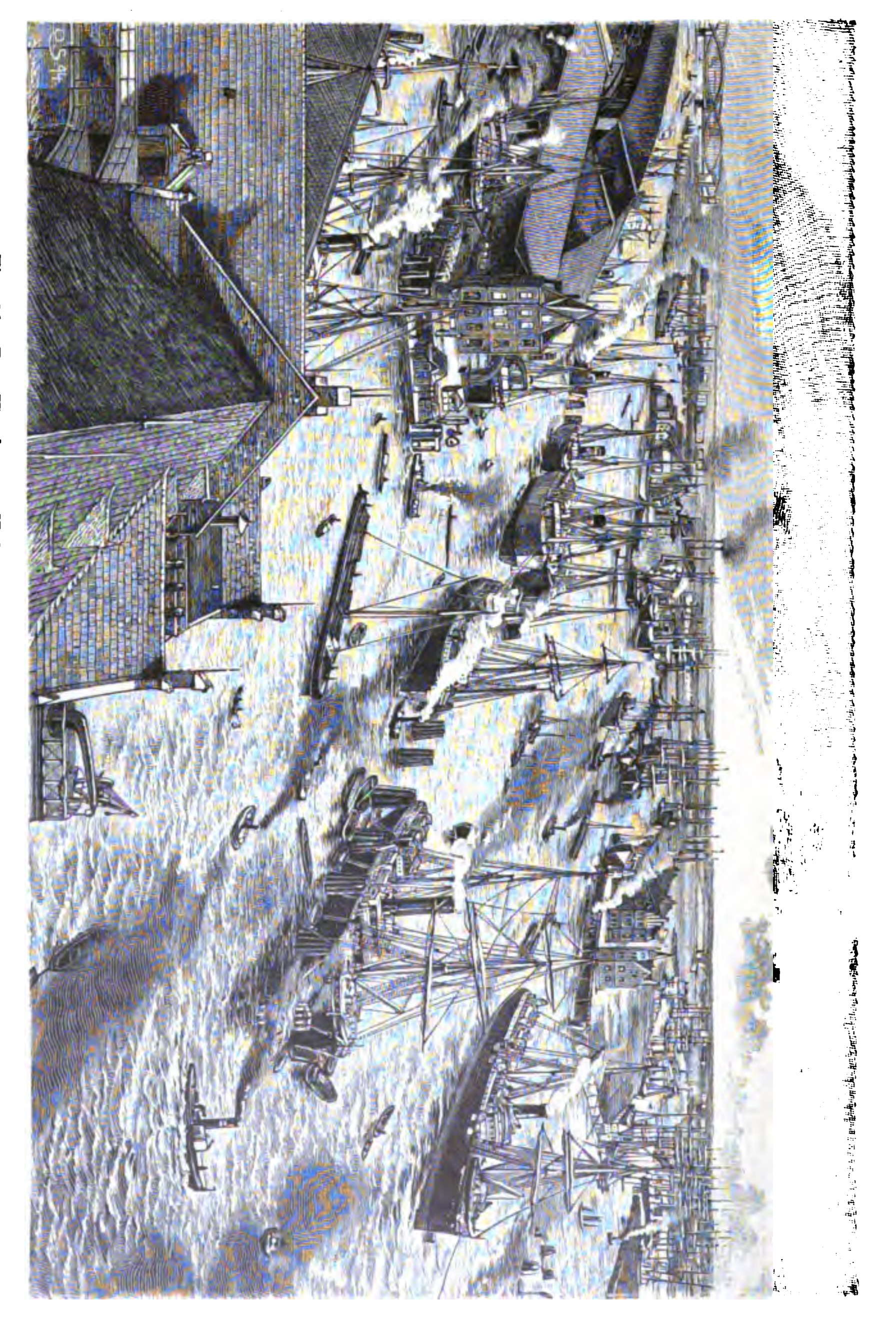


Fig. 98. Der Hamburger Hafen. *Aus Dilling, Landeskunde der Hansestadt Hamburg.*

hunderts Selbständigkeit und Glanz verloren; als auf der anderen Seite Deutschlands, im Norden und Osten, die noch mehr als jene vereinzelt dastehenden deutschen Hansestädte den früheren Einfluss nicht mehr zu behaupten vermochten, da traten die Bewohner der nördlichen Niederlande, die Holländer, in die Erbschaft einerseits des europäischen Handels von Flandern und Brabant, andererseits der Handels- und Seeherrschaft im östlichen und nördlichen Europa. Gestützt auf die im Unabhängigkeitskampfe gegen Spanien erlangte Selbständigkeit und auf die dadurch erworbenen Mittel, erweiterten sie den europäischen Handel zum Welthandel. Ihre ersten Verkehrs- und Handelsstädte wurden auf längere Zeit die ersten Welthandelsplätze und strahlten in erhöhtem Glanze das Bild voll Lebens wieder, das früher die Seestädte der Hansa dargeboten hatten.

Daheim aber in den Niederlanden hatte sich aus einzelnen Stadtgemeinden und kleinen Bezirken ein grösserer fester Staatsverband, ein grösseres gemeinsames Vaterland gebildet: es fand darin auch eine eigentümliche Sprache auf Grund der früheren deutschen Mundart, eine eigene Litteratur und Kunst fröhliches Wachstum und Gedeihen, es fand der Volksunterricht und die Wissenschaft eifrige Pflege, und günstig wirkten die Niederlande auf Deutschland zurück, von dem sie durch den Westfälischen Frieden politisch unabhängig wurden.

* * *

Dass in neuerer Zeit unsere deutschen Nordseehäfen wieder an Bedeutung gewonnen und teilweise sogar ein Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam überflügelt haben, ist in erster Linie die Folge politischer Einflüsse. Vor allen anderen hat Hamburg den Welthandel an sich gefesselt; dazu ist es vorzüglich befähigt durch seine Lage im innersten Winkel der Nordsee, deren Flut bis hierhin die grössten Seeschiffe trägt, und an der weithin schiffbaren Elbe, die das ganze mittlere Europa zum Hinterlande Hamburgs macht. Aber zum ersten Hafen des festländischen Europa konnte es sich doch erst emporschwingen, seit es an den Zollverein angegliedert ist, seit das neue Deutsche Reich Handel, Gewerbe und Verkehr im Frieden emporblühen liess. Jetzt ist es die zweite Stadt des Reiches (625000 Einwohner), und seine grösste Schiffahrtsgesellschaft, die Hamburg-

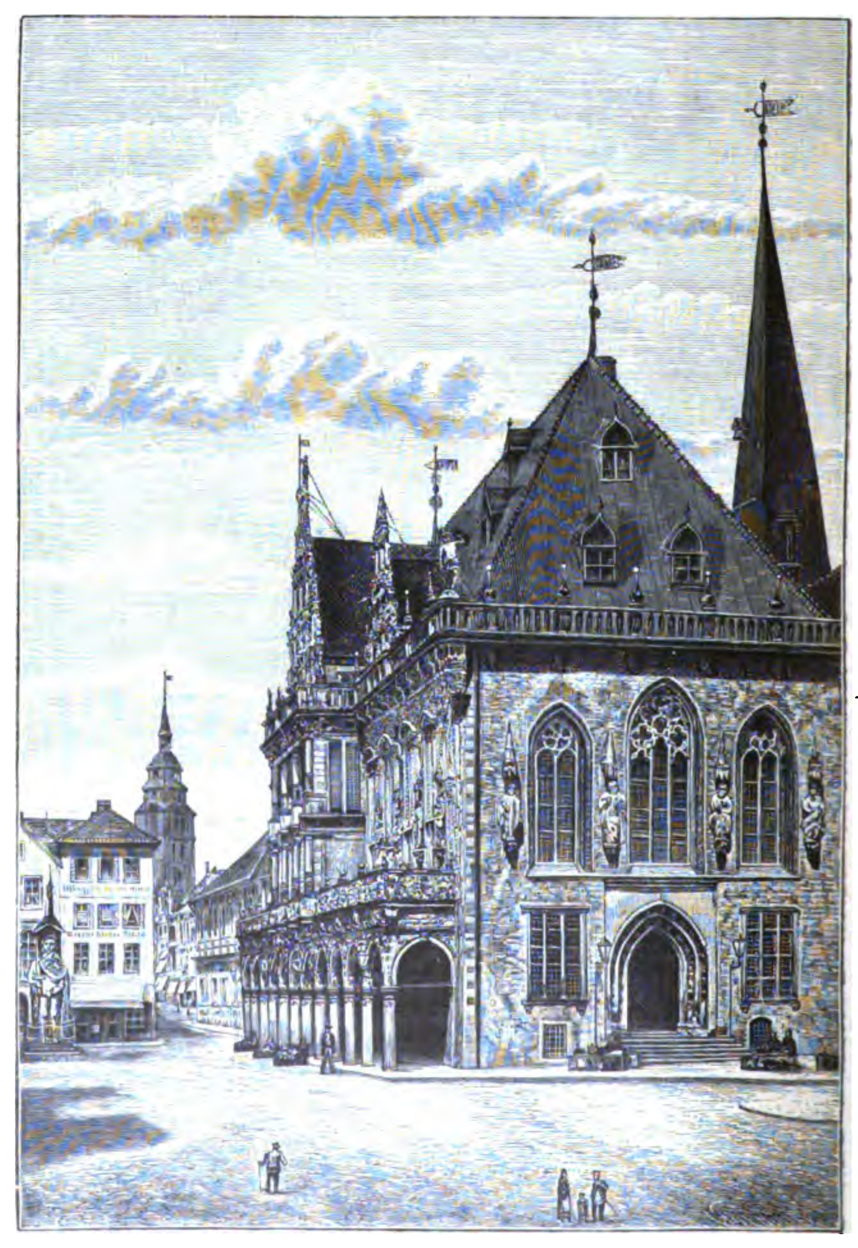


Fig. 99. Das Rathaus in Bremen.
Aus Wolkenhauer, Landeskunde der Hansestadt Bremen.

Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, ist mit dem Bremer Norddeutschen Lloyd eine der grössten der Erde.

Wenn auch Bremen nicht ganz so günstig liegt, da die Weser nur ein kleineres Hinterland erschliesst und erst infolge der neuesten Anlagen grösseren Seeschiffen das Einlaufen ermöglicht, so hat es doch noch eine gute Verkehrslage und dankt den politischen Umständen ein Erblühen zum alten Glanze. Seit dem Eingehen des Königreichs Hannover bekam es unmittelbaren Anschluss an den Rheinisch-Westfälischen Industriebezirk und zugleich, ebenso wie Hamburg, an Berlin und die anderen deutschen Grossmärkte. Wenn nun erst der Dortmund-Ems-Kanal und andere Wasserverbindungen unseren deutschen Häfen deutsche Kohlen und Frachten zuführen, wenn erst das Elb- und Rheingebiet verbunden sein werden, wie jetzt bereits Nord- und Ostsee verknüpft sind: dann wird unter dem Schutze von Wilhelmshaven und Helgoland der Aufschwung des deutschen Seehandels, an dem das aufstrebende Emden jährlich mehr teilnimmt, noch mehr ins Grosse und Weite gehen, und der deutsche Handel soll mit der deutschen Gewerbthätigkeit einen Höhepunkt erleben, gegen den jene mittelalterliche Blütezeit der Hansa verschwinden wird.

Das innere Gebiet des Norddeutschen Tieflandes.

Die ganze sandige norddeutsche Diluvialebene bezeichnet man im deutschen Norden häufig mit dem Namen Geest — eine Benennung, die im deutschen Süden und Osten unbekannt ist. Da sie in der That weite Striche von Sand-, Moor- und Heideland enthält, unterscheidet sich ihr Landschaftsbild wesentlich von dem südlichen Gebirgs- und dem nördlichen Küstensaume, und zwar keineswegs zu ihrem Vorteile; denn jener begrenzt sie als ein durch wechselvolle Formen ausgezeichneter hoher Rand, und dieser als ein zwar flacher und einförmiger, aber wenigstens im Westen üppig grüner Saum, und beide übertreffen sie im ganzen an Fruchtbarkeit. Daher kommt es, dass die Bevölkerung beider Nachbarstriche, die vielen vorteilhaften Ausnahmen nicht beachtend oder nicht kennend, mit stolzem Achselzucken auf dieses mittlere Gebiet hinblickt, besonders dort in den Marschen; hier glaubt selbst heute noch mancher Bauer steif und

fest, die ganze Welt, natürlich seine fette und fruchtbare Heimatscholle ausgenommen, sei nur magere, bemitleidenswerte Geest. „Sieh Jung," sprach jener alte Marschbauer, der seinen reiselustigen Sohn von dieser Neigung zu heilen bemüht war, „sieh Jung, hier is de Marsch, un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken?" Und nicht minder bezeichnend für eine solche Geringschätzung ist die Äusserung eines Mädchens, das, nachdem es von einem im Butjadingerlande verübten Morde erzählt, beruhigend hinzufügte, dass der Getötete nur ein Geestbewohner gewesen sei: „Ah, 't is aber man 'n Geestkeerl wesen!"

Wir betrachten zunächst die breite östliche Hälfte des Gebietes, rechts der Elbe.

Zwei Bodenanschwellungen, die im Westen fehlen, ziehen sich als breite Gürtel durch das norddeutsche Flachland von Osten her bis zur Elbe. Der nördliche, früher als uralo-baltischer, jetzt als Baltischer Landrücken bezeichnet, ist reich an Seen, fällt nordwärts zum Ostseegestade ab und senkt sich südwärts zu einer muldenförmigen Niederung, die im Süden durch eine zweite Reihe von Bodenwellen begrenzt wird.

Dieser Südliche Landrücken (früher uralo-karpatischer genannt) streicht zwar im ganzen in derselben Hauptrichtung von Ostsüdost nach Westnordwest, kann aber infolge der weiten Lücken zwischen seinen Erhebungen weder als ein einheitliches Ganzes betrachtet, noch mit einem einheitlichen Namen bezeichnet werden. Im Osten die Fortsetzung der von der Weichsel durchschnittenen Wolhynisch-podolischen und der Polnischen Platte bildend und in der Oberschlesischen Platte sich noch bis 350 m erhebend, ziehen sich die breiten Höhenrücken, indem sie hier und da Arme in die Ebene aussenden, bis an die Mündung der Katzbach und senken sich zum Hügellande des Oderthales, wo sie an einzelnen Punkten, z. B. bei Grünberg, noch bis zu 120 m aufsteigen. Weiter westlich unterbricht das Spreethal mit seinem Flussgeäder und seinen Sumpflandschaften den Landrücken, und wir können ihn erst jenseits in dem langgestreckten und wasserarmen Fläming, der nur an einigen Punkten eine Höhe von 200 m erreicht, als geschlossenen Rücken verfolgen; dieser endigt, nordwestlich streichend, wenige Meilen östlich von Magdeburg. Eine Fortsetzung dieses südlichen

Höhenzuges jenseits der Elbe lässt sich aber nur an einzelnen niedrigen Bodenschwellen und Sandhügeln der Lüneburger Heide bemerken. Er zeichnet sich nicht durch Höhe, auch nirgends durch eigentlich bergige Oberfläche oder scharfe Formen aus, bisweilen schwindet sogar der Eindruck von hügeligen Rücken, — gleichwohl lässt sich selbst in den niederen Teilen eine merkliche Erhebung über die benachbarten weiten Flussthäler nicht verkennen.

In seinem südöstlichen Teile bildet der Landrücken den östlichen Rand der grossen schlesischen Bucht, die sich zwischen ihm und den Sudeten von Südost nach Nordwest durch das Land zieht. Besseres Fruchtland ist, mit Ausnahme der Trebnitzer Höhen, nicht häufig, und auch der Schmuck üppigen Baumwuchses, wie er infolge günstiger Bewässerung weiter östlich in undurchdringlichen Wäldern von Buchen und anderen Laubholzarten angetroffen wird, verliert sich. An die Stelle von Buchen und Eichen treten teilweise schon auf der rechten Oderseite Nadelholzwaldungen, deren Einerlei aber doch auch des Reizes nicht entbehrt. „Nicht Rebberge und Forellenbäche, nicht sagenumsponnene Burgtrümmer auf den Höhen und Ausblicke auf Münstertürme im Thal sind es, denen die Wälder der norddeutschen Tiefebene ihre Anziehungskraft verdanken. Statt felsenumklammernder Tannen reihen sich die roten Stämme der Kiefer in unabsehlicher Wiederholung an- und hintereinander, oft genug auf dürrem Boden, den statt fröhlichen Unterholzes nur die blaugrünen Blätter der Heidelbeere und an den Grabenrändern die bescheidenen Blüten des Heidekrautes schmücken. Aber unvermutet blitzen rechts oder links Wasserflächen auf; weite Seespiegel öffnen sich, von waldigen Hügeln umgeben und im Hintergrunde im bläulichen Duft verschwindend. Aus dem dichten Röhricht der Ufer flattert die Wildente auf, abends treten Rehfamilien, und wenn man Glück hat, auch wohl der stolze Edelhirsch aus dem Waldesdunkel zur Tränke hinaus.“ *(Fischer.)* Endlich verschwinden die Laubholzwaldungen ganz, und der öde, kalte, wasserarme Rücken des Fläming, der einst unter Albrecht dem Bären mit Flamändern kolonisiert wurde, trägt nur noch hier und da Kiefern.

Indes ist dieser südliche Landrücken für unsere industriellen Verhältnisse von hoher Bedeutung. In Oberschlesien enthält die Juraformation sehr ausgebreitete und weite Thoneisensteinlager, der Muschelkalk mächtige Einlagerungen von Brauneisenstein, Galmei

und Bleiglanz. Da nun in deren Nähe ausserdem sehr mächtige Steinkohlenlager vorhanden sind, so hat die Umgegend von Tarnowitz, Beuthen und Gleiwitz eine von Jahr zu Jahr steigende berg- und hüttenmännische Bedeutung erlangt; jene in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts noch wenig beachteten Gegenden des mannigfaltig gesegneten Schlesien, in denen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts selbst die Steinkohlen in kaum nennenswertem Masse gesucht und benutzt wurden, gewähren jetzt das Spiegelbild der rheinischen und belgischen Industriebezirke. Namentlich ist das dortige Zinkausbringen früher das beträchtlichste in Deutschland gewesen, und Oberschlesien lieferte bisher wohl die Hälfte des so vielfach verwendeten Metalls in ganz Europa. Leider ist in der Zinkgewinnung zeitweise eine rückgängige Bewegung eingetreten, während die Steinkohlenförderung Oberschlesiens (vgl. S. 439) sich auf der Höhe hält. Das Oberbergamt Breslau gewann 1898 Zinkerze im Werte von fast 13 Millionen Mark, während der Wert der Eisenerze auf nahezu 3 Millionen Mark kam.

Ferner haben Bohrungen der fünfziger Jahre reichfliessende jod- und bromhaltige Mineralwasser zu Tage gefördert und dadurch die Solbäder Königsdorff-Jastrzemb im südwestlichen Teile des Rybniker Kreises und Goczalkowitz bei Pless hervorgerufen; und ausserdem liegen an vielen Stellen Salzbecken unter der Erde, die noch gar nicht abgebaut werden.

Auch an dem nordwestlichen Ende Schlesiens bietet die Landhöhe reichlichen Ersatz für das, was ihr dort an Waldfülle und Bodenfruchtbarkeit abgeht, durch die schnelle Entwicklung des Senftenberger Braunkohlenbezirks in der Nähe jener Brauneisenerzfunde, die in der berühmten Eisengiesserei Lauchhammer verarbeitet werden. Und weiterhin haben die flachen Sandhügel in einer verhältnismässig milden Niederung Weinbau veranlasst, der in einem weiten Umkreise, von Sagan bis Züllichau, von Beuthen bis Frankfurt a. O. mit Grünberg als Mittelpunkt, getrieben wird, und der bereits in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters erwähnt wird, als man selbst bei Berlin und in den Ostseeprovinzen Wein baute und kelterte. Letzteres ist völlig aufgegeben, und so ist dies der nördlichste Punkt der Erde, auf dem die Kultur des Weinstocks betrieben wird, da von einem Keltern der Trauben bei den vereinzelten Weingeländen der norddeutschen Tiefebene nicht die Rede ist. Von den grossen

Massen der in Niederschlesien gekelterten Weine werden seit Jahrzehnten viele unter fremdem Namen getrunken, ebenso wie der aus den Trauben der Rebhügel im Elbethal bei Meissen und im Saalethal bei Naumburg gewonnene Rebensaft, während der sprichwörtlich gewordene schlechte Ruf des „Grünbergers“ sich auf die teilweise viel schlechtere Bereitung in früherer Zeit gründet. Ausser dem Keltern haben aber die dortigen Weinbauer durch Versendung der Trauben sich eine nicht unbedeutende Einnahmequelle eröffnet, und schliesslich werden auch hier (vgl. S. 386) viel Schaumweine hergestellt.

Wie der südliche Landrücken mit der mitteleuropäischen Gebirgsdiagonale in gleicher Richtung verläuft, so der Baltische Landrücken mit der Ostsee. Bei seiner in Kurland beginnenden, anfangs südwestlichen, dann nordwestlichen Streichungslinie rückt er dem südlichen Landrücken immer näher, bis in der Gegend von Lüneburg beide nur durch das Elbethal voneinander getrennt werden. Aber gerade in der Gegend ihrer grössten Annäherung beginnt auch das entschiedenste Abweichen voneinander, indem der südliche jenseits der Elbe bald endet, der nördliche dagegen sich ganz nach Norden in die Jütische Halbinsel zieht. Dieser Baltische Landrücken, der durchschnittlich eine Breite von etwa 75 km hat, besteht aus drei Bodenwellen. Während die östlichste, die wir als den Preussischen Landrücken bezeichnen können, durchschnittlich bis zu etwa 200 m Meereshöhe aufsteigt und nur von einzelnen Höhen bis gegen 300 m überragt wird, erhebt sich westwärts die zweite Schwellung, der Pommersche Landrücken, von der ersteren durch das Querthal der Weichsel getrennt, steigt in dem südwestlich von Danzig gelegenen Turmberg bis 330 m, an mehreren anderen Punkten bis zu 250 m auf und senkt sich nach der Oder zu in einer durchschnittlichen Erhebung von 150 m.

Hier wird man in dem oft als einförmige Ebene verschrieenen Lande an verschiedenen Stellen überrascht durch kahle Kuppen und hohe Massen von Steingeschieben, durch steile Bergabhänge, tiefe Moorgründe und schmale Seen, die sich aneinander drängen, ferner durch Thalkessel, z. B. den von Polzin, die auf allen Seiten von anmutigen Höhen umgeben sind und einen gefälligen Wechsel von fruchtbaren Kornfeldern, rauschenden Bächen, schattigen Wäldern und duftigen Wiesen darbieten. Die Erhebungen und Abhänge treten an der nördlichen Grenze des Landrückens öfters um so schärfer

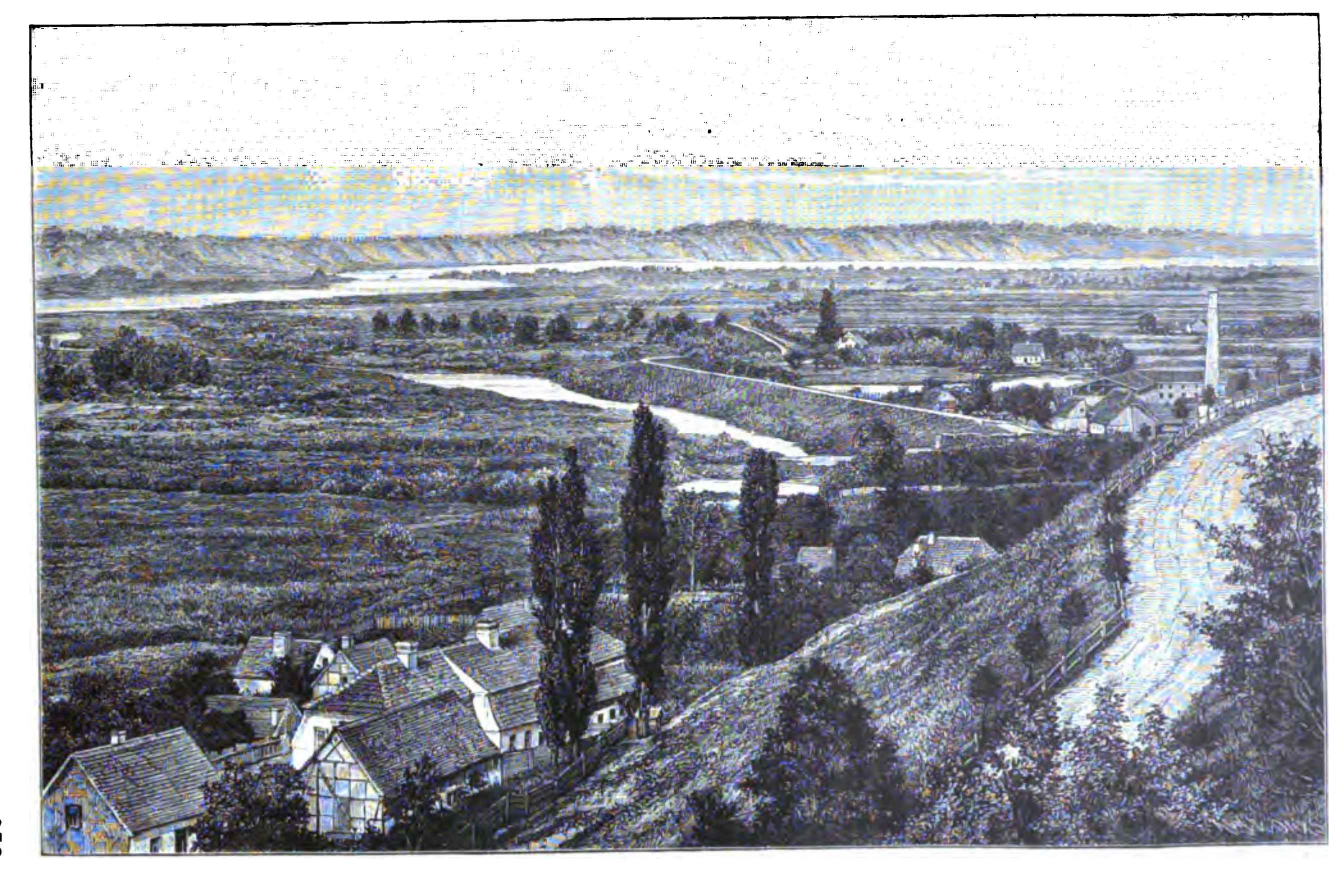


Fig. 100. Landschaft an der unteren Weichsel. *Aus Tromnau, Landeskunde von Posen.*

auf, als ihr Fuss entweder der Weichselniederung oder dem tiefgelegenen Ostseestrande benachbart ist. Dieser doppelten Nachbarschaft hat ja auch vorzugsweise die Höhengegend von Danzig und Oliva den Ruf ihrer Schönheit zu verdanken, wiewohl ihre gepriesenen Aussichtspunkte, der Johannisberg und Karlsberg, kaum die Höhe von 110 m erreichen. Auch das Samland gehört zu den noch nicht allgemein bekannten landschaftlichen Schönheiten.

Im Westen der Oder treffen wir auf die dritte Erhebung, den Mecklenburger Landrücken, der sich in mittlerer Höhe bis auf etwa 60 m über den Ostseespiegel erhebt und in einzelnen Punkten, z. B. im Helpter Berge bei Neubrandenburg, bis auf 175 m ansteigt. In westnordwestlicher Richtung zieht er sich, geschmückt mit herrlichen Waldungen und reich an prachtvollen Seen, bis zur schmalen Einsenkung der Stecknitz und setzt sich jenseits derselben auf die Jütische Halbinsel fort (vgl. S. 477).

An Höhe kommt der Baltische Landrücken dem südlichen im ganzen gleich, doch zeigt jener eine Eigentümlichkeit, die dieser nur in einigen Gegenden in geringem Masse aufzuweisen hat. Die Benennung Norddeutsche oder Baltische Seenplatte, beziehungsweise nach ihren einzelnen Teilen Preussische, Pommersche und Mecklenburger Seenplatte, die dem Baltischen Landrücken häufig gegeben wird, deutet sie an. Tausende von Seen liegen nämlich labyrinthisch über sein ganzes Gebiet zerstreut, bald von beträchtlicherem, bald von geringerem Umfange, die meisten und grössten in Ostpreussen und in Mecklenburg.

Ihre Unregelmässigkeit kommt daher, dass in dem Gletscherschutte der Tiefebene teils durch Stauchungen, teils durch Moränenhügel, teils durch die strudelnden Schmelzwasser der Eisdecke unregelmässige Vertiefungen entstanden, die dann mit Wasser ausgefüllt wurden. Freilich gewähren die meisten dieser Seebecken nicht den Anblick, der uns bei den Seen am Ausgange der Alpen erfreut hat; gegen diese verhalten sie sich oft nur wie Sand gegen Fels, wie Moorgründe gegen Matten, Flachland gegen Gebirge. Sind aber auch manche von ihnen, namentlich an ihren Ufern, nicht selten braun, trübe und schlammig, während im Süden Deutschlands ein bewunderungswürdiges Farbenspiel des krystallhellsten Wassers das Auge überrascht und fesselt, so gewähren doch die gewaltigen Wasserbecken vieler einen grossartigen Anblick; zu diesen zählen wir in

Preussen den Mauer- und Spirdingsee, in Pommern den Madüsee, in Mecklenburg den Tollense-, Malchiner, Schweriner, Müritz- und Ratzeburger See, in Holstein den Uglei- und Plöner See. An ihren klaren Gewässern verweilt der Naturfreund mit Behagen, besonders wenn sie zwischen sinnigen, lächelnden Ufern von einem mit ehrwürdigen Buchenwaldungen bestandenen Hügelkranze eingerahmt sind.

Eine Zahl von ihnen bietet eine viel merkwürdigere Erscheinung dar, als gewöhnlich angenommen wird; denn während allerdings die meisten seicht und flach sind, sind einige sehr tief. Steigt nun noch ein Hügelrand von 60 bis 90 m an ihnen auf, so muss man sie auf Kesselbildung zurückführen. Viele von ihnen, z. B. die bei Segeberg in Holstein, sind erweislich durch Zusammensturz ausgewaschener Hohlräume entstanden; wieder andere enthalten versunkene Wälder und Torfmoore. Nicht wenige gelten dem Volke für unergründlich, und die an ihnen allen geschäftige Sage erzählt von Städten und Dörfern, die in ihren Wellen vergraben seien. So heisst es von dem Schermützelsee bei Buckow in der schönen Märkischen Schweiz (bei Freienwalde a. O.), dass am Johannistage tief unten auf dem Grunde der Kirchturm eines untergegangenen Ortes zu sehen sei.

Auffallend ist die Verschiedenheit der Laufrichtung, die wir an den beiden Hauptflüssen, der Weichsel und der Oder, vor und nach ihrem Durchbruche durch die norddeutsche Seenplatte bemerken (vgl. S. 416 f.). Verlassen sie ihre nordwestliche Hauptrichtung einmal, so geschieht es gewöhnlich plötzlich und nur auf eine kurze Strecke, und wo sie abzuweichen beginnen, da setzt ein anderer Fluss ihren Lauf nach Westen weiter fort. So fliesst westlich von Bromberg die Netze in der bisherigen westlichen Richtung der Weichsel, westlich von Frankfurt die Spree mit der Havel und dann die untere Elbe in der bis zur Neissemündung vorherrschenden Richtung der Oder. Die Ursache dieser für menschliche Verhältnisse nicht einflusslosen Erscheinung ist jener Urstrom, der einst quer durch Norddeutschland in die Nordsee floss: einst setzten sowohl die Weichsel wie auch die Oder und Elbe in ihrem Unterlaufe die frühere nordwestliche Richtung parallel dem Gebirgsrande fort, bis sie bei bedeutenden Hochwassern einmal den kürzeren nördlichen Weg fanden; die Elbe, die bis dahin nach den ebenen Gegenden der Unter-Weser ging, fiel ins Oderbett, die Oder in den unteren Lauf der Weichsel, die Weichsel selbst öffnete sich einen kürzeren Weg zum Meere, und alle drei

liessen von ihrem alten Laufe nur die Spur in den weiten Flussbetten zurück, die jetzt viel kleineren Nebenflüssen zum langsamen Ablaufe dienen.

Es entstanden hierdurch zwei grosse, mit Sümpfen erfüllte Bodenmulden. Die nördliche, fast unmittelbar am Südfusse der Baltischen Landhöhe, reicht östlich weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus und wird sichtbar in umfangreichen Sumpfwaldungen Ostpreussens, in der Stromfurche der Weichsel zwischen Thorn und der Brahemündung, in der etwa 220 km langen moorigen Niederung der Netze und Warthe bis Küstrin, in dem Oderbruche zwischen Lebus und Freienwalde und in der grossen, mit Sümpfen und Seen angefüllten, nur teilweise trocken gelegten Niederung des Havellandes.

Nicht weit südlich von ihr verläuft in derselben Richtung die andere Senke. Auch sie nimmt ihren Anfang in Russland; wir gewahren sie in dem Sumpfthale der oberen Warthe, in dem breiten Obrabruche, in dem Oderthale zwischen Crossen und der Mündung der Faulen Obra und westlich hiervon in dem sogenannten Spreewalde. Verzweigungen und Fortsetzungen lassen sich leicht von der Karte ablesen.

Der hierdurch bedingte grosse Wasserreichtum hat, da überdies durch Kunst bequeme Verbindungen mehrerer Gewässer herbeigeführt werden konnten — beispielsweise mittels des Bromberger, Müllroser, Finow- und Plaueschen Kanals —, dem Verkehr in hohem Grade Vorschub geleistet. Auch ist durch die vielen Seen und die mit ihnen in Verbindung stehenden Flüsse der örtliche Verkehr sehr gefördert worden, da selbst unbedeutende Flussadern bei der oft losen Grundlage ihres Bettes sich bis zu einer hinreichenden Fahrtiefe eingebohrt haben; andererseits setzt allerdings die Verschlammung und Versandung natürlicher und künstlicher Fahrstrassen ihrer Benutzung fast unübersteigliche Hindernisse entgegen und erlaubt nur sehr untergeordneten Verkehr. In den beiden Bodensenkungen aber entstehen zur Zeit hohen Wasserstandes hier und da förmliche Wasserverkehrsgebiete von grossem Umfange; namentlich ist in dieser Beziehung der Spreewald merkwürdig.

Hier spaltet sich die Spree, wegen mangelnden Gefälles gewissermassen in Verlegenheit, welchen Weg sie wählen soll, in unzählige Arme, durchschneidet nach allen Richtungen den Waldbezirk und



Fig. 101. Aus dem Spreewalde. *G. B. II, 28.*

schafft dadurch eine Art natürlichen Kanalnetzes, das für die ganze Gegend den Gebrauch des Wagens unmöglich oder wenigstens unnötig macht. Man verkehrt hier zu gewissen Zeiten fast nur auf kleinen Kähnen: auf ihnen gleitet der Fischer seinem hier oft sehr ergiebigen Handwerke nach, der Landmann mit dem Vieh zur Weide und mit dem Heu zur Scheuer, auf ihnen mit fast unvernehmbarem Ruderschlage der Weidmann zur Belauschung des Wildes, auf ihnen die Gemeinde am Sonntag ins Gotteshaus, oft die Kinder an Wochentagen in die Schule, auf ihnen die lustige Hochzeitsgesellschaft zum Wirtshause und die Leiche mit den Leidtragenden auf den Kirchhof. Und ist der Winter mit Frost und Eis gekommen, so fährt alle Welt daselbst auf Schlittschuhen, das alte Mütterchen, das sich Raff- und Leseholz sammelt, nicht minder als der rüstige Bursche, der über die spiegelglatte Bahn zur entfernten Arbeit oder zur Stadt eilt.

Die Stadt Lübben liegt ungefähr in der Mitte dieses Spreewaldes, der sich aus der Gegend von Peitz bis zum Prahmsee bei Neu-Schadow erstreckt und in seinem oberen Teile zwischen Peitz und Lübben etwa 30 km lang und 12 km breit, unterhalb Lübben 15 km lang und 6 km breit ist. Wie ganz anders ist der heutige Anblick dieses Gebiets im Vergleich zu jener alten Zeit, wo sich hier ein undurchdringlicher Bruchwald ausdehnte, den sich die vor den Deutschen nach Osten weichenden Wenden als Zufluchtstätte wählten! Zwar haben ihre Nachkommen, die bis auf den heutigen Tag im Spreewalde wohnen, die väterliche Sprache und Sitte bewahrt, aber sie haben grosse Waldstrecken abgeholzt, einen Teil des Gebiets durch Kanäle entwässert, künstlich erhöht und in fruchtbares Wiesen- und Ackerland verwandelt, dessen aus Dammerde und Sand bestehender Boden den üppigsten Graswuchs zeigt. Ein anderer Teil enthält noch jetzt beträchtliche Waldreviere, besonders von Laubhölzern, unter denen die Erle vorherrscht. Die Wohnungen liegen zerstreut auf Inseln und sind durch Brücken, hohe Dämme und Fusssteige miteinander verbunden. Dem Fremdling, der während der Sommermonate diese Gegenden zu Kahne bereist, bieten sie einen unerwartet reichen Genuss. Unter dem Laubdache und dem erquickenden Schatten uralter hoher Eichen und anderer Baumarten, welche die Ufer umsäumen und ihr dunkles Laub lieblich in dem klaren Wasser spiegeln, eilt er auf seinem Fahrzeuge sanft dahin; bald klappert ihm hier, bald dort an den zahlreichen Flussarmen

eine Mühle entgegen; dann laden wieder freundliche Häuser zu näherer Betrachtung ein, während zugleich sein Auge nach einer anderen Richtung hin durch das Leben gefesselt wird, das die einander begegnenden Kähne mit ihrer verschiedenartigen Ladung auf dem Flusse entwickeln.

Freilich entziehen die wasserreichen Niederungen des östlichen Deutschland oft noch grosse Strecken der Bodenkultur, indes ist es doch, wie im Spreewalde, so auch in anderen Gegenden gelungen, dieselben nutzbar zu machen. Entweder sind an ihnen bedeutende Torfstiche eröffnet, oder sie sind in fruchtbare Äcker und üppige Grasungen verwandelt, die zu den ergiebigsten der ganzen wendischen Ebene gehören und sich den gesegnetsten Flussmarschen anschliessen, auf die wir früher den Blick gelenkt haben. So waren vor den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ziemlich hohen Ufer der Netze, die aus dem Goplosee kommt, ganz und gar mit Gestrüpp bewachsen, und das ganze Flussthal, der Netzebruch, war ein Landstrich von über 150 km Länge und etwa 4 km Breite, in dem an vielen Stellen Menschen und Vieh elendiglich im Morast umkommen mussten. Da wurde durch Friedrich den Grossen der neumärkische Netzebruch in den Jahren 1763 bis 1767 unterhalb und 1765 bis 1786 der anstossende Warthebruch oberhalb entwässert und die Netze mit der Brahe durch den Bromberger Kanal verbunden, der nicht bloss durch seine Schiffbarkeit eine grosse Bedeutung gewann, sondern auch den ganzen Netzebruch in ein Kulturland verwandelte; statt des Morastes breiten sich jetzt Wiesen zu beiden Seiten des Flusses aus.

Nicht geringeres Aufsehen erregte die Entwässerung des Oderbruches, einer über 56 km langen, 12 bis 30 km breiten und etwa 660 qkm umfassenden Niederung der Provinz Brandenburg am linken Ufer der Oder zwischen Lebus und Wriezen. Dieser war vor seiner Urbarmachung eine wüste und wilde Fläche, von vielen grösseren und kleineren Armen der Oder durchschnitten und, obwohl teilweise mit Eichen bestanden, im ganzen doch weit mehr Bruch- als Waldland. Jahrhunderte hindurch hatten die Bewohner von Fischen, Krebsen (hiervon sollen am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts in Küstrin in einem Jahre 32 ½ Millionen Schock verzollt worden sein) und Heu ihren Lebensunterhalt erworben — allerdings nur kärglich, und sobald einmal Zeiten ungewöhnlicher oder langdauernder

Überschwemmungen kamen, reichte er gar nicht aus. Den Anfang zu einer nachhaltigen Besserung und gänzlichen Veränderung dieses traurigen Zustandes verdanken wir Friedrich dem Grossen, der die grossartigen Meliorationsarbeiten unmittelbar nach Beendigung des zweiten Schlesischen Krieges in den Jahren 1746 bis 1753 ausführen liess. Zunächst wurde für die Entsumpfung und Sicherung des Landes ein schnellerer Abfluss der Oder mittels eines neuen Bettes von nur 19 km statt des früheren von 45 km geschaffen; dann wurden starke Dämme zum Schutze des alten und neuen Oderlaufes aufgeführt und der Bruch durch Anlage eines Binnenkanalsystems entwässert; endlich wurden 1200 Familien in 43 neu angelegten Kolonien angesiedelt. Seitdem wurden die Arbeiten thatkräftig gefördert und das glücklich begonnene Werk in den Jahren 1849 bis 1866 zum Abschluss gebracht. So erblicken wir denn jetzt dort eine überaus fruchtbare, von scharf ansteigenden Thalrändern begrenzte Niederung, die teils herrlichen Wiesengrund, teils fetten Getreideboden aufweist. Der Oderbruch ist jetzt das eigentliche Gerstenland der Mark Brandenburg, und zu dem Anbau von Gerste, Raps, Weizen und feineren Kräutern ist neuerdings Rübenkultur gekommen. Grosse Zuckerfabriken sind eingerichtet, und immer neue Unternehmungen des im Kampfe mit dem Boden zäh gewordenen Volkes treten ins Leben, so dass man bei dem Anblicke dieser gesegneten Striche doppelt freudig der Worte gedenkt, in die Friedrich bei einer späteren Bereisung ausbrach: „Hier habe ich im Frieden eine Provinz erobert.“

Auch die weiten Moorflächen in der Mark Brandenburg zwischen den Orten Kremmen, Fehrbellin, Friesack, Rathenow und Nauen, die man dort Luch nennt, verdienen wegen des Nutzens, den man aus ihnen zieht, Berücksichtigung. Sie breiten sich, nur von einigen schwachen Sanddünen unterbrochen, in fast völliger Ebene aus und zeigen sandige Kiefernwaldungen im Wechsel mit offenen Wiesen und Moor. Auch hier zeigen sich die Segnungen der Regierung Friedrichs des Grossen, der in den Jahren 1740 bis 1755 im havelländischen Bruch fast 4000 ha entwässern liess und auf ihnen 25 Dörfer mit 1482 Menschen ansiedelte. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind zahlreiche Torfstiche darin angelegt, und insbesondere erhält Berlin einen grossen Teil dieses billigen Brennstoffes aus dem Kremmener Luch. Die Torfstiche bilden eine fast unerschöpfliche Fund-

grube, indem man dafür sorgt, dass sie sich immer wieder erneuern, und es ist sehr anziehend, die Wiederbildung des Torfes in den grossartigen Gräben z. B. bei Linum zu verfolgen, aus denen jährlich viele Millionen Stück durch den Ruppiner Kanal nach Berlin geliefert werden. Hier wird der Torf bis zu 1,25 und 2 m Tiefe ausgestochen, und in den sich allmählich mit Wasser füllenden Gräben entsteht nach 30 bis 40 Jahren eine neue brauchbare Torfbildung.

Die Ergiebigkeit des Bodens im norddeutschen Tieflande ist im übrigen sehr ungleich verteilt. Es kommt darauf an, ob die an der Oberfläche fast überall vorherrschenden Diluvialgebilde aus Löss (vgl. S. 416), Sand, Kies oder Mergel bestehen, und ob sie von Torfmooren oder von mächtigen Humusschichten bedeckt sind. Löss, Mergel und Humus sind von den üppigsten Fluren bekleidet, und diese nehmen sehr bedeutende Strecken ein, z. B. in der Uckermark, in Mecklenburg, in Holstein. Aber auch selbst das Sandland ist nicht immer wie an vielen Stellen der Mark Brandenburg und Pommerns die Heimat dürrer Heiden und schattenarmer Kiefernwälder, sondern lohnt auch den Fleiss des Ackerbauers in ausreichendem Masse, freilich erst mit Hilfe der Düngermassen der Städte oder durch ihre Rieselfelder.

Auch auf andere Weise hat man den flüchtigen Sand zu fesseln und für bessere Erzeugnisse nutzbar zu machen gesucht. So ist bekanntlich die wenige Stunden südwestlich von Berlin gelegene Gegend von Teltow die Heimat jener trefflichen kleinen Rüben geworden, die den Gegenstand eines bedeutenden Handels ausmachen. Ferner hat man in manchen Gegenden mit gutem Erfolge Obst angebaut, namentlich da, wo früher Weinberge gestanden haben, und es scheint, als ob manche Obstarten in dem härteren Klima feineren Duft und Geschmack bekommen.

Dazu kommt für die wendische Ebene — und hierin hat sie einen wesentlichen Vorzug vor den niedersächsischen Heidestrichen — der überaus glückliche Umstand, dass man auf ihr überall ohne Mühe ein vortreffliches Trinkwasser ergräbt, wodurch die Anlage von Dörfern und Gehöften überall ermöglicht ist, wie denn auch die wenig ergiebige Mark Brandenburg eine ansehnliche Anzahl meist kleiner Ortschaften und zerstreut umherliegender einzelner Besitzungen aufzuweisen hat.

Überdies lässt der flüchtige und bewegliche Sand der Selbst-

bestimmung des Anbauers weit mehr Freiheit als etwa das Gebirge, wo Scholle, Pfad und Lage der Wohnstätte dem Bewohner oft starr und unverrückbar von der Natur vorgezeichnet und begrenzt sind. Solche Schranken kennt das flache, weite Sandland nicht, in welchem fast nur die grösseren Flüsse, hier und da ein Seespiegel oder der Rand des Meeres Einhalt gebieten. Es liegt vor dem Anbauer gleich einer grossen leeren Tafel, in die er seine Linien nach den Umständen, nach seiner Einsicht oder auch nach seiner Laune mit geringer Beschränkung einträgt. So ist dem Nachdenken, dem Fleisse, der Ausdauer und Gewandtheit ein freieres Feld auf dem beweglichen, mageren Boden geöffnet. In der That erscheint auch der Landmann der sandigen Mark Brandenburg und der Niederlausitz beweglicher und behender als der Bauer auf schwerem Boden, der alles mit einer gewissen gewichtigen Langsamkeit behandelt.

Auch der Verkehr ist im ganzen keineswegs erschwert. Zwar hemmt der Sand in der besseren Jahreszeit, in welcher sich anderwärts bei trockenem Wetter schnell fördernde Wege finden, das Fortkommen etwas; aber dafür kann man sich in jeder Jahreszeit auf den vielen durch ihn gefurchten Wegen überall weiter helfen, und es wird nicht, wie es bei anhaltend nassem Wetter in fruchtbaren Gegenden geschieht, die Verbindung des Landbewohners mit der Stadt oder wohl gar mit den nächsten Nachbardörfern völlig gesperrt. Welche Förderung der örtliche Verkehr durch die leichte Beschiffung der Seen und der vielen kleinen Flüsse erhalten hat, ist gelegentlich früher schon erwähnt worden.

Es ergiebt sich demnach, dass die Sandgegenden des nordöstlichen deutschen Tieflandes in Beziehung auf Ertragfähigkeit und Wohnlichkeit der Bodenfläche und auf gedeihliche Beschäftigung der Bevölkerung im ganzen keineswegs so schlecht ausgestattet sind, wie sie auch heute noch im Süden und Südwesten unseres Vaterlandes nicht selten in spöttischen und verächtlichen Worten dargestellt werden. Diese Gegenden bieten vielmehr im allgemeinen mehr kulturfähigen Boden dar als das südliche und südwestliche Gebirgsland; sie gewähren dem Fleiss und Kapital ihrer Bewohner einen grösseren Spielraum, sie erlauben eine freiere und mannigfaltigere Bodenbenutzung je nach dem Bedürfnis; sie sind in Bezug auf den Verkehr unendlich mehr begünstigt; und schliesslich hat auch die Kultur im Flachlande noch lange nicht den Höhepunkt erreicht, den sie erreichen kann, während in den Bergen

von der Natur in dieser Beziehung unüberwindliche Schranken gezogen sind.

Auch das landschaftliche Bild dieser Gegenden ist noch jetzt verrufen und häufig zu unbedingt verurteilt worden. Man kennt das Spottwort „des Heiligen Römischen Reiches Sandbüchse“ über die Mark Brandenburg, die gewissermassen als Repräsentant der sandigen Flachländer des nordöstlichen Deutschland gilt. Nun soll allerdings nicht in Abrede gestellt werden, dass mehr als ein Städtchen und eine Anzahl Dörfer wahrhaft steppenartig oder wüstenhaft gelegen sind, und es giebt bewohnte Punkte, wo kein Wald, kein Hügel, kein Wasser, kein Schutz gegen die Sonne, und wo auf der Sandfläche nur zerstreut aufsprossende Getreidehalme, in den Gärten nur spärliche Pflaumen und Sauerkirschen zu finden sind; allein man gelangt auch in Striche, die durch das Zusammentreffen von mehreren, wenn auch nur kleinen Naturschönheiten einen wohlthuenden und vollauf befriedigenden Eindruck hervorbringen.

Zunächst ist die Vorstellung falsch, man treffe dort nur wagerechte sandige Flächen ohne Höhen, überhaupt ohne jeden Wechsel; vielmehr giebt es dort eine Menge Hügel, die sich im Verhältnis zu den ebenen Umgebungen oft recht stattlich ausnehmen; ja es geht zwischen den beiden oben erwähnten Bodensenkungen eine ganze Reihe von Landhöhen hindurch, unter denen z. B. die Müggelsberge (südlich von Berlin) sich gegen 120 m erheben. Zu den Höhen gesellen sich oft noch kleinere oder grössere Seespiegel, dunkle Waldstreifen und helle Wiesengründe an wasserreichen Flüsschen, und aus grünen Bäumen blicken die roten Ziegeldächer eines Dörfchens traulich hervor.

Auch den grösseren Flüssen fehlt es nicht an anmutigen Uferlandschaften, wenn diese sich auch mit den reizenden Geländen der übrigen deutschen Ströme nicht messen können; und sie überraschen um so mehr, als sie sich an ihrem Unterlaufe befinden, der sonst gewöhnlich landschaftlicher Reize bar zu sein pflegt. Teilweise überwiegt der geschichtliche Hintergrund, der an die Kämpfe um das Deutschtum erinnert, wie bei der alten, neu wiederhergestellten Ordensfeste Marienburg, teilweise wirkt die Natur allein durch ein heiteres Bild. So wird sich der Naturfreund durch manche Punkte an der Weichsel zwischen Thorn und Marienwerder, besonders durch die Gegend von Schwetz, ebenso an der Oder durch die Umgegend

von Frankfurt, von Wriezen und Freienwalde und nicht minder durch die Gegend bei und unterhalb Stettin befriedigt fühlen. Das Havelland ist durch landschaftlich anmutige Punkte in der Umgegend von Potsdam sogar berühmt. Und mit Recht; denn es stellt sich hier eine weitausgedehnte, mit Aus- und Einbuchtungen reichlich ausgestattete Wasserfläche von mehreren Meilen Länge und oft mehr als einer halben Stunde Breite dar, mit grünem Vorland und freund-

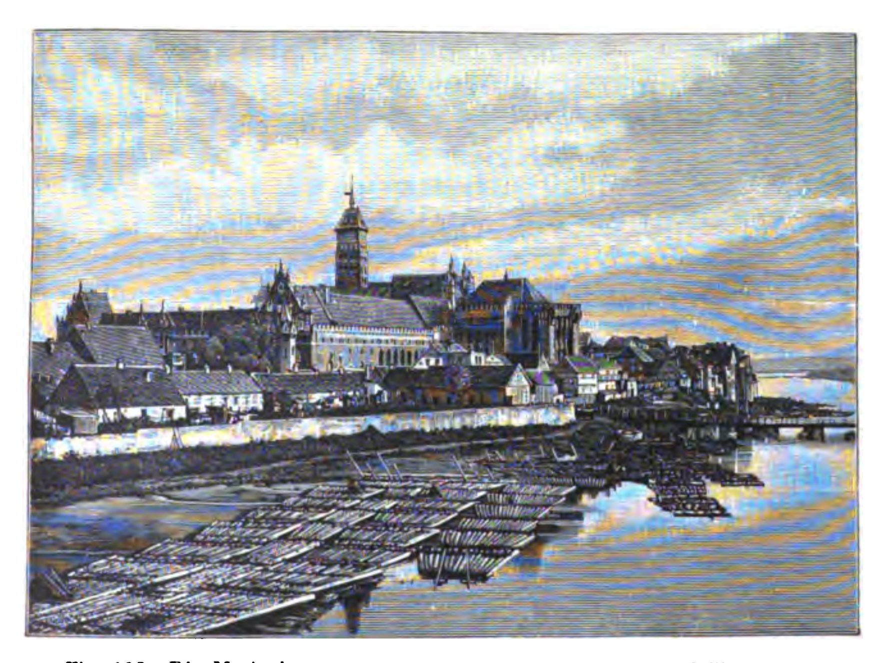


Fig. 102. Die Marienburg. *Aus Lullies, Landeskunde von Ost- und Westpreussen.*

lichen kleinen Inseln, umkränzt von Höhen, die mit Nadelholz bestanden oder mit Schlössern, Villen und Parkanlagen der verschiedensten Art geziert sind. Dazu am Rande des Wassers, in der grünen Niederung die Stadt Potsdam mit ihren hochaufragenden Kirchen, Palästen, Kasernen und den Prachtanlagen der ausgedehnten königlichen Gärten, und mitten durch die Landschaft hindurch die Eisenbahndämme, auf denen die dahinbrausenden Züge täglich Tausende von Besuchern aus Berlin nach der zweiten Residenz Preussens und zu den herrlichen Havelseen führen. (Fig. 75.)

* * *

Treten wir jetzt zu näherer Betrachtung in den von der Elbe westlich gelegenen Teil des binnenländischen Tieflandes, so bemerken wir einen mehrfachen Unterschied gegen den Osten. Wir finden hier weder so langgestreckte Bodenanschwellungen, wie dort die erwähnten Landhöhen, noch solche Seengebiete; statt deren treffen wir hochgelegene Heiden und weit ausgebreitete Moore. In ihnen zeigt sich so recht eine Haupteigentümlichkeit der niedersächsischen Ebene, das Übermass des trockenen Bodens dicht neben dem des feuchten. Wir wenden uns zunächst dem ersteren zu.

Unter dem Worte Heide verstehen wir wohl ursprünglich einen Wald in der Ebene, während das Wort „Wald" früher nur den Bergwald bezeichnete. Wir haben uns aber daran gewöhnt, den Ausdruck „Heide" in der Bedeutung von „Steppe" zu gebrauchen, und daran ist in erster Linie die Lüneburger Heide schuld. Auch sie war einst ein grosser Eichenwald, dessen Stämme aber als Schiffsbauholz verkauft wurden, und infolgedessen entwickelte sich hier ein Ödland von 10000 qkm. Fast alles Ödland in Deutschland (3700000 ha) ist, soweit es nicht Moor ist, durch Waldverwüstung entstanden, wie wir bereits bei der Schleswig-Holsteiner Geest bemerkten. Nun ist die fruchtbare Erde weggespült, und es wechselt Sandboden mit Kies und Lehm, auf weite Strecken bedeckt mit Heidekraut. Nur da, wo der Sand allzu dürr und lose ist, weicht die Heidepflanze den niedrigen Hungergräsern, Flechten und Moosen, während sie auf den feuchteren Strichen mehr von den Binsen und sauern Gräsern verdrängt wird. Ist dagegen über das unfruchtbare Element des Sandes nur eine sparsame Humusschicht ausgebreitet, so genügt sie dem Heidekraut, um sein flachausgebreitetes, filzzähes Wurzelnetz hineinzuweben. Die beiden in Deutschland verbreiteten Heidekräuter kommen hier vermengt vor, sowohl die gemeine Sandheide *(Calluna vulgaris)* als auch die den Sumpfboden bevorzugende Glockenheide oder Sumpfheide *(Erica tetralix)*. Ausserdem kommen als regelmässige Bewohner der Sandheide noch in Betracht die Stechpalme, die heilkräftige Arnica, der Ginster, der Wacholder und um ihn her besonders die Heidel- und Preisselbeere — alles Reste des alten Waldes. Auf jetzt dürren Stellen geben die Stümpfe mächtiger Eichen und Buchen von dem alten Holzreichtum Zeugnis, während jetzt in der Heide die verschiedenen Arten der Nadelhölzer, besonders die Kiefer und Fichte gedeihen;

von Laubhölzern begegnet man der Birke und in den Bachthälern, sowie auf moorigem und Bruchboden der Erle.

Das westelbische Heidegebiet, mit Einschluss seiner Ränder etwa 11000 qkm gross, umfasst den grössten Teil des Fürstentums Lüneburg und erstreckt sich etwa 90 km lang von der westlichen Grenze der Altmark bis in die Gegend zwischen Bremen und Stade, in unveränderter Richtung von Südost nach Nordwest. Zu beiden Seiten begrenzen es die gleichlaufenden Thäler der Elbe, Aller und unteren Weser. So bildet dieser Oberflächenabschnitt eigentlich die Fortsetzung der südlichen, das norddeutsche Tiefland durchziehenden Landhöhe, die demnach mit Steppe beginnt und im Nordwesten mit Steppe aufhört. Gleichwohl unterscheidet er sich merklich von dem östlichen Teile und hat eine andere Oberflächenform, denn die Lüneburger Heide trägt weit mehr das Gepräge einer Hochfläche, auf der man nicht einzelne Hügel über eine allgemeine Fläche hervortreten und sich in bestimmter Richtung fortsetzen sieht; sie ist vielmehr ein gleichmässiges, wenig gewölbtes Gelände von ausserordentlicher Gleichförmigkeit und Eintönigkeit.

Verglichen mit den benachbarten Gegenden des deutschen Tieflandes ist sie allerdings ein verhältnismässig hoher Landstrich, denn die Höhe (die am nordwestlichen Rande am bedeutendsten ist) wechselt in weiter Ausdehnung zwischen 80 und 120 m über dem Meere und steigt sogar im Wilseder Berge bei Undeloh (nordwestlich von Ülzen) bis 170 m. Dort ist auch hauptsächlich die Wasserscheide zwischen der Nieder-Elbe und Nieder-Weser, und dort entspringen die meisten Flüsse des Fürstentums Lüneburg.

Das Land ist also gar nicht so sehr niedrig, allein es fehlt ihm, wie sich aus dem vorhin Bemerkten bereits ergiebt, der regelmässige Wechsel von waldigen Bergketten und kornreichen Thälern, der die Fluren des südlichen Hannover so freundlich gestaltet und schmückt. Der hohe Rücken dacht sich allmählich in weitläufig gedehnten, ungeordneten Wölbungen und Mulden gegen die Elbe und Aller ab. Wiewohl demnach der Abfall zu beiden Seiten im ganzen sanft ist, so ist er doch nicht gleichmässig, vielmehr nordwärts bedeutend steiler.

Dieser Gegensatz der Böschung macht sich dem Wanderer sehr bemerkbar. Kommt man von Norden, also von der Elbseite her, so erscheint der Heiderücken von fern wie ein ausgedehnter blauer Ge-

birgsstreifen am Horizont, aus dem die Flüsse mit beträchtlichem Fall und in tief eingeschnittenen Thälern hervortreten. Nähert man sich dagegen von Süden, also von der Aller her, so gewahrt man nur eine endlose Ebene vor sich, deren Gewässer durch einen breiten Rand von Sümpfen und Torfmooren abwärts schleichen. Aus dieser Form des Landes hat man auf einen tief verborgenen, einseitig geneigten Gebirgszug geschlossen, dessen Nordrand eine Schicht des Muschelkalks und Zechsteins sei, aus dem der Kalk und Gips in der Kalkhöhe von Lüneburg zu Tage trete (vgl. S. 412). Die Mächtigkeit des aufgeschütteten Bodens beweisen die oft mehr als 30 m tiefen Brunnen.

Das Tiefland an den Einschliessungslinien beider Flüsse längs der Elbe und der unteren Aller, doch an letzterer in weit geringerem Masse und in geringerer Ausdehnung, besteht meist aus wertvollem Kleeboden und heisst bei den Einwohnern des Landes „Marsch", während das Zwischengebiet zwischen der Marsch und dem Landrücken als „Geest" bezeichnet wird. Diese enthält im allgemeinen Sandboden in vielfachen Abstufungen, wie z. B. Sandlehm- (sogenannten gemischten) Boden, Mergellager, reinen Sandboden, Moor- und Bruchboden.

Diese Geest bietet im Verhältnis zur eigentlichen Heide einen grösseren Wechsel in der Oberfläche wie in der Beschaffenheit des Bodens selbst, der häufig schon bessere Bestandteile enthält. Sie ist meistens mehr hügelig, und ihr Sand, wenn auch vielfach ebenso trocken und unfruchtbar wie in der Heide, doch seiner Ausdehnung nach geringer.

Einer solchen Lage und Beschaffenheit der Geestgegend als eines Mittellandes zwischen der Marsch und der Heide entspricht ihr ganzes Aussehen. Wildnis und Kultur wechseln miteinander. Wenn in den Marschbezirken Viehzucht, Acker- und Gartenbau dergestalt vorherrschen, dass alle anderen Erwerbszweige, soweit sie nicht unmittelbar zu diesen Beschäftigungen gehören, nur als Nebensachen betrieben werden, so bietet das Geestland das wechselnde Bild von Heiden, Wäldern, Mooren und bebauten Gegenden. Auf jene drei ersten folgt plötzlich zu freudiger Überraschung für den Wanderer ein weites grünes Thal, in dessen Mitte ein klarer Fluss durch lachende Wiesen, dichte Erlengebüsche und wogende Kornfelder sich hinschlängelt, und aus dem manches Dorf mit rotgedecktem Kirchturm und weissgetünchten Häusern hervorschimmert.

Oft aber zieht der Wanderer seines Weges durch eine lange Pappelallee oder in einem dichten Eichen- und Buchenwalde, und auf einmal erblickt er ein stattliches Schlösschen, von blühenden Gärtchen und sauberen Bauernhäusern umgeben. Es ist einer der adeligen Höfe, deren Zahl im Lande ziemlich bedeutend ist, und deren Gebäude und Gärten sich durch eine gewisse, der Grösse des Gutes und dem Range des Besitzers angemessene Eleganz bemerklich machen. Vor allem aber überrascht ihn das Bild der sechs Fräuleinklöster des Fürstentums, die sich durch höchst anmutige Lage auszeichnen. Dieser Rest von mittelalterlicher Romantik, der in einer süddeutschen Gegend kaum beachtet würde, macht in diesem Lande, das im letzten Jahrhundert fast alle derartigen Denkmäler verloren hat, einen wundersamen Eindruck. Das Äussere der Klöster ist freilich mannigfach modernisiert, das Innere dagegen trägt die Züge einer längst entschwundenen Zeit. Die malerischen Umgebungen erhöhen diesen Eindruck noch. Ein dunkler Heidefluss schlängelt sich durch ein grünes Wiesenthal; an dem einen Ufer breitet sich ein hoher Eichwald aus, am anderen ein freundliches Städtchen mit roten Dächern und zierlichen Gärtchen. Eine Strecke von diesem entfernt erheben sich in stiller Waldeinsamkeit die Klostergebäude mit dem kleinen Glockenturme. Den weiten Hof beschatten uralte Linden oder Kastanien, und im friedlichen Garten blüht es auf den langen, von Buchsbaum eingefassten Beeten in immer gleicher Ordnung einen Frühling, Sommer und Herbst wie den anderen. Am Saume des Gartens aber rauscht leise der Fluss unter tief herabhängenden Weidenzweigen vorbei, und aus der Ferne schallt verloren das Getümmel vom Städtchen herüber.

Einen eigentümlichen Eindruck anderer Art bewirken die zahlreichen Forst- und Jägerhäuser; weitab vom Leben und Treiben der Menschen, in der tiefsten Einsamkeit zwischen Eichen oder Tannen gelegen, die Jahrhunderte zählen, sind sie von einem wahrhaft poetischen Hauche umweht. Über dem niederen Dache rauschen und raunen, flüstern und wispern bei Tag und Nacht die dunkeln Bäume und reden den biederen Menschen, die darunter wohnen, mit wundersamen Stimmen zum Herzen. Über der kleinen Thür prangt ein Hirschgeweih, und an ihm hinauf laufen die grünen Ranken des Weinstocks, dessen Früchte an der sonnenbeschienenen Wand des rings von Wald umhegten Hauses herrlich gedeihen. Der kleine

trauliche Garten, der das Gebäude umschliesst, blüht und duftet gar lieblich, und manchmal kommen an stillen Abenden die Rehe, wenn sie vom Walde zur Wiese niedersteigen, und schauen mit ihren klaren Augen neugierig ins mondbeglänzte Blumengärtchen hinein. Drüben aber, am Rande des Forstes, liegt die düstere Heide mit ihren Hügeln und halbversunkenen Hünengräbern wie ein sagenhaftes Riesenreich. Kein Laut schallt durch die unermessliche Stille als der Schrei des Wildes im Walde oder das Gebell der Hunde fernab in den Dörfern.

Wir schreiten nun dieser eigentlichen Heide selbst zu, die unter dem Namen der Lüneburger Heide eine so traurige Berühmtheit geworden ist und auch nicht für Spott hat zu sorgen brauchen. Schon durch den Ausdruck „Landmeer“ wird sie als eine übel verrufene Gegend bezeichnet. Von dem Herrn der Schöpfung heisst es, als er sein Werk betrachtet und die Worte gesprochen: Siehe, es ist alles gut — da habe er gerade den Daumen auf die Lüneburger Heide gesetzt. Nun, wir wollen dies verwunschene Land, das jetzt von mehreren Eisenbahnen durchschnitten wird, unbefangen betrachten.

Die Grenze der eigentlichen Heide gegen das Kulturland ist an einigen Stellen sehr scharf gezogen, an den meisten aber verliert sie sich allmählich. Man gewahrt da, wie die Wiesen magerer werden, der Boden sandig gehügelt, wie die Dörfer weiter zerstreut liegen und von dürftigem Acker umgeben sind, wie die Kiefer auftritt und mit Birken gemischt den Übergang zur Heide verkündigt, die schon einzelne Ausläufer vorausschickt. Endlich wird von menschlichem Anbau, von menschlicher Nähe nichts mehr sichtbar; es herrscht nur der Sand vor, aber nicht in kahlen Flächen und Hügeln, die der Wind verändert, sondern auch an den Stellen der grössten Trockenheit entwickelt sich Pflanzenwuchs, und überall auf dem Sandboden wuchert das Heidekraut. Allerdings hindert nur allzu häufig eine vorzugsweise aus Quarzsand bestehende Bodenschicht, hier „Ortstein“ genannt, jegliches Gedeihen eines Baumwuchses.

Du bist nun vollständig in der Heide. Du wanderst jetzt öfters stundenlang in grauer, eintöniger Gegend, über langgestreckte, baumlose Flächen, über niedrige, wellenförmige Hügel. Heide an Heide siehst du, in trockenen Sommern dürr und heiss wie der Sand, auf dem sie wächst, so dass dir die Fusssohlen brennen. An dem hellen und heissen Sommertage, an dem du wanderst, flimmert in den Sonnenstrahlen die Luft über der Steppe, und fern am Horizonte



Fig. 103. Aus der Lüneburger Heide. *Aus Oehlmann, Landeskunde von Braunschweig und Hannover.*

zeigen sich hüpfende Nebelbilder. Drückende Schwüle umgiebt dich. Du sehnst dich nach einem murmelnden Bach, einem kühlen Trunk und frischem Rasen in dieser Dürre; aber der Boden zeigt dir am Rande einer Sandblösse, zu der du soeben gelangst, nur Rinnsale einer versiegten Lache. Da lockt weiter unten in der öden Landschaft ein, wie es scheint, angenehmeres Bild, denn es werden saftig grüne Flächen und hinter ihnen leichte Wasserstreifen sichtbar. Aber welche Täuschung! Sobald du näher kommst, findest du statt des frischen Rasens und klaren Quellwassers nur hartes Riedgras, dürre Binsen und niedrige Zwergweiden: du stehst an einem Moor, das mit diesen Pflanzen und abwechselnd mit Sumpfheide und mit blätterlosen Moosen bedeckt ist. Tiefer hinein zeigen sich ebene, fahlschimmernde Strecken, aber sie enthalten nicht festes Land; es sind Schlamminseln von grosser Tiefe, durch die nur wenige gefahrlose Furten leiten. „Bebemoor“ nennt sie passend der Heidebauer, denn bei jedem Tritte des Fusses zittert weithin die Fläche.

Du eilst hinweg von dieser grauenhaften Umgebung und steigst wieder höher; siehe da, ein anderer Gegenstand, ein anderer Eindruck! Wenn du dort des Abends im Bereiche der Unholde und Nixen zu sein glaubtest, die einen gefährlichen Reigen um den Wanderer zu schlingen drohen, so fühlst du hier den Hauch der Romantik um die wacholderbewachsenen Grabhügel verschollener Helden über die Heide wehen. Du stehst an einem der zahlreichen Hünengräber (vgl. S. 412), die sich, wie anderwärts in Norddeutschland, auch an vielen Punkten der Heide erheben und nicht erst der Zeit der Sachsenkriege Karls des Grossen, sondern einem viel früheren Altertum angehören. Da man jährlich grosse Strecken der Heide urbar macht, so ereignet es sich nicht selten, dass diese alten Hünengräber zerstört werden. Öffnet man sie, so wird eine Art Gewölbe sichtbar, meistens länglichrund und von grösseren oder kleineren Granitblöcken roh zusammengefügt oder vielmehr gelegt. In der Mitte stehen Urnen von gelblichgrauer Farbe, mit Asche und Knochen gefüllt; daneben liegen mancherlei Waffenstücke aus Stein und Knochen, Bronze und Eisen, auch Schmucksachen und anderes Gerät. In den ersten Stunden nach der Öffnung des Hügels sind die Urnen infolge der Erdfeuchtigkeit sehr zerbrechlich, an der Luft erhärten sie indes sehr bald, und ärmere Leute pflegen sie dann mitunter als Koch- und Trinkgeschirr zu benutzen.

Abermals gehst du weiter, und abermals Heide an Heide, oft hoch emporstarrend, einförmig und traurig, soweit der Blick reicht. Immermehr erscheint dir wie ein einziges grosses Pflanzengespenst dieses graubraune Zweigwerk einer Vegetation, die mit unüberwindlicher Zähigkeit sich ringsum alles Land unterworfen hat. Überallhin schwermütige Stille. Da hörst du endlich das Geläute einer Blechglocke und bleibst nicht lange in Zweifel über seine Bedeutung. Du begegnest einer Herde kleiner, schwarzgrauer Schafe mit Hörnern und haariger Wolle, des „Negerstammes unter den Schafen", der sogenannten Heidschnucken. Frischen Auges, keck und behend, wie sie sind, und dadurch vor dem trägblökenden, fettschwänzigen Zuchtschafe ausgezeichnet, umgeben sie in munteren Gruppen und mit emporschnellenden, drolligen Sprüngen ihren Hüter, den „Master", der in seinen weisswollenen, immer rot ausgefütterten Mantelrock gehüllt, mit den blauen Augen ins Weite starrend, auf einem Baumstumpfe sitzt und gewöhnlich Strümpfe von Heidschnuckenwolle strickt, „Schnuckensocken breidelt".

Diese Schäfer bilden in entlegenen Teilen der Heide fast die einzigen Vertreter menschlichen Lebens; nur hier und da gewahrst du noch einen Mann, der Heide haut, und dann wieder einen, der sie auf dem Wagen heimführt zur Streu in die Viehställe. Sonst gewahrst du nichts von menschlicher Nähe, nichts, was an Kultur erinnert: kein Kornfeld, keine Strasse, kein Dorf. Du fühlst, dass hier die Erde frei ist vom Joche der Kultur. Und das umgiebt deine Wanderung durch diese weiten Räume, wo das Gefühl der Verlassenheit und Erstorbenheit dich unheimlich überschleicht, mehr und mehr mit einem eigentümlichen, heimlichen Reize; denn die Heide ist in ihrem jetzigen Zustande ein Stück reiner, ursprünglicher Natur. Kaum ist ein grellerer Gegensatz denkbar, als wenn neben diesem abgeschlossenen Naturleben, besonders in der Nähe von unzerstörten Hünengräbern, die Jahrtausende zählen, auf einmal einer jener Eisenbahnzüge vorbeisaust, die jetzt quer die Heide durchschneiden.

Und jener Reiz nimmt noch zu, wenn Blick und Gemüt aus der Betrachtung des einförmigen Ganzen sich zu ruhiger Betrachtung der Nähe sammeln und sich achtsam auf das Kleinleben richten, das sich, vorher unbemerkt, jetzt vor uns entfaltet: die Heide hat ein emsig wimmelndes Tierleben, so dass alles lebt und webt, wohin man auch horcht. Hier schwirrt vor uns die Heidelerche empor,

dort schlüpfen muntere grüne Eidechsen hurtig durch das Heidekraut, dann wieder bevölkern schnelle Laufkäfer von schönen glänzenden Farben die Sandblössen, oder dem Auge begegnen flatternd und spielend jene kleinen reizenden Heideschmetterlinge, azurblau und glänzend wie Atlas oder auch feuerfarbig; und wer vermöchte alle die schwirrenden Grillen, die summenden Bienen und anderen Insekten zu zählen, die da wimmeln und schwelgen auf den süssduftenden Blüten? Ihre Festzeit fällt in den August, wo das gewöhnliche starre Braun der Gegend durch den Schmuck der roten Heideblüte belebt und verschönt wird, eine Erscheinung, die noch jetzt mit dem landläufigen Ausdrucke „die Heide schämt sich“ bezeichnet wird; vielleicht beziehen sich auf diesen Ausdruck auch die Worte *Walthers von der Vogelweide:*

> wan daz ich mich richte nâch der heide,
> diu sich schamt vor leide:
> sô si den walt siht gruonen, sô wirts iemer rôt.

Mit Lust verweilt das Auge auf der anmutigen Fülle der Blütenglöckchen, die bald lila, bald zartrot, dichte Ähren ansetzen und über die Heide jene warmen, schimmernden Abendrottinten ausgiessen. Solch einen sonnigen Blütetag der Heide schildert *Th. Storm*:

> Es ist so still; die Heide liegt
> Im warmen Mittagsonnenstrahle,
> Ein rosenroter Schimmer fliegt
> Um ihre alten Gräbermale;
> Die Kräuter blühn; der Heideduft
> Steigt in die blaue Sommerluft.

Diese Feiertagsruhe versöhnt uns wieder mit den Heidegegenden, mit den verkrüppelten Kiefern, mit den moorigen Lachen, in denen sich nur die glänzende Birke spiegelt. Befriedigt wanderst du weiter über eine kleine Höhe hinweg; du trittst in ein Eichengehölz, zwischendurch schimmert ein grüner Anger; ringsum breiten sich freundliche Felder aus, und auch ein Forellenbächlein fliesst dort zwischen Erlengebüsch durch bunte Wiesen. Du hast eins der traulichen Heidedörfer erreicht.

Wie sich die Bewohner solch eines einsamen Ortes zeigen? Ganz wie die Heide selbst. Wie hier Einförmigkeit und Massenhaftigkeit vorherrschend sind, so zeigt sich in der Sinnesart und Lebensweise

der Bewohner eine gewisse Einfachheit neben Massivität, letztere im edelsten Sinne des Wortes, d. h. durch und durch voll Fülle, gediegen und einfach. Wenn auch frischen und heiteren Sinnes, sind sie doch in Reden und Gebärden nicht eben von grosser Beweglichkeit, im Gegenteil mehr ernst und anfangs misstrauisch gegen Fremde, ganz wie im äussersten Süden unseres Vaterlandes die abgeschlossen und einsam lebende Bevölkerung entlegener Alpenthäler; hat man sich jedoch ihr Zutrauen erworben, so vertrauen sie unbedingt. Wie draussen in der Natur weit und breit Ursprünglichkeit herrscht, so auch in den Gemütern jener kräftigen Leute ursprüngliche Tugenden: echte Biederkeit und Treue, Gastfreiheit, einfache und unverdorbene Sitten, wahre Frömmigkeit sind hier noch heimisch. Der Bewohner der Lüneburger Heide lässt unbewacht Zeug und Gerät viele Nächte im Felde oder auf offenem Hofe liegen; er hat nicht nötig, der Diebe halber Haus und Hof zu verschliessen. Einheimische Bettler giebt es fast gar nicht, und nur wenige wirklich Arme; vielmehr ist in der Heide, wenn auch nicht sehr bedeutender Reichtum, so doch eine gewisse Wohlhabenheit zu Hause.

Die Heide ernährt ihre Bewohner, die so sehr von ihr abhängig sind, ausreichend durch Erzeugnisse, die wir im Laufe der Wanderung wenigstens teilweise schon kennen gelernt haben. Zunächst wird das Heidekraut selbst viel als Weide und zur Gewinnung von Streu und Dünger benutzt. Als Weide wird es zur vollen Ernährung wohl nur für Schafe verwendet; denn Pferd und Schwein würden dabei verhungern und die Kuh keine Milch geben. Die kleine Rasse der „Schnucken" aber, ebenso dauerhaft wie unbenötigt mühevoller Pflege, muss täglich hinaus zur Hut auf die Heide, auch bei dem schlechtesten Wetter, und selten erhält sie im Stalle Zufutter; wie die Renntiere das Moos, müssen sich die Schnucken die Heide aus dem Schnee hervorscharren.

Was dem Marschbewohner das Rind, dem Lappländer das Renntier, dem Grönländer der Seehund ist, das sind für den Landmann der Lüneburger Heide die Schnucken, deren es an 600000 gegeben haben soll. Die grobe, meist schwarzbraune Wolle liefert ihm den Stoff zu fast allen seinen Kleidungsstücken und das überaus wohlschmeckende Fleisch gar manchen Braten. Vielfach wird das Fleisch ausgeführt, aber je mehr die Heidegegenden der Kultur verfallen und sich dadurch verringern, desto mehr scheint die eigentümliche

kleine Schafart, die sonst nur noch im übrigen Nordwesten Deutschlands und in einigen Strecken Hollands vorkommt, ihrem Aussterben entgegenzugehen. Statt ihrer dringt das gewöhnliche Schaf in die Heidegegenden vor. Im allgemeinen geht die Schafzucht in Deutschland zurück, da der Bodenwert sich steigert und da es nicht gelingen will, ein Schaf zu züchten, das gute Wolle und auch gutes Fleisch liefert.

Noch ein anderes wichtiges Tier ist mit dem Heidekraut in Verbindung zu bringen; die Bienen sind es, die hier auf ihrer so süssen Weide zu Hunderttausenden schwärmen und die würzige Labe bereiten. Schon die Römer priesen den Heidehonig (*mel ericaeum*) am höchsten, und noch jetzt wird dieser Honig doppelt geschätzt; daher ist die Beschäftigung der Heidebewohner mit Bienenzucht vorzugsweise gesucht und oft sehr lohnend. Ihr Erfolg hängt hauptsächlich von einer klugen Benutzung der Örtlichkeit ab. Da das Heidekraut erst im Juli und August zu blühen beginnt, so stellt der Bienenvater oder „Imker“ die Bienenstöcke im Frühling wo möglich zuerst in die Rübsamenfelder. Sobald diese abgeblüht haben, sucht er mit seinen Körben die Nachbarschaft weiter Buchweizenfelder auf, deren unscheinbare Blüte doch süss und honigreich ist, bis er endlich im Juli seinen „Immenzaun“ mitten in der Heide errichtet und ihn hier, von der Einsamkeit geschützt, unbewacht zurücklässt. Er kümmert sich um die Bienen nicht eher wieder, als bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind.

Unter den Erzeugnissen des Ackers verdient noch eine Kulturpflanze besonderer Erwähnung, die überall in den norddeutschen Heidegegenden gebaut wird. Es ist der Buchweizen, „das Heidekorn“, eine Hauptnahrung für den Heidebewohner, der ihn teils zu Mehl, teils zu Grütze verarbeitet. Die aus ersterem bereitete eigentümliche Art von Klössen, die „Boukwäitenklüten“, dürfen bei keinem Mittagmahle fehlen, und sehr häufig erscheinen sie auch als Abendgericht. Den Buchweizen erzielt man auf eine sehr einfache Art. Man zündet auf dem für den Anbau bestimmten Stück Land das hohe Heidekraut an, pflügt die fruchtbare Asche unter und streut die Saat aus. Bei diesem auch in anderen mageren Gegenden, z. B. in der Eifel, beliebten Verfahren erfreut man sich auch auf sehr dürrem Boden einer ergiebigen Ernte.

„Wo Wasser, da Gras.“ Die Wahrheit dieses Spruches erkennt und beherzigt man wohl nirgends mehr als in der Lüneburger Heide,

wo der Wert der hier in weiten Bezirken so seltenen Naturspende sich gewissermassen von selbst aufdrängt. Daher benutzt man denn hier jeden Tropfen hundertfältig. Von der Quelle an lässt man dem Wasser keine Ruhe; immer und immer wieder fängt man es, um in dem Thale der kleinen Heidebäche und Flüsschen aber- und abermals seine Dienste zu gewinnen. In der Lüneburger Heide wird auch die kleinste Quelle zu künstlicher Berieselung benutzt und nicht selten eine Summe von mehreren hundert Mark zur Anlage eines Morgens Wiese verwandt. Haben sich doch sogar grosse Genossenschaften dort zur Anlage von Bewässerungen gebildet. Es ist hauptsächlich die Lüneburger Heide, die dem Rieselwiesenbau, der Beetberieselung Ursprung und Wiege gegeben hat. Noch jetzt gehen von dort viele Wiesenbauer, eigentlich Wiesenbaumeister, alljährlich zur Anlage von Kunstwiesen nach auswärts, selbst ins Ausland, z. B. nach Polen, Russland, Schweden und Norwegen.

Aber nicht nur der Wert der Wiesen wird in der Heide erkannt, sondern auch der der Forsten. Kein Dorf, kein Hof, keine Siedlung in ihr ist ohne Holz, und darin liegt jedenfalls die Grundlage eines gewissen Wohlstandes, der nun einmal der Lüneburger Heide trotz ihrer „traurigen Berühmtheit“ nicht abgesprochen werden kann. Das Volk weiss dies auch, denn man nennt das ein gutes Dorf, das viel Holz hat. Wir finden daher nicht nur die Dorfgebäude in einer Umfassung wohlgeschonter Bäume, sondern auch die zweiten Schafställe der grösseren Heidehöfe, die von diesen in einiger Entfernung liegenden Aussenschafställe, sind von einem „Hege“ umgeben, worin nicht selten Laub- und Nadelholz sich um den Rang zu streiten scheint.

Wo durch den Zutritt von Feuchtigkeit eine freiere Entwicklung möglich ist, treten schöne Waldungen von Birken und Buchen auf, und die herrlichen Eichenwäldchen, welche die einsamen Heidedörfer umgeben, zeugen von der Fruchtbarkeit ihrer Grundlage. Freilich begegnen wir auch einförmigen Kiefernwäldern und öden Sandschollen, doch meistens erst in der Nähe des Allerthales und an den sumpfigen Rändern der Flüsse des Südabhanges; aber auch hier sind sie nicht selten bereits mit rauschenden Fichten vermengt.

Noch besteht häufig bei den Heidebauern das Vorurteil, dass man von der Heide weite Flächen nicht in Forst legen könne, ohne

der Wirtschaft zu schaden. Allein es ist erwiesen, dass die Forsten dort einen ansehnlichen Ertrag abwerfen, während die Heide als solche einen sehr geringfügigen Gewinn gewährt, jene nämlich für ein Hektar jährlich zwölf Mark, diese allenfalls den fünften bis vierten Teil davon. Daher sind einsichtsvolle Kenner der Heidewirtschaft, besonders die Regierung, um Wiederaufforstung bemüht und weisen ausser auf den unmittelbaren Gewinn mit Recht darauf hin, welche grosse Bedeutung der Wald im Haushalte der Natur überhaupt habe, wie er Klima und Witterung mit bedinge und Fruchtboden erzeuge, wie mit seiner Zerstörung vieles andere mit zerstört, mit seinem Aufbau vieles andere Wohlthätige geschaffen werde.

Und wo mag diese Rücksicht wohl mehr Beachtung verdienen als in einem grossen Teile Norddeutschlands, in jenem Landstriche, der fast so eben ist wie das Meer und den Winden also nur den Baum entgegenstellen kann zum Schutze der Kultur?

Glücklicherweise birgt das Innere des Bodens an manchen Stellen Schätze, die der armen Heide mehr Wert verleihen. Seit alters ist die Salzquelle, der Lüneburg seine Anlage verdankt, als eine der stärksten Solen bekannt, und in den letzten Jahrzehnten sieht man häufig mitten in der Öde Bohrtürme und gewerbliche Anlagen erstehen, die der Gewinnung von Steinöl (Petroleum) dienen und schon mehrere neue Ansiedlungen hervorgebracht haben.

Trotzdem kann es nicht auffallen, dass die Verdichtung der Bevölkerung nur gering ist, ganz angemessen dem Bau und der Oberflächenform des Landes, das kaum einen Gewerbebetrieb aufzuweisen hat. Der Landdrosteibezirk Lüneburg, der zum grossen Teil aus Heidesandgegenden besteht, kann durchschnittlich auf dem Quadratkilometer nur 31, in einzelnen Amtsbezirken der Lüneburger Heide selbst nur 15, ja in den beiden so recht in ihrem Herzen gelegenen Versteien (Vogteien) Munster und Örrel des jetzigen Amtes Soltau kaum 1 Einwohner verzeichnen. Welch ein Unterschied gegen die benachbarten Regierungsbezirke Hannover, Hildesheim und Magdeburg, oder gegen einzelne Amtsbezirke der Elbmarsch, wo 80 bezw. mehr als 130 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen! Es lässt sich kein Teil Norddeutschlands angeben, der auf so kleinem Raume so dicht und wechselnd beisammen ähnliche Sprünge in den Bevölkerungszahlen enthielte.

* * *

Westlich von der unteren Weser, ja teilweise schon östlich von ihr bietet sich ein sehr bemerkbarer Unterschied gegen die Heide dar. Dieser ist eine höhere Lage und Sand eigentümlich, den Landen weiter westlich dagegen bis jenseits der Ems, von den letzten Ausläufern der Weserketten nördlich bis zu den ostfriesischen Marschen eine beinahe hügellose und niedrig gelegene Oberfläche. Festes Gestein wird fast nirgends bemerkt, von Unebenheiten nur hier und da eine unbedeutende sandige Anhöhe; dagegen nehmen jene unheimlichen sumpfigen Striche einen sehr grossen Raum ein, die man Moore nennt. Man bezeichnet damit die Bildungsstätten und Ablagerungsgebiete jener dunkeln, schmierigen, schlammigen oder schwammigen Massen, unter denen besonders die eine Gattung einen wohlbegründeten und weitverbreiteten Ruf hat, nämlich der bekannte zwischen Organischem und Unorganischem in der Mitte stehende Stoff, den wir Deutschen als Torf, die Franzosen mit *tourbe,* die Italiener mit *torba,* die Engländer mit *turf,* die Dänen mit *torve,* die Ungarn mit *turfa,* die slavischen Völker mit *torf* bezeichnen.

Moore entstehen da, wo stehende Gewässer oder ein von unten her durchfeuchteter Boden sich mit einer filzigen Gräserdecke überziehen (Wiesenmoore, Quellenmoore, Unterwassermoore), oder wo die Tagewasser nicht ablaufen bezw. wegen der Undurchlässigkeit des Untergrundes nicht einsinken können (Hochmoore, Überwassermoore). Der Boden ist hierbei häufig nicht von Natur undurchlässig, sondern er wird es erst, wenn er mit versumpfendem Wasser durchtränkt ist, oder wenn durch Bildung von Raseneisenerz lockere Sandmassen fest zusammenbacken (vgl. die Ortsteine S. 532). Im Gegensatze zu den von Gräsern gebildeten Wiesenmooren herrschen in den Hochmooren die Torfmoose, Heide und Bäume vor. Die Moore Süddeutschlands, die *„Möser“,* und die Bruchgegenden von Nordostdeutschland sind grossenteils Quellmoore, dagegen die des nordwestlichen Deutschland fast sämtlich Hochmoore.

Im nordwestlichen Deutschland nun giebt es eine Menge langsam fliessender und stockender Gewässer. Die grossen Niederungen der unteren Ems bilden auf viele Quadratmeilen eine fast vollkommen ebene Fläche von nicht ganz 30 m Meereshöhe, in der die Stockung der Gewässer noch dadurch vermehrt wurde, dass ein Kranz zusammengewehter Dünen einen beträchtlichen Teil jener Landschaften von hinlänglicher Verbindung mit der Nordsee absondert. Zur Tränkung der

Moore diente das Sandwasser der Geest, und so sind denn daselbst fast in allen Flussthälern bis zur Meeresküste Torfmoore entstanden.

Unter den torfbildenden Pflanzen ist von der höchsten Wichtigkeit das die Feuchtigkeit der Luft mit der grössten Begierde an sich ziehende Sumpfmoos (*Sphagnum*) mit seinem sehr blassen Grün und seinen oft fusslangen schlaffen Stengeln, die rings mit niedergebogenen Ästchen besetzt sind und fast niemals vereinzelt erscheinen, sondern immer dicht gedrängt und von reichlicher Feuchtigkeit durchzogen im weichen Konfervenschlamme stehen, jenen tiefgrünen Massen von Wasserfäden (Konferven, Fadenalgen), die überall im Wasser schwimmende Flocken oder fette Watten und Rasen bilden.

Dieses Torfmoos sinkt in den Herbst- und Wintermonaten jedes Jahres zusammen und wird überschwemmt; jeden Frühling aber quellen neue Pflanzen empor, und zwar immer dichter, vermehrter und massenhafter. So wächst und steigt Geschlecht auf Geschlecht viele Jahre hindurch; die unteren und älteren verfaulen endlich zu einem schwarzen unorganischen Brei, die oberen und jüngeren dagegen häufen sich zu so dichten und festen Polstern, dass bald auch für verschiedene andere Pflanzen, selbst für holzige, die Möglichkeit entsteht, feste Unterlage für ihre Wurzeln zu finden.

Auf diese Weise sind die Moore Jahrtausende hindurch gewachsen und wachsen noch vor unseren Augen, ein Pflanzengeschlecht nach dem anderen entfaltend, tiefe Gründe und Mulden ausfüllend; denn wenn auch ihre Mächtigkeit manchmal nur wenige Fuss beträgt, so hat man doch hier und da bei Bohrversuchen in 25 m Tiefe noch keinen Grund gefunden.

Die nordwestdeutschen Hochmoore kommen mitten auf dem Sandboden vor, wo nur immer das Wasser einen zu geringen Abfluss hat. Sie sind häufig nach der Mitte zu, wo die grössere Wassermenge im Verhältnis zu den Rändern ein längeres Wachstum des Moors gestattete, schwach gewölbt und schildförmig 3 bis 6 m über die benachbarten Ländereien erhaben. Obgleich man sich auf ihnen eigentlich in einer Niederung befindet, so entsteht doch der Eindruck, als befände man sich auf einer hocherhabenen Anhöhe. Offenbar trägt die Öde ringsum und der weite Blick über die unbegrenzte Fläche dazu bei, diese Täuschung zu unterstützen.

Macht schon die innere Heide in ihrer menschenleeren Einsamkeit das Herz still und schwermütig, so sind die Gegenden der weiten

Hochmoore, jenes „unfreundliche und gerunzelte Antlitz Germaniens“, wie sie treffend bei den Römern der Kaiserzeit heissen, vollends geeignet, bei dem Wanderer den Eindruck tiefster Verstimmung hervorzubringen. Alles heitere Grün ist verschwunden, denn die hier und da von den durchfliessenden Gewässern wohl bis auf den Untergrund des Moores ausgespülten Rillen, die jetzt mit Gräsern und Schilf bewachsen sind, erblickt man nur von gewissen Standpunkten aus; dagegen dräut fast überall ödes, schwarzbraunes Land von verbranntem Aussehen, an der Oberfläche teils mit dürftigem Heidekraute, teils und noch mehr mit schmierigen und schwammigen Moosen bewachsen; bald zeigt es in unberührter Kahlheit seine Flächen und Hochmoorscheitel, bald ist es vom Grabscheite des Menschen vielfach benagt und zerarbeitet; und das Ganze wird begrenzt von einer ernsten tiefblauen Ferne. Selbst an einem köstlichen Frühlingsmorgen oder sonnigen Sommertage siehst du nirgends ein anziehendes Spiel von Lichtern, Schatten und Wiederschein, denn das Moor saugt alle Strahlen ein, entbehrt aller Licht- und Farbentöne und zeigt nur sein trauriges Braun. Die Einförmigkeit der düsteren Ebene wird dann und wann einzig und allein durch einige schwarze Torfhaufen oder durch die plumpen, bräunlichen, langbeinigen Gestalten arbeitender Torfbauern unterbrochen; und dazu sind ihre einsamen, armseligen Hütten von Birken umgeben, dem echten Baume der Moore, dessen blendendweisser Stamm grell, fast gespensterartig absticht gegen die dunkle, jetzt nur noch tiefer und schwärzer erscheinende Farbe des Bodens. Was in den Marschen die Weide und Esche, im Sumpfe die Erle, auf Lehmboden die Eiche und Buche, im Sande die Kiefer, auf Felsen die Tanne, das ist in den Hochmooren die Birke.

Wenn im Frühjahr alles ringsum grünt und blüht, wenn alle Gebüsche der Heide vom Gesange der Vögel erklingen, dann ist in einem unkultivierten Hochmoore noch alles starr und gebunden wie im vollsten Winter; überall herrscht eine Todesstille, die das Herz mit Grauen zu erfüllen vermag. Der belebende Frühling kommt in den kalten, feuchten Boden erst, wenn er anderwärts fast vorüber ist, und dann, sowie in der Sommerszeit, weist das Moor reizende und seltsame Pflanzengebilde auf. Da erscheinen der aromatische Gagelstrauch *(Myrica Gale)*, die Sumpfheide *(Erica tetralix)*, die schwarze Rauschbeere *(Empetrum nigrum)*, vor allen anderen Moorpflanzen durch das schönste Grün ihrer myrtenartigen Blättchen ausgezeichnet, die

reizende Andromeda, der Sonnentau, das Sumpfherzblatt und viele andere Blumen. Dagegen spricht sich in dem spärlichen Tierleben wiederum die einförmige und düstere Stimmung der Landschaft aus; es ist still, stiller als irgendwo anders, denn woher sollte Belebung kommen? Für die Vögel giebt es kein Gebüsch, keine Gelegenheit zum Nesterbau. Die im Moraste gebannten kaffeebraunen Gewässer, ohne Sand und Grand, ohne die hellen Kiesel, auf trübem Moorgrunde träg einherfliessend, sind kein Aufenthalt für Fische; auch Fuchs und Hase können in solchen Sumpfgegenden nicht wohnen; die Wühler, Feldmaus und Maulwurf, finden hier keinen Boden für ihre unterirdische Thätigkeit. Nur das Birkhuhn, die Rohrdommel und die Sumpfeule flattern hier umher; hier sonnt sich die giftige Kreuzotter und die Ringelnatter; Frösche und Wassersalamander beleben die Lachen, und dichte Mückenschwärme, fast die einzigen Vertreter der Kerbtierwelt, wirbeln Rauchsäulen ähnlich empor.

Und erheben wir uns über die unerquickliche Wirklichkeit und flüchten in das Reich der Phantasie, der Sage, so ist der Stoff, der uns hier zugeführt wird, auch nicht geeignet, eine heitere Stimmung zu wecken; denn nur unheimliche Teufelssagen schweben über dem Moor. Auch war es um so weniger ein Wunder, dass das Volk in den unnahbaren Morästen die Tummelplätze böser Geister sah, als es von den Geistlichen früher in diesem Glauben bestärkt wurde, zumal wenn sie aus freundlicheren Gegenden in solche Wüsteneien versetzt worden waren. Von der strafenden Hand Gottes erschienen ihnen diese Schlammfelder bereitet, der Fluch Gottes lag auf dieser grauenhaften Erde.

Ganz natürlich musste eine solche Heimat auch der Bevölkerung ihr Gepräge aufdrücken. Wir meinen selbstverständlich hier nicht jene Kolonisten, die mit den Waffen der Kultur in sie eingedrungen sind, um sie sich unterthan zu machen; wir denken hier vielmehr zunächst an die einzelnen Kolonisten und Torfbauern mitten in den entlegenen Moorstrecken, an die ersten Besiedler solcher noch ganz wilder Gegenden. Zwar haben sie wohl nur selten mit der bittersten Armut zu kämpfen, da ihnen nicht nur der Torfhandel einigen Verdienst abwirft, sondern auch der tragfähige Acker, den sie sich aus dem wohlfeil erkauften Boden erarbeiten, so viel Korn, Buchweizen und Kartoffeln bringt, als sie zur Nahrung bedürfen; indes wie traurig ist doch sonst in jeder Beziehung ihr Leben! Man

vergegenwärtige es sich nur während der langen, trüben Spätherbst- und Winterszeit! Ohne Nachricht von dem Thun und Treiben der weiten Welt, sogar meist ohne Verkehr unter sich, da ihre Wohnungen fast immer vereinzelt und weit voneinander entfernt liegen, ja nicht selten ohne alle körperliche Beschäftigung, sitzen sie in ihren kleinen schwarzgeräucherten Hütten und zerren die Wintermonate Tag für Tag in stillem, geistlosem Brüten hin.

Belauscht man sie etwas näher in ihren „Huttens" (Hütten), so ist man im höchsten Grade erstaunt darüber, dass es in unserem Deutschland noch solche Zustände giebt; die Bevölkerung dieser Strecken vor Jahrtausenden, die alten Chauken, Angrivarier und Amsivarier, deren die römischen Schriftsteller gedenken, mögen wohl kaum anders gehaust haben. Aus einiger Entfernung betrachtet gleichen diese Hütten alten vermoosten Strohdächern, die von einem Hause abgehoben und auf den Boden gestellt worden sind. Ihre Mauern bestehen fast allgemein aus dünnen, aufeinandergehäuften Torfstücken, ihre Dächer aus schilfbedeckten Zweigen und Sträuchern. Das Innere bildet eigentlich nur einen einzigen Raum, der noch dazu möglichst eng ist, um die Wärme festzuhalten, die Aufenthalt- und Schlafstätten der Menschen sind nur durch einige unbehobelte Baumäste von der Stallung des dürftigen Viehstandes gesondert, den oft nur eine Moorkuh und drei zottige Moorschafe ausmachen. In der Mitte der Hausflur, die von der uralten, etwas abgetrockneten Oberfläche des Moores gebildet wird, gewahrt man als Herd ein Häufchen Sand, und auf diesem glimmen und schwelen Tag und Nacht einige wurzelreiche Torfstücke, die draussen in der Nähe gegraben worden. Der Rauch und alle anderen Dünste des Hauses finden ihren Ausgang lediglich durch die enge thürartige Öffnung, die, nach Süden hin in der Torfmauer ausgeschnitten, ebenso für das Vieh, besonders auch für die aus- und einkriechenden treuen Hunde, wie für die Menschen den Eingang bildet. Der Sandherd ist der Mittelpunkt des häuslichen und geselligen Lebens; um ihn kauern und kriechen die mageren Kinder, in der Nähe auf einem Klotze sitzt die Familienmutter und dampft, als wenn des Rauches und des Dunstes noch nicht genug wäre, behaglich ihr kurzes Tabakpfeifchen. Ist der Mann von der Arbeit daheim, ist der ganze Hausstand beisammen, und sind Nachbarn auf Besuch, so haben alle, die Alten

und die Jungen und die Gäste, ihre Gesichter jenem Herde zugewendet und ebenso die Kühe, Schafe, Schweine und Ziegen, die ohne Umstände hinter ihnen Platz nehmen.

Dass bei solchen armseligen Hüttenleuten grenzenlose Unwissenheit und ein so grober Aberglaube herrscht, wie vielleicht nirgends sonst, darf nicht wunder nehmen, denn in ihren Jugendjahren erhalten sie einen äusserst dürftigen und schlechten Unterricht; kam es doch früher vor, dass der so billig als möglich, für fünf bis acht Thaler, auf die Wintermonate gemietete Lehrer mühsam von Haus zu Haus wandern musste, um sein Mittagbrot zu finden, und im Sommer als Knecht oder Torfgräber arbeitete!

Das Gebiet jener grössten zusammenhängenden Torfmoore diesseits und jenseits der unteren Ems kann auf 3000 qkm angenommen werden, und hiervon bildet eine fast 1400 qkm grosse Fläche auf dem linken Emsufer das Bourtanger Moor und der Twist. Auf dem pfadlosen Moor von Bourtange sind Stellen, wo, wie auf dem offenen Meere, das ebene Gesichtsfeld von einer reinen Kreislinie umschlossen wird, und wo sich kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von eines Kindes Höhe auf der scheinbar unendlichen Einöde abgrenzt. Auch die entlegeneren Ansiedlungen, die, in Birkengehölzchen verborgen, lange Zeit noch wie blaue Inseln in der Ferne erscheinen, sinken zuletzt unter diesen freien Horizont herab. Ein solches Schauspiel, auf festem Boden fast ohnegleichen, wo überall das Auge nur auf abgerundeten Heiderasen (den sogenannten Bulten) und gesellig über dem Schlamme schwebenden Halbgräsern ruht, ergreift das Gemüt gleich dem unbegrenzten Weltmeere mit der Gewalt des Schrankenlosen, mit dem Gefühle der Unendlichkeit. Aber freilich fehlt die Freundlichkeit des Anblicks, die über den Ozean ausgebreitet liegt, in dem die leicht bewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt und das Spiel des Lichts und der Wolken im Wiederscheine des Wasserspiegels reizvoll wechselt.

Das Bourtanger Moor, das meilenweit die Ems im Westen begleitet und von Osten nach Westen im Durchschnitt drei Stunden breit ist, war ganz geeignet, die Nachbarvölker von jeher auseinander zu halten. Wir finden es bereits unter Karl dem Grossen als Grenze zwischen *Westphalia* und *Frisia*, zwischen den Westfälingern des Bistums Münster und den Friesen des alten Bistums Utrecht. Seitdem die Niederlande sich dem Deutschen Reiche entzogen, bestimmte

es die deutsche Reichsgrenze im Nordwesten; jetzt trennt es zwei sehr verschiedene gesellige Zustände, Sprachen und Völker, die der Deutschen und der Holländer.

Der fremdartig klingende Name erklärt sich aus einer eigentümlichen Erscheinung dieses und anderer Moore. Sie besteht darin, dass in ihm nicht nur vereinzelte Sandhügel, sondern hier und da auch zusammenhängende Striche Sandlandes vorkommen, die sich mehr oder weniger weit ins Moor hineinerstrecken. Obwohl sie oft nur wenige Fuss über das Meer ragen, erhalten sie dennoch durch die Erhebung und durch die abweichende Beschaffenheit des Bodens eine gewisse Bedeutung. Man findet dort eine andere Pflanzenwelt, auf und an ihnen hauptsächlich das Tierleben der Moorgegenden, auch meist die Moordörfer und ergiebigere Äcker. Solche Sandstriche werden nun von den Holländern und Westfalen *„Tangen“*, d. i. Zangen, genannt und durch einen Beisatz näher bezeichnet. Eine Sandzunge z. B., auf der die Birkhühner („Hahnen“) gern nisten, führt den Namen „Hahnentange“, und so hat die sandige Halbinsel, die von Holland her in dieses Moor tief hineindringt, den Namen „Bourtange“ wahrscheinlich daher erhalten, weil sich holländische *Boers*, d. s. Bauern, auf ihr ansiedelten. Ihr bedeutendes Vortreten zum Emslande scheint hier schon seit sehr frühen Zeiten einen Übergang zwischen Holland und der Ems hervorgerufen und später die Holländer veranlasst zu haben, ihn mit einer Grenzfestung zu versehen. Auch diese Festung, in unserer Zeit bereits mehr und mehr abgetragen, weil bedeutungslos geworden, sowie der dabeiliegende kleine Ort wird noch jetzt in der Gegend „die Bourtange“ (ausgesprochen fast wie Baurtânge) genannt.

Die Unzugänglichkeit der Moore hat auf Völker und Länder trennend eingewirkt; an die wenigen kleinen Kulturoasen in ihnen lehnten sich die Verbindungswege, die zwischen ihnen seit Jahrhunderten unverändert hin und her leiteten, und mancher von Mooren umgebene Marschbezirk konnte früher von der Landseite her nur auf schmalen, gefährlichen Wegen erreicht werden. Fast dieselbe Unzugänglichkeit ist noch heute das Los einiger Landschaften.

Zu diesen gehört das seltsame Saterland, von den Bewohnern „Säterlohnd“ genannt, an der südwestlichen Grenze des Grossherzogtums Oldenburg. Wenn auch weniger unerquicklich und umfangreich als das Bourtanger Moor, stellt es doch immer noch bis in unsere

Zeit eine der ödesten Gegenden des deutschen Tieflandes dar. Etwa 200 qkm gross, durch Moräste, Brüche, Moore, Heiden und zwei kleine Flüsse, aus denen die Leda oder Saterems zusammenfliesst, von allen benachbarten Gegenden getrennt und nur auf einigen schmalen Streifen im Hochsommer zugänglich, besteht es fast nur aus Mooren und Sümpfen. Den Kühen und Pferden werden Bretter untergebunden, damit sie nicht im Torfschlamme versinken, und die Menschen können bei feuchtem Wetter nur mit Hilfe langer Springstangen von Bult zu Bult springend die wenigen Wege beschreiten. Nur erst ein kleiner Teil der Oberfläche ist kultiviertes Land, und die wenigen Dörfer erscheinen mit ihren Äckern und Wiesen in den meilenlangen Heide- und Moorstrecken wie Oasen in der Wüste. In ihnen wohnt ein zwar abergläubisches und rohes, doch auch gutmütiges, höfliches und freundliches Völkchen von friesischem Stamme, das in seinen Sitten und Gebräuchen viel Eigentümliches und ein altertümliches Gepräge hat.

Wie das Saterland östlich von der Ems, so ist oder vielmehr war das Teufelsmoor östlich von der unteren Weser eins der bedeutendsten Torfmoorgebiete im nordwestlichen Deutschland. Es liegt ungefähr in der Mitte des Herzogtums Bremen, ist mehrere Quadratmeilen gross und füllt eine Niederung zwischen zwei Heide- oder Geeststrecken aus, deren Ränder sich im Osten und Westen wie eine doppelte Reihe niedriger Hügel hinziehen. In welch hohem Grade es sich früher durch sein unliebliches und wüstes Aussehen ausgezeichnet haben mag, wird schon dadurch angedeutet, dass das Volk diesen gewaltigen Morast mit dem Namen des bösen Geistes bezeichnete. Gegenwärtig kommt dieser Name im weiteren Sinne nur noch auf Landkarten, im Lande selbst aber kaum mehr vor; vielmehr gebrauchen hier die Leute besondere Benennungen für verschiedene kleinere Moorabschnitte, und der Name „*Düwelsmoor*“ ist zur Bezeichnung eines Dorfes zusammengeschrumpft, das ungefähr in der Mitte des ganzen Moorbezirkes liegt. Auch würde er in der That für das Ganze nicht mehr passen, denn man findet heute nicht mehr jene zusammenhängende Wildnis wie ehemals; vielmehr hat die vordringende Kultur es in eine Menge kleinerer Moorstriche zerlegt, auf denen stattliche Gehöfte und ganze Dorfschaften mit fruchtreichen Ackerfluren angetroffen werden; am meisten überrascht wohl das blühende Gebiet in der Gegend des berühmten schwimmenden

Landes Waakhausen, wo in dem Orte Worpswede sogar eine Malerkolonie entstanden ist. Fast völlig unbebaut und wild ist nur noch das Wallhöfer Moor, dessen wüste Fläche eine Ausdehnung von wenigen Stunden hat.

Man sollte glauben, dass die frühere Unwirtlichkeit so weiter Moore einem belebenden Verkehre für immer hinderlich gewesen sei; doch dem ist nicht so, und es hat sogar Zeiten gegeben, in denen ein reges kriegerisches Leben auf ihnen einherzog. So wissen wir aus den Annalen des *Tacitus*, dass die römischen Legionen mehr als einmal durch die Moore diesseits und jenseits der Ems marschierten, als die Feldherren Drusus Germanicus und Cäcina im zweiten Jahrzehnt n. Chr. von dem Mündungsgebiete des Rhein und dem bereits unterworfenen Bataverlande (Holland) zur Züchtigung und Bändigung der nach der Varusschlacht besonders gefährlichen Nordgermanen schritten.

Aber wie war das möglich? Immer wankt und zittert ja der Moorboden, wenn man auf ihm einhergeht oder fährt, und das letztere kann fast nur im hohen Sommer geschehen. Wehe dem unvorsichtigen Wanderer, der ohne Kunde der gefährlichen Stellen, besonders gewisser tückischer, noch nicht völlig zugewachsener Schlünde, und ohne die langen Brettersandalen der Eingeborenen sich auf solchen Boden wagt! Leicht könnte er tiefer und tiefer in den schwarzen Moorschlamm einsinken und eines grässlichen Erstickungstodes sterben, wenn nicht in der fast menschenleeren Öde durch einen glücklichen Zufall sein Angstruf gehört würde und man nicht sofort mit Stricken, Brettern und Stangen zu Hilfe eilte. Wie kamen also die römischen Legionen hinüber?

Sie bedienten sich einer Art Bohlwege, der „langen Brücken" *(pontes longi)*, und bewirkten so ein trockenes Weiterschreiten durch das Bourtanger Moor, und zwar höchst wahrscheinlich von der oben erwähnten vortretenden Sandzunge aus bis in das Emsthal und wiederum auf der deutschen Seite des Flusses durch ein verhältnismässig schmales Moor bis zu dem breiten Sandrücken des Hümmling, der dort von Osten her sich in grosser Nähe entgegenstreckt. Jene Holzwege aber bestanden, wie die Untersuchungen und Entdeckungen im Jahre 1818 auf holländischer und fast vierzig Jahre später auf deutscher Seite ergeben haben, aus Bohlen meistens von Eichenholz, die eine Länge von etwa $2^1/_2$ m, eine Breite von 0,12 bis 0,47 m

und eine Dicke von 0,05 bis 0,07 m hatten. Sie waren überall nur mit dem Beile roh bearbeitet und abgeplattet, nicht mit der Säge geschnitten; ohne eiserne oder hölzerne Verbindungsmittel und ohne Pfähle waren sie lose, jedoch dicht anschliessend nebeneinander gelegt, an manchen Stellen ohne weitere Unterlage, in den meisten Fällen dagegen allerdings mit einer solchen von Längsbohlen, auf denen die Querbalken mit ihren Enden auflagen; hier und da, wo damals das Moor wohl besonders nass, weich und schlammig war, bestand die Unterlage aus einer doppelten Lage von mehreren unter- oder nebeneinander gelegten Längsbohlen. Das sämtliche Holzwerk der Brücken lag, wie die Zimmerleute sagen, kalt auf.

Diese römischen Militärstrassen, die in unserem Jahrhundert überall gleich tief, 1 bis $1^1/_4$ m tief, im Moore steckend gefunden wurden, ebenso wie die Holzbrücken, die *Karl der Grosse* auf seinem Zuge von der Weser nach der Elbe anlegte, und von denen sich noch Spuren bei Bederkesa im Herzogtum Bremen finden, waren also ganz derselben Art, wie die heutigen Knüppeldämme, oder wie die berühmten *Plankroads* in den Vereinigten Staaten und Canada, auf denen der Reisewagen, solange sie nicht verfaulen, über sumpfiges Gelände leidlich dahinrollt.

Wie in alten Zeiten, so wurde auch später hier und da eine Art Brückenweg über die grossen Moore angelegt. Kostspielige Pfahlbauten dafür vorzunehmen war weder möglich noch nötig, jenes nicht wegen der Tiefe des Morastes und wegen der erforderlichen Länge der Brücken, dieses nicht wegen der meistens hinlänglichen Dichtigkeit der Moore, die den Brückenweg unmittelbar tragen konnten. Man gebrauchte daher nur Sträucher, Reisigbündel und Knüppel oder im besten Falle Planken, die man über die Oberfläche des Moores legte. Dergleichen Wegebauten waren es z. B., die der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, bei seinem Einfall in die Niederlande während der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts in den Emsmooren ausführen liess. Sie waren bei weitem weniger geordnet und aus schlechterem Stoffe als jene starken, wohlbearbeiteten eichenen Bohlwege der Römer.

Aber der Mensch hat die Moore nicht nur für vorübergehende Zwecke dann und wann zugänglich gemacht; seine kultivierende Kraft hat sich vielmehr nicht unbedeutende Moorstrecken ganz und gar für immer unterworfen und ihnen dadurch ein vollkommen anderes

Gepräge aufgedrückt. Dafür liefern den sprechendsten Beweis die Einengungen, Zerteilungen und Veränderungen, die, wie bereits oben angedeutet, selbst in den grössten Mooren, dem Bourtanger und Teufelsmoor, in unserem Jahrhundert stattgefunden haben. Der Anfang dazu wurde offenbar durch den für holz- und kohlenarme Gegenden so überaus wichtigen Torf veranlasst, dessen natürliche und fast unerschöpfliche Vorratsspeicher die Moore sind. Von jeher war er hier der allgemeine Brennstoff, der gewissermassen etwas Gemütliches für die Bevölkerung hatte; schon die Römer überliefern uns in ihren Schriften, wie die Germanen der Elbe, Ems und Weserlande bei „brennbarer Erde" sowohl ihre grossen Körper und tapferen Seelen wärmten, als auch ihre Suppe kochten. In unseren Zeiten werden damit nicht nur die Wohnungen der Städte und Dörfer, sondern auch die Lokomotiven einiger niedersächsischer Eisenbahnen geheizt, ja man baut dort in manchen Strichen die Häuser aus Torf und hat gelernt Torfpapier, Torftapeten, Torfpergament und sogar weisse Kerzen aus dieser schwarzen Masse zu fertigen, man benutzt ihn für antiseptische Zwecke und spinnt und verarbeitet seine Faser zu allerlei Stoffen. Wer jene Gegenden durchreisen will, wird mit Unmut erfüllt werden, weil wochenlang die Atmosphäre durchweg mit Torfnebel geschwängert ist; er mache sich darauf gefasst, den überall benutzten, überall auf den Markt gebrachten, überall gebrannten Torf in jedem Hause zu riechen und bei jeder Speise zu schmecken. Genug, der Torf ist hier ganz und gar landesüblich, und das Alltagsleben der Bevölkerung dreht sich fast ausschliesslich um den Torf. Scheint es doch, als ob sie für seine Farbe, die Naturfarbe ihres Landes, eine hohe patriotische Vorliebe habe; denn Schwarz ist die vorherrschende Feiertagsfarbe, deren namentlich die Frauen sich bei ihrer Kleidung bedienen, so dass man glauben könnte, wenn sie Sonntags zur Kirche strömen, man habe eine von einem allgemeinen Unglück betroffene Bevölkerung trauernder Pilger vor sich.

Die Moorkultur im grösseren Massstabe begann erst und konnte erst gelingen, seitdem sie nicht mehr den oben geschilderten armen Torfbauern überlassen, sondern durch die Fürsorge und Thätigkeit reicher und wohlwollender Grundherren, der Regierung und umsichtiger Pächter in Angriff genommen wurde. Jetzt trat eine Menge gedungener oder in einem Unterpachtverhältnis für sich arbeitender Kräfte aus der Nachbarschaft in Thätigkeit, und wie in der Schweiz

die Alm oder in Ungarn die Pusten mit Hirten, so beleben sich im Frühling und Sommer bis auf den heutigen Tag die Moore mit Torfarbeitern, die freilich während dieser Zeit ein höchst erbärmliches Leben führen. Es gewährt eine eigentümliche Unterhaltung, den Schauplatz dieser Thätigkeit zu durchwandern und so die verschiedenen Zustände des Torfes und die ihm gewidmeten mannigfaltigen Verrichtungen auf einmal zu überblicken. Da sieht man die Torfarbeiter hier noch in den Gräben stehen und die klebrige schwarze Masse losstechen, dort auf den hochliegenden Lagerplätzen umhertragen und die aus der Tiefe mühsam emporgehobenen Klumpen mit Füssen durchkneten, auf einer anderen Stelle die so vorbereiteten und in glatten Kuchen auseinandergeschlagenen Schollen in längliche Stücke *(Soden)* zerlegen, auf einer vierten die nun kleineren, bereits geformten und einigermassen getrockneten Stücke zu Pyramiden aufbauen oder wiederum des völligen Austrocknens wegen umlagern, und endlich die zur Verwendung fertige Arbeit an den nahen Kanal und zu Schiffe bringen.

Ja, die Kanäle stehen mit der Bearbeitung eines Hochmoores in fast notwendiger Verbindung. Sie gehen von dem nächsten Hauptflusse bis unmittelbar an den in Angriff genommenen Teil des Moorfeldes und müssen als die Lebensadern betrachtet werden, die in seinen bisher starren und finsteren Busen eingedrungen sind und ihn der übrigen Welt öffnen; sie sind die Seele und Grundlage, die dem ganzen Unternehmen erst in grossartiger Weise Halt, Dauer und Gewinn geben. Diese tiefen Kanäle sind für unsere Moore ebenso wichtig wie für unsere am Meere bedrohten Marschen die hohen Deiche. Wie sich an diese nach innen zu Nebendeiche anschliessen, so an jene ein oder mehrere Seitenkanäle *(Inwieken)*, und das ganze Wassernetz verzweigt sich, und zwar unter rechten Winkeln, durch die Umgegend. Durch die Entwässerung tritt allmählich Verheidung ein, und dann kann der Boden für den Ackerbau gewonnen werden. Wenn wir bedenken, dass in Norddeutschland noch 17 Prozent Hochmoore sind, so erkennen wir leicht die Bedeutung der Moorkultur für unser deutsches Land. Mit Genugthuung bemerken wir, wie seit fünfundzwanzig Jahren die Kultur der Hochmoore überall fortschreitet, auch im Osten, wo beispielsweise auf der Kurischen Nehrung viele neue Dörfer entstanden sind.

Besonders aber sind die bedeutenden Kulturen hervorzuheben,

die unter dem Namen Fehn oder Vehn bekannt sind — ein Wort, das aus dem Altfriesischen stammt und einen Morast, Sumpf oder wasserreiches Land bedeutet (vgl. Finnland, die Finne, das Hohe Venn, Venusberg). Hier erstrecken sich breite, schiffbare Kanäle unmittelbar vom Meere oder von der Ems tief in die Moore hinein; beide Ufer sind teils mit Häusern, Gärten und Äckern versehen, teils dienen sie zu Stapelplätzen, und nun heissen die Kolonien an den Kanälen, den sogenannten Fehntiefen, mit diesen zusammen Fehne. Die früheren Kolonisten haben sich nämlich nicht damit begnügt, einige Schichten Torf abzugraben; sie haben vielmehr mit ihren Schiffen, auf denen sie den Torf zum Verkaufe weggefahren, als Rückfracht Dünger und selbst Marscherde herbeigebracht, um damit den abgegrabenen Boden wieder zu erhöhen und nutzbar zu machen, und haben so das fruchtbarste Acker- und Wiesenland erzielt. Auf diese Weise hat sich mit der Zeit ein reges Leben und Treiben an Stelle der früheren Einöde entwickelt.

In der That, kein überraschenderer Wechsel kann sich dem Auge darbieten, als wenn man aus einer der oben geschilderten schlammigen Wüsteneien in die Fehne tritt! Dort für das Auge fast nichts als Moor und Heidekruste, Wiesen, über denen gespenstische Nebel tanzen, einige zerstreut liegende elende Hütten und deren armselige Bewohner, für das Ohr höchst selten einmal ein menschlicher oder tierischer Laut — und hier auf dem breiten Kanale, der sich unabsehbar dahindehnt, eine grosse Zahl von Booten, Kähnen und kleinen Seeschiffen, die mit ihrem bunten Segel- und Flaggengeflatter ihm schon von fern ein belebtes Ansehen geben; an seinen Ufern aber, kaum zwanzig bis dreissig Schritt voneinander, Haus an Haus mit freundlichen roten Ziegeldächern, vom reinlichsten Ansehen, ganz nach holländischen Mustern; vor ihnen der saubere Fusssteg von festgebrannten Fliesen; um sie herum häufig beschattende Linden, zunächst hinter ihnen Blumen- und Krautgärtchen, dann weiter hinaus gesegnete Getreide-, Raps- und Kleefelder und Wiesen, auf denen schweres Marschvieh weidet. Sind sie heftigen Winden ausgesetzt, so legt man an der bedrohten Seite Holzpflanzungen an. Und wiederum an einer anderen Stelle an dem einen Ufer hier Ufermauern, dort Stapelplätze mit riesigen Torfbergen; drüben auf dem gegenüberliegenden Ufer Schiffswerften mit lautem Hammergepoch und in der Nähe eine lustig arbeitende Windmühle.

So werden in den Fehnkolonien die Beschäftigungen der Landwirtschaft, der städtischen Gewerbe und der Schiffsbaukunst in regem Wetteifer nebeneinander betrieben. Wohin wir immer blicken, überall finden wir Thätigkeit, Handel und Wandel, überall heitere oder doch zufriedene Gesichter, denen man es ansieht, dass gern gearbeitet wird und drückende Armut und Sorge fern sind. Doch der lohnende Gewinn will in solchen Gegenden nur mit Anstrengung errungen werden. Wer als Kolonist nach den Fehnen geht, muss die ersten Jahre auf ein mühseliges Leben voll harter Arbeit gefasst sein; daher sind hauptsächlich nur thatkräftige und wagelustige Leute hier auf ihrem Platze.

Diese Fehnkolonien mit ihrem Zubehör von Gärten und Feldern haben manchmal eine Länge von drei bis vier Stunden und eine Breite von ein bis zwei Stunden, und die grössten zählen mehrere tausend Einwohner und besitzen mehrere Hunderte von Schiffen. Manche Kanäle werden monatlich von mehr als tausend Fahrzeugen befahren.

Eine solche Kolonie bedeutenderer Art ist beispielsweise das Groteveen zwischen Hesel und Aurich in Ostfriesland. Doch das grossartigste Beispiel einer Fehnsiedlung ist der im Jahre 1860 mit Stadtrechten ausgestattete Ort Papenburg, etwa eine Stunde östlich der Ems an der nach Emden führenden Eisenbahn gelegen und mit dem Flusse durch Kanäle verbunden. Hier war bis zum Jahre 1675 eine unübersehbare wüste Sumpfgegend und darin ausser einer verfallenen alten Burg und einigen elenden Wohnungen keine Spur menschlicher Thätigkeit. Da legte Dietrich von Veelen, der den Bezirk gekauft hatte, nach dem Vorbilde der Holländer eine Torfkolonie an, und diese ist zu dem an drei Stunden langen, weit ausgebreiteten, mit anmutigen Baumpflanzungen versehenen Orte Papenburg herangewachsen, der jetzt 7000 Einwohner zählt, mehrere Kirchen, ansehnliche Schiffswerften, eine Navigationsschule und eine Handelsflotte von mehr als hundert Seeschiffen besitzt.

Verfolgen wir den geschichtlichen Verlauf bei der Kultivierung der nordwestdeutschen Moore, so gebührt den Holländern nicht minder hier wie früher bei den Marschdeichen der Ruhm der Urheberschaft und des vorleuchtenden Beispiels. Sie begannen bereits im sechzehnten Jahrhundert ihre Moore zu entwässern, zu kanalisieren und zu bebauen, sowie Fehnkolonien anzulegen, die heute das Voll-

kommenste in ihrer Art sind. Im siebzehnten Jahrhundert wurde diese Kultur in dem an sie angrenzenden Ostfriesland versucht und endlich seit dem achtzehnten Jahrhundert in den mehr östlichen Gegenden. Denn erst seit dieser Zeit regte sich die Nachahmung mehr und mehr auch in den grossen Emsmooren, dann im bremischen Teufelsmoor und in den anderen Morästen zwischen Elbe und Weser. Immer allgemeiner erkannte man, dass Entwässerungen, Schiffahrtsstrassen und Kanäle die Seele der Moorverbesserung seien, dass demnach diese die Anstrengungen des einzelnen noch weit weniger lohne als bei den Eindeichungen der Marschen, am wenigsten aber den bisherigen arm- und trübseligen Torfbauern überlassen bleiben könne; darum weckten zum Teile die Regierungen neue Kräfte, ihnen traten Gesellschaften zur Seite, und auch einzelne thatkräftige, aufopferungslustige und unermüdlich eifrige Männer bekämpften mit Nachdruck und Erfolg die sumpfige Wildnis. Jetzt erst konnte auch Ackerbau in besserer und gewinnreicherer Weise betrieben werden; er wird dort seit etwa anderthalbhundert Jahren gepflegt und hat sich vorzugsweise in unserer Zeit sehr gehoben. Es werden Roggen und Hafer, besonders auch Buchweizen und sogar Raps gebaut, die beiden letzteren meist nach dem üblichen Brennen des Moores, wodurch der Boden mild und entsäuert wird.

Dieses Moorbrennen, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wie es scheint, in den Niederlanden aufgekommen und 1726 durch einen Pfarrer Bolenius zu Hatzhausen in Ostfriesland eingeführt, hat in Holland, Ostfriesland, Oldenburg, Hannover und Westfalen während unseres Jahrhunderts in grossartigem Massstabe zugenommen, freilich nicht zur Freude eines beträchtlichen Teiles des übrigen Deutschland; denn jene ungeheueren Rauchmassen verderben nur allzuoft die schönsten Frühlingstage, wenn sie die Luft mit ihrem unangenehmen brenzlichen Geruch erfüllen und sogar der lieben Sonne den Strahl rauben. Sie ziehen bis in das innere Deutschland und sind sogar in Wien und Krakau, am Nordabhange der Alpen und auch in Ungarn und Siebenbürgen wahrgenommen worden. Wohl hat daher ein norddeutscher Dichter recht, wenn er sagt: „Ganz Deutschland merkt's, wenn unsre Moore brennen.“

Die Ursachen dieser Erscheinung des sogenannten Höhenrauchs, Haarrauchs, Heerrauchs, Land- und Sonnenrauchs, richtiger Moorrauchs (holländisch *veenrook*) sind folgendermassen zu erklären. In

den Moorgegenden werden auf den zum Brennen bestimmten Flächen vom Oberboden grosse Schollen abgeschält, umgewendet und während des Herbstes und Winters der Sonne und dem Winde zum Trocknen überlassen. Im nächsten Frühjahre werden sie aufgelockert und zerteilt, um sie für die Einwirkung schöner und warmer Tage desto empfänglicher zu machen und dadurch die Trockenheit ihrer Oberfläche zu erhöhen. Darauf begiebt sich der Besitzer bei heiterem Wetter und frischem Winde morgens, sobald der Tau von den Sonnenstrahlen aufgeleckt ist, zum Brennen des Moors auf den Acker und streut glühende Kohlen auf die ausgetrocknete Masse; er steht dabei mit dem Rücken gegen den Wind und setzt das Anzünden derselben bis zum Nachmittag fort, rückwärts schreitend, so dass der erstickende Rauch ihm stets vom Winde entführt wird. Erscheint ihm die Glut irgendwo zu stark, so dämpft er sie mit daraufgeworfener Erde, indem er in dicken Holzschuhen den bereits glühenden und rauchenden Teil des Feldes beschreitet, wird sie zu schwach, so nährt er sie mit daraufgeworfener Glut. Das eine wie das andere geschieht, damit viel Asche und Kohle zurückbleibe und die Ackerkrume recht stark durchwärmt und mürbe gemacht werde. In die heisse, ja glühende Asche sät er dann den Buchweizen, die Hauptfrucht auf solchen Äckern, und eggt ihn ein wenig ein oder deckt auch wohl den Samen gar nicht zu, sondern überlässt das dem Regen.

Da jeder erste gute Tag im vorgerückten Frühjahre, gewöhnlich vom Mai an, sofort zum Brennen benutzt wird, so steht dann bald eine weite Moorlandschaft in Brand, so dass bisweilen in wenigen Tagen über hunderttausend Morgen verkohlt werden und Tausende von Zentnern Kohle als Rauch in die Luft fliegen. Oft ist dann der ganze Dunstkreis verfinstert, die Sonne entweder gar nicht oder wie durch ein geschwärztes Glas als rote Kugel sichtbar; man spürt Erschwerung des Atmens, Schmerzen in den Augen von dem beizenden Rauch und einen Anflug gedrückter Stimmung, letzteres selbst bei den Tieren. Man bemerkt jedoch keine tiefer eingreifenden Folgen zum Nachteile der Gesundheit, keine Klagen der Einwohner, denn sie wissen, dass es zum Herbst und Winter schlimm um sie stehen würde, wenn ihnen nicht die durch die Asche erzeugte Düngung des Bodens eine hinreichende Buchweizenernte gewährte. Ist ja doch auf deren Ertrag ihr Lebensunterhalt fast ausschliesslich beschränkt,

sofern sie nicht in den Fehnkolonien angesiedelt sind und dort noch auf andere Weise Verdienst haben.

Da die nördlichen Winde den Rauch ins Land hinein treiben, weiten Landstrichen zur Qual, so versucht man jetzt das Moorbrennen durch Düngen des Bodens mit Sand und Kompost zu ersetzen.

Die Moore bieten demnach viel Anziehendes. Hier ist es möglich, den Gegensatz von Einst und Jetzt leibhaft und mit aller Sicherheit in sich aufzunehmen, denn die noch unbebauten Striche der Moore geben uns das vollständigste und genaueste Bild ihres einstigen Urzustandes; wir können uns durch eine solche Vergleichung ein Gebiet, das jetzt lachende Fluren, freundliche Ortschaften und Tausende von zufriedenen Menschen enthält, auf untrüglich sichere Weise als die grauenhafte Moorwildnis früherer Zeiten vergegenwärtigen.

Somit ist die Geestebene, d. h. das mittlere Gebiet des norddeutschen Tieflandes, im Verhältnis zu den südlichen und nördlichen Nachbarstrichen mit Vorteilen beschenkt, die in der Ferne vom öffentlichen Urteil viel zu gering veranschlagt oder ganz übersehen werden und, wie wir uns durch die vorstehenden Erörterungen überzeugt haben, in der hohen Anbaufähigkeit des Moores und des Sandes begründet sind. Mögen die Berghöhen des Harzes immerhin unvergleichlich malerischer ins Auge fallen, mögen die ihnen vorliegenden Hügellande viel leichter zu bebauen sein; dort wird aber das Klima und die oft nur in geringer Mächtigkeit auftretende Erdkrume, die des Gebirges Felsrippen mehr nur umkleidet als bedeckt, auf den bei weitem meisten Strecken nie einen anderen Anbau als den des Holzes zulassen, und alles, was von dem Boden sich bebauen lässt, ist schon unter den Pflug genommen. Auf der Heide dagegen durchdringen sich noch innig Wald und Feld, freie und bezwungene Natur, und jene winkt noch zahlreichen Geschlechtern mit Hoffnung auf Lohn, um so mehr als daselbst der Wohlstand der Bevölkerung nicht in gleicher Weise von Elementarereignissen bedroht und geschädigt werden kann, durch die er im Berglande und in den Marschen so oft binnen wenigen Stunden vernichtet wird.

Zu dem materiellen kommt noch ein hoher moralischer Gewinn. Der Anfänger in den Geeststrichen bedarf zur Bewältigung ihrer Unfruchtbarkeit und Wildheit vor allem der Anstrengung und Einsicht; er erblickt zugleich in dem Wohlstande seiner Nachbarn

wie in einem Spiegel seine eigene bessere Zukunft. Dadurch wird er sich an Arbeit, Mässigkeit und Sparsamkeit gewöhnen, und diese Tugenden sind ihm dann, wenn er selbst zu Wohlstand gelangt ist, zur festen Gewohnheit geworden, der er nicht mehr untreu werden wird. Endlich veranlasst die Beschaffenheit des Bodens nicht in dem Grade eine Teilung in kleine Ackerparzellen wie die des reicheren Lehmbodens; daher wird schon aus diesem Grunde dort eine solche Bodenteilung, wie sie in West- und auch in Süddeutschland sich findet und mit Recht als ein grosses Übel beklagt wird, nicht leicht zu fürchten sein.

Freilich fehlt den Gebieten unserer norddeutschen Heiden und Moore der Glanz, der über den sonnigen Süden, über die Thäler und Seen der Alpen ausgebreitet ist, auch hat die Fama sie noch wenig oder gar nicht in den Mund der Leute gebracht; allein für den denkenden Reisenden, der sich nicht nur auf der grossen Heerstrasse umsieht, für den beobachtenden Natur- und Menschenfreund ist die Einengung oder Beseitigung wüster Sand- und Moorflächen und ihre Umzauberung aus den unlieblichsten Öden in fruchtbare und gesegnete Gefilde eine der schönsten, erfreulichsten und nützlichsten Eroberungen, welche die Neuzeit zu stande gebracht hat. Zugleich erheitert die Betrachtung einer so vollständigen glücklichen Umwandlung den Blick in die Zukunft: diese tritt uns für viele gegenwärtig noch verlassene oder nur dürftig nährende Strecken des Norddeutschen Tieflandes in Beziehung auf steigende Bevölkerung und lohnenden Bodenertrag weit glänzender entgegen als für manche durch wunderbare Schönheit fesselnde Gebirgsländer des Südens, in denen die Ausdehnung der Kulturflächen durch eine unbezwingbare felsige Natur beschränkt ist. Dort steht der Mensch ohnmächtig der Natur gegenüber, aber hier in Heide und Moor erkämpft sich der Deutsche sein Wald- und Ackerland, — hier, wo jährlich Hunderte von Hektaren urbar gemacht werden, feiert deutsche Einsicht und deutscher Fleiss einen glänzenden Kultursieg.

* * *

Ein anderes Bild gewährt das den Moorgegenden südlich anliegende Land, die Bucht von Münster, von jenen unterschieden durch viele Geländewellen, durch viele Wälder und Gehege und durch grössere Fruchtbarkeit, die im allgemeinen von Norden nach

Süden zunimmt, bis sie in der Nähe des Gebirgssaumes, in dem Landstriche zwischen Essen und Paderborn, in dem sogenannten Hellweg, einen ausgezeichneten Grad erreicht. Die weiten Ebenen, überall angebaut, sind doch kein grosses eintöniges Ganzes, sondern enthalten auch einen grösseren oder geringeren Wechsel im einzelnen, und ihre Teile treten als selbständig, eigenartig ausgeprägt hervor.

Innerhalb dieses mittleren Gebietes des Norddeutschen Tieflandes wohnen die Nachkommen des niedersächsischen Stammes, der

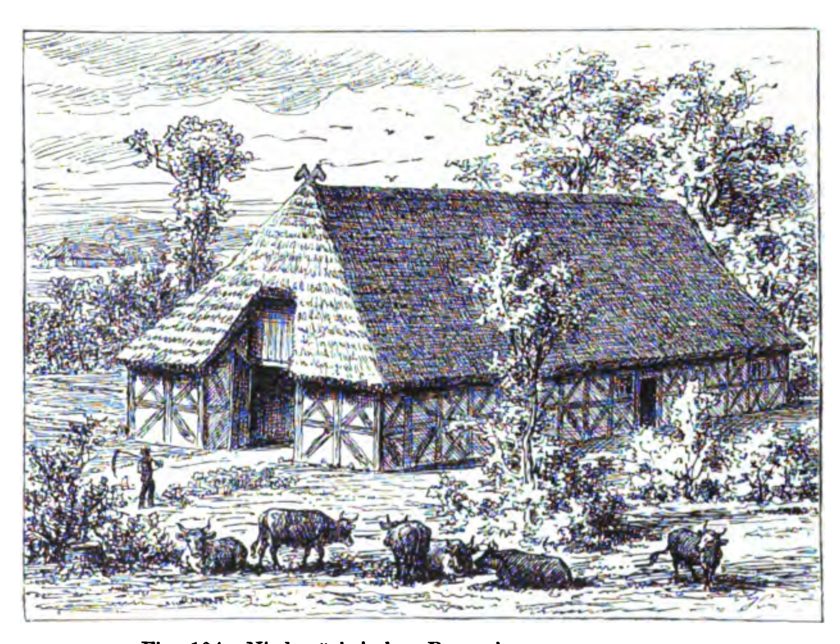


Fig. 104. Niedersächsisches Bauernhaus. *G. B. III*[1], *54.*

von der Elbe bis zum Rhein, vom Gebirge bis zur Eider in der Ebene, seinem Lieblingsaufenthalte, ausgebreitet sass. Wie er sprachlich durch einen grossen Reichtum an ursprünglich germanischen Wurzeln den germanischen Vorvätern am nächsten steht, so auch körperlich und geistig. Noch jetzt wird man hier nicht selten an die grossen Körper, an den strengen Blick des dunkelblauen Auges und an die rötlichblonden Haare erinnert, wie sie *Tacitus* in der *Germania* schildert (Kap. 4); auch Charakterzüge, die bereits in den Kämpfen der Vorfahren mit den Römern (Kap. 35) und später mit

Karl dem Grossen und seinen Franken hervortreten, sind heute noch, wenigstens bei dem weltabgeschieden lebenden Bauer, unverkennbar: ein zäher Widerstand gegen alles Fremdartige, eine feste, ja ängstliche Anhänglichkeit an das „gute Alte“, demnach eine sorgfältige Bewahrung der alten Tracht, des alten Hausbaues, der alten häuslichen Einrichtung, der alten und altväterischen Sitten, und damit in Verbindung eine strenge und eifersüchtige Bewahrung seiner Rechte, selbst wenn sie ihm lästig werden.

Im Landschaftsbilde erinnert schon das niedersächsische Haus, das oft fälschlich nur das westfälische genannt wird, noch heute an die besondere Stammesart, an das alte Sachsenland. Es ist ein grosses, einstöckiges, vorn oben gewöhnlich mit zwei aus Holz geschnitzten Pferdeköpfen geziertes Giebelhaus, aussen oft ringsum von alten Bäumen beschattet — „als Wächter an des Hofes Saum reckt sich empor der Eichenbaum“ *(Rittershaus)* —, im Inneren der Länge nach gewöhnlich in drei Teile geteilt. In der Mitte der Giebelseite führt die Einfahrt durch ein grosses Thor unmittelbar auf die Tenne. Von da wird die Ernte auf dem Speicher bis zum Dache untergebracht. Rechts und links der Einfahrt sind die Plätze für das Vieh abgesondert, das mit den Köpfen nach innen steht und so gewissermassen an dem Treiben und Verkehr im Haupt- und Mittelgange des Hauses teilnimmt. Die Wohnräume befinden sich gewöhnlich der Einfahrt gegenüber an der anderen Seite, von den Ställen getrennt durch die „Diele“, auf die von beiden Längsseiten her eine Thür mündet.

So ist alles unter einem Dache vereinigt, wie bei dem Gebirgshause, während der Thüringer und Franke nicht mit einem so harten Winter zu rechnen braucht und deshalb Menschen, Vieh und Vorräte in gesonderten Räumen unterbringen kann. „Die Wohnung eines gemeinen Bauern,“ sagt *Justus Möser*, „ist in ihrem Plan so vollkommen, dass solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann. Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, dass die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so grosser und so bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heisst solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet

Keller und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese grosse Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen, und beachtet Keller und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, ruht sie



Fig. 105. Dorfstrasse in Nordwestdeutschland (Holstein). *G. B. III[1], 54.*

wieder hinter ihrem Spinnrade. Diese vereinigten Vorteile machen, dass die Bauern lieber beim Herde als in der Stube sitzen."

Auch andere Gewohnheiten haften an diesen liebgewonnenen Einrichtungen des Hauses, die dadurch eine bedeutungsvolle, praktische Seite erlangt haben und noch jetzt behaupten, obgleich durch Landesart, grösseren Aufwand und obrigkeitliche Anordnungen im einzelnen Abweichungen bedingt worden sind. Wo alles unter einem Dache, um ein Feuer beisammen lebt, wo der weite Raum der Einfahrt gleichsam ein bedeckter Marktplatz für das kleine häusliche Gemeinwesen ist, um den herum dessen sämtlichen Gliedern, Menschen

und Vieh, ihre besonderen Plätze angewiesen sind; wo eben dieser Raum die Jugend nicht nur zu angestrengter Arbeit, sondern auch zu heiterem Tanz und Gelage versammelt, da musste ein haushälterischer Familiensinn, eine grössere Anhänglichkeit selbst zum Vieh, musste für den Genuss der Freuden des Lebens im engen, bekannten Kreise eine festere Neigung entstehen als da, wo alles innerhalb derselben Wirtschaft zerfahren und getrennt lebt. Wo ferner, wie man das im Osnabrückischen und im Münsterlande sehen kann, die Gehöfte oft ganz zerstreut und vereinzelt auseinander liegen, wo der Landmann nicht selten fast eine Viertelstunde bis zum nächsten Nachbarn, eine Stunde bis zum nächsten Wirtshause zu gehen hat, da muss auch die Häuslichkeit natürlicher, entwickelter sein als in jenen Gegenden, wo durch entgegengesetzte Verhältnisse leicht Störungen in den Familienkreis kommen.

Zwanzig bis siebzig solcher Gehöfte bilden kleinere und grössere Bauernschaften, mehrere Bauernschaften wieder ein Kirchspiel, dessen gemeinsame Kirche mit dem gemeinsamen Friedhofe der Mittelpunkt des Ganzen ist. Mögen auch in unserer Zeit mehrere Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landrätlichen Kreise vereinigt sein — auf die Denkweise der Menschen ist dadurch kein wesentlicher Einfluss ausgeübt worden, denn jene ältere Einigung im Kirchspiel hat ihren Ursprung in der Religion und bewährt sich deshalb als dauerhaft und fest.

In der That, nicht darf man sich rühmen Deutschland zu kennen, hat man nicht auch diese westfälischen Gaue mit ihren vereinzelten Bauernhöfen, mit ihren prächtigen Wiesenplanen und Eichenwäldern kennen gelernt. Es ist wahr, unser Vaterland hat anderwärts, besonders im Westen und Südwesten, den unbestrittenen Vorzug weit mannigfaltigerer Gliederung in Bodenbeschaffenheit und Volksleben; aber auch das Weite, Auseinandergezogene, Bequeme, Stetige, Gleichmässige des niedersächsischen Landes übt auf den Betrachtenden einen wohlthuenden Eindruck, wie es sich in Sitte und Tracht, in Sprache und Art der Leute darstellt. Da ist ein, wenn auch bedächtiger und oft schwerfälliger und plumper, doch sicherer Schritt und Tritt, eine ruhige Bewegung und bewusste, dann und wann bis zu sprödem Trotze gesteigerte Haltung. Wie die einzelnen Wirtschaften meist in breiten, sehr kenntlichen Zügen angelegt, wie die einzelnen Bauernhöfe unter den alten Eichen mit einem Zaun umgeben und

wie die zu ihnen gehörenden Ländereien durch Wallhecken und Gräben geschieden sind, die links und rechts den Weg einschliessen und dem Wanderer nur einen beschränkten Gesichtskreis freilassen — so bequem abgeschlossen und auf sich selbst ruhend, gemessen und scharf umschrieben ist dort des Menschen Sinn und Sitte. Aus der

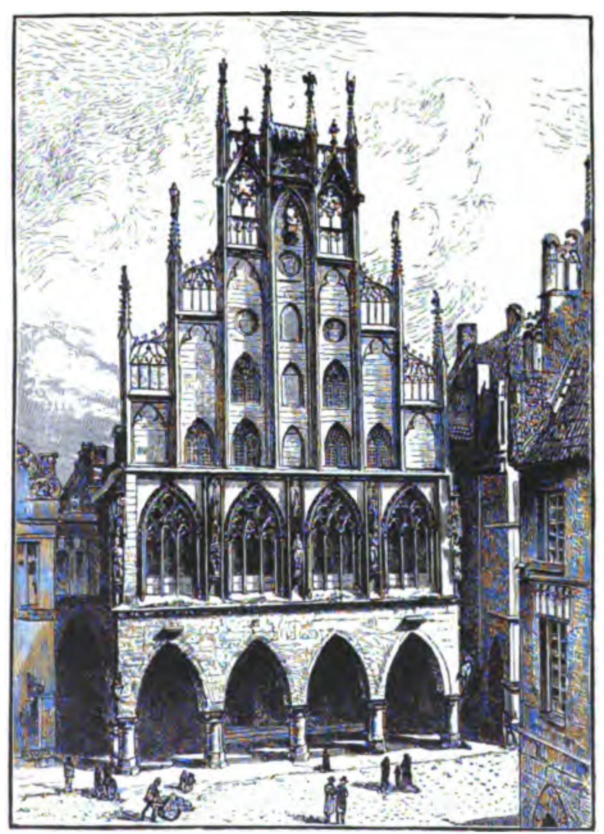


Fig. 106. Das Rathaus in Münster.
Aus Wormstall, Landeskunde von Westfalen.

flachen, zerfahrenen und verschwimmenden Weite der Aussenwelt hat er sich ins Enge und Heimliche seines Gemüts gezogen und hat in dieser heiteren Selbstbeschränkung einen tiefen Zug echt deutschen Wesens bekundet.

Auch die Städte in Niedersachsen und Westfalen legen noch vielfach Zeugnis ab von diesem langsamen, stetigen Leben, das durch

die Natur jener Gegenden gefördert worden ist. Wessen Auge in Bauwerken aus alter Zeit etwas Schönes und Gediegenes, ein ausdrucksvolles Gepräge sucht, der findet erquickende Weide in diesen Städten: ihre Gassen sind voll alter, mit reichem Schnitz- und Bildwerk und mit frommen Sprüchen gezierter Häuser aus Holz und Stein, über welche die Dächer der Kirchen und Rathäuser hoch emporsteigen. Wen erfreut hier nicht jener alte deutsche Giebelbau, der, durch das Bauen mit Backsteinen bedingt, so malerisch und stattlich jedes Haus wie eine fest und stolz dastehende Burg in der Reihe der anderen erscheinen lässt? Städte wie Braunschweig, Hannover oder Münster, Osnabrück, Bremen, oder auch Soest und Paderborn enthalten noch viel des Sehenswürdigen und machen einen wohnlichen, gut deutschen Eindruck. Eine ähnliche Erscheinung fanden wir östlich der Elbe in Elbing, Danzig, Stralsund, Rostock, Wismar und Lübeck; dagegen ist im Süden Deutschlands, die Kirchen abgerechnet, verhältnismässig seltener ein gutes Bauwerk aus alter Zeit vorhanden, und unter den grösseren Städten haben eigentlich nur Nürnberg und Regensburg die alte Art zu wahren gewusst, denn selbst die frühere Krönungs- und die Kaiserstadt, selbst Frankfurt und Wien sind modernisiert. Im übrigen ist die niedersächsische Ebene als ein vorwiegend Ackerbau treibendes Land nicht reich an grossen Städten. Abgesehen von den alten Bischofsitzen Münster, das den Mittelpunkt, und Paderborn, das den innersten Winkel der Tieflandbucht bezeichnet, hat sich keine Stadt zu einiger Bedeutung entwickelt, nur Hamm ist ein wichtiger Strassenkreuzungspunkt geworden.

* * *

Wir werfen noch einen Blick auf das angrenzende Gebiet westlich vom Rhein. Wie in der niedersächsischen Ebene rechts vom Rheine die binnenländische Südhälfte sich vor der nördlichen durch Freundlichkeit und Belebung auszeichnet, so auch links vom Strome. Hier liegen äusserst fruchtbare und sorgfältig angebaute Gegenden, hier das Kölner und Jülicher Land und weiterhin die gesegneten Gefilde von Flandern und Brabant. Hier, besonders in den beiden letzteren, drängen sich Ortschaften an Ortschaften, deren Feldmarken, tausendfältig geteilt, von zahllosen Gräben, Hecken und Baumgärten durchzogen sind, so dass die Landschaft, wiewohl ihr Unebenheiten und

Waldungen fehlen, doch den Eindruck der Bedecktheit und Durchschnittenheit macht.

Von einer Höhe herab gesehen, bietet sie bald strichweise den Anblick eines durchbrochenen Waldes, bald lange Strecken hindurch den eines ununterbrochenen Laub- und Obstgartens dar. Sie erhält durch diese Fülle von Bäumen, Gärten und Ackerfeldern und durch die reiche Bewässerung eine auffallende Ähnlichkeit mit der Lombardei. Wie dort der Po, so ist hier die Schelde mit ihren Nebenflüssen die Hauptlebensader des belgischen Niederlandes; ihre Gewässer durchfliessen mit ihren zahllosen Bewässerungs- und Schiffahrtskanälen die Landschaft und feuchten sie an, düngen sie zugleich und machen sie dem Verkehre zugänglicher.

Weiter nördlich, besonders in dem Landstriche längs der Südseite des Rhein, im sogenannten Nordbrabant, verliert sich mehr und mehr der fruchtbare Boden, und diese minder ansprechenden Gegenden ähneln in ihrer Bodenbeschaffenheit dem Geestlande der norddeutschen Ebene: kahle Heiden, spärlich bebaute Sandflächen, umfangreiche Torfmoore. Indes überwiegt doch jetzt nirgends mehr die ihnen ursprünglich eigene Natur einer einförmigen Steppe, denn wo der Boden nur einigen Lohn verhiess, da hat sich, namentlich in der Nähe von Flüssen und Bächen, der Anbau geltend gemacht; das Gebiet ist jetzt von vielen kleinen, durch Wall und Hecken eingehegten Feldern erfüllt und hat dadurch ein ganz anderes, vorteilhafteres Aussehen bekommen.

Rückblick über das gesamte Norddeutsche Tiefland.

Wir haben bisher eine Reihe von Erscheinungen und Verhältnissen aus dem politischen, kriegs- und kulturgeschichtlichen Gebiete ausser acht gelassen, weil sie nicht ausschliesslich nur immer einem einzigen der drei von uns betrachteten Tieflandstreifen angehören, sondern mehr oder weniger auch in die anderen übergreifen. Wir behandeln demnach eine Auswahl von wichtigeren derartigen Beispielen jetzt besonders, ohne dabei Vollständigkeit zu erstreben.

In der weiten Ebene sind noch nicht alle Gegensätze verwischt, die durch die verschiedene Art der ersten Ansiedler und Besitzer des Bodens entstanden sind. Dass sich schon im Hausbau Eigen-

tümlichkeiten zeigen, die der Stammesart entsprechen, haben wir bei dem niedersächsischen Hause nachgewiesen (vgl. S. 560 f.). Diese Häuserform zieht sich weit nach Nordosten, bis nach Pommern und Holstein hinein. Aber östlich der Elbe tritt an seine Stelle häufig das slavische Haus, das die Stallungen und menschlichen Wohnräume zwar noch unter einem gemeinsamen Dache vereinigt, aber voneinander trennt. Beide Häuser werden von Mitteldeutschland her verdrängt durch das fränkische Haus, das die Trennung zwischen dem Menschen und seinem lebenden und toten Besitztum noch schärfer durchführt und seine höchste Ausbildung in der fränkisch-thüringischen Hofanlage findet. Hier ist das Wohnhaus von den Ställen und Vorratsräumen vollständig geschieden; die einzelnen Gebäude liegen um einen Hof herum, in den ein Thorweg führt, und dessen Mitte gewöhnlich der Düngerplatz einnimmt. Wo das rauhe Klima und ein strenger nordischer oder Gebirgswinter den Menschen nicht zwingt, alles unter einem Dache zu vereinigen, da wird diese Anlage immer mehr eingeführt werden, denn sie gewährt eine gute Ordnung und Übersicht, erlaubt grössere Reinlichkeit und giebt dem Menschen Gelegenheit zu höherer Kultur. (Fig. 71.)

In den Städten verschwinden allmählich die hohen Giebelhäuser, die auf der nach der Strasse liegenden Schmalseite die Einfahrt haben und im Erdgeschoss die Geschäfts- und Vorratsräume, in den oberen Stockwerken die Wohnräume enthalten. Der moderne Strassenbau bevorzugt die mit der Breitseite nach der Strasse liegenden Gebäude, die sich schnurgerade in die Fluchtlinie einstellen lassen und wegen ihrer breiten Anlage dem Menschen viel mehr Beteiligung an der Öffentlichkeit und dem Verkehr erlauben.

Derselbe Grund trägt zum Verschwinden der slavischen Anlage von Ortschaften bei. Noch findet man im östlichen Flachlande die kreisrunde Form der gewissermassen eingestülpten Dörfer: um einen Platz herum liegen die Häuser, an die sich in konzentrischen Kreisen nach aussen die Höfe und Gärten schliessen, alles rings umgeben von einer Mauer, durch die ein einziger Weg in den Ort führt. Gewöhnlich ist diese einzige Öffnung auch noch auf der dem vorbeiziehenden Strassenzuge abgewendeten Seite, und nicht unpassend hat man diese Siedlungen mit dem Ringe verglichen, den die Pferde der russischen Steppe bilden, wenn die Wölfe kommen. In der schrankenlosen Ebene, wo oft Raubgesindel daherbrauste, war dieser Abschluss zweckmässig,

aber in unserer Zeit des gesteigerten Verkehrs muss man an der Strasse bauen, wie es die meisten deutschen Stämme von jeher thaten.

Auch in der Lage der Orte war ein Unterschied zwischen den Slaven und Deutschen: erstere bauten ihre Festungen gern in den Sumpf, letztere dagegen, wie der Name „Burg“ besagt, lieber auf die Berge. Um die Burgen schlossen sich dann die Hütten der Hörigen als um den schützenden Mittelpunkt, und es erwuchsen die Städte. Dadurch

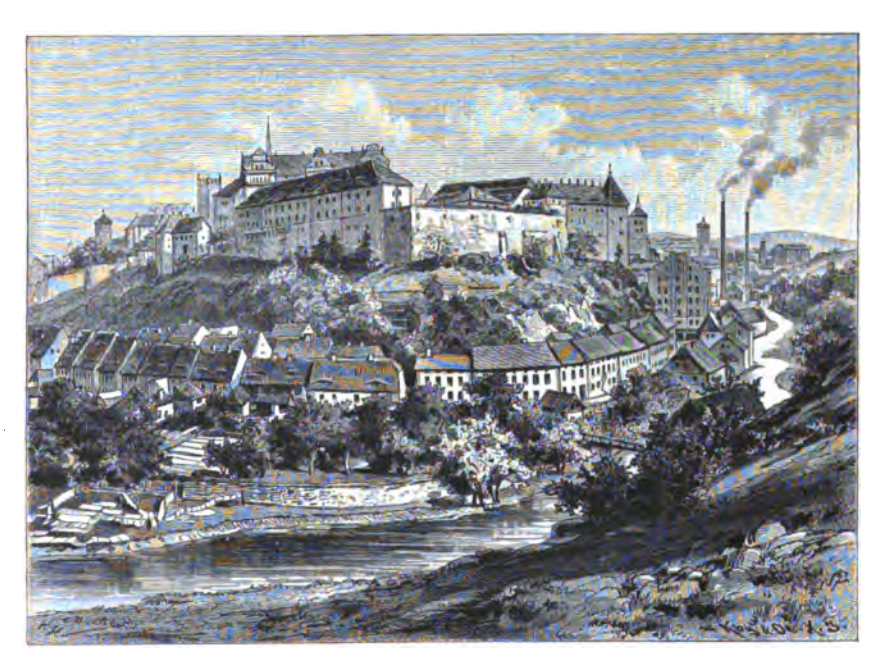


Fig. 107. Die Ortenburg in Bautzen und die Spree.
Aus Lungwitz & Schröter, Landeskunde des Königreichs Sachsen.

erklärt sich auch zum Teile die Häufigkeit der Randstädte; an der Scheidelinie von Ebene und Bergland waren für den Landbau und den Verkehr die Bedingungen günstig, zumal dort gewöhnlich auch Trinkwasser in Fülle vorhanden ist.

Ein noch buntscheckigeres Bild, das man gern auf die Abstammung zurückführt, gewähren die Trachten. Irrtümlicherweise hält man sie für einen Rest aus uralter Zeit; man kann bei manchen Volkstrachten sogar nachweisen, dass sie erst im vorigen Jahrhundert entstanden sind. Viele Sonderbarkeiten verdanken nur einem Zufall

ihre Entstehung, und wenig ist es, was sich aus der Landesnatur erklären lässt. Ebenso wie der Alpenbewohner eine zweckmässige Kleidung trägt (vgl. S. 114), so ist auch die Tracht der Küstenstämme der Beschäftigung und dem Bedürfnis angepasst. Den Kopf und Nacken des Fischers und Schiffers deckt der grosse Südwester gegen Sturm und Wasser, eine enganliegende kurze Jacke ist bei den Arbeiten unerlässlich, und die Beine stecken in langen Wasserstiefeln. Dem Südwester entspricht bei den Weibern das Kopftuch, das zugleich den Nacken schirmt, oder die Haube. Dieses Kopftuch finden wir fast überall wieder, denn auch in den meerfernen Gegenden ist es, besonders bei den Erntearbeiten, willkommen als Schutz gegen die stechende Sonne und zur Schonung der Haare. Dagegen lässt sich bei den sonstigen Eigentümlichkeiten der weiblichen Kleidung in der Volkstracht ebensowenig ein vernünftiger Grund finden wie bei den Auswüchsen der Mode.

Die männlichen Bewohner des Binnenlandes unterscheiden sich von ihren seefahrenden und bergsteigenden Nachbarn hauptsächlich durch den langen, oft bis auf die Knöchel herabreichenden Rock, der in flachsbauenden Gegenden aus Leinwand, in viehzüchtenden Bezirken aus wollenem Tuche hergestellt ist. Bei der Arbeit wird er als hinderlich empfunden und abgelegt, aber dafür gehört er unbedingt zum Sonntagsputze, zur Würde des reichen Bauern, der in manchen Gegenden mit mehreren Westen prunkt, und besonders zum regelmässigen Abzeichen des Schäfers. An den Farben der Gewandung kann man bei Mann und Frau noch die geringe Zahl der unseren Altvordern zur Verfügung stehenden Farbstoffe erkennen: blau und rot sind am häufigsten, doch zeichnen sich die wendischen Frauen durch ihre Vorliebe für ein buntes, grelles Farbendurcheinander aus. Die Bekleidung mit Schuhen oder Stiefeln, der Wechsel zwischen langen und kurzen Beinkleidern ist willkürlich, und ebenso die aus Mütze, rundem oder eckigem Hut bestehende Kopfbedeckung. In unserer Zeit fallen die Eigentümlichkeiten immer mehr weg, die Unterschiede werden abgeschliffen, die Volkstracht stirbt aus, und der bequeme Joppenanzug wird die einförmige allgemeine Tracht.

Wir wenden nunmehr der Staatenbildung unsere Aufmerksamkeit zu. Während das gebirgige Mitteldeutschland, wo innerhalb abgeschlossener Gebirgsbezirke und kleiner Flussthäler kleine selbständige Staaten sich leichter abgrenzen und befestigen liessen, die



Fig. 108. Vierländerin.



Fig. 109. Fischer von Sylt.



Fig. 110. Westfale.



Fig. 111. Loferer (Salzburg).

Trachtenbilder. *Aus Hirts Geograph. Bildert. III¹, 56.*

Viel- und Kleinstaaterei zu begünstigen geeignet war, durfte man in dem meist flachen Norddeutschland, dessen einzelne Teile wenig oder gar nicht durch scharfe Naturgrenzen gesondert sind, bei der Bildung und Abzweigung von Staatsgebieten mehr willkürlich verfahren, konnte man anderen Kräften mehr Spielraum gewähren und die geographischen Verhältnisse vernachlässigen.

So geschah es, dass in Zeiten, in denen der geschichtliche Zug unseres Volkes nach staatlicher Sonderung in voller Entwicklung begriffen war, auch dieser Oberflächenabschnitt Deutschlands in eine nicht geringe Zahl von Staatsgebilden zerlegt wurde, obwohl er so einfach und gleichmässig gebaut, so bequem zusammenhängend und leicht übersichtlich geformt ist; und diese Zersplitterung wurde bis zur Auflösung des Deutschen Reiches im Anfang unseres Jahrhunderts erhalten.

Doch auch der Erweiterung von Landes- und Staatsmacht waren infolge eben dieser Beschaffenheit des Bodens die Wege geöffnet. Ein Fürstengeschlecht, das, gestützt auf Hausmacht, klug und thatkräftig sein Streben nach Vergrösserung des Besitzes und Machteinflusses verfolgte, konnte darin in Niederdeutschland, besonders im Osten, durch die Oberflächenverhältnisse bei weitem mehr begünstigt werden, als dies in dem oft durchschnittenen und gesonderten Ober- und Mitteldeutschland der Fall war. War nun aber einmal in der Ebene ein grösseres Herrschaftsgebiet erlangt, so gewann in Anbetracht der Naturverhältnisse leicht auch der Wunsch und das Streben an Stärke, jenem bereits errungenen Besitze den südlich anliegenden Gebirgssaum einzuverleiben, dessen Beziehungen zu der Ebene von der Natur so kenntlich vorgezeichnet waren. Und nicht nur der wünschenswerte Besitz dieser natürlichen Beziehungen konnte mit dem Gebirgssaume errungen werden, sondern auch manches hochwichtige Eingangsthor nach der Mitte Deutschlands bis zu dem mittleren Gebirgskamm, der für ganz Deutschland so bedeutungsvoll ist (vgl. S. 25 ff.).

Die Geschichte liefert uns nach der Zeit Karls des Grossen, der durch die Demütigung der Sachsen das norddeutsche Tiefland bis zur Elbe seinem Scepter unterwarf, zwei Beispiele von Herrscherfamilien, die ihre Hausmacht und die Gunst der Zeitverhältnisse benutzten, um über das von Natur mehr einheitliche und ungeteilte Gebiet auch eine ungeteilte Herrschaft auszubreiten. In geringerem Masse gelang dies für kürzere Zeit im zwölften Jahrhundert dem

mächtigen Welfen Heinrich dem Löwen, der über die sächsische und auch über einen Teil der wendischen Ebene einen Herrschaftseinfluss erlangte.

In viel höherem Masse aber glückte innerhalb der letzten drei Jahrhunderte den brandenburgischen Hohenzollern die Bildung und Befestigung des Preussischen Staates, obschon auch er nicht zur Vollendung kam, gerade wie es der Hauptmacht von Oberdeutschland, den sonst in Erwerbung von Ländern so glücklichen Habsburgern, nicht gelungen ist, das ganze obere Donaugebiet ihrer Herrschaft einzuverleiben.

Gestützt auf Deutschlands östliche Nordmark sowie auf die Mark Brandenburg, in der sie bei deren Entlegenheit von den inneren Verwicklungen Deutschlands hindernden Berührungen mit den Reichsverhältnissen und dem Kaiserhause weniger ausgesetzt waren, konnten die Hohenzollern ihre Pläne um so sicherer ausführen, als in dem Stammlande die Städte für eine selbständige und grossartige Bewegung zu unbedeutend, die adligen Geschlechter ohne schützende Felsenburgen zu trotzigem Widerstande endlich zu schwach und des Landes Lage und karge Natur ganz geschaffen waren, ein abgehärtetes, wehrhaftes Geschlecht zu erziehen, wohlbefähigt, den Machtbestrebungen der Fürsten gewichtige Dienste zu leisten. Nachdem so unter rührigen, sparsamen, verständigen, wachsamen und tapferen Fürsten die Hausmacht einen festen und umfassenden Grund gewonnen hatte, und nachdem durch Glück und Einsicht auch in der Ferne, im äussersten Osten und im Westen des jetzigen preussischen Tieflandes, Grund und Boden zu neuem Anwuchse erlangt war, glückte es allmählich seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis in unsere Tage, diesen mehr und mehr in ununterbrochenen Zusammenhang mit dem alten Besitze zu bringen und zu einem Baue zu vereinigen, der sich dann durch Gewinnung noch anderer ansehnlicher Gebiete zu einem grossartigen Ganzen erweiterte.

Vor allem fasste Brandenburg-Preussen festen Fuss am Meere und sicherte sich durch Erwerbungen an der Ost- und Nordsee dauernde Bedeutung; dann wurden Unterlauf und Mündungsgebiet von vier grossen Strombahnen, bedeutende Handelsstädte und eine tüchtige, ganz deutsche oder doch für deutsche Bildung empfängliche Bevölkerung gewonnen; hierzu trat zuerst der Besitz des oberen Gebietes von einem jener Ströme, das Oderland Schlesien, das durch

den Lauf seiner Flüsse, durch seine Abdachung und natürliche Verbindung mehr an den Norden als an den Süden gewiesen war, und dann der Besitz des Warthelandes Posen. Und wie die preussische Macht im Odergebiete bis auf die höchsten Höhen der Sudeten in das Gebirgsland vorrückte, so drang sie auch an der Elbe weiter aufwärts und besonders im Flussgebiete der Saale in das thüringische Hügelland, am Rhein aber und an der Weser tief in die anliegenden Gebirgslandschaften hinein.

So durchzieht heute der Preussische Staat fast die ganze Längenerstreckung des norddeutschen Tieflandes, hat zugleich den bei weitem grössten Anteil an dem Küstensaume und an dem anliegenden Gebirge und ist somit immer mehr nach Deutschland hineingewachsen. Die einstige Hauptwarte Ostdeutschlands im Norden, der einstige Ausgangs- und Anhaltspunkt der preussisch-brandenburgischen Macht, die Mark Brandenburg, ist jetzt auch räumlich deren natürlicher Mittelpunkt geworden, gerade so wie die ehemalige Ostmark Deutschlands, das Land Österreich, auch räumlich die Mitte des grossen Donaustaates geworden ist; zugleich aber ging Sachsen zurück, das seinen Schwerpunkt zu sehr ausserhalb der deutschen Bestrebungen, nach Polen, verlegte, und ähnlich erging es anderen Staaten.

Durch dieses Ansammeln der brandenburgisch-preussischen Staatsmacht entstand seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein andauernder und folgenreicher Gegensatz zu der älteren deutschen Grossmacht, in welchem besonders Schlesien Schauplatz des Kampfes wurde und zu dem blutigen Ruhme gelangte, eins der Hauptschlachtfelder Deutschlands zu sein.

Schlesien war durch seine Grösse, seine Naturgaben, seine Lage zwischen den mächtigen Reichen Polen, Böhmen, Ungarn und dem emporstrebenden Brandenburg-Preussen für jedes dieser Reiche ein erwünschtes Ziel und gehörte im Laufe der Jahrhunderte der Reihe nach zeitweise zu jedem von ihnen. Für unseren Zweck kommen vorzüglich die Gegenden zwischen der Oder und den Gebirgspässen nach Mähren, Böhmen und der Lausitz, insbesondere der Landstrich zwischen den Gewässern der Katzbach und Glatzer Neisse in Betracht. Hier drängten wiederholt die kampflustigen, wilden Horden des unkultivierten Ostens gegen die Gebirge und das innere Deutschland vor; hier in der Nähe der Gebirge wurde dann von den Böhmen und von den Deutschen Widerstand geleistet; hier fiel die

Entscheidung, sobald es von Westen oder Südwesten durch das Gebirge her gelungen war, die schlesische Ebene, die schlesische Hauptstadt oder den Mittelpunkt der norddeutschen Ebene zu bedrohen.

Hier — wir übergehen die vielen Kriege zwischen Polen, Böhmen und Ungarn — verteidigte Heinrich der Fromme „Europas heiligste Güter“ mit seinem Leben gegen die Mongolen bei Wahlstatt unfern Liegnitz (1241); wir erinnern ferner an die Schwedenniederlage bei Steinau (1633), an die wiederholten leidvollen Belagerungen von Schweidnitz im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, vor allen an die heissen Kampfestage in den drei Schlesischen Kriegen Friedrichs des Grossen und im Befreiungskriege gegen Napoleon — an die Tage von Mollwitz (1741), Hohenfriedberg und Striegau (1745), Breslau und Leuthen (1757), Landeshut und Liegnitz (1760), Burkersdorf und Schweidnitz (1762); an Haynau, Goldberg und an Blüchers Grossthat an der Katzbach (1813). Und in die Verlängerung des einen Flügels dieses Gebietes, in die Linie nach der Lausitz hin, fallen noch die blutigen Thaten bei Moys unfern Görlitz (1757), bei Hochkirch (1758) und bei Bautzen (1813).

Diesen keineswegs beneidenswerten Ruhm, die blutige Entscheidungsstätte der Völkergeschicke gewesen zu sein, teilt mit den Gegenden Schlesiens ein Gebiet auf der entgegengesetzten Seite von Deutschland, die jetzt ausserhalb des Deutschen Reiches gelegenen belgischen Ebenen. Diese waren nach Lage und Bodengestaltung von jeher zwischen Frankreich und Deutschland ein vermittelndes Gebiet, durch welches die Bewegungen ungehinderter und rascher hindurchgehen, von jeher ein Zwischenland des germanischen und gallisch-romanischen Völkerkreises, in welchem alle äusseren und inneren Kämpfe beider ohne Mühe ihren Boden oder ihren Wiederhall finden konnten. Treffend vergleicht *Ratzel* die Bergzüge mit den Festungswällen und die vorgelagerten blutgetränkten Ebenen, wie die Lombardei, Böhmen, Belgien, Schlesien und Sachsen, mit den Glacis der Festungen, auf denen die feindlichen Scharen aneinandergeraten.

Nachdem sich die Fluten der germanischen Völkerwanderungen aus den norddeutschen Ebenen in das Land des Niederrhein ergossen hatten, verfolgten naturgemäss die römischen Heere in umgekehrter Richtung denselben Weg für ihren Angriff, und wie die germanischen Völker auch an der Meeresküste entlang vorgedrungen

waren, wurden auch die römischen, nach Osten gerichteten Unternehmungen durch gleichzeitiges Vorgehen längs des Meeres unterstützt.

Durch eben jene weite Verbindungspforte der belgischen Ebenen bedrohten später die Deutschen mit grösserer Gefahr Frankreich als die Franzosen Deutschland; denn diese gelangten bei ihrem Vordringen rechts in öde Hochflächen, links in unwegsame Sumpfgegenden und geradeaus in weniger fruchtbare Gebiete Deutschlands ohne wichtige Plätze; die Deutschen dagegen hatten durch jene Pforte nur einen kurzen und offenen Weg nach Frankreichs Haupt- und Lebenspunkt, nach Paris. Daher wurde das dortige Einbruchsthor weit öfter von den Deutschen gegen Frankreich als von den Franzosen gegen Deutschland aufgesucht; daher bemühten sich letztere unablässig, diese schwache Stelle durch Eroberung belgischen Landes zu verstärken und, als dies gelungen, durch starke Befestigungen noch mehr zu sichern, wie die vielen festen Plätze, vor allen Lille (fläm. Ryssel), beweisen; daher entbrannten endlich dort, besonders zwischen der Sambre und Brüssel, zu verschiedenen Zeiten so heftige Kämpfe der Franzosen mit Deutschen, Niederländern und Engländern: in jenes Gebiet fallen die Schlachten von Bouvines, wo zum erstenmal französische Waffen den Sieg über deutsche davontrugen (1214, zwischen Philipp August von Frankreich und Kaiser Otto IV.), von Fleurus, wo mehrfach gekämpft wurde (z. B. 1622, 1690, 1794, 1815), von Malplaquet (1709), Jemappes (1792), Neerwinden (1693 und 1793), Tournai (1794), Seneffe (1674 und 1794), von St. Amand und Ligny, von Quatrebras, Wavre und La Belle Alliance (1815); und in der Nähe liegt auch Sedan, wo die deutschen Waffen den entscheidenden Sieg über französische davontrugen.

Das dritte Hauptschlachtfeld Deutschlands, die Leipziger Ebene, wollen wir näher betrachten, wenn von der friedlichen Bedeutung jener Gegend die Rede sein wird.

Auf die friedliche Entwicklung des Tieflandes hat seine ebene Bodenform und der Lauf sowie die Beschaffenheit seiner Gewässer vorzugsweise eingewirkt. Die Gewässer haben der gewerblichen Ausnutzung bei weitem nicht so erspriessliche Dienste geleistet wie die schneller fallenden Wasser des bergigen Deutschland. Nicht nur in früheren Zeiten, als die Dampfkraft noch nicht verwendet wurde, kam es bei industriellen Unternehmungen auf die Hilfe des Wassers

an, sondern auch jetzt noch benutzt man gern die billige Wasserkraft, besonders für elektrische Betriebe. Dazu kann man die niederdeutschen Wasserläufe wegen ihres geringen Gefälles selten gebrauchen, deshalb sehen wir im Tieflande statt des Wassers Wind und das organische Leben als bewegende Kräfte angewendet. So erklärt sich z. B. die für das flache Norddeutschland so eigentümliche Erscheinung der vielen Windmühlen, während in den Gebirgsgegenden fast nur Wassermühlen vorkommen.

Dagegen gewähren die langsam und mit gleichmässiger Wasserfülle strömenden norddeutschen Flüsse dem ungehinderten Verkehre grosse Vorteile, und in neuester Zeit hat man begonnen, der Fluss- und Kanalschiffahrt, z. B. durch Einrichtung der Kettenschiffahrt, eine höhere Teilnahme zuzuwenden. Seit Deutschland staatlich geeint ist, kann man endlich nachholen, was bisher versäumt worden ist, obwohl die Landesnatur es so leicht macht: eine Wasserverbindung quer durch Norddeutschland, wie die Donau und der Main sie im Süden von Natur schon bieten. Unsere Zeit ist berufen, die Mittellandkanäle zu schaffen und auch kleinere Flüsse behufs Erleichterung des Frachtverkehrs zu Schiffahrtstrassen auszugestalten.

Auch auf dem Lande hatte der Verkehr in dem flachen Niederdeutschland nicht mit den Hindernissen zu kämpfen wie in Oberdeutschland: Beschränkungen der Strassenanlage fanden nicht statt, wenn man nicht etwa hier und da Bruch- und Sumpfstriche in Betracht zieht, die man auf Dämmen überschreiten oder sonstwie umgehen musste.

Diese flache Bodenbeschaffenheit erwies sich auch der Anlage von Eisenbahnen überaus günstig. Daher kommt es, dass bis jetzt in dem norddeutschen Tieflande das Eisenbahnnetz eher und mehr der Vollendung zugeführt ist als in Oberdeutschland. Ja, die Schienenwege halfen auch den Übelstand beseitigen, der den bisherigen Hauptverkehrswegen daselbst früher anhaftete, indem sie schnell und wohlfeil ein festeres Gestein zur Wegebesserung aus den Gebirgsgegenden herbeischafften; denn noch vor wenigen Jahrzehnten war Oberdeutschland durch seine festen und haltbaren Strassen dem Tieflande voran: nahm man doch dort aus Mangel an Steinen häufig zu den verrufenen Knütteldämmen seine Zuflucht, die hier und da in entlegenen Gegenden und auf Nebenwegen noch nicht ganz verschwunden sind.

Da das deutsche Tiefland von jeher für die Wahl der Wege eine grössere Freiheit gestattete, so scheint, wenn wir krumme Strassenzüge betrachten, bei der Anlage Willkür und Laune obgewaltet zu haben; indes schwindet dieser Schein in den meisten Fällen bei genauerer Untersuchung. Wie häufig weichen die alten Landstrassen in weiten Bogen und Krümmungen von der geraden Linie ab, ohne dass Berge, Gewässer oder sonstige Hindernisse es als notwendig erscheinen lassen! Gehen wir aber tiefer auf den Grund eines solchen Verfahrens ein, so ergiebt sich, dass an Stellen, wo gegenwärtig innerhalb der Bogen und Krümmungen zur Seite der alten Strasse fruchtbares Ackerland sich findet, einst undurchdringliches Sumpf- und Bruchland war und selbst kleinere und grössere Gewässer standen, deren altes Bett jetzt kaum mehr durch wahrnehmbare Vertiefungen angedeutet wird, oder dass früher Staatengrenzen den geraden Verkehrsweg hinderten und die Entfernung eines Ortes von dem anderen verdoppelten.

Insbesondere aber begünstigten die grösseren schiffbaren Flüsse, die als natürliche Verkehrsstrassen, aber auch als treffliche Grenz- und Verteidigungsgräben seit alters benutzt wurden, die Anlage von Ansiedlungen zu Handels- und Verkehrs- und zu Verteidigungszwecken. In beiden Fällen halfen sie ein mehr und mehr um sich greifendes Strassennetz begründen. Das Bedürfnis wechselseitiger Abhängigkeit jener Plätze bei steigender Wichtigkeit, die Notwendigkeit von Stapelplätzen im Inneren des Landes veranlasste dann die Anlage von neuen Verbindungsstrassen.

Ein fernerer Antrieb kam hinzu durch die mehr und mehr anwachsenden Haupt- und Residenzstädte, die teils durch günstige Lage an einer wichtigen Handelsstrasse, teils durch besondere politische Verhältnisse, endlich durch die Vorliebe der Fürsten zu dieser Bedeutung gelangten, als solche eine starke Anziehungskraft auch für den Verkehr äusserten und meist zu wichtigen inneren Knotenpunkten emporwuchsen. Zu ihnen gehören z. B. Hannover, Braunschweig, Berlin.

Berlin ist ein treffliches Beispiel dafür, wie der Mensch über die Ungunst der Naturbedingungen triumphiert und entlegenere Verhältnisse übermächtig an sich fesselt. Es befindet sich von Süd nach Nord zwischen dem Gebirge und dem Meere, von Südwest nach Nordost zwischen der Leipziger Bucht und Stettin, von Nordwest

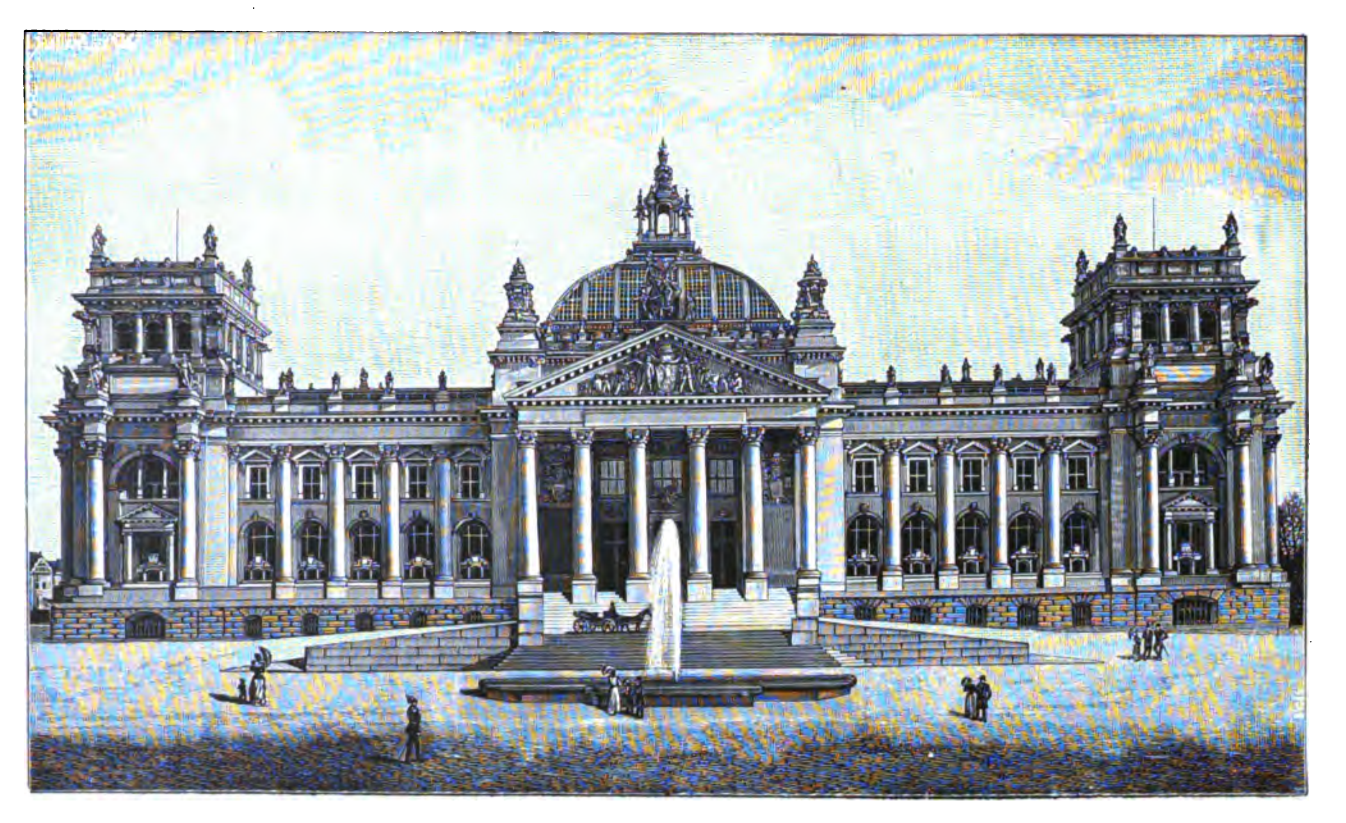


Fig. 112. Das Reichstagsgebäude in Berlin.' *Bildersch. S. 58.*

nach Südost zwischen Hamburg und Lübeck einerseits, sowie Breslau und Krakau andererseits in einer mittleren Lage. Ausserdem liegt es noch an einer nicht unbedeutenden Flussnäherung der mittleren Elbe, Oder und Weichsel, die durch dazwischen liegende Nebenflüsse und Seen mittels künstlicher Kanäle leicht vervollständigt werden konnte und der preussischen Hauptstadt auch einen lebhaften Flussverkehr gebracht hat; denn sie steht durch die Spree mit der Havel, Elbe und Nordsee in natürlicher, mit der Oder, Warthe, Weichsel und Ostsee in einer künstlichen Verbindung, die durch den Seekanal (vgl. S. 471) noch vervollständigt werden soll. Aber all diese Verhältnisse mussten erst aufgesucht, herangezogen und teilweise neu geschaffen werden, bis sie heute im Dienste der Millionenstadt stehen, die eben doch der „selbstgemachte Mann" unter den Grossstädten ist, Deutschlands Hauptplatz für Handel und Verkehr, Gewerbe und Industrie und einer der wichtigsten Plätze für Wissenschaft und Kunst.

Dem gegenüber wurde die Entstehung der See- und Flusshandelsstädte, ihr Wachstum und ihre Wichtigkeit hauptsächlich durch ihre geeignete Lage im Mündungs- und Mittelgebiete der Ströme ins Leben gerufen. Sie wurden bald als natürliche Aus- und Eingangsplätze nach und von der offenen See erkannt, denn die Flussader bot ganz von selbst einen leicht und billig zu benutzenden Handelsweg dar, auf dem die Handelserzeugnisse dem Meere und fremden Ländern zugeführt und Waren aus diesen eingeführt wurden. Indes war Ursprung und Gedeihen solcher Städte nicht notwendig unmittelbar an die Mündung des Stromes gebunden, da ja Handelsstädte nicht nur Brennpunkte für den Verkehr sind, der längs des Stromes die See und überseeische Länder aufsucht, sondern zugleich auch Mittelpunkte für das Binnenland und für die Landfracht; denn ausser dem Verkehr in der Längsrichtung des Stromes entstehen notwendig auch Handelswege, die denselben überschreiten. Die Stellen nun, wo sich die Land- und Wasserstrassen naturgemäss schneiden, sind zweifelsohne für die Anlage eines Stapelplatzes, einer Handelsstadt ganz besonders geeignet. Ausserdem lässt man die Waren gern möglichst weit ohne Umladung landeinwärts die Wasserstrasse benutzen, deshalb liegen die Häfen da, wo die Flut noch den grossen Seeschiffen das Einfahren erlaubt, oder wo sonst im Strome eine Änderung der Fahrwassertiefe eintritt. Hieraus können wir uns er-

klären, dass auch im norddeutschen Tieflande fast alle grossen Handelsplätze in einiger Entfernung vom Meere an einem grossen oder doch schiffbaren Strome bezw. an einem Meerbusen liegen. Die Städte Königsberg, Elbing, Danzig, Stettin, Lübeck, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Antwerpen, Rotterdam liefern dafür Beispiele. Fast alle diese Städte haben aber, da die unmittelbare Nähe der See immer einen grossen Reiz zur Gründung eines reinen Seehandelshauses darbietet, noch am Ausflusse des Stromes oder da, wo der enge Meerbusen sich öffnet, kleinere, nur dem Seehandel ausschliesslich gewidmete Städte: Vorhäfen, in denen die grossen Schiffe das Eintreten der Flut abwarten oder leichtern, und die auch zur Überwinterung dienen. So kennen wir Pillau als Hafenplatz für Königsberg und Elbing, Neufahrwasser für Danzig, Swinemünde für Stettin, Travemünde für Lübeck, Cuxhaven für Hamburg, Bremerhaven für Bremen. Dass der letztgenannte Hafenort so ausserordentlich schnell Bedeutung erlangte, dazu trugen allerdings in hohem Grade Ursachen geschichtlicher Art bei; insbesondere hatte Bremen in seinem Bürgermeister Smidt einen in Sorge und Mühe für das Wohl des Freistaates unermüdlichen Patrioten, dem es auch (im Jahre 1827) die Gewinnung von Bremerhaven verdankt.

Auch weiter im Inneren des Landes, am mittleren Laufe der Tieflandströme begegnen wir mehreren alten und nicht nur durch Handel und Verkehr ausgezeichneten Städten; wir finden sie vornehmlich da, wo ein erhöhtes Ufer, eine Beugung und Einengung oder Zerteilung des Stromes durch Inseln einer Ansiedlung zu einem sicheren Hafen-, Übergangs-, Brücken- und Verteidigungsplatze Vorschub leistete; ferner da, wo der Strom, durch Nebenflüsse verstärkt, eine grössere Schiffahrt gestattete, und wo solche Orte auch sonst einen natürlichen Mittelpunkt bildeten. Dies geschah besonders dort, wo Tieflandmulden sich buchtartig weit in das Bergland vorstrecken.

So ist, um wenigstens einige hervorragende Beispiele zu nennen, die in vieler Beziehung merkwürdige Oderstadt Breslau der natürliche Haupt- und Handelsort der grossen Schlesischen Bucht. Hier ist ungefähr die Mitte des Landes, hier ist der bereits seit Ratibor schiffbare Strom tragfähig für grössere Lasten, hier ist der Kreuzungspunkt der von der Nord- und Ostsee nach dem Gebiete der Donau und oberen Weichsel, nach Wien und Krakau führenden Strasse mit dem von Polen nach Böhmen ziehenden Handelswege; von den be-

lebtesten und gangbarsten Sudetenpässen liegt es in ziemlich gleicher Entfernung. Breslau ist also durch seine Lage gar geeignet zu einem Hauptknotenpunkte des Verkehrs mit dem slavischen Osten, wo dessen Erzeugnisse gegen die Waren des germanischen Mitteleuropa eingetauscht werden konnten. In ähnlicher Weise beruht auch die Bedeutung von Posen auf der Durchdringung der slavischen und deutschen Bestrebungen.



Fig. 113. Das Rathaus in Breslau. *Bildersch. S. 59.*

Wie Breslau im Osten, so erfreut sich im Westen Deutschlands an dessen wichtigstem Strom einer noch mehr bevorzugten Lage das heilige Köln. Hier, wo bereits die Ubier eine Niederlassung hatten, erbauten die Römer in richtiger Erkenntnis der vorteilhaften natürlichen Bedingungen eine Überfahrts-, Brücken-, Flusshafen-, Befestigungs- und Handelsstätte, *Colonia Agrippina.* Der daselbst etwas erhöhte und feste Rand des Rheinufers bot hinlängliche Sicherheit gegen ein verwüstendes Austreten des Stromes, und die Beugung und Spaltung des Rhein durch eine — jetzt nicht mehr vorhandene —

Insel erleichterte seine Überbrückung und die Sicherung einer Hafenanlage. Die Hindernisse, die weiter oben die Schiffahrt noch durch felsige Schranken beeinträchtigten, waren dort vollständig weggefallen; die Wasserfülle, die der Strom den Niederungen zuwälzt, erlaubte bei seiner Breite und seinem ruhigen Laufe eine grossartige Schiffahrt, und diese musste mit der Zeit um so grössere Pflege erhalten, als der Ort sich schon in der Nachbarschaft des grossen Mündungsdeltas befindet, das früh zu so hoher Geltung gelangte.

Überdies sind dort die das Flussthal weiter oben einschliessenden Hochlandschaften bereits bedeutend von demselben zurückgewichen und begleiten den Rhein nur noch in einiger Entfernung; es ist Raum geworden für einen fruchtbaren Tieflandbusen, in dessen Mittelpunkte ungefähr sich die Gegend von Köln befindet. Hierhin zu dem bequemen und nahen Rheinübergange, dessen die beiden Uferlandschaften bei ihrer wechselseitigen Bedürfnisabhängigkeit so sehr benötigt waren, zielen infolge der Thalbildung die Verkehrsbahnen aus den produkten- und industriereichen Gebirgsbezirken: rechts aus den rheinisch-westfälischen Berglandschaften, links durch die Thäler der Ardennen aus Belgien und Frankreich. Und wie die Handels- und Verkehrszüge, so strebten die Heereszüge von beiden Seiten hierhin, um sich des wichtigen Überganges zu versichern oder unter seinem Schutze an neue Unternehmungen zu gehen.

Entsprechend dieser bedeutsamen geographischen Lage nimmt der Ort auch in der Geschichte eine ausgezeichnete Stelle ein, als starke Festung und als grossartiger Verkehrs-, Handels- und Industrieplatz. Die Ansiedlung der germanischen Ubier verwandelte sich in ein römisches Standlager, dieses in eine befestigte römische Metropole Niedergermaniens, die mehrfach den Weltherrschern zum Aufenthalte diente, und diese wiederum während des Mittelalters in einen Hauptort der fränkischen Macht, in eine Hauptstation zur Verbreitung der christlichen Religion und Kultur in Niederdeutschland und zugleich in die Residenz eines mächtigen und einflussreichen geistlichen Fürsten, in einen hochwichtigen Handelsplatz, in einen lange Zeit blühenden Mittelpunkt reger Gewerbthätigkeit und eines geordneten Bürgertums voll Selbständigkeitsgefühl und edler Kunstbestrebungen. Diese brachten, von den Niederlanden her geweckt, durch die Wohlhabenheit des Ortes belebt und gehoben, herrliche Schöpfungen besonders auf dem Gebiete der Malerei und Baukunst

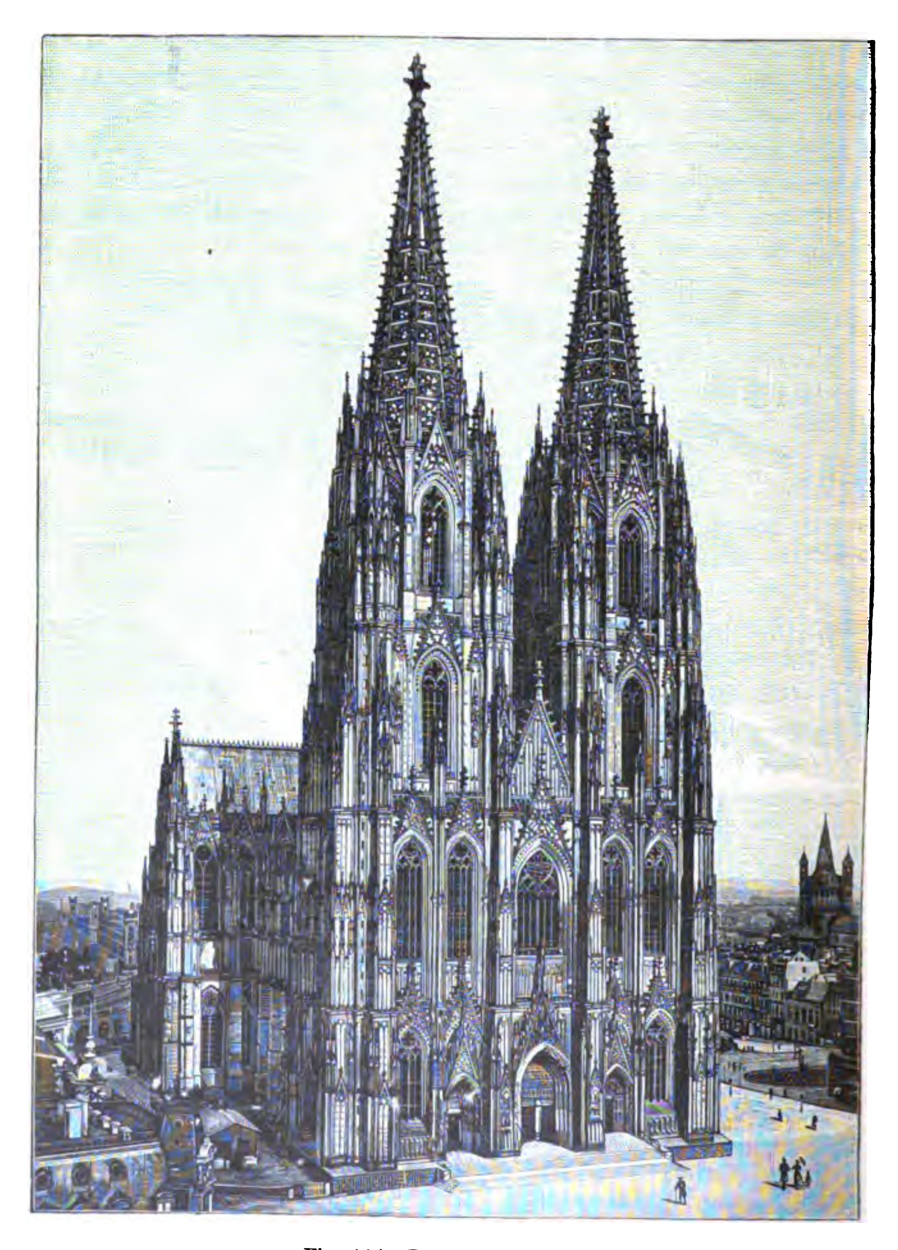


Fig. 114. Der Kölner Dom.

hervor: von ihnen giebt sein allerdings jahrhundertelang unvollendet gebliebener, nunmehr aber durch ganz Deutschlands Beihilfe in seiner stolzen Herrlichkeit vollendeter Dom das erhabenste Zeugnis. Und jetzt ist Köln wieder wie früher die reichste und bevölkertste Stadt am Niederrhein, eine Hauptfestung in der zweiten Linie unseres westlichen Verteidigungsgürtels. So besteht Köln seit zweitausend Jahren als ein wichtiger, hochgepriesener Ort, und man begreift es wohl, wenn seine Bewohner im Hinblick auf die ruhmreiche Vergangenheit und die gegenwärtige, durch die Sprengung des Wallgürtels noch beförderte Blüte ihrer Stadt auch heute noch mit Begeisterung einstimmen in ihr altes Losungswort *„Alaaf Köln!“* und ihm die Bedeutung unterlegen: „Alles von Köln! alles Leben, aller Segen von Köln!“

Fast gleichweit von Köln und Breslau entfernt und ungefähr in der Mitte des Elbgebietes liegt Magdeburg, gerade da, wo der Strom eine westliche Biegung macht, und wo ältere, feste Gebirgsschichten, deren Felsriffe im Strome selbst erkennbar sind, aus der Sand- und Lehmdecke der Ebene hervortreten. Bereits führt die Elbe den Wasserschatz von ganz Böhmen, Sachsen und Thüringen mit sich, so dass ihr von den grösseren Nebenflüssen nur noch die Havel fehlt. Zu diesem Vorzuge einer ausgezeichneten Wasserbahn, die in gleicher Richtung Landbahnen nach sich zog, gesellte sich der Vorteil, dass Magdeburg, unfern den äussersten Ausläufern des Harzes gelegen, die bequemste und nächste Verbindungslinie zwischen dem rechtselbischen Osten und dem niederrheinischen Westen herstellte, eine Linie, an der die Hauptpunkte der Niederung aufgereiht sind. Somit können wir es natürlich finden, wenn Magdeburg, ursprünglich von Karl dem Grossen als befestigte Zollstätte an Deutschlands östlichem Grenzfluss ausgewählt, schon durch Otto I. zu einem befestigten Stützpunkte für seine Unternehmungen gegen die Slaven und durch die gleichzeitige Gründung eines Erzbistums zu einer Vorkämpferin für christliche Kultur gemacht wurde. Ein überaus geordnetes Gemeinwesen in Verbindung mit der Fruchtbarkeit des linken Elbufers und dem kaufmännischen Unternehmungsgeiste seiner Bewohner liessen Magdeburg schon am Ende des Mittelalters zu hoher Blüte gelangen. Heute ist es infolge der Entwicklung der Landwirtschaft und des Maschinenbaues der Hauptplatz für Zucker und Kalisalze und eine bedeutende Fabrikstadt, während die gewaltigen, weit hinausgescho-

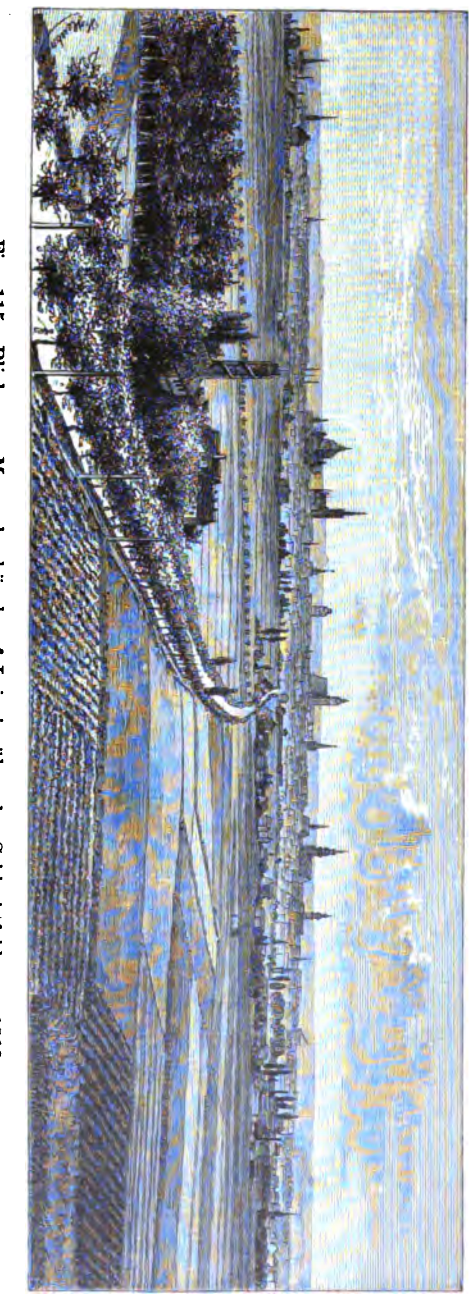


Fig. 115. Blick vom Monarchenhügel auf Leipzig über das Schlachtfeld von 1813.
Aus Lungwitz & Schröter, Landeskunde des Königreichs Sachsen.

benen Festungswerke der erweiterten Stadt dieselbe Aufgabe haben wie früher, diesen wichtigen Elb-Übergang und Deutschlands Hauptstadt zu schützen.

Noch ist eine Stadt von Niederdeutschland im mittleren Elbgebiete nicht genannt, die durch die Grossartigkeit der friedlichen, seit Jahrhunderten in ihr abgewickelten oder von ihr aus eingeleiteten Geschäfte und durch das blutige Ringen auf den Fluren ringsumher einen Weltruf behauptet und im fernen Auslande einer der bekanntesten Städtenamen Deutschlands ist. Und doch kommt ihr weder der Vorzug einer Haupt- und Residenzstadt, noch die Gunst der Lage an einem schiffbaren Strome oder an der Seeküste zu Hilfe. Welche andere Hilfe hat also Leipzig — denn nur dieser Ort kann hier gemeint sein — aufzuweisen? Ist es das fruchtbare Land ringsum, oder das Wohlwollen der sächsischen Herrscher, das fördernd eingriff, oder der thätige und klugberechnende Kaufmannsgeist seiner Handels-

herren, der sich so oft bewährte, oder endlich der Glanz der Wissenschaften, die dort eine ganz besondere Pflege fanden? Wie hoch alles dies auch anzuschlagen ist, für das Emporkommen und die fortdauernde Bedeutung der Stadt muss vor allem ihre geographische Stellung in Betracht gezogen werden.

Leipzig liegt ungefähr in der Mitte des Tieflandbusens der mittleren Elbe, der sich zwischen dem Harz, Erzgebirge und Thüringer Walde weit nach dem inneren Deutschland hineinbuchtet. Durch ihn führt von der Elbe her der kürzeste Weg aus dem östlichen Tiefland in das südwestliche Deutschland, in das Thal des Main und der oberen Donau, und in westlicher Richtung über Thüringen hin zu dem grossen Verkehrsthale des unteren Main und mittleren Rhein.

Wer ferner vom Niederrhein herkommend die Gebirge vermeiden und auf ebenen Wegen den Osten erreichen wollte, wurde gleichfalls in den Busen von Leipzig geführt. Nicht minder gelangten dorthin die Handelszüge, die aus dem Gebiete der oberen Elbe und oberen Oder dem mittleren und nordwestlichen Deutschland zustrebten. Ein solcher natürlicher Knotenpunkt von Strassen zwischen Ost und West, Süd und Nord, insbesondere zwischen dem Mittellaufe zweier so bedeutender und durch Schiffahrt von jeher so belebter Ströme, wie Rhein und Elbe, musste schlechterdings zur Geltung kommen und dem Gedeihen einer städtischen Ansiedlung überaus förderlich sein. Schon Erfurt hatte seine Grösse als Handelsplatz hauptsächlich seiner Lage an dem Hauptstrassenzuge zwischen der mittleren Elbe und dem mittleren Rhein zu verdanken; auch an den kleinen Vorsprüngen der Leipziger Bucht liegen Siedlungen, wie Weissenfels, Zeitz, Altenburg. Das noch viel freier und weit vorteilhafter gelegene Leipzig konnte ihnen um so leichter den Rang ablaufen, als die erwähnten Förderungen geschichtlicher Art hinzutraten. Die anziehende Kraft des Ortes hat sich auch in unserem Zeitalter bewährt: Leipzig ist einer der Hauptknotenpunkte des deutschen Eisenbahnnetzes geworden, und die zu neuer Lebenskraft erblühten wissenschaftlichen Institute sowie die Verlegung des Reichsgerichtes dorthin haben dem alten Messplatze neuen Glanz verliehen.

Dieselbe Wichtigkeit der Lage, welche die Waren- und Verkehrszüge in diesen Tieflandbusen lockte, führte im Laufe der Jahrhunderte auch häufig die streitgerüsteten Völker Europas hier zusammen. Leipzigs nächsten Umgebungen zusammen mit seiner entfernteren

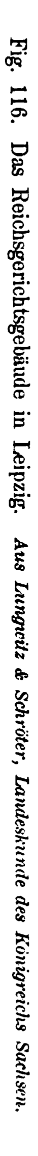


Fig. 116. Das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig. *Aus Lungwitz & Schröter, Landeskunde des Königreichs Sachsen.*

Nachbarschaft war das Geschick beschieden, eins der am meisten mit Blut getränkten grossen Schlachtfelder Deutschlands, ja ganz Europas zu werden. In diesen fruchtreichen Blachfeldern von der nahen Elbe an westwärts und an der Elster und mittleren Saale kämpfte Heinrich der Finkler mit den Magyaren bei Merseburg (933), Kaiser Heinrich IV. bei Hohenmölsen an der Elster mit seinem Gegenkönige Rudolf (1080), Kaiser Karl V. bei Mühlberg mit dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich (1547), Gustav Adolf mit Tilly bei Breitenfeld unweit Leipzig (1631) und mit Wallenstein bei Lützen (1632), Torstenson bei Breitenfeld mit den Sachsen (1642), Friedrich der Grosse mit den Franzosen bei Rossbach (1757) und mit den Österreichern bei Torgau (1760), Napoleon mit den Preussen bei Jena und Auerstädt (1806), endlich die Streitmacht der Verbündeten im Befreiungskriege (1813) mit den Franzosen bei Grossgörschen und Lützen, bei Wartenburg und rings um Leipzig bei den Ortschaften Möckern, Reudnitz, Paunsdorf, Probstheida, Liebertwolkwitz, Wachau, Markkleeberg, Dölitz und Connewitz.

* * *

Wir haben unsere Wanderung durch das deutsche Land von den Alpenketten bis zum Nordgestade vollendet und seine Gestalt mit der Geschichte und dem Leben seiner Bewohner in Verbindung zu bringen gesucht. Nicht auf den Rahmen der politischen Grenzen haben wir unsere Betrachtungen beschränkt, vielmehr haben wir unsere Blicke auch über jene Gebiete schweifen lassen, die, wenn auch staatlich nicht mehr mit dem Deutschen Reiche vereinigt, doch durch die Bodenform, durch ihre einstige Zugehörigkeit zum deutschen Bruderstamme, durch Sprache, Sitten und Anschauungsweise mit unserem Vaterlande in inniger Verbindung stehen; kurz, wir haben das ganze Gebiet in den Kreis unserer Betrachtung hineingezogen, „soweit die deutsche Zunge klingt“: es ist ein herrliches Land, das deutsche Land, unser Vaterland!

Litteraturverzeichnis.

Ausland, das. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde.
Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
Hofkalender, Gothaischer genealogischer, nebst diplomatisch-statist. Jahrbuch.
Jahrbuch, Geographisches. Begründet durch E. Behm.
— der königlich preussischen geologischen Landesanstalt und Bergakademie.
— Statistisches, für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom kaiserl. statist. Amt.
Natur, die. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnis und Naturanschauung für Leser aller Stände.
Petermanns, Dr. A., Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.
Statistik des Deutschen Reichs. Herausgegeben vom kaiserl. statist. Amt.
Zeitschrift des D.-Ö. Alpenvereins.
— Geographische. Herausgegeben von A. Hettner.

Allmers, H., Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe.
Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung. Hrsg. von A. Kirchhoff.
Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern.
Berlepsch, H. A. v., Die Alpen, in Natur- und Lebensbildern dargestellt.
Brückner, Ed., Die feste Erdrinde und ihre Formen. Ein Abriss der allgemeinen Geologie und der Morphologie der Erdoberfläche.
— Die Vergletscherung des Salzachgebietes, nebst Beobachtungen über die Eiszeit in der Schweiz.
Cotta, B. v., Die Alpen.
Credner, Herm., Elemente der Geologie.
Dechen, H. v., Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reiche.
Delitsch, O., Deutschlands Oberflächenform. Versuch einer übersichtlichen Darstellung auf orographischer und geologischer Grundlage zu leichterer Orientierung im deutschen Vaterlande.
Desor, E., Der Gebirgsbau der Alpen.
Dorenwell, K., und A. Hummel, Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten.
Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preussen und den Thüringischen Staaten.
Fischer, P. D., Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.
Fontane, Th., Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 4 Bände.
Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Hrsg. von A. Kirchhoff.
Fraas, E., Scenerie der Alpen.
Fritsch, K. v., Allgemeine Geologie.
Geinitz, E., Die Endmoränen Mecklenburgs.
Geistbeck, A., Die Seen der deutschen Alpen. Eine geographische Monographie.
Gottsche, C., Die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holsteins.
Grube, A. W., Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde.
Heim, A., Handbuch der Gletscherkunde.
Holzapfel, E., Das Rheinthal von Bingerbrück bis Lahnstein.

Jensen, C., Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen sonst und jetzt.
Jensen, W., Der Schwarzwald.
Kaden, W., Durchs Schweizerland.
Kohl, J. G., Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein.
— Nordwestdeutsche Skizzen. 2 Bände.
— Reisen in Deutschland. 2 Bände.
— Der Rhein. 2 Bände.
— Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche.
Kretschmer, A., Deutsche Volkstrachten.
Kriegk, G. L., Schriften zur allgemeinen Erdkunde.
Land und Volk, Unser deutsches. Herausgegeben von F. v. Köppen, v. Klöden und Richter.
Länderkunde von Europa, herausgegeben von A. Kirchhoff.
Lepsius, Rich., Geologie von Deutschland und den angrenzenden Gebieten.
— Geologische Karte des Deutschen Reichs in 27 Blättern.
Mendelssohn, G. B., Das germanische Europa. Zur geschichtlichen Erdkunde.
Müller, H. F., Die deutschen Stämme und ihre Fürsten.
Neumann, Ludwig, Der Schwarzwald in Wort und Bild.
Neumayr, M., Erdgeschichte.
Noé, H., Deutsches Alpenbuch. 2 Bände.
— Brennerbuch.
— Elsass-Lothringen.
Osenbrüggen, E., Wanderstudien aus der Schweiz. Fortgeführt von E. Buss.
Partsch, J., Die Gletscher der Vorzeit in den Karpathen und den Mittelgebirgen Deutschlands, nach fremden und eigenen Beobachtungen dargestellt.
— Schlesien. Landeskunde für das deutsche Volk, auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet. 1. Teil. Das ganze Land.
— Die Vergletscherung des Riesengebirges zur Eiszeit.
Penck, A., Morphologie der Erdoberfläche.
Peters, K. F., Die Donau und ihr Gebiet.
Pfaff, F., Die Gletscher der Alpen, ihre Bewegung und Wirkung.
Ratzel, Frdr., Anthropogeographie. 2 Bände.
— Die Vorgeschichte des europäischen Menschen.
Regel, Fr., Thüringen.
Richter, E., Die Gletscher der Ostalpen.
Riehl, W. H., Land und Leute.
Roon, A. v., Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde.
Schaubach, A., Die deutschen Alpen.
Schleswig-Holstein meerumschlungen, in Wort und Bild. Herausgegeben von H. Haas, H. Krumm und F. Stoltenberg.
Schücking, L., und F. Freiligrath, Das malerische und romantische Westfalen.
Sokolow, N. A., Die Dünen. Bildung, Entwicklung und innerer Bau.
Sonklar, C. v., Orographie und Topographie. Hydrographie, Gletscherwesen. — Kurze Anleitung zu geolog. Beobachtungen in den Alpen von C. W. Gümbel.
Studer, G., Über Eis und Schnee. Die höchsten Gipfel der Schweiz und die Geschichte ihrer Besteigung.
Ule, W., Tiefenkarten einiger Masurischer Seen.
Tschudi, J. v., Das Tierleben der Alpenwelt.

Verzeichnis der Abbildungen.

Die Buchstaben G. B., beziehentlich die Abkürzung Bildersch., welche bei einem Teile der Abbildungen vorkommen, bedeuten, dass dieselben Ferdinand Hirts Geographischen Bildertafeln oder Ferdinand Hirts Bilderschatz entnommen worden sind, auf welche als Nachschlagewerke besonders hingewiesen sei. Die ohne Hinweise auftretenden Abbildungen wurden für das vorliegende Werk neu angefertigt.

Karten und Tafeln in Farbendruck.

Gesamtübersicht der Figuren in Schwarzdruck.

Register.



